Die Grenzboten

)902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Dei Sub Numine Viget

Princeton University.

Printed in Germany

Digitized by Google

Digitized by Google

Inventarisirt im Bücherkatalog
d. Bibliothek d. Kl. Stat. Intendantur
unter: IV. 218

Die

Grenzboten

Zeitschrift

für

Politik, Litteratur und Kunst

58. Jahrgang

Drittes Vierteljahr

Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow
1899

Digitized by Google

(RECAP)

0902
.407
Jahrs 59
pt.3
1899

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1899. Drittes Vierteljahr

Politik, Kolonialwesen, Geschichte

Volkswirtschaft, Rechtspflege, Unterricht

Litteratur und Kunst

Verschiednes

Maßgebliches und Unmaßgebliches

612005

Digitized by Google

Litteratur

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größern Aufsätzen behandelt worden)

Digitized by Google



Möglichkeiten und Notwendigkeiten der auswärtigen Politik Deutschlands

Weltgeschichtliche Wandlungen vollziehen sich mit einer Schnelligkeit, die die Zeitgenossen so überrascht, daß sie, die vom Flusse der Ereignisse getragen werden, erst nach längerer Zeit gewahr werden, welche Wege die Entwicklung eingeschlagen und wie große Strecken sie schon zurückgelegt hat. Mit Staunen werden sie dann inne, daß sie sich gewöhnen müssen, die Blicke auf neue Ziele zu richten. Große Probleme, an deren Lösung ein Volk jahrzehntelang seine Willenskraft und Fähigkeit gesetzt hat, scheinen plötzlich zu versinken, neue gewaltige Aufgaben, an die früher selbst der politische Wagemut nur schüchtern herantrat, tauchen fast unvermittelt auf und fordern die Einsicht, die Opferwilligkeit und Thatkraft der Nation heraus. Wir stehen an der Jahrhundertswende mitten in einer solchen Wandlung des Ganges der Weltgeschichte: „Tönend wird für Geistesohren schon der neue Tag geboren!" Die europäische Politik wird verdrängt durch die Weltpolitik, an der Schwelle einer neuen Zeit öffnet sich die Pforte ein wenig und eröffnet den Blick in unermeßliche Fernen und Weiten.

Die Einheitsbestrebungen des deutschen und des italienischen Volks hatten bisher der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihren Stempel aufgedrückt. Die Auseinandersetzungen Deutschlands mit Österreich und mit Frankreich, die Bildung des italienischen Nationalstaats gegen Österreich mit Hilfe Frankreichs, die äußere Befestigung des mit blutigen Opfern Errungnen im Dreibund, dem sich dann der russisch-französische Zweibund gegenüberstellte — dies hatte bis in die jüngste Vergangenheit den Gang der internationalen Politik bestimmt. Auf dem Festlande Europa schien endlich ein stabiles Gleichgewicht hergestellt zu sein, das ernstlich zu stören im Westen und vielleicht im Osten wohl der

Digitized by Google

böse Wunsch vorhanden war, aber nicht die Entschlossenheit, die nicht vor den unabsehbaren Folgen der Entscheidung zurückschreckt. So schien die Zeit des innern Ausbaus gekommen. Aber unversehens sah man sich einer gänzlich veränderten Situation gegenüber. In England wurde die Anwandlung eines Kleinbritanniens ohne Kolonien rasch und ungestüm von einem weltumspannenden Imperialismus verjagt. Rußland wandte sich vom Westen ab und schob sich mächtig nach dem Osten vor. Der Sieg Japans gegen China hat in Ostasien eine neue Großmacht zur See geschaffen. Frankreich hat sich in Afrika und Asien ein ungeheures Kolonialreich erworben. Die Vereinigten Staaten von Amerika treten ganz unvermittelt, mit einem Schlage als bestimmend in die internationale Politik ein. Europa ist nicht mehr allein das Schachbrett, auf dem die Staatsmänner im Frieden und im Krieg Partien gewinnen oder verlieren; die Szene hat sich erweitert: die ganze bewohnte Erde ist der Schauplatz geworden, auf dem sich nun die großen Entscheidungen der Weltgeschichte vorbereiten und vollziehen.

Diese neue Epoche wird ebenso durch das Streben nach Weltherrschaft wie nach Weltwirtschaft bestimmt; der Kampf geht ebenso um die Märkte wie um die Macht. Sehr nüchterne kaufmännische Erwägungen spielen hier keine mindere Rolle als der dunkle Drang der Volksseele. Es ist doch in hohem Maße bedeutungsvoll, daß es gerade die beiden Nationen, die für die nüchternsten, berechnendsten im ökonomischen Leben gelten, die Engländer und die Amerikaner sind, bei denen sich jetzt der Expansionsdrang am stürmischsten äußert, ganz offenbar getragen von dem Willen der Massen, der oft die Neigung der Regierungen meistert. Wie ein ungestümer Trieb, ein unfehlbarer Instinkt, der jahrelang schlummert, dann aber mit unwiderstehlicher Gewalt hervorbricht, sitzt es in diesen Völkern; während in Rußland und Frankreich die enormen Kolonialreiche weit mehr aus kühlen Kalkulationen der Kabinette herausgewachsen sind als aus wirtschaftlichen Gründen, ist in England jedermann ohne Unterschied des Stands, des Berufs und der Partei von der Überzeugung durchdrungen, daß Handel und Industrie gesicherter Absatzmärkte bedürfen, und freut sich Jungamerika impulsiv der Weltmachtstellung. Man mag vom Standpunkte der Ethik, der Kultur zu dieser Entwicklung stehen, wie man will, sie loben oder verdammen — man muß sie als eine unwiderrufliche Thatsache anerkennen, mit ihr rechnen, aus ihr für das eigne Volk die Folgerungen ziehen.

Und diese können nur lauten, daß sich Deutschland diesen neuen Problemen gar nicht entziehen kann, wenn es nicht blind oder leichtfertig seine Zukunft in die Schanze schlagen will. Das Deutsche Reich ist schon jetzt keine Kontinentalmacht mehr, sondern mit tausend Fäden in die Weltinteressen verflochten. Millionen unsrer Landsleute sind ausgewandert, haben den innern Zusammenhang mit der Heimat verloren und fremde Staatswesen jenseits des

Digitized by Google

Weltmeeres befruchtet. Aber nach Hunderttausenden zählen die deutschen Reichsbürger, die an den Küsten aller Ozeane, in allen Weltteilen sitzen und erfolgreich als Pioniere deutscher Art, deutscher Wirtschaft und deutschen Ansehens für sich und für das Vaterland wirken, nach Milliarden die im Auslande angelegten deutschen Kapitalien. So bescheiden unsre Kolonien in Afrika, Asien, im australischen Archipel sind — sie sind doch Stützpunkte unsrer Macht, Träger mancher Hoffnungen, und die Wahrung und Förderung ihrer Interessen verflicht uns jetzt schon unlöslich in die internationale Weltpolitik. Selbst wenn es gelingen sollte, dereinst unser Volk ausschließlich mit deutschem Getreide, deutschem Fleisch zu ernähren, so bedürfen wir doch einer enormen Einfuhr an Rohstoffen für Industrie und Gewerbe, die bei uns nicht wachsen, damit die riesig anschwellende Bevölkerung Arbeit, Lohn und Brot finde. Und diese Einfuhr an Rohstoffen, zu denen noch die tropischen Produkte für unsre Lebensführung treten, muß doch wieder mit ausgeführten Waren, Erzeugnissen des Gewerbes und der Landwirtschaft bezahlt werden. Der deutsche Handel, die deutsche Schiffahrt sind die zweitgrößten in der Welt, nur England ist uns voraus, aber nirgends als in London weiß man besser, wie hartnäckig der Deutsche dem Briten auf dem Weltmarkt nachrückt. Wir Deutschen sind lange genug der Kulturdünger für andre Völker gewesen, wir verlangen jetzt unsern Anteil an der Herrschaft über die Welt durch die weiße Rasse. Im kommenden Jahrhundert werden nur die Reiche Großstaaten sein, die Weltmächte sind und zu Lande wie zur See ihre Macht beweisen.

Das Deutsche Reich ist, wie Kaiser Wilhelm II. am fünfundzwanzigsten Jahrestage der Versailler Kaiserproklamation sagte, ein Weltreich geworden! Wir können gar nicht mehr zurück. Eine Politik, die als ihr Ziel hinstellte, daß wir im Frieden unsern Kohl bauen sollten, ohne uns um die Dinge draußen zu kümmern, würde unfehlbar in kürzester Frist nicht nur dahin führen, daß wir als Großmacht abdanken, sondern auch zu einer innern Verelendung und Versumpfung, die uns zur Beute mächtigerer Staaten machen müßte. Lord Salisbury hat vor kurzem das harte Wort gesprochen, daß die großen Staaten immer größer, die kleinen immer kleiner werden. Wenn das wahr ist — und wir halten es dafür —, so soll Deutschland zu den großen Reichen gehören. Schon jetzt ist der Begriff der Großmacht nicht mehr der alte: England, Rußland, Amerika, Deutschland, allenfalls noch Frankreich stehn voran, dann kommen in weitem Abstande Österreich-Ungarn und Italien; Spanien, die Türkei gehören nicht mehr in diese Kategorie, und wie rasch sich der Niedergang einer Großmacht vollziehen kann, das beweist die Geschichte dieser Länder, ebenso wie die letzten Jahre bewiesen haben, wie blitzartig schnell sich die Weltkonstellation zu völlig neuen Situationen und ungeahnten Problemen verschieben kann. Will man einen Beginn der internationalen Weltpolitik setzen, so kann man ihn in der Kongokonferenz zu Berlin von 1884/85 sehen. Aber

Digitized by Google

mit welchen Riesenschritten ist in diesen paar Jahren die Entwicklung der Dinge seitdem allen Erwartungen vorausgeeilt, die sich selbst die kühnsten Politiker damals kaum im stillen zu gestehn wagten. Die Aufteilung Afrikas vom Kap bis Kairo, vom Niger bis zum Sambesi, die Zerlegung Chinas in Interessensphären der europäischen Großmächte, die Verschärfung des englisch-russischen Gegensatzes in Asien, Amerika als ostasiatische Macht, Japan als Marinestaat, die Probleme, die die Inselgruppen des Stillen Ozeans bergen, der Kampf um die Märkte in Asien, Afrika, Südamerika — an allen diesen Vorgängen, die endlose Zukunftsperspektiven eröffnen, ist Deutschland jetzt schon beteiligt und muß es beteiligt bleiben, wenn es einen Platz an der Sonne haben will! Die Möglichkeiten werden hier zu Notwendigkeiten.

Des großen Florentiners Wort, daß die Staaten durch dieselben Mittel erhalten werden, mit denen sie gegründet worden sind, werden wir auch jederzeit für Deutschland im Auge behalten müssen. Blut und Eisen haben die deutschen Stämme zusammengeschweißt, auf dem Schlachtfelde ist das Reich gegründet, in Wehr und Waffen hat das Reich seitdem den Frieden geschirmt. Aber es ist doch eine ganz äußerliche, rein mechanische Doktrin, wenn angesichts der neuen Aufgaben, vor die unsre Politik gestellt ist, die Behauptung wiederholt wird, wir müßten auch in Zukunft die alten Wege gehn. Wenn man sich hierbei auf den Fürsten Bismarck beruft und immer wieder die Staatskunst dieses Heros gegen die jetzige Leitung der Geschäfte ausspielt, so verfällt man dabei — solange es gutgläubig und wohlmeinend geschieht — in einen Irrtum und in ein Mißverständnis. Das war ja gerade die geniale Eigentümlichkeit des ersten Reichskanzlers, daß er zwar das Ziel jederzeit fest und unverrückt im Auge behielt, daß er sich aber in den Mitteln immer den Umständen anschmiegte. Niemand war weniger doktrinär als er, niemand reicher in dem Finden von Wegen, niemand auch entschlossener in ihrer Wahl. Es ist daher ein Irrtum, wenn schlechtweg die Fortsetzung der Bismarckischen Politik als Allheilmittel für unsre auswärtigen Beziehungen angepriesen wird in dem Sinne, als wenn es sich um einfache Weiterführung eines einmal eingeschlagnen Kurses handle. Ein Mißverstehen der Verhältnisse aber liegt insofern vor, als die neuen, der Reichspolitik erwachsenen Aufgaben gerade Probleme enthalten, denen der Fürst Bismarck bei ihrem Heraufdämmern in den letzten Jahren kühl oder ablehnend gegenüberstand. Ja, wenn wir noch die Wahl hätten, ob wir bloß europäische Politik oder Weltpolitik treiben wollten! Aber wir werden — ob mit oder gegen unsre Wünsche — durch den Zwang eherner Notwendigkeiten in die Bahnen der internationalen Weltpolitik hineingerissen, wir haben gar nicht mehr die Möglichkeit, uns auf das Festland zu bescheiden. Fürst Bismarck aber war der staatsmännische Beherrscher Europas, hier hat er seine unsterblichen Triumphe errungen, hier hat er auch seine Grenzen gefunden. Auch der größte Sohn des Jahrhunderts

Digitized by Google

bleibt ein Sohn seiner Zeit. Ihm war die Bedeutung der Seeherrschaft und der Seegeltung für Deutschland verschlossen, er hat vor weltpolitischen Plänen als vor einer Abenteurer- und Prestigepolitik gewarnt, die Kriegsflotte als Machtmittel hat er kaum anerkannt, sein politisches Testament, die „Gedanken und Erinnerungen" enthalten von der Marine, von den Kolonien, von der Verflechtung in die Weltwirtschaft und von deutscher Überseepolitik kaum ein Wort. Darin soll nicht der Schatten eines Vorwurfs liegen. Der Gründer des Deutschen Reichs hat ein so gewaltiges Tagewerk vollbracht, daß sein Lebensabend den Pflichten der kommenden Zeit fern und fremd gegenüberstand. Aber in seinem Geiste heißt es handeln, wenn man auch mit neuen Mitteln für die Größe, Macht und Wohlfahrt des Reichs arbeitet, wie das neue Jahrhundert es fordert.

Glücklicherweise ist die Erkenntnis von der Bedeutung der Seegeltung Deutschlands und des einzigen Instruments, sie zu erlangen und zu behaupten, einer starken Kriegsflotte, doch schon in sehr weite Kreise gedrungen. Es ist eine That Kaiser Wilhelms II., die in ihrer ganzen Tragweite erst in späterer Zeit von der Geschichte gewürdigt werden wird, daß sein Blick zuerst die Wandlung von der europäischen zur Weltpolitik erkannte und seine rastlose Energie scharf und bestimmt daraus die praktischen Folgen zog. Unermüdlich war er als Erzieher der Deutschen für den Flottengedanken thätig. Und als das Flottengesetz 1897 an den Reichstag kam, war der Boden schon gelockert und empfänglich. Die parlamentarischen Verhandlungen, eine starke, vornehmlich von den Gebildeten getragne Bewegung in der Nation, eine rührige Propaganda in Wort und Schrift, Vereine und Versammlungen haben dieses Werk der Erziehung und Aufklärung aufgenommen und mit Erfolg fortgesetzt. Nur politische Mumienhaftigkeit und radikale Verranntheit verschließen sich heute noch der Thatsache, daß die Annahme des Marinegesetzes eine Notwendigkeit für unsre Existenz als Reich und Volk war. Aber andrerseits ist doch nicht zu leugnen, daß selbst Wohlmeinende — breite Schichten der Bevölkerung sowohl als sogar führende Politiker — noch weit davon entfernt sind, den wahren Stand der Dinge und die unausbleibliche Richtung der Entwicklung so scharf zu erfassen, daß sie sich auch mit ihren Ansichten über die Art und Weise, wie den Notwendigkeiten und den Möglichkeiten zu begegnen ist, den neuen Aufgaben anpassen. Wir stecken mit unsern politischen Anschauungen noch vielfach und jedenfalls viel zu tief in der Zeit der Festlandspolitik, wo ein starkes Heer allein die ultima ratio war, wenn die friedlichen Mittel der Staatskunst versagten. Von der vollen Bedeutung der Flotte für das Reich als Groß- und Weltmacht haben sehr weite Kreise noch kaum eine Ahnung.

Namentlich begegnet uns dieses Verharren in alten und überlebten Traditionen bei der Erörterung von Bündnissen Deutschlands mit andern Mächten. Gerade hier aber ist scharf zwischen Festlandspolitik und Über-

Digitized by Google

seepolitik zu scheiden. Der Dreibund ist eine Allianz zur Abwehr feindlicher Angriffe in ganz bestimmten Fällen. Schutz gewährt er dem Deutschen Reiche nur in gewissen Verwicklungen, die sich im wesentlichen auf dem Kontinente vollziehen. Wenn Deutschland einen Krieg mit zwei Fronten nach Osten und Westen zu bestehn haben sollte, so wird seine Landmacht durch die Armeen von Österreich-Ungarn und Italien eine gewaltige Verstärkung erfahren. Zur See aber wird es auf die eigne Kraft angewiesen sein; denn die Flotte des Donaureichs fällt kaum mehr ins Gewicht, und die italienische Marine wird durch einen Teil der französischen festgelegt werden. So hat die deutsche Flotte allein dann die weitgespannten Küsten der Ost- und der Nordsee gegen die russischen und französischen Panzer und Kreuzer zu schützen vor Landungen, Beschießungen, Blockade und Verkehrsunterbindung. Unsre Flotte wird sich aber selbst nach Ablauf des Flottengesetzes kaum an Stärke mit der russischen, geschweige denn mit der französisch-russischen Kriegsmarine messen können. Also selbst für den Fall eines ganz überwiegend zu Lande geführten Kriegs wird Deutschland die Schwäche seiner Rüstung zur See teuer büßen müssen. Sogar wenn die Entscheidung auf dem Boden des alten Europa ausgekämpft wird, muß im Zukunftskriege der Flotte eine unendlich viel wichtigere Rolle zufallen als bisher, wo die Festlandsmächte eben kaum über eine nennenswerte Seemacht verfügten oder diese, wie 1870 bei den Franzosen, im Kriegsfalle nicht in aktionsfähigem Zustande war.

Allein bei der Flotte aber liegt die Entscheidung in einem Kriege mit England oder den Vereinigten Staaten oder Japan. Denn es ist ganz unmöglich, vor der Vernichtung der feindlichen Marine und vor der Erlangung unangefochtner Seeherrschaft den Krieg durch Landungstruppen in Feindesland zu tragen. Und die Seeherrschaft ist weder durch einen guerre de course, so lästig er dem Handel auch werden mag, noch durch listige Handstreiche zu erringen, sondern allein in offner Schlacht durch die Wucht der Machtmittel, die sich in Geschütz und Panzer konzentrieren.

Indessen die Betrachtung von Kriegsmöglichkeiten mag auf sich beruhen bleiben. Unsre Rüstungen zu Lande und zu Wasser sollen ja nicht dem Angriff, sondern der Verteidigung dienen, und wir machen die Verteidigung deshalb so stark, daß andre Staaten vor dem Angriff zurückscheuen. Auch hier wird demnach, angesichts der gewaltigen Vermehrung der Kriegsmarine in den Großmächten England, Rußland, Frankreich, Amerika, der deutschen Flotte eine ganz andre Bedeutung im Interesse der Wahrung des Friedens zukommen als bisher. Tritt Deutschland mit einer bedeutenden Seegeltung in die Weltpolitik an, so werden die großen Seemächte mit ihm rechnen müssen; seine Bündnisfähigkeit in den entscheidenden Weltaktionen wächst, nicht die Landarmee, sondern die Flotte läßt in überseeischen Konflikten ein Bündnis mit dem Deutschen Reiche den übrigen Weltmächten begehrenswert erscheinen.

Digitized by Google

Man denke an die große, schicksalsschwere Entscheidung zwischen England und Rußland! Dem Zarenreiche wird Deutschland dann ein wertvoller Bundesgenosse sein, wenn es Rußland zur See mit Aufbietung einer starken Flotte beistehn kann; denn es ist doch ganz ausgeschlossen, daß unser Landheer jemals Seite an Seite mit den Russen in Asien gegen England kämpfen wird. Haben wir aber nur eine schwache Flotte, so kann Großbritannien uns vor die Alternative zwingen, entweder in den Landkrieg gegen Rußland einzutreten, oder durch Blockade, Küstenzerstörung und Kolonialniederlagen in schwerste Bedrängnis zu geraten. Nur wenn wir zur See formidabel sind, wie es einst die Stadt Emden von Friedrich dem Großen verlangte, wird uns die britische Politik, deren Kennzeichen die äußerste Rücksichtslosigkeit gegen die Schwachen ist, respektieren. Eine starke Kriegsmarine Deutschlands kann vielleicht einmal das Zünglein an der Wage weltenschwerer Geschicke werden: sie allein gewährt uns auf die Dauer die Möglichkeit einer Option zwischen London und St. Petersburg, ja sie sichert die Erhaltung des Weltfriedens, den wir dann gewissermaßen diktieren können. Nur eine starke Flotte kann uns dereinst, wenn überhaupt je, den Ausgleich mit Frankreich verschaffen, das vor kurzem, im Gefühl seiner maritimen Schwäche ein Faschoda, ein Maskat hat erleiden müssen von dem Meere beherrschenden Britannien. Daß wir für Amerika und für Japan nur als Seemacht Wert als Freund oder Gegner haben, bedarf keines Wortes weiter.

Die selbstverständliche These, daß man Seemächte nur als Seemacht bekämpfen und besiegen kann, hat unlängst zu einem Vorschlage geführt, der aus einer richtigen Voraussetzung zu höchst bedenklichen Schlüssen leitet. Noch brannte in Frankreich die Demütigung von Faschoda, noch bebte in Deutschland die Entrüstung wegen Samoas nach. Wie aber der Übermacht Englands, wie der Anmaßung Amerikas wirksam begegnen? „Vereint sind auch die Schwachen mächtig," und so tauchte der Gedanke einer Seeunion Europas gegen England-Amerika auf. Er ist in agrarischen Kreisen erörtert worden, das Organ des „Bundes der Landwirte" hat ihn veröffentlicht, und wenn es auch sofort selbst starke Zweifel an der Ausführbarkeit des Planes geäußert hat, so nahmen doch seine weiter daran geknüpften Erörterungen eine Wendung, daß eine kritische Beleuchtung der „Seeunion des festländischen Europas als Garantie des Weltfriedens" angezeigt erscheint, um zu verhüten, daß derartige Utopien in die Gedankenwelt weiterer Kreise Einlaß finden und so die Entwicklung gesunder Anschauungen erschweren oder zerstören. Gerade weil das Projekt von einem offenbar patriotisch fühlenden und den Seeinteressen Deutschlands wohlgesinnten Manne herrührt, ist es notwendig, seine völlige Haltlosigkeit und Gefährlichkeit zu erweisen — haltlos, weil es undurchführbar ist, gefährlich, weil es vom richtigen Wege ablenkt. Der Ideengang des „Seeunionisten" ist etwa folgender:

Digitized by Google

Der Realpolitiker, der dem Frieden dienen will, beherzigt den alten Erfahrungssatz, daß man schlagfertig bleiben muß, wenn man Frieden haben will. Bewaffnete Koalitionen können nicht nur zur Kriegführung, sondern auch zur Friedenserhaltung dienen. Der Dreibund und der Zweibund sind ausgesprochne Mittel zur Bewahrung des Friedens geworden. Unter ihrem Einfluß ist das Friedensbedürfnis des festländischen Europas gewachsen. Die wirtschaftlichen Interessen, die Frage nach Absatzgebieten für Waren und Menschen beherrschen heute das Feld. Die Überseepolitik hat die beschränkte nachbarliche Eifersuchtspolitik abgelöst. Ein Krieg zwischen den festländischen Nachbarstaaten scheint heute fast undenkbar; selbst der Sieger fürchtet die unwiderbringlichen Einbußen auf wirtschaftlichem Gebiete, er kann in seinen Machtmitteln so geschwächt sein, daß er sein Kolonialgebiet gegen einen habsüchtigen Dritten nicht zu schützen vermag. Jedenfalls würde ein festländischer Krieg die gesamten Interessen Europas schwächen, damit aber die Seemacht Englands und Amerikas stärken. Mit Ausnahme Rußlands, das dank seiner festländischen Wachstumsmöglichkeit nicht nach außen zu schauen braucht, sind die europäischen Staaten für die Ausbreitung ihrer Nationalität auf das Meer angewiesen. Die wirtschaftliche Ausschließungspolitik, die England und Amerika treiben, führt indessen für das festländische Europa eine Erschwerung seines Absatzes und damit seiner Existenz herbei. Schon aus diesem Grunde sollte sich das ganze festländische Europa gegen England und Amerika, die ihm das materielle Dasein erschweren, zur Wehre setzen: „Dazu ist weiter nichts nötig, als daß Europa einig ist, und Europa kann einig sein, es hat absolut die gleichen Interessen." Warum gründet Europa nicht eine Flottenunion? Hätten wir sie, so hätte Spanien nicht seine Kolonien verloren, Frankreich nicht sein Faschoda, Deutschland nicht Samoa erlebt. Zu dieser Flottenunion kann der größte wie der kleinste Festlandstaat beitragen, jeder hat den Nutzen davon. Eifersüchteleien sind natürlich nicht am Platz, die verschiednen Differenzen könnten und müßten gegenüber der gemeinsamen Gefahr verschwinden, unsern Kolonialbesitz können wir uns gegenseitig garantieren. „Haben wir eine festländisch-europäische Flottenunion, so ist uns europäischen Kolonialmächten manche Sorge abgenommen, und wir brauchen unsern Marineetat nicht ins Unmögliche zu steigern." Eine Machtentfaltung zu unsern Ungunsten zu verhindern, ist die Flottenunion jederzeit imstande. Sie ist aber auch die beste Garantie des Weltfriedens. Denn England wird sich dann sagen, daß es in einem Kampf mit der europäischen Unionflotte verloren ist: „Sobald seine Schiffe durch die Unionsschiffe beschäftigt sind, erfolgt die Landung europäischer Truppen mittels schnellfahrender Transportdampfer, und dann — ade England!" Der Artikel schließt mit den Worten: „Früher oder später wird der Zwang der Notwendigkeit die festländisch europäischen Staaten zusammenschweißen; je eher es geschieht, um so größer ist der Vorteil. Einem England und einem Zukunftsriesen Amerika gegenüber hilft nur eine europäische Union!"

Wenn je das Wort: „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen!" — am Platze war, so ist es derartigen Hirngespinsten gegenüber. Wir verlieren nicht viel Zeit über der Erwägung, ob das festländische Europa jemals im Sinne dieses Vorschlags einig werden kann. Vermutlich erst dann, wenn die Zeiten des Paradieses wiederkehren, wo die Pardel bei den Böcken wohnen. Jedenfalls haben selbst mehr als fünfundzwanzig Jahre ununterbrochnen Friedens keine Aussicht auf die

Digitized by Google

Möglichkeit einer Überbrückung der Kluft zwischen Deutschland und Frankreich gezeigt. Beider Länder Regierungen haben freilich wiederholt in einzelnen Fällen eine Gleichartigkeit ihrer Kolonialinteressen anerkannt und bewiesen. Aber es braucht nur an die seit einiger Zeit bekannt gewordne Thatsache erinnert zu werden, daß Frankreich Anfang 1896, als die Transvaaldepesche des Kaisers Wilhelm die Engländer in ein thörichtes Fieber der Entrüstung versetzte, sofort in London seine Unterstützung anbot, falls es zu kriegerischen Ereignissen kommen sollte, während Rußland kühl erklärte, die Angelegenheit berühre es nicht im mindesten. Damals hätte ein geschlossenes und energisches Auftreten des Kontinents gegen England, das überdies in allerlei stachlige Zwistigkeiten mit den Vereinigten Staaten verstrickt war, einen neuen Abschnitt der Weltgeschichte einleiten können. Was aber in jenen Tagen, wo die Entscheidung auf des Messers Schneide — viel mehr, als man zur Zeit in weitern Kreisen geahnt hat — lag, versäumt worden ist, das wird in absehbarer Frist nicht wiederkehren. Seit drei Jahrzehnten, kann man sagen, wird der Gedanke eines mitteleuropäischen Zollbündnisses mit Schranken gegen die geschlossenen Wirtschaftsgebiete Amerika und Großbritannien erörtert. Verschwindet er heute von der Tagesordnung, so ruft ihn morgen ein neuer handelspolitischer Übergriff Amerikas oder ein neuer Ausbruch der Imperial Policy Englands wieder ins Leben. Und ist das Projekt jetzt auch nur um Haaresbreite der Verwirklichung näher gerückt, als bei seinem ersten Auftauchen?

Aber selbst wenn das Unwahrscheinliche Ereignis geworden wäre, wenn sich die festländischen Staaten Europas samt und sonders zu einem Schutz- und Trutzbündnis gegen England und die Union vereinigt hätten, so lägen in der Seeunion selbst so große technische, taktische und strategische Schwierigkeiten, daß sie im Kriegsfalle eine grausame Enttäuschung bereiten würde. Eine Flotte besteht nicht aus einem beliebigen Haufen verschiedner Schiffe, sondern sie ist ein höchst kunstvoller, sinnreich erdachter, kraftvoll regierter, einheitlichem Willen gehorchender Mechanismus. Jede Kriegsmarine hat ihre eignen Prinzipien für Bau, Panzerung und Armierung ihrer Schiffe, für ihr Offizierkorps und ihre Bemannung, für ihre taktischen Verbände und für ihr strategisches Vorgehen. Wir können es uns hier ersparen, auf eine objektive Würdigung dieser Grundsätze einzugehn, sie zu vergleichen und gegen einander abzuschätzen. Es genügt, daß sie bestehn, und daß diese Folgen einer historischen Entwicklung nicht durch eine Seeunion von heut auf morgen beseitigt werden können. Im Gegenteil, die Kriegsflotte des vereinigten Kontinents würde ein höchst buntscheckiges Konglomerat von ganz verschiedenartigen Teilen sein, die nun und nimmer dem Drucke einer Hand gehorchen würden, selbst wenn es gelänge, ein einziges Oberkommando für sie einzusetzen. Demgegenüber aber steht die englische Marine, eine geschlossene, in sich gefestete, nach außen einheitlich gegliederte Organisation, in die Schiffe und Kanonen, Offi-

ziere und Mannschaft nach erprobten Erfahrungen eingefügt sind, mit einer leitenden Spitze, mit voller Beherrschung der Technik und Taktik und mit klarem Bewußtsein über die strategischen Notwendigkeiten.

Wenn der Kampf zwischen Großbritannien und dem ganzen europäischen Kontinente bestünde, hätte England mit Ausnahme von Ostasien überall sonst die Hände frei; es könnte seine Flotte aus allen Weltgegenden in die europäischen Gewässer des Atlantik werfen, und selbst wenn die europäische Seeunion über mehr Schiffe und Geschütze verfügen sollte, wäre diese rudis indigestaque moles an Schlagkraft und Zielsicherheit viel schwächer als die britische Seestreitmacht. Von der Eventualität einer Landung auf dem Boden des Vereinigten Königreichs — die ein „Ade!“ für England bedeuten könnte — würde jedoch überhaupt erst die Rede sein dürfen, wenn die englische Flotte vernichtet ist; es genügt nicht, sie zu „beschäftigen,“ um dann gewissermaßen hintenherum eine Invasion in Feindesland zu vollführen. Auch nur eine geringe Anzahl englischer Kriegsschiffe reicht hin, jeden Landungsversuch zu stören. Japan hat seine Truppen nicht eher auf das Festland von Korea zum Einbruch in die Mandschurei werfen können, als bis es nach der Schlacht am Yaluflusse die Seewege frei beherrschte. Und selbst wenn es gelänge, einige hunderttausend Mann glücklich nach England zu bringen — wozu eben auch einige hundert große Transportdampfer gleichzeitig notwendig wären —, so wären diese von der Verbindung mit der Heimat abgeschnitten und ohne sichernden Rückhalt einem erbitterten Kampfe preisgegeben, wenn nicht die Seeherrschaft in den Händen des vereinigten festländischen Europas wäre.

Wir würden, wie gesagt, bei der Kritik derartiger Projekte gar nicht verweilen, wenn nicht die Gefahr bestünde, daß dadurch das richtige Ziel unsrer Politik in den Augen der Massen verschleiert oder verrückt werden könnte. Wer unzulängliche oder unzutreffende Maßnahmen vorschlägt, dient nur den Gegnern und Feinden einer gesunden und kräftigen Entwicklung von Deutschlands Weltmacht, die auf einer starken Flotte noch mehr als auf seiner Landmacht ruht. Es ist ein Irrtum von verhängnisvoller Tragweite, wenn man glaubt, daß auch die weiseste Staatskunst ohne die entsprechenden Machtmittel die Zukunft eines großen Reiches sichern könnte. Gewiß vermag eine geschickte Hand die Steine auf dem Schachbrett in günstige Konstellation zu bringen. Man kann durch kluge Benutzung der Umstände und Personen Rivalen schaffen, denen gegenüber man die Entscheidung in der Hand hält. Man kann durch Bündnisse seine eigne Position verstärken und den Gegner isolieren. Aber am letzten Ende versagen alle diplomatischen Künste, zuletzt geht doch immer hart auf hart, und dann gilt in der Welt allein die Macht und nichts andres. Niemand hat dies mehr gewußt und hat mehr danach gehandelt als der größte Staatsmann aller Zeiten, Fürst Bismarck. Er stand fest zum Könige, als es das Schwert zu schmieden und zu schärfen galt, das für Kaiserreich und

Digitized by Google

Kaiserkrone kämpfen sollte. Dreimal durchhieb er den gordischen Knoten mit scharfem Streiche. War für ihn auch der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln, so hat doch sein Genie von Anfang an erkannt, daß ohne Blut und Eisen weltgeschichtliche Thaten nicht vollbracht werden. Er hat oft verkündet, man müsse den Krieg hinausschieben, so lange es irgend gehe, aber er hat sich und der Welt niemals verhehlt, daß der Krieg doch die ultima ratio der Diplomatie sei. Auch Bündnisse vermögen die Entscheidung um Lebensfragen der Nation nicht für alle Zeiten aus dem Bereiche der Waffen zu heben. Wer die „Gedanken und Erinnerungen" liest, wird staunen, mit welcher Skepsis der Schöpfer der deutsch-österreichischen Allianz und des Dreibunds von Bündnissen spricht; so z. B. (Band II, S. 249): „Die Haltbarkeit aller Verträge zwischen Großstaaten ist eine bedingte, sobald sie »im Kampf ums Dasein« auf die Probe gestellt wird. Keine große Nation wird je zu bewegen sein, ihr Bestehen auf dem Altar der Vertragstreue zu opfern, wenn sie gezwungen ist, zwischen beiden zu wählen. Das ultra posse nemo obligatur kann durch keine Vertragsklausel außer Kraft gesetzt werden." Darum war Anfang und Ende der Bismarckischen Politik, Deutschland-Preußen für sich allein wehrhaft zu machen. Die Waffen entscheiden über die Welt!

Auf dem Lande haben wir dieser Notwendigkeit gehorcht. Zur See stehn wir erst im Anfange des Wegs. Erkennen wir an, daß wir keine Möglichkeit haben, auf unsern Anteil an der Weltmacht und der Weltwirtschaft zu verzichten, ohne als Großstaat und Kulturvolk abzudanken, so müssen wir auch die Folgerungen ziehn und unsrer Politik das für die Entscheidung brauchbare Werkzeug liefern. Das aber ist die Kriegsflotte; diplomatische Künste und Bündnisverträge nützen uns ohne sie heutzutage, wo sich unsre Rivalen in der Welt auf starke Flotten stützen, nur wenig. Wenn ein agrarisches Blatt unlängst schrieb, es sei freilich nicht so ganz einfach, gleichzeitig im Dreibund sowie in gutem Verhältnis zum Zweibund und infolge dieses Rückhalts auch zu England zu stehn, aber es gebe bei den mannigfaltigen Beziehungen der Staaten überhaupt keine einfache Formel, sie würden immer ein hier enger, dort loser geknüpftes Netz bilden, und es komme nur darauf an, „daß unsre Diplomatie wie die Spinne in der Mitte dieses Netzes sitzt," so ist zu dieser naiven Theorie zu bemerken, daß — um im Bilde zu bleiben — auch die Spinne des Netzes umsonst inmitten sitzen würde, wenn sie nicht mit scharfem Gebiß und flinken Füßen zur Vernichtung ihrer Widersacher bewehrt wäre.

„Seitdem ein Großstaat ohne wirtschaftliche Weltinteressen undenkbar geworden ist, ist auch ein wahrer Großstaat ohne Seemacht nicht mehr zu denken." Dieses Wort Friedrich Ratzels ist in seiner epigrammatischen Kürze die wirkungsvollste Fürsprache für die Kriegsflotte. Für ihren Ausbau ist mit dem Gesetz vom 10. April 1898 eine feste Grundlage geschaffen worden. Aber dieses Fundament ist in seinen Dimensionen nach den Verhältnissen um

Digitized by Google

die Mitte des Jahres 1897 bemessen; in der Begründung wie in den Reichstagsverhandlungen ist immer wieder betont worden, daß der Flottenplan, der spätestens bis zum Schluß des Etatsjahres 1903, das ist also bis zum 31. März 1904, durchgeführt werden muß, den damals, zur Zeit der Ausarbeitung des Gesetzes geltenden Seeinteressen Deutschlands angepaßt ist. In der kurzen Spanne von kaum zwei Jahren aber haben seitdem diese Seeinteressen schon eine gewaltige Erweiterung erfahren: Unser Spezialseehandel ist von $5^3/_4$ Milliarden im Jahre 1897 auf $6^1/_3$ Milliarden im Jahre 1898 gestiegen, unser Seeschiffahrtsverkehr dehnt sich — man kann sagen — täglich nach Zahl, Wert und Größe der Schiffe wie nach Vielfältigkeit der Routen aus, die Zahl der Reichsangehörigen, die drüben im Erwerbsleben stehn, wächst ständig, die Höhe deutschen Kapitals, das in fremden Ländern angelegt ist und seine Zinsen nach der Heimat schickt, wird mit 15 bis 20 Milliarden Mark nicht übertrieben taxiert sein; unser Kolonialbesitz hat sich durch die Pachtung von Kiautschou mit der Provinz Schantung als Hinterland und den Kauf Mikronesiens — vielleicht auch durch das deutsch-englische Abkommen über Südafrika — bedeutend erweitert und stellt nunmehr an die Kriegsmarine neue und große Aufgaben. Aber nicht nur unsre Seeinteressen haben sich in dieser kurzen Zeit vergrößert und werden gewiß von Jahr zu Jahr weiter wachsen, auch die politische Konstellation hat seit Mitte des Jahres 1897 Verschiebungen erfahren, die die Bedeutung der Seemacht recht eindringlich einschärfen.

Vor allem hat der Ausgang des spanisch-amerikanischen Kriegs in den Vereinigten Staaten eine Großmacht ersten Ranges in die Weltpolitik verflochten. Die Kehrseite der Monroedoktrin, daß, wenn Amerika für die Amerikaner sei, Amerika sich auch auf Amerika beschränke, gilt nicht mehr: die Union spricht nun ein Wort mit in allen Welthändeln, und sie ist mit Eifer und Nachdruck bedacht, das Instrument ihrer Politik, die Kriegsflotte zu verstärken. In Großbritannien hat der Imperialismus jetzt schon zu einer gewaltigen Vermehrung der Marine geführt, die von allen Parteien, einschließlich den radikalsten Sozialdemokraten, gebilligt wird. Rußland weist gleichfalls seit kurzem das Bestreben der Flottenverstärkung auf; seit 1897 ist sein Marinebudget von 134 auf 187 Millionen gestiegen. Frankreich ist unablässig in Versuchen und Erfindungen, seine Flotte leistungsfähiger zu machen. In Japan erwächst eine große Seemacht in Ostasien. Alle diese Staaten wissen, daß eine Aufteilung der Erde begonnen hat: China, Afrika, vielleicht Südamerika sind der Preis, um den gerungen wird — mit handelspolitischen Maßnahmen, mit diplomatischen Künsten, mit den Machtmitteln des Staats. Deutschland kann hier um seiner Existenz willen nicht zurückbleiben. Will es leben, so muß es seefahren, will es seefahren, so bedarf es der Seegeltung. Landheere und Bündnisverträge spielen in der Weltpolitik nur eine subsidiäre Rolle, als

Digitized by Google

Freund gesucht, als Feind gefürchtet wird Deutschland in der Weltpolitik erst durch eine starke Flotte. Das muß das Caeterum censeo aller Deutschen werden!

Brauchen wir fremdes Brotkorn?

Die Frage, ob die deutsche Landwirtschaft den Bedarf des deutschen Volks an Brotkorn decken könne, wird angesichts des näher rückenden Ablaufs unsrer Handelsverträge mit den Hauptkornländern schon lebhaft erörtert. Ganz neuerdings sind darüber von besonders beachtenswerten Stellen Urteile abgegeben worden, über die hier kurz berichtet werden soll.

Es ist nötig, bei dieser Frage eine Bemerkung vorauszuschicken. Wenn man fragt, ob bei intensivster Ausbeutung der heute zum Getreidebau verwendbaren Flächen die moderne landwirtschaftliche Technik das zur Ernährung des deutschen Volks erforderliche Brotgetreide in Deutschland selbst erzeugen könne, so ist darauf entschieden mit Ja zu antworten. In diesem Falle würden wir wohl, ohne die Benutzung von Weizen und Korn zu Viehfutter und zu industriellen Zwecken, Brauerei, Brennerei usw., oder auch den Anbau von Hackfrüchten und Handelsgewächsen, sowie den Waldbestand stark einschränken zu müssen, sogar noch einen Überschuß ans Ausland abgeben können.

Aber dieser Fall ist eine praktisch ganz wertlose Hypothese, schon weil er die Verstaatlichung der ganzen Landwirtschaft zur Voraussetzung hätte. Solange das landwirtschaftliche Privatgrundeigentum, der landwirtschaftliche Privatgrundbesitz und der landwirtschaftliche Privatbetrieb vorherrschen, wird es hauptsächlich in dem Belieben und dem Vermögen der einzelnen Landwirte, d. h. einzelner Privatleute liegen, ob sie den Getreidebau intensiv oder extensiv betreiben, ob sie im Verhältnis zu der von ihnen bewirtschafteten Fläche viel oder wenig Brotkorn erzeugen. Selbst die Einführung des landwirtschaftlichen Befähigungsnachweises würde daran wenig ändern. Es würde trotzdem faule und fleißige, leichtlebige und gewinnsüchtige, ja wohl auch immer noch dumme und kluge Wirte geben. Der reiche Mann mit wenig Kindern wird immer der Ausbeutung seines Guts anders gegenüberstehen als der verschuldete mit zahlreicher Nachkommenschaft. Und man kann auch nur wünschen, daß nicht das ganze Land zu einer Getreidemusterwirtschaft werde. Wenn wir auch in die Klagen des Rittergutsbesitzers und Professors der Tonkunst Rudorf vor einiger Zeit in den Grenzboten über die Verkoppelung und über das Ver-

Digitized by Google

drängen der schönen krummen Linie bei Wegen, Gräben und Waldsäumen durch die abscheuliche gerade nicht ganz einstimmen können, so scheint uns doch die moderne landwirtschaftliche Technik und Energie namentlich die nord- und die ostdeutschen Ebenen schon hinreichend schmuck- und anmutlos gemacht zu haben. Viel darf in der Richtung nicht mehr gesündigt werden, zumal wenn man die Landflucht verhindern will. Eher sollte man auf das Gegenteil bedacht sein.

Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht in vielen Gegenden Deutschlands, und zwar namentlich in solchen mit fast ausschließlich klein- und mittelbäuerlichem Besitz, z. B. in dem durch die neuste Mode zum Musterlande gestempelten Bayern, gehörig für größere Intelligenz und Energie der Wirte und für größere Intensität der Wirtschaft gesorgt werden müßte. Aber man darf nur nie vergessen, daß der Staat, der heute in allem helfen soll, es mit den Menschen zu thun hat, die den Boden bebauen, nicht mit dem Boden selbst, und daß er, wenn er auf allgemeine Unkosten den Gewinn des guten wie des schlechten Wirtes steigert, vielleicht ebensoviel beiträgt zur Erhaltung der schlechten wie der guten Wirtschaft. Das wird heute viel zu häufig außer acht gelassen in der Agrarpolitik. Man sieht nur den Boden, den Acker, das Gut, aber man sieht nicht die Personen, auf die alles ankommt, und die die Herren sind, bleiben wollen und bleiben sollen. Daß sich diese Herren die Nichtachtung ganz gern gefallen lassen, weil sie dabei vorläufig ein gutes Geschäft machen, macht eine unverständige Politik nicht verständig, auch Thorheit nicht zur Weisheit.

Im Oktober vorigen Jahres waren in den „Nachrichten des deutschen Landwirtschaftsrats" (Nr. 9, 1898) Untersuchungen und Berechnungen über den Verbrauch von Brotgetreide veröffentlicht worden, nach deren Ergebnis auf den Kopf der Bevölkerung höchstens 171 Kilogramm gebraucht werden sollen. Da nun in der Periode 1893/97 die durchschnittliche Bevölkerung auf 52279981 Köpfe zu berechnen sei, so wären — sagt der Statistiker des Landwirtschaftsrats — jährlich 8939863 Tonnen (zu 1000 Kilogramm) Brotgetreide für die Ernährung erforderlich gewesen. Die Ernte habe im Durchschnitt jährlich 10006462 Tonnen betragen, für die Aussaat seien 1352451 Tonnen verbraucht worden, es sei also nur noch der Rest von 285852 Tonnen vom Auslande einzuführen nötig gewesen. Wirklich eingeführt aber wären jährlich 1753789 Tonnen, das sind 1467937 Tonnen mehr, als mit Rücksicht auf die Ernährung der inländischen Bevölkerung erforderlich gewesen wäre, unter der Voraussetzung, daß das inländische Brotgetreide nach Abzug der Saat auch wirklich als menschliches Nahrungsmittel verwandt worden ist. Der Landwirtschaftsrat glaubte damit bewiesen zu haben, „daß die deutsche Landwirtschaft noch imstande ist, dem deutschen Volke fast das gesamte zu seiner Ernährung erforderliche Brotgetreide zu liefern, wenn das im Inlande erzeugte Brotgetreide dazu verwandt wird und nach den Preisverhältnissen

Digitized by Google

dazu verwandt werden kann, wozu es gebaut wird, nämlich zur menschlichen Nahrung. Diesen nationalen Schatz zu hüten, zu wahren und zu mehren sollte die erste und wichtigste Aufgabe unsrer Regierung und gesetzgebenden Körperschaften sein."

Natürlich machen solche Berechnungen auf den Leser in besonderm Grade den Eindruck strenger Objektivität und Zuverlässigkeit, zumal auf die Landwirte, wenn sie unter der Autorität des deutschen Landwirtschaftsrats veröffentlicht werden. In diesem Falle bezweckten sie und erreichten sie die Befestigung der landwirtschaftlichen Besitzer in der Überzeugung, daß wir die wirklich nötig gewesene Einfuhr fremden Brotgetreides durch eine sehr geringe Steigerung der Produktion sehr wohl zu decken vermöchten, wenn nur der Staat durch höhere Getreidezölle die unnötige Einfuhr abhalten und den Preis im Inlande so hoch halten würde, daß Brotgetreide nicht mehr zu Viehfutter verwandt werden müßte. Das Verfüttern von Korn und Weizen erscheint als Wirkung und Beweis des Notstandes. Der Agrarier schreit nun mit doppelter Zuversicht: Es ist bewiesen, daß die Getreidezölle erhöht werden müssen, und ebenso, daß sie erhöht werden können. Es liegt nur am bösen Willen des Staates, wenn wir zu Grunde gehen!

Gegen diese wirkungsvolle Statistik des deutschen Landwirtschaftsrats haben nun zwei anerkannte Autoritäten auf dem Gebiete der Agrarstatistik und Agrarpolitik, Geheimrat Professor Dr. J. Conrad in Halle und Geheimrat Professor Dr. Freiherr von der Goltz in Bonn neuerdings ganz entschieden Einspruch erhoben. Wird der agrarische große Haufen auch dadurch nicht zur Besinnung gebracht werden, davon überhaupt nichts hören wollen, so wird es hoffentlich für die immerhin nicht geringe Zahl gebildeter, ruhig urteilender und gemeinsinniger Landwirte, die sich inmitten der agrarischen Hochflut noch etwas Selbständigkeit bewahrt haben, eine wirksame Mahnung sein, daß sich gerade zwei so aufrichtige und bewährte Freunde und Förderer der deutschen Landwirtschaft trotz ihrer ganz außerordentlich weitgehenden Friedensliebe zu einem solchen Widerspruch für verpflichtet gehalten haben.

Professor Conrad schreibt in den von ihm herausgegebnen Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik (ausgegeben am 20. Mai 1899) unter anderm folgendes: Man sollte nun allmählich mit dem Versuche aufhören, nachzuweisen, daß Deutschland den Bedarf selbst zu decken vermöge. Doch habe ihn der Landwirtschaftsrat kürzlich wieder unternommen. Es geschehe in der Weise, wie Fürst Bismarck es schon 1879 gethan habe. Es werde der Bedarf an Brotgetreide ganz willkürlich auf 171 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung angenommen, danach der Gesamtbedarf berechnet und nach Abzug der Aussaat die Ernte damit verglichen. Der so herausgerechneten notwendigen Einfuhr stehe dann eine thatsächliche gegenüber, die das Fünffache übersteige.

Conrad bestreitet ganz entschieden, daß man überhaupt imstande sei, den Bedarf an menschlicher Nahrung in einem Lande zahlenmäßig festzustellen.

Digitized by Google

Jedenfalls hat er Recht, wenn er die 171 Kilogramm als Bedarf auf den Kopf als eine ganz willkürliche Annahme bezeichnet. Die ganze Berechnung des Landwirtschaftsrats beruht auf den von vier verschiednen Privatpersonen nach eigner, unkontrollierbarer Methode zu verschiednen Zeiten gemachten Notizen über den Brot- und Mehlverbrauch in nur 22 Familien verschiednen Standes und Wohnsitzes, wie der Zufall es ergab. Der Bedarf schwankt von 100 bis 300 Kilogramm auf den Kopf. Wer eine Spur von statistischem Gewissen hat und weiß, wie gerade bei solchen „Privatenqueten" nur Massenbeobachtungen zu einigermaßen verwendbaren Zahlen führen können, erschrickt über die Kühnheit, mit der hier der Statistiker des Landwirtschaftsrats auf nichts einen in sich selbst sehr geschickt und originell ausgeführten statistischen Kunstbau errichtet hat, der in der verblüffend bestimmten Zahl von 171 Kilogramm auf den Kopf gipfelt. Wir müssen es uns versagen, das Kunstwerk in seinen unbestreitbaren Schönheiten hier näher darzulegen, obwohl es schlagend beweist, zu welchem Mißbrauch die statistische Behandlungsweise solcher Fragen auszuarten droht.

Über den Bedarf an Getreide zur menschlichen Nahrung macht Conrad auf Grund seiner jahrzehntelangen Beobachtungen und Studien unter anderm noch folgende beachtenswerte Mitteilungen. Zu Beginn des Jahrhunderts habe sich die Bevölkerung in der Tuchler Heide hauptsächlich von Kohl ernährt, wie auch jetzt noch der russische Bauer; dann ging sie zur Kartoffelnahrung über. Noch in den vierziger Jahren galten Mehl und Brot auf dem Lande im Osten, besonders in den polnischen Gegenden, für Luxusgegenstände, die nur ausnahmsweise genossen wurden. In den folgenden Dezennien habe fortdauernd der Getreidekonsum auf dem Lande zugenommen und sei mehr und mehr die Grundlage der Ernährung geworden. Der Gesamtbedarf sei unzweifelhaft gestiegen. In den Städten sei die Entwicklung vielfach anders gewesen, je nachdem der Fleisch- oder der Kartoffelkonsum mit dem Getreide in höhere Konkurrenz getreten sei. Er habe ermittelt, daß am Ende des vorigen Jahrhunderts in Berlin mehr Getreide auf den Kopf verzehrt worden sei als in der Neuzeit. Bei einem Handwerker habe er in den siebziger Jahren den Verbrauch auf 185 Kilogramm berechnen können, bei einer Lohndienerfamilie nur auf 86, bei einem niedern Beamten auf 70, dagegen bei einem höhern Beamten mit mehreren Dienstboten auf 136 Kilogramm. Durch die Zunahme der Arbeiterfamilien in den Städten sei aber sicher auch dort der Getreideverbrauch neuerdings gestiegen, in einer kleinen Residenz werde er abgenommen haben. „Wir würden — fügt er wörtlich hinzu — überhaupt auf jene ganz unhaltbaren Berechnungen nicht eingegangen sein, wenn sie nicht vom Landwirtschaftsrat ausgegangen wären, und in der agrarischen Presse daraufhin wiederholt behauptet wäre, es sei bewiesen, daß in Deutschland ein Bedarf an ausländischem Brotgetreide nicht vorliege."

Für durchaus unrichtig erklärt Conrad auch die Auffassung, daß Roggen

Digitized by Google

und Weizen nur zur Brotbereitung bestimmt seien. Er habe schon im Jahre 1880 dem Fürsten Bismarck gegenüber geltend gemacht, daß auf 14 Gütern der verschiedensten Gegenden und mit ungleichen Wirtschaftsmethoden, deren Resultate ihm vorgelegt worden seien, nicht weniger als 22,2 Prozent des Ertrags nach Abzug der Aussaat — und zwar im Durchschnitt von fünf Jahren — an Ort und Stelle an das Vieh verbraucht worden wären, wobei von den übrig bleibenden 77,8 Prozent noch mindestens weitere 15 Prozent als Kleie der menschlichen Nahrung entzogen würden, sodaß auf diesen Gütern nur etwa 60 Prozent des geernteten Weizens und Roggens als Mehl und Brot dem Menschen zu gute kämen, 40 Prozent den Tieren. — Fürst Bismarck habe 1879 schon von dem kleinen Einfuhrzoll die Beseitigung des Imports erwartet. So wenig das damals eingetreten sei und auch die spätern sehr hohen Zölle gar keinen nachhaltigen Einfluß darauf gehabt hätten, würden sich auch alle weitern künstlichen Eingriffe gegenüber der Gewalt des thatsächlichen Bedarfs wirkungslos erweisen. Daß der deutsche Boden wohl imstande sei, an Getreide hervorzubringen, was die jetzige Bevölkerung gebrauche, daran sei nicht zu zweifeln. Aber ebenso erwiesen sei es, daß dazu eine Intelligenz gehöre, die der großen Masse der deutschen Landwirte bis jetzt noch fehle. Bis man sie hinreichend gehoben haben werde, werde wohl so viel Zeit vergangen sein, daß durch die Volkszunahme der Bedarf wieder um ein Beträchtliches gesteigert sei.

„Nur nach der einen Richtung — so schließt Conrad seine Kritik — legen wir den Ausführungen Gewicht bei, indem daraus hervorgeht, daß man in agrarischen Kreisen die Gefahr eines Getreidemangels für Deutschland im Falle eines längern Kriegs und Absperrung der Grenzen nicht anerkennt, wie sie wiederholt von Rudolf Meyer und auch in den Reichstagsverhandlungen von verschiednen Rednern mit Emphase hervorgehoben wurde, und das wollen wir hiermit ausdrücklich festnageln."

Es wird auf diese Nebenfrage, den Kriegsfall, noch zurückzukommen sein. Sehen wir zunächst zu, wie sich Freiherr von der Goltz zu der Hauptfrage gestellt hat. Auch er hat es für nötig gehalten, in seinem neusten Werk: „Vorlesungen über Agrarwesen und Agrarpolitik" (Jena, Gustav Fischer, 1899) ausdrücklich und unmittelbar den erwähnten Untersuchungen des Landwirtschaftsrats entgegen zu treten. Er habe (schon vorher S. 11) eingehend nachgewiesen, heißt es auf Seite 263, daß Deutschland zur Ernährung seiner Bevölkerung „für absehbare Zeiten" die Einfuhr fremden Getreides nicht entbehren könne. Neuerdings sei dies in der Weise zu bestreiten versucht worden, daß man berechnet habe, wie hoch der Brotbedarf der Bevölkerung sei, und dann auf Grund der Erntestatistik festgestellt habe, daß dieser Bedarf durch die einheimische Produktion an Brotgetreide gedeckt werde. Indessen beruhe die angewandte Beweisführung auf unsicherer Grundlage und

Digitized by Google

ziehe außerdem aus den gewonnenen Resultaten unzutreffende Schlüsse. Im besondern wendet er sich gegen folgenden Satz des Landwirtschaftsrats: „Es ist nun nicht anzunehmen, daß das eingeführte Getreide als Viehfutter gedient hat, wir müssen vielmehr annehmen, daß von der inländischen Ernte 1467937 Tonnen Getreide als Viehfutter, zum großen Teil infolge schlechter Preis- und Absatzverhältnisse, verwandt worden sind.“ Freiherr von der Goltz bemerkt dazu: „Unter der Voraussetzung, daß die Annahmen über den Konsum und die Ernte an Brotgetreide annähernd richtig sind, ist zuzugeben, daß der vorhanden gewesene Überschuß an Brotgetreide zum weit überwiegenden Teil der Viehfütterung gedient hat, und daß für diesen Zweck, ebenfalls weit überwiegend, inländisches Getreide benutzt worden ist. Dagegen muß es als unrichtig bezeichnet werden, wenn hinzugefügt wird, daß dies zum großen Teil infolge schlechter Preis- und Absatzverhältnisse geschehen sei.“

Gerade mit dem letzten Satze wird die Beweisführung und das Beweisthema des Landwirtschaftsrats ins Herz getroffen, was schon deshalb hier besonders hervorgehoben werden mußte, weil der Landwirtschaftsrat — ersichtlich bevor er von der Goltzischen Kritik Kenntnis erhalten hatte — eine geharnischte Replik gegen Conrad versandt hat, in der gerade die Behauptung, daß die Verfütterung des inländischen Brotgetreides infolge zu niedriger Preise geschehen sei — mit andern Worten: daß die deutschen Landwirte durch die zu niedrigen Getreidezölle zur Verschleuderung des Brotgetreides als Viehfutter gezwungen würden — als die Quintessenz der Untersuchungen vom Oktober vorigen Jahres hingestellt wird, die Conrad gar nicht begriffen zu haben scheine. Goltz hat also der Replik gegen Conrad von vornherein jede Berechtigung abgesprochen und durch seine eingehende und sachkundige Beweisführung unsers Erachtens auch endgiltig abgeschnitten. Wir haben darauf näher einzugehn um so weniger Grund, als Conrad wohl dem Landwirtschaftsrat nicht die Antwort schuldig bleiben wird, dann aber auch, weil abzuwarten ist, wie sich der Landwirtschaftsrat mit Professor von der Goltz auseinandersetzt.

Auf keinen Fall darf die Sache wieder im Sande verlaufen, wie das seit längerer Zeit dank der Friedfertigkeit der ältern wissenschaftlichen Autoritäten auf der einen Seite und des beispiellosen Unfehlbarkeitsgefühls der hohen agrarischen „Interessenvertretungen“ auf der andern Seite Mode geworden ist. Gerade diese Statistik des Landwirtschaftsrats läßt wieder einmal erkennen, wohin wir kommen, wenn die agrarischen Interessenvertreter zu Richtern in eigner wie in fremder Sache gemacht werden, und wenn vor ihnen der „nichtinteressierte“ aber verantwortliche Beamte — der Mann ohne Ar und Halm — den Hut zu ziehen und den Mund zu halten hat, vom Professor bis zu den auf Kündigung dienenden landwirtschaftlichen Wanderlehrern und vom Minister bis zum strebsamen Landrat und Assessor hinab. Die Interessenvertretungen der Kolportagebuchhändler und Getreidemakler, der Hypothekenbanken und der Ver-

Digitized by Google

sicherungsgesellschaften verdienen heute genau so viel und so wenig publica fides wie die agrarischen Interessenvertretungen. Wie es damit aber in Preußen jetzt thatsächlich gehalten wird, darum sollten sich die Grenzbotenleser selbst einmal im Ernst kümmern.

Leider hat es Freiherr von der Goltz für richtig gehalten, im schroffen Gegensatz zu Conrad über die Frage der Brotversorgung im Kriegsfalle folgendes vorzutragen: Unter „ganz normalen" Verhältnissen sollte eigentlich die landwirtschaftliche Produktion innerhalb eines Staatsgebiets auch den Bedarf der darin wohnenden Bevölkerung an den notwendigen Bodenerzeugnissen, insonderheit an den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln decken. Andernfalls gerate man in eine mehr oder minder starke Abhängigkeit von andern Staaten, die in der Lage seien, mehr menschliche Nahrungsmittel zu erzeugen, als in ihrem Bezirk gebraucht werden. „Die Abhängigkeit — sagt er weiter wörtlich — ist besonders bedenklich in Kriegszeiten und für solche Länder, die, wie das Deutsche Reich, fast von allen Seiten an andre Länder grenzen und nur einen sehr beschränkten Zugang zum offnen Meere haben. Bei einem Kriege mit Rußland, Frankreich, England oder mehreren dieser Staaten zugleich könnte die ausreichende Versorgung der einheimischen Bevölkerung sehr gefährdet sein. Durch eine starke Flotte, in deren Besitz wir uns hoffentlich nach wenigen Jahren befinden werden, wird zwar die Gefahr etwas gemildert, aber doch keineswegs ganz beseitigt."

Es kann diesem neuerdings geflissentlich zur Bedeutung einer fable convenue beförderten Irrtum nicht entschieden genug entgegengetreten werden. Kaum ein europäischer Staat ist im Kriegsfall weniger in Bezug auf seine Brotversorgung gefährdet als das Deutsche Reich. Gerade für diesen Fall sind die Verbindungen zu Lande und ihre Vielseitigkeit, wie nur wir sie haben, vom größten Wert. Wir grenzen zu Land mit Dänemark, Rußland, Österreich, der Schweiz, Frankreich, Belgien, Holland zusammen. Man betrachte jedes dieser Länder in Rücksicht auf seinen Wert als Getreidelieferant oder doch als Vermittler und in Rücksicht auf die Möglichkeit einer allgemeinen Sperrung unsrer Grenzen durch den Feind. Wie kann man da von einer besonders ungünstigen Lage Deutschlands im Vergleich z. B. mit Italien, Spanien, Frankreich, England und den skandinavischen Staaten sprechen! Wie es in Rußland im Kriegsfalle mit der Brotversorgung bestellt sein wird, ist freilich sehr zweifelhaft, wo mitten im Frieden weite Gebiete Hungersnot leiden, während andre Überfluß haben. Man müßte mit dem agrarischen Bemühen, die modernen Verkehrsmittel, Verkehrswege und Verkehrsbeziehungen Deutschlands zu ruinieren, schon einen ganz vollständigen Erfolg erzielen, wenn das Deutsche Reich bei seiner bevorzugten Lage im Kriegsfalle mehr gefährdet sein sollte als die genannten Länder. Conrad hat unlängst im Handwörterbuch der Staatswissenschaften außerdem noch mit Recht darauf hingewiesen, daß das gewöhnliche Quantum der im Inland erzeugten Nahrungsmittel noch wesentlich gesteigert

Digitized by Google

werden könne durch Heranziehung der Vorräte für die Industrie, Brennerei, Brauerei, Stärkefabrikation usw., sowie des großen Viehbestands, der sehr wohl im Notfall mehr für Nahrungszwecke hergeben könne als in normalen Zeiten.

Wenn übrigens Conrad wirklich glauben sollte, man werde agrarischerseits künftig auf die Brotnot im Kriege nicht mehr zurückkommen, so würde er arg irren. Auf ein so treffliches Schlagwort verzichtet man nicht so leicht. Wird doch schon ganz im Ernst dafür Propaganda gemacht, daß der Staat verpflichtet werden müsse, für den Kriegsfall ständig, auch im Frieden, große Massen von Brotgetreide in Magazinen aufgespeichert zu halten, d. h. durch Aufkaufen einheimischen Korns die Preise in die Höhe zu treiben oder hoch zu halten. Daß beim Verbrauch der magazinierten Massen im Frieden ein Preisdruck erfolgen muß, daran denkt man nicht. Vielleicht läßt es sich noch einmal als zum Schutz der nationalen Arbeit notwendig erweisen, daß das magazinierte Getreide, wenn kein Krieg kommt, verfault oder nur als Viehfutter, als Dungmittel zum Viertelankaufspreis an Landwirte abgegeben wird.

Es ist ja überhaupt ganz ausgeschlossen, daß die Kritik, selbst so angesehener und bewährter Fachmänner wie Conrad und Goltz, zunächst irgend welche Wirkung auf die agrarische Agitation haben wird. Man wird froh sein müssen, wenn wenigstens die Behörden nicht taub dagegen bleiben und die gebotne Belehrung daraus ziehn. Dem kommt es vielleicht ein wenig zu statten, daß auch das Kaiserliche Statistische Amt in einer seiner neuesten Arbeiten — den Erläuterungen zu den Ergebnissen der Berufszählung von 1895 — die Frage nach dem Bedarf fremden Brotkorns wenigstens beiläufig besprochen und entschieden im Sinne Conrads und von der Goltzs beantwortet hat. Es macht nämlich zu der starken Verschiebung des Anteils der Landwirtschaft und der Industrie an der Gesamtheit der Bevölkerung, die seit 1882 eingetreten ist, folgende Bemerkung: diese Verschiebung liege in der Natur der Sache. Der Boden sei unvermehrbar, es könne sich auf ihm nur eine beschränkte Anzahl von Menschenhänden bethätigen, sich eine begrenzte Anzahl von Personen ernähren. Eine weitere Zersplitterung des Grundbesitzes, der Übergang zu neuen Kulturen, die einem neuen Kreis von Personen Beschäftigung eröffneten, könne hieran wenig ändern, denn solche Reformen seien weder rasch noch in größerm Umfang möglich. Was in der Landwirtschaft keine Beschäftigung finde, müsse also abwandern, sei es in andre Länder, sei es in andre Berufe. Durch diese naturnotwendige Abwanderung sei aber bisher die Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft nicht wesentlich beeinträchtigt worden. Die landwirtschaftliche Produktion sei vielmehr vermehrt worden. Sie reiche aber bei der Vermehrung der Bevölkerung keineswegs hin, den Bedarf des Inlands vollständig zu decken. Müßten demzufolge noch weitere und größere Mengen vom Auslande zugeführt werden, so werde diese Abhängigkeit wett gemacht und überwogen durch die Entfaltung, die Gewerbe und Handel des Reichs im Laufe der letzten Jahrzehnte genommen hätten,

Digitized by Google

wodurch das Ausland zu einem ansehnlichen Abnehmer der deutschen Waren gemacht sei. Damit wäre den Kräften, die nicht genügende und lohnende Beschäftigung in der Landwirtschaft gefunden hätten, die Gelegenheit eröffnet worden, auf industriellem Gebiet produktiv thätig zu sein. Es wäre nicht nötig geworden, Menschen zu exportieren, sondern die von ihnen gefertigten Waren.

Es wird sich wohl bald zeigen, wie sich die agrarischen Interessenvertretungen, zumal die in Preußen, zu dieser Beurteilung der Lage durch die amtliche Statistik des Reichs stellen werden, und welche Statistik dann, wenn die Agrarier widersprechen, von den verbündeten Regierungen als die kompetentere und zuverlässigere erachtet wird, die des Reichs oder die der agrarischen Interessenvertretungen. Fest steht das, wie gesagt, keineswegs, vielleicht in Preußen, aber dann vorläufig zu Ungunsten der Reichsstatistik.

Auch Herr von Wenckstern, dessen Optimismus in Bezug auf die Ernährung des deutschen Volks durch deutsches Brotkorn im letzten Heft der Grenzboten erwähnt worden ist, wird wohl nicht umhin können, mit Conrad, von der Goltz und der Reichsstatistik abzurechnen. β

Aus Dichtung und Wahrheit über Shakespeares Leben

Von Arnold Schröer in Freiburg i. B.

Dürftig waren die Zeugnisse über das Leben des größten englischen Dramatikers, als Nicholas Rowe 1709 den ersten Anlauf zu einer Biographie Shakespeares unternahm, und dürftig sind sie bekanntlich bis heute geblieben, obwohl sich nun bald zwei Jahrhunderte lang das regste Interesse allen den Quellen zugewandt hat, die nähere Aufschlüsse über die Persönlichkeit und das Leben des Dichters erhoffen ließen. Auch ist daran nichts auffälliges; haben wir doch über zahlreiche seiner berühmten Zeitgenossen nicht mehr und oft noch weit weniger authentische biographische Mitteilungen, und nur wer dies übersieht, kann es erstaunlich finden, daß über so manches aus Shakespeares Leben noch Dunkel herrscht und vielleicht immer herrschen wird. Es liegt das in der Natur der Sache, und die Wißbegier oder auch die Neugier muß sich bescheiden und darin Trost suchen, daß für das Verständnis und den Genuß der Shakespearischen dramatischen Meisterwerke diese unsre Unkenntnis verhältnismäßig kein sonderliches Hindernis ist.

Weniger leicht fällt das Fehlen näherer biographischer Anhaltspunkte ins

Digitized by Google

Gewicht, wenn wir Shakespeares Sonette ins Auge fassen, his sugared sonnets amongst his private friends, wie sie schon 1598 ein litterarischer Zeitgenosse genannt hat. Wenn auch das Maß selbsterlebter Empfindungen, die den Sonetten zu Grunde zu liegen scheinen, nicht ohne weiteres klar ist, so sind diese doch Dichtungen, in denen der Dichter von sich selbst spricht, sich an bestimmte Personen wendet; sie klingen entschieden persönlich, und der Wunsch, hinter dieses Persönliche zu kommen, ist daher wohl mehr als müßige Neugier, denn erst wenn dies wirklich gelänge, würde ein intimeres Verständnis dieser Dichtungen möglich sein. Es ist deshalb begreiflich, daß eine Hypothese, die die Persönlichkeit des in den Sonetten besungnen schönen Freundes und die der darin verherrlichten und geschmähten Geliebten mit geschichtlich bekannten Persönlichkeiten identifizierte, großes Aufsehen und eine lebhafte, noch nicht zur Ruhe gekommne Kontroverse hervorgerufen hat. Thomas Tyler hat, nachdem er schon vorher in der Academy und in einer Vorrede zur Faksimileausgabe der Sonette seine Ansichten kurz vorgetragen hatte, im Jahre 1890 in einem Buche*) eine solche Hypothese aufgestellt und mit interessanten Belegen zu erhärten versucht. Danach soll der schöne Freund mit William Herbert, späterm Earl of Pembroke, die Geliebte mit Mrs. Mary Fitton,**) Maid of Honour der Königin Elisabeth, identisch sein. Diese Annahme stützt sich wesentlich auf folgende Kombinationen.

Die Widmung der Sonette durch den ersten Herausgeber im Jahre 1609, T. T. (d. i. Thomas Thorpe) an einen Mr. W. H. hatte bisher zu den abenteuerlichsten Deutungen Anlaß gegeben. Es empfiehlt sich wohl, ihren Wortlaut näher zu betrachten:

TO . THE . ONLIE . BEGETTER . OF .
THESE . INSVING . SONNETS .
Mr. W. H. ALL . HAPPINESSE .
AND . THAT . ETERNITIE .
PROMISED .
BY .
OVR . EVER-LIVING . POET .
WISHETH .
THE . WELL-WISHING .
ADVENTVRER . IN .
SETTING .
FORTH .
T. T.

Dies ließe sich etwa folgendermaßen übersetzen: Dem, der diese folgenden Sonette allein erzeugt (veranlaßt, hervorgerufen) hat, Herrn W. H., alles Glück und

*) Shakespeare's Sonnets. Edited with Notes and Introduction, by Thomas Tyler, M. A. London, David Nutt, 1890.

**) Es sei hier erinnert, daß der Titel Mrs. (Mistreß) im Sprachgebrauche des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts nicht wie heute „Frau," sondern „Fräulein" bedeutete.

Digitized by Google

jene Unsterblichkeit, die (ihm) durch unsern ewiglebenden Dichter versprochen ist, wünscht der wohlwünschende Wager ihrer Veröffentlichung T. T.

Was die Worte the onlie begetter bedeuten, ist vielfach Gegenstand der Erörterung geworden, auch heute noch, indem man dem Verbum to beget die Bedeutung „verschaffen, herbeischaffen" unterschoben hat, sodaß der Herr W. H. der Mann gewesen wäre, der dem Verleger das Manuskript der jahrelang in privaten Händen kursierenden Sonette verschafft hätte. Aber diese Deutung läßt sich nicht halten; immer und überall hat das Wort die Bedeutung „erzeugen," zunächst rein „physisch erzeugen," dann übertragen „etwas noch nicht Vorhandnes hervorrufen oder zustande bringen," nirgends „schon Vorhandnes herbeischaffen." Es kann daher der fragliche Mr. W. H. nur entweder der direkte Erzeuger, d. h. der Dichter selbst sein, was durch den Wortlaut des Folgenden ausgeschlossen ist, oder aber der indirekte Erzeuger, d. h. die Person, die den Dichter zu den Dichtungen inspiriert hat, und dem der Dichter Unsterblichkeit verspricht. Dies ist nun aber der schöne in den Sonetten besungne Freund, wie sich u. a. aus Sonett 38 ergiebt, worin der Dichter den Freund als die Quelle seiner Inspiration bezeichnet, und dessen Unsterblichkeit er u. a. in Sonett 81 prophezeit.*) Diesen Herrn W. H. gilt es also auszufinden.

*) Sonett 38:

How can my muse want subject to invent,
While thou dost breathe, *that pour'st into my verse*
Thine own sweet argument, too excellent
For every vulgar paper to rehearse?
O, give thyself the thanks, if aught in me
Worthy perusal stand against thy sight;
For who's so dumb that cannot write to thee,
When thou thyself dost give invention light?
Be thou the tenth muse, ten times more in worth
Than those old nine, which rhymers invocate;
And he that calls on thee, let him bring forth
Eternal numbers to outlive long date.
  If my slight muse do please these curious days,
  The pain be mine, but thine shall be the praise.

Sonett 81:

Or I shall live your epitaph to make,
Or you survive when I in earth am rotten;
From hence your memory death cannot take,
Although in me each part will be forgotten.
Your name from hence immortal life shall have,
Though I, once gone, to all the world must die:
The earth can yield me but a common grave,
When you entombed in men's eyes shall lie.
Your monument shall be my gentle verse,
Which eyes not yet created shall o'er-read;
And tongues to be, your being shall rehearse,
When all the breathers of this world are dead;
  You still shall live (such virtue hath my pen)
  Where breath most breathes, — even in the mouths of men.

Diese schönen Verse sind so klar und verständlich, daß es wohl nicht nötig ist, sie durch eine Prosaauflösung zu verdeutschen.

Digitized by Google

Auf den von Tyler vermuteten William Herbert, der erst nach dem Tode seines Vaters (19. Januar 1601) Earl of Pembroke wurde, passen in der That die Anfangsbuchstaben W. H., obwohl ja in Wirklichkeit der junge Kavalier auch schon früher „Lord Herbert“ tituliert wurde, und die seinem Stande nicht entsprechende Bezeichnung Mr. W. H. auffällig wäre, wenn sie nicht als absichtliche Verschleierung gewählt wurde. Zu William Herbert stimmen aber auch noch eine Reihe andrer Züge des schönen Freundes in den Sonetten. Abgesehen von dem an sich nicht greifbaren Preise seiner persönlichen Schönheit — wir haben von dem geschichtlichen William Herbert Earl of Pembroke nur ein Bild aus seinem spätern Mannesalter —, paßt die Anspielung auf die schöne Mutter des Freundes im Sonett 3: „Du bist das Spiegelbild deiner Mutter, und in dir erneuert sich ihr lieblicher Frühling“*) gar wohl auf die geschichtliche Mutter Pembrokes, die gefeierte schöne Gräfin Mary Pembroke, die Schwester Sir Philip Sidneys, von der uns Tyler in seinem Buche ein höchst anmutiges Porträt mitteilt, und von der noch weiter unten zu reden ist. Der Hauptinhalt der ersten Gruppe von Sonetten, die Mahnung an den jungen schönen Freund, sich doch zu verheiraten, damit sein Haus nicht aussterbe, findet seine Parallele in den Bemühungen der Eltern des jungen William Herbert, ihn zu einer Ehe zu bewegen, wozu der junge Damenheld durchaus nicht geneigt zu sein schien.

Die leidenschaftlich geliebte, dämonisch berückende und zugleich heftig geschmähte dunkle Dame der Sonette aber, die, wie es scheint, den Dichter gefesselt, ihn jedoch zu Gunsten des schönen Freundes aufgegeben hatte, sie findet eine merkwürdige Beleuchtung durch ein verhängnisvolles Vorkommnis im Leben des jungen Pembroke, seine schlimme Liebesaffaire mit Mrs. Mary Fitton, die zur Geburt eines unehelichen toten Knaben und zur Verbannung des schuldigen Paares vom Hofe der jungfräulichen Königin führte.

Es ist nun schon mehr als ein Jahrzehnt her, daß diese Dinge der Öffentlichkeit bekannt gegeben wurden, und so skeptisch sich auch manche gegenüber den hier kurz zusammengefaßten Kombinationen verhielten, mochte es dennoch wohl gestattet sein, sich die innere Geschichte der unseligen Leidenschaft des Dichters zu dem verführerischen Weibe, die aus den Sonetten spricht, in der Phantasie weiter auszumalen. Es wäre auch erlaubt, noch weiter zu gehen, und indem man sich bloß auf die Annahme beschränkte, der schöne Freund sei wirklich William Herbert Earl of Pembroke gewesen, das Verhältnis des Dichters zu dem Pembrokischen Hause zu erwägen. Selbst wenn wir die Sonette, die sich mit der dunkeln Dame beschäftigen, und mit ihnen Mrs. Mary Fitton ganz beiseite lassen, sind die Anfangsbuchstaben W. H. und die

*) Thou art thy mother's glass, and she in thee
Calls back the lovely April of her prime.

Digitized by Google

Mahnung zur Heirat besonders mit Bezug auf die Mutter des Freunds genug Anhaltspunkte für weitere Betrachtung. Die Sonette sind ja Einzelgedichte, die sich ihrem Inhalte nach wohl in Gruppen zusammenfassen lassen, in denen ein und dasselbe Thema in den einzelnen Sonetten variiert und von verschiednen Standpunkten aus erörtert wird; wenn wir die sogenannten „Prokreationssonette," d. h. die zur Heirat mahnenden Sonette betrachten, so ergänzen sich einige inhaltlich zwar, sodaß man sie als gleichzeitig entstanden denken kann, andre aber wiederholen zuweilen denselben Gedanken, sodaß man eher geneigt ist, für sie eine Entstehung in, wenn auch geringen, Zwischenräumen anzunehmen. Einzeln gewähren sie immer neuen Reiz, im Zusammenhange nach einander gelesen wirken sie aber leicht einförmig; sie waren also wohl zum Teil einzelne Gelegenheitsgedichte, was ja auch die Bezeichnung his sugared sonnets among his private friends nahelegt.

Bei einigen dieser zur Heirat drängenden Sonetten kann ich mich aber des Gedankens nicht erwehren, daß sie auf Bestellung, und zwar auf Bestellung der dabei zunächst interessierten Personen, insbesondre der Mutter des jungen Kavaliers entstanden sind, wenn nämlich der schöne Freund mit William Herbert wirklich identisch ist. Insbesondre das Sonett 10 mit den Worten: Schaff dir ein zweites Selbst, thus mir zu Liebe —*) klingt recht mütterlich, als wäre es der Mutter selbst in den Mund gelegt, und es wäre dieses dringende Wiederholen desselben Wunsches eines Freundes kaum recht zu begreifen, wenn er damit nicht dem Wunsche der Familie Worte verliehen hätte. War dies aber der Fall, so hebt dies den Dichter mit einem Schlage in den schöngeistigen Kreis der schönen Gräfin Mary Pembroke in Wilton, der gefeierten Urania in Spensers Colin Clout's Come Home Again, für die einst ihr ritterlicher Bruder, der glänzendste Schöngeist und Held am Hofe der Elisabeth, Sir Philip Sidney, seine Arcadia geschrieben hatte.

Ein solches näheres Vertrautenverhältnis zur Pembrokischen Familie, wie es durch die „Prokreationssonette" nahegelegt wird, wäre nicht ohne Bedeutung für Shakespeares Biographie, obwohl ich einem solchen, auch wenn es sicher zu erweisen wäre, keine zu große Bedeutung beilegen möchte, solange wir nichts Näheres wissen. Denn was sollten wir daraus für des Dichters Beurteilung lernen, wenn nicht ganz konkrete Einzelheiten bekannt werden? Es mag recht ansprechend sein, sich die Möglichkeit in der Phantasie auszumalen, daß der noch immer jugendliche Dichter zu Füßen der schönen, anregenden Gräfin Pembroke gesessen und sich mit ihr über die Zukunft ihres Sohnes William Herbert unterhalten, daß er ihren Wünschen in gelegentlichen Sonetten Ausdruck verliehen habe u. dgl. m. Doch das sind alles nur Spielereien der Phantasie, denen jemand, der einen historischen Roman über unsern Dichter und

*) Make thee another self, *for love of me* —

Digitized by Google

seine Zeit plante, nachgehen mag. Positive Anhaltspunkte für nähere Beziehungen haben wir keine, und wir müssen uns im besten Falle mit der nicht unwahrscheinlichen Annahme bescheiden, daß der Dichter eben auch in dem Pembrokischen Kreise gern gelitten wurde, und dies wäre immerhin etwas. Die neuste Shakespearebiographie von Sidney Lee*) bestreitet aber diese Annahme überhaupt mit großer Entschiedenheit, und bei dem sonstigen Werte des Buchs sei auf Lees Beweisführung eingegangen.

Vor allem spricht für Lees Auffassung, es sei nicht William Herbert Earl of Pembroke, sondern Henry Wriothesly Earl of Southampton (geboren 1573) der in den Sonetten besungne schöne Freund gewesen, der Umstand, daß der Dichter diesem jungen Adlichen seine zwei Gedichte Venus and Adonis und The Rape of Lucrece gewidmet hatte; dazu kommt noch die von Nicholas Rowe als glaubwürdig mitgeteilte und auf das Zeugnis Davenants gestützte Tradition, daß Southampton dem Dichter einst tausend Pfund geschenkt habe, um ihm damit einen gewünschten Kauf zu ermöglichen. Wir haben hier positive Anhaltspunkte für persönliche Beziehungen zwischen Dichter und aristokratischem Gönner. Ferner, auch von Southamptons Schönheit, von den Bemühungen der Seinen, ihn zur Ehe zu bewegen, liegen geschichtliche Zeugnisse vor. Also wenn wir von den Sonetten, die sich um die dunkle Geliebte drehen, absehen, könnte man niemand mit größerer Berechtigung mit dem schönen Freund in den Sonetten identifizieren als eben den Earl of Southampton — wenn nur die Widmung der Sonette nicht wäre!

(Schluß folgt)

Die großen Berliner Kunstausstellungen

Von Adolf Rosenberg

1

Die erste Ausstellung der im Januar begründeten „Berliner Sezession," eines Häufleins von etwa siebzig Malern und Bildhauern, die eine gemeinschaftliche Ausstellung ihrer Schöpfungen mit denen der großen Mehrheit der Berliner Künstler unter einem Dache mit ihrer persönlichen und künstlerischen Würde nicht mehr vereinigen zu können glaubten, ist von den Leuten, die ihre an-

*) A Life of William Shakespeare. By Sidney Lee. With Portraits and Facsimiles. London, Smith, Elder & Co., 1898.

Digitized by Google

geborne Freude am Schieben, Drängen und Umstürzen nicht mehr mit demselben geschäftlichen Erfolge wie früher auf den Gebieten der Politik und der Börse befriedigen können, mit begeistertem Jubel begrüßt worden, und dieser Jubel hat auch in einem großen Teile der Tagespresse ein verständnisvolles Echo gefunden. Wer diesen mündlichen und gedruckten Äußerungen trauen wollte, der müßte zu der Meinung kommen, daß Berlin bisher in der tiefsten Nacht der Kunstbarbarei gelebt, und daß die Sezessionisten mit einemmale Licht in diese Finsternis gebracht hätten. Mit dem 20. Mai 1899, dem denkwürdigen Tage der Eröffnung der Sezessionsausstellung, so wird schon jetzt von vielen Seiten mit vollem Brustton prophezeit, habe eine neue Zeit im Berliner Ausstellungswesen begonnen, die zugleich eine vollständige Umwälzung in dem völlig verrotteten System dieser Veranstaltungen herbeiführen werde.

Man hat dasselbe bei der Begründung der Pariser Société Nationale des Beaux-Arts, des Vorbildes der deutschen Sezessionen, versichert, und schon nach wenigen Jahren hat sich der neue Salon von dem alten nicht mehr durch die gebotnen Kunstleistungen, sondern nur durch die Namen ihrer Urheber unterschieden. In jedem Salon gab es Alte und Junge, Konservative und Radikale, und wenn man der Sache auf den Grund ging, stieß man nicht auf unversöhnliche künstlerische Gegensätze, sondern auf verfeindete Personen, die nach gallischer Art kleinliche Streitigkeiten zu großen Bewegungen aufgebauscht hatten, die die Menge über den wahren Grund des Zwistes täuschen sollten.

So ist es auch in München gewesen, wo die im Besitz des Glaspalastes verbliebne Künstlergenossenschaft an Toleranz gegen alle Richtungen der Kunst hinter der Sezession nicht zurückgeblieben ist und schließlich auch der kleinsten Künstlergruppe, die darum nachsuchte, eigne Räume und eigne Jury gewährt hat, und ebenso ist die Spaltung in der Berliner Künstlerschaft aus persönlichen Gegnerschaften erwachsen, nicht aus dem Widerstreit verschiedner künstlerischer Richtungen, von denen etwa die eine von der andern, der die „kompakte Majorität“ anhing, in ihren Lebensäußerungen tyrannisch unterdrückt worden wäre. Es ist eine in böswilliger Absicht verbreitete Fabel, wenn behauptet wird, daß die Jury der großen Kunstausstellungen wirkliche Talente durch Zurückweisung ihrer Arbeiten in ihrer Entwicklung geschädigt habe, und daß die Begründung der Sezessionsausstellung darum eine moralische That, ein Akt notwendiger Gerechtigkeit gewesen sei. Gerade die erste Ausstellung der Sezession widerlegt diese Fabel auf das schlagendste; denn sie führt uns nicht einen einzigen Berliner Künstler vor, dessen Bekanntschaft wir nicht schon auf einer der großen Ausstellungen gemacht hätten. Das jahrelange Gerede von Unterdrückung und Tyrannei war also nur ein Agitationsmittel, dem es an jeder moralischen Berechtigung gefehlt hat. Daß die Jury all-

Digitized by Google

jährlich Hunderte von Kunstwerken zurückgewiesen hat, dafür sollten ihr gerade die Sezessionisten Dank wissen, die sich doch eine Reform des Ausstellungswesens zur Hauptaufgabe gemacht haben und mit allen Kräften darauf hinzuwirken suchen, die breite Mittelmäßigkeit von den jährlichen Ausstellungen fernzuhalten, die den wirklichen Stand der deutschen Kunst möglichst treu und unparteiisch widerspiegeln sollen. Es ist selbstverständlich, daß von solchen Säuberungsarbeiten, die die Jury einer Kunstausstellung vorzunehmen hat, die Vertreter aller Richtungen betroffen werden. Aber es scheint, daß schon aus der Zugehörigkeit eines Künstlers zu einer der sezessionistischen Vereinigungen eine Art Privileg abgeleitet wird, das ihn über jede Kritik einer Jury stellt.

Daß das moderne Ausstellungswesen einer Reform bedürftig ist, soll und kann nicht bestritten werden. Von Jahr zu Jahr haben die großen Kunstausstellungen in Berlin und München an Ausdehnung zugenommen, und viele Besucher klagen, daß ihnen durch die lange Flucht der Säle und Kabinette die künstlerische Wohlthat zur Plage, der Genuß zur Qual gemacht werde. Aber wer heißt sie, den ganzen Genuß an einem Tage oder, wie es meist geschieht, in einem halben Tage in sich aufnehmen? Dieser Last brauchen sich doch nur die auswärtigen Besucher zu unterziehen, die, während ihrer Sommerreise von Ort zu Ort hastend, alles gesehen haben müssen. Sind denn die Gewerbeausstellungen, auch wenn sie nur einen beschränkten Industriebezirk, den einer Großstadt oder einer Provinz umfassen, die Fachausstellungen, wie z. B. die in den letzten Jahren dem Elektrizitätswesen gewidmeten, von geringerm Umfang als die Kunstausstellungen in München und Berlin? Und doch haben sich nur Schwächlinge oder Hypochonder über die Ausdehnung dieser Art von Ausstellungen beklagt.

Freilich werden in diesen Ausstellungen, selbst in den scheinbar so ernsten Fachausstellungen, in die unter allerlei Vorwänden völlig andersgeartete Gegenstände hineingeschmuggelt werden, der Schaubegier der abwechslungslustigen Menge viel mehr Reizmittel geboten, als es lange Zeit in den Kunstausstellungen geschehen war. Man hatte geglaubt, daß eine Kunstausstellung durch sich selbst zugkräftig genug wäre und besondrer, außerhalb der Kunst liegender Lockmittel nicht bedürfte. Das bunte Jahrmarktstreiben der zahlreichen örtlichen Gewerbeausstellungen, von denen immer eine die andre zu überbieten suchte, hat aber den Sinn der großen Mehrzahl unsrer Landsleute derart verwirrt und ihre Ansprüche gesteigert, daß ihr ohnehin nicht allzu stark entwickeltes Interesse an den Erzeugnissen der bildenden Künste einer Aufmunterung bedurfte, wenn die Kunstausstellungen, deren Existenz einen Massenbesuch zur Voraussetzung hat, nicht ernstlich gefährdet werden sollten. Es ist bekannt, mit welchen Mitteln man einen Aufschwung herbeizuführen versucht hat. Das Hauptziel war dabei, der Ermüdung der Besucher durch Schaffung von Ruheplätzen, durch angenehme Unterbrechung der langen Bilder- und Skulpturen-

Digitized by Google

reihen durch Pflanzengruppen, Wandteppiche und andre dekorative Veranstaltungen zu begegnen und ihnen auch die Gelegenheit zu bieten, sich in den mit den Kunstausstellungen verbundnen Park- und Gartenanlagen zu ergehn und sich dort an Konzerten zu ergötzen. Nun könnte man dagegen einwenden, daß das Ziel, die Besucher vor Ermüdung zu bewahren, durch die Ausstellungen der Sezession in München und jetzt in Berlin auf kürzerm Wege und mit viel einfachern Mitteln, durch die Beschränkung auf eine möglichst geringe und dabei möglichst erlesene Anzahl von Kunstwerken, erreicht worden wäre. Gegen eine Durchführung dieser Beschränkung bei den großen Ausstellungen in Berlin, München und Dresden sprechen aber so viele triftige und ernsthafte Gründe, daß die Leiter dieser Ausstellungen eine schwere Verantwortung auf sich laden würden, wenn sie auch nur einmal den Versuch machen wollten, eine sogenannte „Eliteausstellung" zu veranstalten und statt zweitausend nur etwa vier- oder fünfhundert Kunstwerke vorzuführen.

Viel schwerer als das Unbehagen von ein paar hundert Besuchern, die nur dem Vergnügen nachlaufen oder ihre Schaulust mit möglichst geringen körperlichen Beschwerden befriedigen wollen, wiegt der wirtschaftliche Verlust, den Hunderte von Künstlern erleiden würden, denen durch die nicht aus künstlerischen, sondern zuletzt nur aus räumlichen Gründen erfolgte Ausweisung ihrer Werke aus den großen Jahresausstellungen der Hauptkunstmarkt verschlossen würde. Und wo giebt es eine Jury, die so scharfblickend wäre, daß es ihr nicht einmal bei der Durchführung der strengsten Grundsätze widerfahren könnte, das Erstlingswerk eines wahren, nur noch nicht völlig entwickelten Talents zurückzuweisen und damit dessen weitere Entwicklung zu hemmen oder vielleicht ganz zu ersticken? Und widerspricht es nicht gerade dem obersten Grundsatze der künstlerischen Freiheit, als deren Hüter sich die Sezessionisten so eifrig gebärden, wenn man den Strom des künstlerischen Schaffens durch die Beschränkung der großen Ausstellungen nach Grundsätzen, die immer nur, bei den Alten wie bei den Jungen, Ausflüsse individueller Willkür sind, also durch gewaltsame Mittel eindämmen wollte?

Die Vertreter der modernen Richtung, die Sezessionisten und ihr Anhang, haben die Gewohnheit, die Erbärmlichkeit und die Nichtsnutzigkeit der deutschen Kunsteinrichtungen, insbesondre der Kunstausstellungen immer durch den Hinweis auf das Ausland, insbesondre auf Frankreich in ein möglichst grelles Licht zu stellen. Wie steht es aber jetzt mit den Ausstellungen der Pariser Société des Beaux-Arts, die das Vorbild der deutschen Sezessionen gewesen ist? Schon ihre erste Ausstellung vor zehn Jahren ging mit mehr als 1300 Nummern bedenklich weit über den Rahmen einer „Eliteausstellung" hinaus, und die diesjährige führt gar über 2700 Kunstwerke vor, also mehr als beide Berliner Ausstellungen zusammengenommen. Je mehr also die sezessionistischen Vereinigungen an Mitgliedern zunehmen, desto mehr

Digitized by Google

werden sich ihre Ausstellungen ausdehnen müssen, und desto weiter werden sie sich von dem Ideal einer Ausstellung entfernen. Diese Erfahrung wird auch den deutschen Sezessionen nicht erspart bleiben, wenn sie nicht, wie es freilich den Anschein hat, der Vermehrung ihrer Mitgliederzahl bestimmte Grenzen ziehen wollen. Die „Berliner Sezession“ zählte bei ihrer Begründung nur 68 Mitglieder, und ihre Zahl hat sich, soweit die Ausstellung ein Urteil erlaubt, seitdem nicht sehr vermehrt. Aber selbst diese geringe Zahl findet in den sechs Räumen des neuen Ausstellungsgebäudes nur ein notdürftiges Unterkommen, das sie noch mit Künstlern aus andern deutschen Städten teilen muß, zu denen, wie im Vorworte des Katalogs verheißen wird, in den folgenden Jahren auch noch ausländische Künstler hinzukommen werden. Die Fiktion einer „Eliteausstellung“ wird sich auf die Dauer nur durch die Handhabung jener Tyrannei aufrecht erhalten lassen, die die jetzigen Sezessionisten den Leitern der großen Kunstausstellungen gerade zum schwersten Vorwurf gemacht haben. Man wird abwarten müssen, wie lange die Sezessionisten den selbsterwählten Zwang geduldig „um der großen und guten Sache willen“ ertragen werden. Es giebt unter ihnen nicht wenige, die mit einer außergewöhnlichen Leichtigkeit und Fruchtbarkeit des Schaffens den Wunsch verbinden, die Früchte ihres Schaffens auch vor der Öffentlichkeit auszubreiten. Während des Winters kommen die Ausstellungen des Künstlervereins und besonders der Kunsthändler diesen Wünschen bereitwillig entgegen. Aber auch sie sind schon längst nicht mehr den Überschwemmungen mit Sammelausstellungen gewachsen, und so bleiben die weiten Räume des großen Glaspalastes das einzige Asyl für die Mehrzahl der schaffenslustigen Künstler, die sich mit Sonderausstellungen sehen lassen wollen. Vielleicht wird der unstillbare Drang danach auch manch einen Sezessionisten in die zu voreilig verlassenen Hallen wieder zurückführen.

Während die Abtrünnigen an ihrem Hause in Charlottenburg bauten, sind die Leiter der großen Ausstellungen nicht müßig gewesen, um dem Verluste, der ihnen zu drohen schien, durch außergewöhnliche Veranstaltungen zu begegnen. In der Mitwirkung der Gartenkunst hat man schon vor längerer Zeit ein nützliches Mittel erkannt, um modernen Ausstattungssälen, besonders den weiten und hohen Eintrittshallen einen Teil ihres unwirtlichen Aussehens zu nehmen. In diesem Jahre hat man aber zum erstenmale, gestützt auf eine reiche Sammlung von wahren Prachtexemplaren tropischer Gewächse jeglicher Art, die ein deutscher Palmenzüchter in Bordighera, Ludwig Winter, nach Berlin schaffen ließ, einen Versuch in großem Umfange gemacht. Die Wände der großen Eingangshalle, die gewöhnlich zur Aufnahme von Skulpturen dient, sind zum Teil durch diese üppig entwickelten Zierpflanzen verdeckt worden, und durch geschickte Gruppierung kleinerer Gewächse um riesige, fast bis zum Glasdach reichende Palmen erhält der Besucher die Illusion,

Digitized by Google

als betrete er einen südlichen Hain, aus dem ihm Marmorbilder entgegenblinken. Es ist begreiflich, daß die Wirkung der meisten Bildwerke durch einen solchen Hintergrund sehr gesteigert wird, und es scheint auch, daß die große Mehrzahl unsrer Bildhauer in der Schaffung eines wirksamen Hintergrunds das sicherste Mittel sieht, dem Marmor und besonders dem Gips wenigstens den Schein des Lebens zu geben. Denn die Polychromie, für die eine Zeit lang alle Welt schwärmte, und von der man eine völlige Umwälzung in der modernen Plastik erwartete, scheint weder die Künstler befriedigt, noch im Publikum einen fruchtbaren Boden gefunden zu haben. Hie und da werden wohl noch Versuche mit Bemalung von Werken der Kleinplastik gemacht, von denen auch einer auf der großen Kunstausstellung in einer kleinen, „Jung Deutschland" benannten Knabenbüste von Johannes Schichtmeyer zu sehen ist; aber die Mehrheit der Bildhauer hat doch eingesehen, daß bei bemalten lebensgroßen Figuren und namentlich Büsten selbst bei feinster und lebensvollster Charakteristik im einzelnen die Gefahr, den Eindruck bemalter Wachsfiguren hervorzurufen, nicht vermieden werden kann. Selbst auf der Ausstellung der Sezession, die doch ein Spiegelbild der fortschrittlichen Bewegungen in Malerei und Plastik bieten will, ist nur ein einziges, mit natürlichen Farben bemaltes Bildwerk vorhanden, die Büste des Malers von Gleichen-Rußwurm von Max Kruse, einem Künstler von besondrer Begabung für scharfe und lebendige Individualisierung, und auch sie liefert einen neuen Beitrag zu der Erfahrung, daß im besten Falle nur die Wirkung eines gefärbten Wachsbildes mit seinen ungünstigen, an geschminkte Leichen erinnernden Eigenschaften erreicht werden kann. Derselbe Künstler hat einen viel höhern Grad von Lebenswahrheit und Lebendigkeit mit einer Büste des geisteskranken Philosophen Nietzsche aus weißem, ungetöntem Marmor allein durch die geschickte technische Behandlung des Materials ohne fremde Zuthaten erreicht.

Noch andre Versuche, die Ausstellungssäle behaglicher und für die Wirkung der einzelnen Kunstwerke günstiger zu gestalten, sind durch Bespannung der Wände und Belegung der Fußböden mit starkfarbigen Stoffen, zunächst zur Probe in zwei Räumen, durch festliche Ausschmückung einzelner Räume, besonders von dem, worin die Vereinigung Berliner Architekten ihre Sonderausstellung veranstaltet hat, durch Verbesserung der Beleuchtung u. dergl. m. gemacht worden. Aber wie dankens- und nachahmungswert auch diese auf eine Reform unsers Ausstellungswesens gerichteten Bestrebungen sind — am Ende entscheidet nicht der Rahmen einer Ausstellung, sondern ihr Inhalt über ihren Wert. Auch nach dieser Richtung hin hat es die Ausstellungsleitung nicht an Bemühungen fehlen lassen. Auf eine starke Heranziehung des Auslands hat man freilich aus verschiednen Gründen verzichtet. Die bisherigen Erfahrungen haben gelehrt, daß der dadurch verursachte Kostenaufwand in keinem Verhältnis zu dem erreichten Nutzen steht, und überdies hat die Bevorzugung des Auslands unter

Digitized by Google

den einheimischen Künstlern eine so starke Mißstimmung hervorgerufen, daß man von einer häufigen Wiederholung großer Ausstellungen internationalen Charakters Abstand genommen hat. Seitdem die Leiter der privaten Kunstausstellungen Berlins ausländische Kunstware mit Entäußerung jeder Kritik das ganze Jahr massenhaft einführen, liegt auch gar kein Bedürfnis nach einer internationalen Kunstausstellung war. Was von ausländischen Kunstwerken trotzdem einläuft, meist wohl durch die Vermittlung von Kunsthändlern oder von Besitzern, die ihre Freude am Erworbnen auch von andern Leuten teilen lassen wollen, das wird natürlich gern genommen. So finden wir wieder zahlreiche italienische und spanische Bilder, deren Schöpfer, wenn ihnen der jetzige Stand des Kunsthandels auch nicht mehr so günstig ist wie vor Jahren, doch mit zäher Energie an der Schilderung ihres Volkstums festhalten und sich auch in ihren Darstellungsformen, wenn man von vereinzelten Erscheinungen absieht, durch die von Paris in die Welt gehenden Modeströmungen in der Malerei nicht beirren lassen. Wie ganz anders sieht es dagegen in der deutschen Malerei aus, wo die Nachäffung alles Fremdländischen, ein anscheinend unausrottbarer Grundfehler deutschen Wesens, schließlich dahin geführt hat, daß die Darstellung deutschen Volkstums, das Sitten- oder Genrebild, viele Jahrzehnte lang der Stolz der deutschen Malerei, fast ganz zu Grunde gegangen ist. Predigt doch die neue Kunstlehre, die jetzt schon in offiziellen Festreden verkündigt und als das Heil der Zukunft gepriesen wird, daß die rein malerische Kraft und die hinter ihr steckende Persönlichkeit alles, der Inhalt eines Kunstwerks nichts bedeute, und mit Hohn und Spott werden alle übergossen, die in der Malerei noch das „novellistische Element“ pflegen, d. h. der Meinung sind, daß auch der Inhalt eines Kunstwerks etwas bedeuten müsse, daß die Kunst auch ethische Zwecke zu verfolgen habe, und daß ihre Mission nicht beendet sei, wenn sie einer mit besonders verfeinerten Sehorganen ausgestatteten Minderheit durch die Entfaltung koloristischen Virtuosentums eine Augenweide oder auch nur einen flüchtigen Augenkitzel bereitet habe.

Es ist auffallend, daß dieser fanatische Sturmlauf gegen die deutsche Genremalerei, gegen das Festhalten an nationalem Wesen, das höhnisch als „Chinesentum“ abgethan wird, in Berlin viel mehr Erfolg gehabt hat als in München, wo doch die moderne Bewegung zuerst begeisterten Jubel hervorgerufen und einen fruchtbaren Boden gefunden hat. Das hat wohl darin seinen Grund, daß der Münchner Maler doch mit dem bayrischen Volkstum, das er immer in nächster Nähe vor sich sieht, so eng verwachsen ist, daß er sich, auch wenn ihn zeitweilig Modeströmungen abseits führen, immer wieder nach dem Boden sehnt, in dem seine Kunst wurzelt. In Berlin und seiner Umgebung fehlt es den Künstlern dagegen an der Anschauung urwüchsigen Volkstums, und es scheint auch kein Bedürfnis vorhanden zu sein, sie zu gewinnen, weil es an dem Sporn der Überlieferung fehlt. Die Berlinische

Digitized by Google

Malerei hat von jeher einen internationalen Zug gehabt, und er hat sich noch verstärkt, seitdem die Berliner Bevölkerung ein unerfreuliches Gemisch aus den verschiedensten deutschen Volksstämmen und ausländischen Elementen geworden ist, worin das eigentliche Berlinertum mit seinen großen Tugenden und großen Fehlern, die auch schon das Erzeugnis einer Mischung aus germanischem, wendischem und französischem Blute sind, nur noch einen kleinen Teil ausmacht. Was in Berlin an genrehaften Darstellungen hervorgebracht wird, ist fast ausschließlich für den Bedarf der illustrierten Blätter bestimmt. Eine mit der großen Ausstellung verbundne Sonderausstellung des Verbands deutscher Illustratoren klärt uns — wir können nicht einmal sagen: in erfreulicher Weise — darüber auf, wie viel künstlerisches Kapital durch den Massenhunger dieser Blätter verschlungen wird, ohne daß die Kapitalanlage von sichtlichem Vorteil ist, weder für die künstlerische Bildung der Leser, noch für eine aufwärts führende Entwicklung der Maler und Zeichner, die sich in den Dienst dieser Industrie gestellt haben, die ihnen eine wenn auch kärgliche, so doch sichere und bequeme Versorgung gewährt. Wir sehen mit Schrecken, wie viel wirkliche Talente durch diese Massenproduktion in geistlose Manieriertheit versinken oder ganz zu Grunde gehn.

Aber auch in Düsseldorf, wo die Maler schon seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts enge Fühlung mit dem Volkstum in den Rheinlanden, in Westfalen, in Hessen und im badischen Schwarzwalde gewonnen hatten, ist die Genremalerei in den letzten Jahren ganz auffallend zurückgegangen, und diese Erscheinung spiegelt sich auch in der Düsseldorfer Abteilung der Berliner Kunstausstellung wieder, die sichtlich mit großer Sorgfalt und feiner Auswahl zusammengestellt ist, aber fast ausschließlich Landschaften enthält. Man hat diese Erscheinung daraus erklären wollen, daß während der beiden letzten Jahrzehnte aus der rheinischen Musenstadt eine moderne Industrie- und Fabrikstadt geworden ist, deren Lebensäußerungen einen großen Teil der Maler von einer weitern „Einkehr in das Volkstum," wie das Schlagwort lautet, abgeschreckt haben. Es hat dann aber auch nicht an Künstlern gefehlt, die in dieser Umwandlung Düsseldorfs eine dankenswerte Erweiterung ihres Anschauungskreises sahen und froh waren, daß sie nun auch wie die Pariser, die Belgier und die Berliner die „Helden der Arbeit" und ihre ganze Gefolgschaft bis hinab zum elendesten Proletariat nach der Natur malen konnten. Es scheint jedoch, daß diese Art von Malerei weder in Düsseldorf noch anderswo einen Beifall gefunden hat, der ihren weitern Betrieb ersprießlich machte. Weder sie, noch die mit ihr eng verbündete moderne Richtung sind in Düsseldorf auf das richtige Verständnis gestoßen, und es ist dort schon, wie aus Berichten über die örtlichen Ausstellungen der letzten Jahre hervorgeht, eine Reaktion im Gange, die darauf abzielt, der Düsseldorfer Genremalerei wieder ihren alten Ehrenplatz in der deutschen Kunst zu erringen.

Digitized by Google

Wenn man sich noch weiter in der ausländischen Kunst umsieht — wir haben oben nur die Italiener und Spanier als Vertreter eines starken nationalen Selbstbewußtseins in der Kunst hervorgehoben —, so wird man die Beobachtung machen, daß das nationale Element fast überall stärker in den Vordergrund des künstlerischen Schaffens tritt als in Deutschland. Von dem konservativen England, wo die übrigens schnell wieder in Vergessenheit geratnen Glasgower Natursimpel keinen dauernden Schaden angerichtet zu haben scheinen, und sich die revolutionäre Bewegung überhaupt weniger in Architektur, Malerei und Bildhauerkunst als im Kunstgewerbe austobt, wollen wir dabei absehen, obwohl die Berliner Ausstellung durch ein köstliches Bild von Alma-Tadema, ein Frühlingsfest im alten Rom, dazu verlockt. Man wird vielleicht den Einwand erheben, daß dieser Künstler als geborner Holländer kein charakteristischer Vertreter der englischen Malerei sei. Seine Kunst hat sich jedoch nicht in Holland, sondern auf englischem Boden entwickelt, wo sie um so mehr Verständnis fand, als die Neigung für eine Wiederbelebung des Altertums durch die bildende Kunst schon seit dem vorigen Jahrhundert eine Lieblingsbeschäftigung der Engländer gewesen war und vor dem Auftreten des jungen Holländers ältere englische Maler gleiche Ziele verfolgten. Aber auch in Frankreich, dem Ausgangspunkt der modernen Kunstbewegung, sind die charakteristischen Eigentümlichkeiten der französischen Kunst aus den scheinbar sehr erbitterten Kämpfen feindlicher Kunstparteien unversehrt hervorgegangen, weil sie tief im Volkscharakter begründet sind. Weder der Impressionismus noch die wunderliche Pflanze des Neo-Impressionismus, die in Paris nur flüchtige Beachtung und ein wenig gallische Heiterkeit, in Berlin dagegen tiefsinnige Betrachtung und Bewunderung hervorgerufen hat, haben einen bemerkenswerten Einfluß auf die Malerei großen Stils, oder wie man jetzt vorsichtiger sagen muß, auf die Malereien großen Umfangs geübt. Der hohle pathetische Ton, den David vor hundert Jahren angeschlagen hat, und das Gemisch von Wollust, Grauen und Ekel, das Couture vor fünfzig Jahren mit seinen „Römern der Verfallzeit" dem deklamatorischen Pathos seiner künstlerischen Ahnherren hinzugesetzt hat, sind auch heute noch die Leitsterne der französischen Maler, die durch die Bemalung weiter Leinwandflächen in den „Salons" prunken und durch Versendung ihrer Bilder nach dem Auslande Sensation machen wollen. Die moderne Malweise mit ihren impressionistischen KleckSereien würde ihnen nur den Effekt verderben, da es bei den Darstellungen dieser Art hauptsächlich auf die Entfaltung virtuosenhafter Kunststücke in Zeichnung, Modellierung und Kühnheit der Komposition ankommt. Es soll damit keineswegs gesagt sein, daß diese Maler sämtlich oder auch nur in der Mehrzahl Flunkerer sind, denen es nur auf Reklamemacherei ankommt. Es giebt unter ihnen gewiß sehr viele ehrliche Leute, die der Meinung sind, daß sie mit dieser Art von Malerei geradeswegs auf die höchsten Ziele der Kunst lossteuern, und diese teils der

Digitized by Google

Überlieferung, teils dem nationalen Temperament entsprossene Energie erscheint uns um so rühmlicher, wenn wir daneben sehen, wie sich die deutschen Maler durch eine litterarische Agitation, die immer nur die Verirrungen, nicht die nationalen Tugenden der ausländischen, insbesondre der französischen Kunst preist und als nachahmungswert hinstellt, fast völlig von der geschichtlichen Malerei großen Stils haben abdrängen lassen, die heute nur noch durch Staatsaufträge und durch Bestellungen fürstlicher Personen ein kümmerliches Dasein fristet.

Die Berliner Ausstellung hat ein figuren- und umfangreiches Bild dieser Gattung französischer Großmalerei von Georges Rochegrosse aufzuweisen, der einer ihrer begabtesten und energievollsten Vertreter ist. Diese „Jagd nach dem Glück," in der man jene oben erwähnten Eigenschaften, frostiges Pathos und die Freude an dem mit Wollust gemischten Grausen mit kühler Virtuosität der malerischen Darstellung und großer Verwegenheit im Aufbau der einen Hügel hinaufkletternden, dem in den Wolken verschwimmenden Phantom der Glücksgöttin nachjagenden und mit einander um den Preis ringenden Figuren verbunden sieht, ist zugleich bezeichnend für die entschlossene, von philosophischen Grübeleien freie Art, mit der die Franzosen Realistisches und Sinnbildliches, leibhaftige Gestalten aus dem modernen Leben mit allegorischen schemenhaften Wesen in unmittelbaren Zusammenhang bringen. Jeder der beiden Pariser „Salons" führt den Franzosen jährlich Hunderte solcher Bilder vor, und in ihnen, nicht in den schon längst den Tagesinteressen entrückten Streitigkeiten zwischen Hell- und Dunkelmalern, zwischen Symbolisten und Naturalisten, zwischen Impressionisten und Punktierern sehen die Franzosen die vollkommenste Äußerung nationalen Kunstgeistes.

Wie schlecht ist es dagegen auf dem Gebiete der Malerei großen Stils und der in Frankreich nicht minder eifrig gepflegten Geschichtsmalerei in Deutschland bestellt! Nicht daß es uns an hervorragenden Talenten dazu fehlte! Aber während die Franzosen in dem Streit um neue Ausdrucksmittel in der Kunst ihre höchsten Ziele und namentlich den nationalen Zug ihrer Kunst nicht aus den Augen verloren haben, haben sich die Deutschen mit der unserm Stamme eigentümlichen pedantischen Gründlichkeit und Hartnäckigkeit in diesen Streit so fest verbissen, daß sie für nichts andres mehr Sinn und Verstand zu haben scheinen und nicht einmal merken, daß die Künstler andrer Nationen über diese nichtigen Streitigkeiten, die niemals das wahre Wesen der Kunst betroffen haben, längst hinweggegangen sind.

So müssen wir auch in diesem Jahre die alte Klage wiederholen, daß an Bildern großen Umfangs und bedeutsamen Inhalts ein Mangel herrscht, der um so tiefer empfunden wird, je mehr solche Bilder für unsre großen Kunstausstellungen, wie sie nun einmal eingerichtet sind und auf absehbare Zeit hinaus in dieser Einrichtung auch weiter bestehn werden, unentbehrlich sind.

Digitized by Google

Sie gewähren dem Beschauer, der an endlosen Reihen von Landschaften und Bildnissen, die ihm wenig oder gar nichts sagen, vorüberwandelt, erwünschte Ruhepunkte. Sie laden ihn zu längerm Verweilen, zu innerer Sammlung und Erholung von den zerstreuenden Eindrücken ein, die er durch das kleine Einerlei empfangen hat, und wer viel unter Ausstellungsbesuchern herumhört und herumfragt, der wird auch die Erfahrung gemacht haben, daß sich Bilder bedeutsamen Inhalts dem Gedächtnis der großen Masse kunstfreundlicher Laien am tiefsten einprägen und noch jahrelang, oft auch für ein ganzes Leben ihre Wirkung üben. Daran werden alle noch so spitzfindig ausgeklügelten Versuche, dem Publikum eine andre Sehmethode beizubringen, die es nur noch für malerische Feinheiten und koloristische Experimente empfänglich und gegen den Inhalt, die geistige und ethische Bedeutung eines Kunstwerks unempfindlich macht, nichts ändern.

Unter der kleinen Anzahl umfangreicher Bilder, die die Berliner Ausstellung aufzuweisen hat, sind obenein nur wenige, bei denen Inhalt und künstlerische Gestaltung auf gleicher Höhe stehn. Der Berliner Rudolf Eichstädt hat auf einem großen Bilde das Gastmahl zu Emmaus dargestellt, den Augenblick, wo die beiden Jünger den Heiland am Brotbrechen erkennen und sich die weiße Lichtgestalt vor ihren Augen zu einer überirdischen Vision verflüchtigt. Der Schauplatz des Vorgangs ist eine Pergola am Strande eines südlichen Meeres, etwa am Golf von Neapel, und der Künstler hat diesen Schauplatz offenbar in der Absicht gewählt, den Schwerpunkt seines Bildes auf die Entfaltung koloristischer Wirkungen zu legen. Aber der geistige Gehalt ist dabei nicht zu kurz gekommen. Es ist schon erfreulich, wenn bei dem gegenwärtigen Stande der religiösen Malerei ein Künstler dem, was vielen Menschen als verehrungswürdig und heilig erscheint, einen entsprechenden Ausdruck giebt, und man nimmt dabei gern einen an die Magie des Theaters erinnernden Effekt, wie hier, in den Kauf, um so lieber, wenn man damit die Art der religiösen Malerei vergleicht, die in München im Vordergrunde der künstlerischen Bestrebungen steht. Sie wird in Berlin durch ein Triptychon von Julius Exter vertreten, das die Geschichte des ersten Menschenpaars von der Erschaffung der Eva bis zum Verlust des Paradieses darstellt. Hier ergeht sich der moderne Naturalismus in so wüsten Ausschreitungen, daß eine ernsthafte Kritik darauf verzichten muß, sich mit Erscheinungen dieser Art auseinanderzusetzen. Sie treten auch schon so vereinzelt auf, daß der Höhepunkt dieser Krankheit, von der unsre Malerei eine Zeit lang schwer bedroht zu sein schien, wohl als überwunden betrachtet werden kann. Eine ungleich ernsthaftere Beachtung fordern des Münchners Christian Speyer apokalyptische Reiter, schon wegen der ernsten Haltung und Stimmung der Schilderung, obwohl nicht zu verkennen ist, daß der Künstler das Motiv nur gewählt hat, um seine große Virtuosität in der Darstellung von Pferden in der leidenschaftlichsten Bewegung und Erregung,

Digitized by Google

die er bisher nur an Bildern aus dem modernen Reiterleben in Krieg und Frieden bewährt hatte, auch einmal auf einem Gemälde großen Stils zu erproben.

Von Bildern aus dem modernen Kriegsleben sind wenigstens zwei vorhanden, die uns die tröstliche Zuversicht geben, daß diese Gattung der Geschichtsmalerei noch nicht völlig von deutschen Malern unsrer Zeit aufgegeben worden ist, die zugleich die hinreichende künstlerische Kraft haben, sie in alten Ehren zu erhalten. Eine Episode aus der Schlacht bei Leuthen, die Erstürmung des Kirchhofs durch das dritte Bataillon der preußischen Garde, von Carl Röchling zeigt diesen trefflichen Künstler als Meister in der Beherrschung großer Figurenmassen, wobei aber die Hervorhebung des Einzelwesens nicht zu kurz kommt, und zugleich als Meister in der Behandlung der Landschaft, die der Fülle der Figuren Haltung und Hintergrund giebt und die bunten Einzelheiten zu einem kräftig wirkenden Gesamttone zusammenstimmt. In einem dreiteiligen Bilde, das den Kampf des 16. Infanterieregiments bei und in Beaune la Rolande in seinen Hauptmomenten schildert, hat Erich Mattschaß eine Größe, einen feierlichen Ernst der Auffassung gezeigt, der der Darstellung einen echt geschichtlichen, heroischen Charakter giebt. Ein drittes Kriegsbild großen Stils, der Angriff des Gardes-du-Corps-Regiments bei Zorndorf, der der von den Preußen schon aufgegebnen Schlacht eine entscheidende Wendung zu ihren Gunsten gab, von dem polnischen Maler Adalbert von Kossak, der seit einigen Jahren in Berlin thätig ist und dieses Bild, wie schon mehrere andre, im Auftrage des Kaisers gemalt hat, ist eine in vielem Betracht glänzende Leistung, meisterlich in der Darstellung der in geschlossenen Kolonnen vorwärtsstürmenden Pferde, in dem leuchtenden Kolorit, in der Landschaft, in der Luft- und Lichtstimmung, in der dramatischen Kraft der Schilderung. Aber man hat doch das Gefühl, daß der Künstler seinem Stoffe innerlich kalt gegenüber gestanden hat, daß er beide Parteien mit der kühlen Objektivität des gleichgiltigen Beobachters behandelt, daß ihm das beste Teil des Schlachtenmalers, die Begeisterung gefehlt hat. Man wird jedoch auch sein Bild noch zu denen zählen dürfen, bei denen ein gewichtiger, bedeutungsvoller Inhalt durch ein starkes künstlerisches Vermögen getragen wird.

Digitized by Google

Eine Frühlingsfahrt nach den Abruzzen
und nach Apulien

Von Hermann Ehrenberg

Im März und April 1898 wurde ich von mehreren bösartigen, einander schnell folgenden Influenzaanfällen heimgesucht, die eine hochgradige Schlaflosigkeit und geistige Abspannung nach sich zogen. Eine volle Erholung erschien unter dem ewig grauen Himmel meines nordischen Wohnortes ausgeschlossen. Fußwanderungen in Gegenden, die mir noch unbekannt waren und durch ihre Neuheit besonders anregend und ablenkend zu wirken vermochten, schienen mir mit der erforderlichen Vorsicht das geeignetste Mittel zu sein, die Gesundheit wieder zu finden. Für das deutsche Waldgebirge oder gar für die Alpen ist aber im Mai das Wetter noch nicht zuverlässig und nicht sonnig genug, für die besuchtesten italienischen Orte dagegen schon vielfach zu heiß. Ich entschied mich deshalb für die Apenninen, deren Höhe eine frische gesunde Bergesluft, und deren südliche Breitenlage den mir so notwendigen Sonnenschein zu gewährleisten schienen; auch hatte ich hier die Sicherheit, geistige Auffrischung in reichster Fülle zu erhalten, zumal da sich mir bei frühern Reisen in Italien wiederholt der Wunsch aufgedrängt hatte, gewissen abseits liegenden Bergnestern Mittelitaliens einen Besuch abzustatten. Wissenschaftliche Gründe haben also bei der Entwerfung meines Reiseplans gefehlt und sollen, wenngleich selbstverständlich ein schöner wissenschaftlicher Ertrag bei dem unerschöpflichen Reichtum des Hesperidenlandes nicht ausgeblieben ist, auch bei dem folgenden Reiseberichte nicht im Vordergrunde stehen. Die Schilderungen, die ich hier zu geben beabsichtige, wollen vielmehr lediglich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die von mir besuchten Landschaften lenken, da sie zum größern Teile eines Besuchs in hohem Maße wert, bisher aber so gut wie unbekannt geblieben sind. Wie wenig sie vom Strome der Reisenden berührt werden, mag man daran ermessen, daß wir, d. h. meine Frau, die mich begleitete, und ich in dem hier in Frage kommenden östlichen Teile von Mittel- und Süditalien nirgends Ansichtspostkarten gefunden haben, oft wie Erscheinungen aus einer fremden Welt angestaunt wurden (was in Italien bekanntlich sonst niemals der Fall ist) und von Bettelei, der übelsten Erscheinung in reiseverseuchten Gegenden, fast gänzlich verschont blieben.

Digitized by Google

Wir nahmen unsern Reiseweg durch Ungarn, einmal weil wir das heilige Stefansland noch nicht kannten, und sodann weil sich auf diese Weise die Eisenbahnkosten für alle Bewohner der östlichen preußischen Provinzen wesentlich billiger stellen. Man gewinnt nicht den Eindruck, daß die Magyaren mit den Erfolgen ihres Zonentarifs sehr zufrieden sind, sie würden ihn sonst nicht in verschiednen Beziehungen „rückwärts revidiert" haben; aber das braucht uns nicht abzuhalten, die sich aus ihm ergebenden Vorteile wahrzunehmen. Man zahlt von Oderberg nach Ancona, oder mit andern Worten von der preußischen Grenze ab bis mitten nach Italien hinein, wenn man auf der Eisenbahn die zweite und auf dem Dampfschiff die erste Klasse benutzt, für eine Rundreisekarte von sechzigtägiger Giltigkeit rund 75 Mark. Das ist ungefähr die Hälfte dessen, was man sonst für eine gleich lange Eisenbahnstrecke in zweiter Klasse zu entrichten hat, und dabei fährt man, ohne den Zuschlag der D-Züge, in bequemern und bessern Wagen (Doppelfenster!) als auf den deutschen Bahnen. Freilich darf hierbei nicht verschwiegen werden, daß die Schnelligkeit der ungarischen Staatsbahnen und der Anschluß in Budapest zu wünschen übrig lassen. Aber wer würde nicht gern in Budapest einige Zeit verweilen? Es würde unbillig sein, wenn man den Magyaren die Anerkennung verweigern wollte, daß sie in kurzer Zeit verstanden haben, ihre Hauptstadt in wahrhaft königlicher Weise auszugestalten. Von der Natur wunderbar begünstigt, von der breiten, majestätischen Donau durchflossen, an und auf schön geformten Bergen liegend, ist Budapest durch die begeisterte Liebe des ganzen Landes binnen wenig Jahrzehnten zu einer wahren Musterstadt umgeschaffen worden, von der mancher große deutsche Ort in Wohlfahrts-, Gesundheits- und Verkehrseinrichtungen recht viel lernen kann.

Allerdings scheinen die Magyaren ihre ganze Kraft auf die Hebung dieses, ihres ersten und größten Gemeinwesens verwandt zu haben; auf dem flachen Lande sieht es wesentlich anders aus, die Pußta, durch die die Eisenbahn fährt, dürfte von den neuzeitlichen Umwälzungen noch nicht allzusehr berührt sein. Ihre Eigentümlichkeit erregt die Aufmerksamkeit jedes Reisenden. Zu einem vollen Genusse aber steigert sich die Fahrt erst in Kroatien. Hier führt sie uns in das herrlichste Hochgebirge mit mächtigen hochstämmigen Waldungen und schönen saftigen Wiesen; es muß eine Lust sein, dieses jungfräuliche Stück Erde zu durchwandern. Doch plötzlich ändert sich die Landschaft. Bei einer Meereshöhe von etwa 800 Metern wird das Gebirge kahl, rauh und öde; es wird so steinig und felsig, daß kaum ein Grashalm diesem Boden entwachsen kann. Die häßlichste Natur umgiebt uns. Aber nicht lange währt es, und wir empfangen eine neue Überraschung. Es eröffnet sich die herrlichste Fernsicht, der Blick wird frei, aus der Tiefe erstrahlt das blaue Wasser des Quarnero-Golfes, und ringsum erheben sich mächtige, schöngeformte Berge in staunenswerter Mannigfaltigkeit. Die Boden- und Meeresgestaltung dieser

Digitized by Google

Gegend mit ihren zahllosen Erhebungen, Inseln, Halbinseln, Buchten und Seen weiß dem geographischen Fachmann viel zu erzählen von wechselvollen Schicksalen in Urzeiten, von säkularen Hebungen und Senkungen, die immer aufs neue das landschaftliche Bild ummodelten; jedem Naturfreund aber bietet sie, je weiter die Fahrt geht, um so schönere Eindrücke. Die Bahn selbst verbleibt noch in den unfruchtbaren, unfreundlichen Felsen des Karst, aber sie senkt sich schnell, bis sie endlich an der Küste bei Fiume anlangt und uns nun sofort mitten in den Zauber der üppigsten südlichen Vegetation versetzt. Das sind Gegensätze, die auf jedes empfängliche Gemüt tief und nachhaltig einwirken müssen.

Fiume ist der einzige Punkt, wo das Magyarenreich das Meer berührt; seit dem Ausgleich von 1867 ist dieser treffliche Hafenplatz mit der transleithanischen Hälfte der habsburgischen Monarchie vereinigt. Die hierdurch ermöglichten Vorteile sind von dem Ungarnvolk, das mit seinem guten politischen Instinkt sehr bald die Wichtigkeit und Notwendigkeit überseeischer Verbindungen für die gesamte heutige Kulturthätigkeit erkannte, geschickt wahrgenommen worden, der Hafen ist vorzüglich ausgebaut, es ist eine Freude, die verschiednen Anlege- und Bergevorrichtungen zu mustern.

So freundlich im übrigen Fiume gebaut und gelegen ist, so wird doch der Reisende, der sich schon weiter in der Welt umgesehen hat, hier nicht verweilen wollen; Besonderheiten bieten sich ihm nicht dar. Dagegen erreicht man von hier aus in nur vierzig Minuten auf zierlichem Dampfboot einen Ort, der seit kurzem eine magische Anziehungskraft auf alle Weltenbummler ausübt, nämlich Abbazia. Das ist ein Kur- und Seebad, dessen treibhausartig schnelles Aufblühen etwas Amerikanisches an sich hat und für die heutige Entwicklung und Ausbildung des Bade- und Reiseverkehrs geradezu als typisch gelten darf. Vor etwa fünfzehn Jahren noch ein armes kleines Fischerdorf, das im Bädeker von 1883 nicht einmal mit Namen genannt wird, ist es jetzt ein weit ausgedehnter Vereinigungspunkt des höchsten und reichsten Luxus, mit prächtigen Palästen und Villen und wohlgepflegten Parkanlagen, in denen tropische Pflanzen jeder Art gut gedeihen. Eine große luftige Markthalle, eine Wasserleitung und andre hygienische Einrichtungen zeigen uns, daß mit dem Gelde nicht gespart zu werden braucht. Die reichste und die verschuldetste Aristokratie, Könige, Fürsten, Kommerzienräte und solche, die es werden wollen, geben sich hier ihr Stelldichein, und die Zahl vornehmer Landhäuser vergrößert sich noch fort und fort; es wird nicht lange dauern, bis die nördlich nach dem etwa dreiviertel Stunde entfernten Voloska führende Straße völlig besetzt ist, und auch im Süden, nach dem reizend im Winkel einer kleinen Meeresbucht liegenden Ika und nach Lovrana zu, das von seinen terrassenförmigen Gärten einen viel bedeutendern Rundblick über den Golf gewährt als Abbazia selbst, wird der Raum schon knapp. Es ist aber auch wirklich schön, sehr schön

Digitized by Google

hier. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist erstaunlich, die Blütenfülle unermeßlich. Auf dem armseligen Friedhof eines Nachbardorfes zählten wir einmal die Knospen und Blüten eines noch nicht einen Meter hohen Rosenstrauchs, der an einem halb verfallnen Grabe stand; wir kamen bei sorgfältiger gründlicher Schätzung auf 800 bis 1000.

Die Urteile mancher Reisenden, auch solcher, die dem blendenden Luxus nicht abhold sind, lauten freilich ungünstiger über Abbazia, sie stellen es in Vergleich zur Riviera, mit der ja die „Gründerin" Abbazias, die österreichische Südbahngesellschaft, ausdrücklich in Wettbewerb treten wollte. Auch ich glaube, daß der eigne Reiz der Riviera von Abbazia nicht ganz erreicht wird, da es dem Golf von Quarnero an der pittoresken Romantik fehlt, durch die sich die Meeresgestade östlich und westlich von Genua auszeichnen. Auf der andern Seite findet man an der Riviera, außer beim Kriegshafen Spezia, niemals ein landschaftlich so geschlossenes und dabei doch so weites und mannigfaltiges Gesamtbild, wie es uns Abbazia gewährt. Der individuelle Geschmack wird hier, wie auch sonst im Leben, immer ein gewichtigeres Wort zu sprechen haben, als es alle theoretischen Abwägungen zu thun vermögen. — In nationalgeschichtlicher Hinsicht ist ein Aufenthalt in Abbazia recht lehrreich. Unmittelbar über dem Orte erhebt sich auf einer 500 bis 600 Meter hohen Kuppe die Wallfahrtskirche von Veprinaz; unten am Meer der volltönende, vokalreiche italienische Name, oben die scharfen, harten Laute des kroatischen Idioms. Man erkennt an diesem Beispiel, wie die Besiedelung der istrischen und dalmatinischen Küste, die die Italiener, besonders die Venezianer während des Mittelalters vollzogen, nicht tief in das Land gegangen ist, sondern sich lediglich auf die Meeresufer beschränkt hat, was ja bei einem so seefreudigen und handelliebenden Volke nicht weiter wunderbar erscheint; im Hinter- und Oberland blieb infolgedessen die slawische Einwohnerschaft fast völlig unberührt.

Die Überfahrt von Fiume nach Ancona vollzieht sich schnell und angenehm mit dem hübschen Dampfer Villame der Impresa Fiume-Venezia; sie erfolgt im Winter einmal, im Sommer zweimal wöchentlich, währt gerade eine Nacht und hat Anschluß an die wichtigsten Eisenbahnschnellzüge Italiens und Ungarns. In Ancona betritt man klassischen Boden; den von der Natur geschützten und wohlausgebauten Hafen ziert ein Triumphbogen, den die Bürgerschaft im Jahre 115 n. Chr. dem Kaiser Trajan zum Danke für den von ihm neu angelegten Hafendamm errichten ließ. In amphitheatralischem Aufbau steigt ringsum die Stadt empor; sie ist mit trefflichen Bauten aus verschiednen Jahrhunderten geschmückt, die trotz aller stilistischen Abweichungen fast durchweg eine auffallende Übereinstimmung aufweisen, nämlich die Neigung, die Bauglieder möglichst zu häufen und durch Überladung einen großen Eindruck zu erzielen, während man nur zu sehr eine feinere Durchbildung der Fassaden vermißt, sowohl was den Gesamtentwurf, als was die Einzelbehandlung an-

Digitized by Google

betrifft. Nur die ältesten, dem dreizehnten Jahrhundert entstammenden Teile des palazzo communale haben sich hiervon, wie es scheint, völlig frei gehalten. Sollte dieser Hang zum Barocken nicht aus dem Charakter der Bewohner einer abgelegnen, wohlhabenden, aber dennoch niemals zu vollster Selbständigkeit gelangten Seehandelsstadt zu erklären sein? Zeigen nicht ihre Bürger meist eine gewisse Vorliebe für derb materiellen Lebensgenuß und protziges Auftreten, legen sie nicht Wert darauf, für ihr Geld auch etwas zu haben, das den Aufwand des Eigentümers sofort erkennen läßt? Der Gegensatz von einst und jetzt, der so bestimmend für die eigentümliche Wirkung der meisten italienischen Städte ist, kommt übrigens auch bei Ancona zur Geltung. Die Erbauer der prächtigen alten Börse mit ihrer reichen spätgotischen Fassade (1459), ihrem großen, stuckgeschmückten Barocksaal und ihrer aussichtreichen, schönen Loggia hätten sicherlich nicht ein so kostspieliges Unternehmen begonnen und später mehrfach umgestaltet, wenn sie ihren Hafen immer so leer gehabt hätten, wie er es jetzt zu sein pflegt. Wir fanden ihn bei unsrer ersten Anwesenheit in Ancona noch verhältnismäßig gut mit Schiffen besetzt. Die große Brotteuerung vom Mai 1898, die in Mailand und anderwärts zu einer so schweren Erschütterung der öffentlichen Ordnung geführt hatte, machte sich insofern bemerkbar, als vom Auslande, besonders von Südrußland her mächtige Schiffe mit Getreideladungen einliefen — ein deutlicher Beweis, daß das Land thatsächlich von Kornvorräten entblößt war, und gewisse Händler, augenscheinlich in der Hoffnung auf höhern Gewinn, nicht rechtzeitig genug für Deckung gesorgt hatten. Aber sonst sieht es recht still im Hafen aus, jeder einlaufende Dampfer ist immer ein besondres, wichtiges Ereignis.

Wird man hier am Wasser an das wechselvolle Ringen und Streben des Menschengeschlechts gemahnt, so gelangt man auf dem obersten Punkte der Stadt, dem Monte Guasco, in einen dem Kultus der höchsten Gottheit geweihten Bezirk voll von Frieden und feierlicher Erhabenheit. Hier, wo wir den Dom von San Ciriaco sich auf den alten wohlgefügten Grundmauern eines klassisch-heidnischen Venustempels erheben sehen, wo antike Statuen und Grabsteine von längst vergangnen Tagen erzählen, wo sich ein weiter Blick über Meer und Gebirge öffnet, scheint man den kleinlichen Sorgen des menschlichen Getriebes entrückt zu sein und fühlt sich über die Augenblickslage hinaus zu freierer Seelenstimmung angeregt und zur Gottesnähe erhoben. Die Einheitlichkeit der modernen, mittelalterlichen und antiken Welt wird uns lebendig vor Augen geführt, und wenn wir in dem eigentümlichen, an malerischen Wirkungen unendlich reichen Innenraum die Messe zelebrieren und den Kardinal-Erzbischof inmitten seiner zahlreichen Domgeistlichkeit die gottesdienstlichen Handlungen verrichten sehen, so wissen wir, daß sich das farbenprächtige, sinnberückende Bild den gläubigen oder ungläubigen Seelen schon seit Jahrhunderten, fast kann man sagen Jahrtausenden ebenso darbietet wie jetzt. Aber aus dem

Digitized by Google

künstlerischen Genuß, den dieser Anblick besonders von einer der mittelalterlichen Seitenemporen gewährt, wird man aufgeschreckt durch das häßliche, gewerbsmäßige Klappern und Lärmen der Unterbedienten, und in die Träumereien über die Einheit der Weltgeschichte und die Erhabenheit der Gottheit mischt sich die Erinnerung an die Thatsache, daß gerade hier an dieser Stelle Papst Pius II., der feingebildete, gelehrte Sproß des Hauses Piccolomini starb, als er weltlichen Plänen nachjagte und gleich manchem andern kirchlichen Oberhaupte die Religion über der Politik und dem irdischen Erfolge vergaß.

Nur 24 Kilometer südlich von Ancona liegt Loreto, der altberühmte Wallfahrtsort, der gleichfalls mit unwiderstehlicher Macht Betrachtungen über Kirchliches und Weltliches heraufbeschwört. Der katholischen Überlieferung zufolge wurde Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Wohnhaus der Mutter Gottes aus Nazareth durch unsichtbare Engel zunächst nach Dalmatien (1291), sodann (1294) hierher in den Garten einer Witwe Namens Laureta (daher Loreto; Lauretum bedeutet Lorbeerwald!) übertragen, wo es bald Gegenstand größter Verehrung und Heilighaltung wurde. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert wetteiferten die größten Künstler miteinander, zum äußern Schmucke des armseligen, dürftigen Gemäuers beizutragen. Melozzo da Forli, Luca Signorelli, Bramante, Andrea Sansovino, Giuliano und Antonio da San Gallo waren hier thätig und haben uns zum Teil köstliche Werke hinterlassen. Es würde zu weit führen und nicht in den Rahmen unsrer Schilderung gehören, wenn ich ihre Lauretaner Schöpfungen würdigen wollte, von andrer Seite ist es oft genug geschehen. Und auch das jahrmarktmäßige Treiben, das sich an dieser Stätte gern entwickelt, ist schon wiederholt beschrieben worden, erst vor Jahresfrist hat uns J. V. Widmann, der bekannte Schweizer Schriftsteller, ein anmutiges stimmungsvolles Bild von den Eindrücken geliefert, die sich ihm hier aufdrängten. Nur auf einige wenige Punkte möchte ich daher die Aufmerksamkeit der Leser lenken.

Es giebt nicht allzu viel Wallfahrtskirchen, die von jeher mit soviel Gold, Silber und Edelsteinen beschenkt worden sind und im Innern einen so gleißenden Prunk und eine so blendende Pracht aufweisen; um so stärker aber wirkt der Gegensatz, den die große Schar der Bettler und Krüppel mit ihrem wirklichen oder kunstvoll erdichteten Jammer zeigt. Sodann wird man anerkennen müssen, daß die Bewohner der kleinen Stadt, die sich an das Gotteshaus anschließt, mit Ausnahme weniger Ackerbürger ausschließlich von den Wallfahrern leben, die hierher pilgern, und einen großen Vorteil aus dem Besitze der casa santa ziehen, wie ja auch das Äußere der Stadt mit der langgestreckten Hauptstraße und ihren zahllosen Devotionalienläden uns dies sofort erkennen läßt; und doch sind die Außenwände des Rathauses fast mehr noch als sonst in Italien mit riesigen Marmortafeln bedeckt, auf denen in stolzen Worten der Ruhm der modernen Einigung Italiens und der antiklerikalen Erhebung verkündet

Digitized by Google

wird! Eine Häufung der Gegensätze, ein Zusammenstoß weltlichen und geistlichen Empfindens, wie er schärfer nicht gedacht werden kann, und lediglich hervorgerufen durch den Mißbrauch geistlicher Macht für weltliche Zwecke!

Loreto liegt schon mitten in der Gegend, deren Schilderung der eigentliche Zweck dieser Zeilen ist. Ich beabsichtige zunächst ein Bild zu geben von der Landschaft, die mit Ancona beginnt und nahe bei Brindisi endigt, mit andern Worten: von der südlichen Hälfte der Ostküste Italiens. Wie ich schon hervorgehoben habe, wird sie wenig von Fremden aufgesucht. Zwar wird die längs des Meeres laufende Eisenbahn von Nordeuropäern viel benutzt; wer nach Ägypten oder Griechenland fahren will, benutzt mit Vorliebe die hier verkehrenden Schnellzüge, und auch nach Neapel giebt es über Ancona und Foggia eine gute Verbindung. Man hört von den Reisenden Äußerungen des größten Entzückens über die durchsauste Landschaft; aber nur die allerwenigsten pflegen hier Rast zu machen. Die weite Strecke, die dabei in Betracht kommt, hat selbstverständlich keinen einheitlichen Charakter, der Breitenunterschied ist zu groß; aber sie läßt sich leicht und ungezwungen in vier Teile gliedern, von denen jeder für sich eine zusammenfassende Behandlung ermöglicht und rechtfertigt. Es sind folgende: 1. von Ancona bis Castellammare Adriatico,*) 146 Kilometer Eisenbahnlinie; 2. von Castellammare bis Termoli 90, genauer bis Chieuti 107 Kilometer, 3. von Chieuti bis Barletta, 138 Kilometer, und 4. von Barletta bis Brindisi, 166 Kilometer (immer Eisenbahnlinie).

Auf dem ersten Abschnitte, von Ancona bis Castellammare, rücken die Apenninen so nahe wie sonst nirgends an die Adria heran; sie erheben sich zugleich zu ihren höchsten Spitzen, den Monti Sibillini mit fast 2500 m, dem Gran Sasso mit fast 3000 m und weiterhin der Majella mit fast 2800 m. Der eigentliche Gebirgsstock steigt schroff empor, seine scharfkantigen, oben schneebedeckten Felsen sind von gewaltiger Majestät; zum Meere entsendet er kleine, sich nach allen Seiten sanft abdachende Querriegel, die durch Flüsse von einander geschieden sind. Die Entwicklung dieser Flüsse ist natürlich gering, immerhin haben sie wegen der schneeigen Höhe ihrer Quellgebiete eine recht hübsche Wassermenge. Die Thäler sind nahe am Meere breit, wohlangebaut, fruchtbar; nach dem Hochgebirge zu werden sie eng und bilden mitunter tief eingerissene wilde Schluchten. Infolge dieser Umstände sind sie recht wechselvoll und stimmungsreich, und man weiß nicht, ob man den fruchtbringenden Gefilden oder den romantischen Felsszenerien den Vorzug geben soll. Ich persönlich möchte den ersten den Preis zuerkennen; hier ist die Landschaft von einem Duft und einer Zartheit, die geradezu unbeschreiblich sind, und die sich

*) Streng genommen ist diese erste Strecke noch einige Kilometer weiter zu rechnen; aber der bei Castellammare mündende Pescarafluß bietet einen geographisch so wichtigen Einschnitt dar, daß er nicht zu übergehen ist.

Digitized by Google

uns natürlich in ihrem schönen Frühlingsschmucke in besonderm Maße offenbarten. Auch trägt die eigentümliche Lage der Städte nicht wenig zu diesem Eindruck bei. Sie sind nämlich fast durchweg auf der Höhe, auf besonders hervorragenden Kuppen jener vorgeschobnen Querriegel erbaut, z. B. das oben erwähnte Loreto, ferner Recanati, der Geburtsort Giacomo Leopardis, Fermo, Macerata u. a. m. Es wird somit die sanfte Schwingung der Thäler durch nichts unterbrochen, während ihre Umrandungen durch die alten Stadtmauern, hochragenden Paläste und Kirchtürme um so wirkungsvoller bekrönt werden.

Die Namen der wichtigern Flüsse sind von Norden nach Süden: Potenza, Chienti, Tenna und Tronto. Wir unternahmen zunächst einen Ausflug in das Thal des Chienti, nach Macerata und Tolentino. Macerata ist ein freundlicher, angenehmer Ort mit hübschen alten Kirchen und Palästen, verschiednen Erinnerungen an die altrömische Stadt Helvia Ricina, ferner mit einer guten Bibliothek, einer Universität, die aber nur eine juristische Fakultät hat, aussichtsreichen Straßen und — vortrefflicher, wohlfeiler Verpflegung; in der Nähe ein berühmter Renaissancebau, die Kirche der Madonna della Vergine von Battista Lucano. Man könnte in Macerata recht wohl einige Tage verweilen.

Weniger erfreulich ist Tolentino, das sich nicht gerade durch Sauberkeit auszeichnet und nur unzulängliche Unterkunft gewährt. Immerhin bietet es in seinen Kirchen S. Niccolò und S. Catervo und in seinem museo civico, das einige römische Altertümer und die Ergebnisse der von dem Grafen Silveri-Gentiloni in der die Stadt umgebenden picenischen Nekropole veranstalteten Ausgrabungen enthält, einiges Sehenswerte dar, und vor allem genossen wir hier ein unvergeßliches Bild, wie es in dieser farbenfreudigen Schönheit und ungekünstelten Reinheit doch wohl nur in Italien denkbar ist. Von der langen, steinernen Brücke, die hoch über die schäumenden Fluten des Chienti hinwegführt, sahen wir in der Tiefe zahlreiche Mädchen, die Kies aus dem breiten Flußbett heraufholten. An dem einen Ufer haben sich kleine, baumbewachsene Inseln gebildet, zwischen denen das Wasser in schmalen Armen dahinbraust; eine Verbindung zwischen den Inseln wird lediglich durch kleine Holzstege von einfachen Brettern bewirkt. Wie nun in dieser Umgebung die Mädchen wechselweise dahinschritten und dann den steilen Uferrand emporstiegen, trotz der schweren Bürde auf dem Haupte kerzengerade und leichten Fußes, stolz wie Königinnen, mit bunten Tüchern geschmückt und in altertümlicher Miedertracht mit kurzem, einfarbigem Rock gekleidet, geräuschlos geschäftig, fleißig und arbeitsam, das war unsagbar fesselnd und von geradezu traumhaftem Reize; die Entfernung war ja ziemlich groß, ein andrer Ton als der des Wassers drang nicht zur Brücke herauf, und die Gestalten erschienen somit als unfaßbar schwebende Schatten. Ringsum blühten die Blumen und Bäume, und die Nachtigallen und Lerchen sangen ihr fröhliches Lied zum tiefblauen Himmel empor.

Digitized by Google

Noch lohnender war der Ausflug in das Thal des Tronto. Gerade da, wo der kräftige Fluß aus dem Hochgebirge hervorspringt, um fortan in breiterm Bette dahinzuströmen, liegt Ascoli Piceno, das alte Asculum der Picenter, eine Stadt, die wirklich in hohem Maße eines Besuches wert ist. Die zahlreichen antiken Ausgrabungen aus der Umgegend sind zu einer hübschen Sammlung (unter der Leitung des liebenswürdigen Cavaliere Giulio Gabrielli) vereinigt, in der besonders die Bronzespiegel und ähnliche Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens auffallen — falls sie nicht ihrer Bedeutung wegen nach Rom geschafft sind (langobardischer Grabfund aus der Zeit der Völkerwanderung, jetzt im Thermenmuseum). Eine Reihe prächtiger romanischer Kirchen, z. B. S. Anastasia und S. Giacomo, die vielfach umgebaute Kathedrale, die sich auf einem antiken, noch deutlich erkennbaren Tempel erhebt, das dicht daneben liegende Baptisterium, verschiedne Paläste aus dem Mittelalter (das ehemalige Rathaus jetzt palazzo della prefettura) und aus der Renaissance, die Laubengänge am Markte, die alten Stadttürme, das sogenannte langobardische (jedenfalls frühmittelalterliche) Haus u. a. machen eine Wanderung durch die Straßen sehr anziehend und abwechslungsreich.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Zur Bäckerfrage. Über die Wirkungen der Bäckereiverordnung hat das Reichsamt des Innern im Jahre 1896 bei den Meistern — wohlgemerkt! bei den Meistern, nicht etwa bei den Gesellen und Lehrlingen — eine Umfrage veranstaltet. Aus den Antworten, die dem Reichstage im März 1897 mitgeteilt worden sind, stellt die Nr. 35 der Sozialen Praxis die Hauptergebnisse zusammen und nimmt dabei noch die Berichte der Fabrikinspektoren zu Hilfe. Das Wesentliche ist: „Eine erhebliche wirtschaftliche Schädigung hat in einem großen Teile der Berichtsbezirke, so bei der Reichsenquete in den meisten preußischen Bezirken, in keinem einzigen Falle festgestellt werden können. In den übrigen Bezirken der Reichsenquete beschränkt sich die Schädigung meist auf Fälle, in denen entweder vorübergehende Umstände als mitwirksam hervorgehoben werden, oder kleinere Bäckereien großer Städte jetzt die Kosten einer angemessenen Ergänzung ihres unzureichenden Personals zahlen müssen.“ Von den mitgeteilten Einzelheiten interessieren uns besonders drei. Aufmerksam gemacht durch die Bäckerschmutzlitteratur, hat sich der Nürnberger Magistrat im Spital erkundigt und danach, was er dort erfahren hat, gedroht, er werde fortlaufend die Namen der Meister veröffentlichen, die mit Krätze behaftete Leute beschäftigen; von den Bitten des Meistervereins ungerührt, hat er diese Drohung erfüllt. Vivant sequentes! Wie nötig Strenge in diesem Punkte ist, beweisen wiederum zwei in der Sozialen Praxis erwähnte Prozesse, die erst dieser Tage in Würzburg und Mannheim stattgefunden haben, und in denen es sich vorzugsweise

Digitized by Google

um Hautflechten und Fäkalien in der Backstube handelte. Das zweite ist eine Anekdote. Die Meister einiger kleiner Orte behaupteten, die Verordnung sei der Ruin ihres Gewerbes. Als der Befragende einwandte, sie selbst nähmen ja gar nicht einmal die ganze von der Verordnung erlaubte Arbeitszeit in Anspruch, da antworteten sie: Ja, aber in den Fachzeitschriften wirds doch bewiesen! So hat auch der Abgeordnete Hitze einmal im Reichstage geäußert: „Ich kenne eine ganze Reihe von Innungen und Bäckermeistern, die anfangs die Verordnung billigten und erst durch die Berliner Bäckermeister und andre Agitatoren dagegen eingenommen wurden." Daß einer an sein Elend und an seinen drohenden Untergang glaubt, weil ihm beides von seiner Fachzeitschrift bewiesen wird, obwohl er selbst davon nichts spürt, das soll auch in andern Berufsständen vorkommen. Die Regierung weiß ja nun, was von diesem Ruin zu halten ist. Ihr zuzutrauen, daß solche Redensarten der Bäckerzeitung auf sie Eindruck machen könnten, wie: „Noch steht die Hohenzollernburg unerschütterlich fest! Noch stehen wir treu zu Kaiser und Reich!", das wäre eine gar nicht einmal indirekte Majestätsbeleidigung; die Bäckerkrätze als Fundament des Hohenzollernthrons! Pfui Teufel! Abgesehen von der Unanständigkeit gerade dieses Falls machen aber die Drohungen solcher Kreise den Männern der Regierung gewiß großen Spaß. Revolutionäre mit Glatzen und Schmeerbäuchen! Welch eine Phantasie! Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit kahlen Köpfen, und die nachts [oder auch tags] gut schlafen! sagt Cäsar, der mit Recht nur die Dürren fürchtet. Soeben wieder hat eine Gesellschaft von gemütlichen Fetten gedroht, die in Dresden versammelten Gastwirte, allerdings nicht wegen des ihnen drohenden Kellnerschutzes — darüber haben sich die Herren sehr anständig ausgesprochen —, sondern wegen der Beschränkung der Tanzbelustigungen auf dem Lande. Wenn das so fortgehe, dann würden die Gastwirte aufhören, die treusten Stützen des Staats zu sein. So wankt und bricht eine Stütze nach der andern; armer Staat! Sehr hübsch macht sich die Bemerkung, nicht durch Vermehrung der Kirchen, wohl aber durch die der Tanzbelustigungen könne man die Leute ans Land fesseln, ein großes Wort, gelassen ausgesprochen, ein Wort, das, je nachdem, zu einer Posse oder einem ernsten Buche ausgesponnen werden könnte, oder vielmehr zu mehreren ernsten Büchern, einem theologischen, einem kulturgeschichtlichen, einem volkswirtschaftlichen und einem Leitfaden der Regierungskunst für Landräte. Aber kehren wir zu den Bäckern zurück und gedenken wir noch einer dritten Merkwürdigkeit! Als Schädigung beklagen es einige Meister, daß sie einen Gesellen oder Lehrling, der zwölf Stunden in der Backstube gearbeitet hat, nicht mehr zum Brot- und Semmelaustragen verwenden können, und daß sie demnach besondre Austräger bezahlen müssen. Wir haben es hier mit einem der zahlreichen Fälle zu thun, wo die Wirkung der Konkurrenz nicht in einer Verbesserung der Produktion, sondern nur in unnötiger Menschenschinderei besteht. Vor 120 Jahren dachte kein Bäcker daran, mit seinen Leuten des Nachts zu arbeiten. Die Bäcker machten es wie alle andern vernünftigen Menschen, sie arbeiteten bei Tage, und in der Nacht schliefen sie. Da kam einer auf den klugen Einfall, des Nachts zu arbeiten und die Frühstücksemmeln ganz frisch zu liefern — flugs zwang die Konkurrenz alle übrigen, ihm nachzufolgen. Vor fünfzig Jahren dachte noch kein Bäcker daran, seinen Kunden die Ware ins Haus zu schicken. Seine dicke Frau saß am Fenster und reichte den Dienstmädchen, Lehrjungen und Hauskindern die Semmeln und Brote hinaus, ohne sich dabei sehr zu beeilen. Da verfiel einer auf den Gedanken, einen seiner Lehrjungen mit dem Semmelkorbe und einen andern mit dem Brotwagen herumzuschicken, und aus Furcht, Kunden zu verlieren, folgten die andern nach. Es ist ja heute mit allen andern Waren ebenso; wenn man im

Digitized by Google

Papier-, Kurzwaren-, Weißwarenladen für eine Mark einkauft, erbietet sich der Verkäufer schon, einem das Päckchen nach Hause zu schicken. Brauer, Bierverleger und andre Händler lassen ihre Wagen täglich ein paarmal die Runde machen. Sonst brachten nur die Hausierer die Waren ins Haus, mehr und mehr werden die ansässigen Händler und sogar die Fabrikanten zu Hausierern. Solche Dienste zu beanspruchen, wäre von den Kunden doppelt unbillig, da ohnehin alle Waren spottwohlfeil sind. Der einzelne würde ja nun gewiß gern darauf verzichten, daß seinetwegen Bäckerlehrlinge oder zum Austragen gedungne Schulkinder geschunden werden, und würde sich ohne Murren Brot und Semmeln wieder wie ehemals durch seine Leute holen lassen. Aber noch so viele vernünftige einzelne machen zusammen noch kein vernünftiges Publikum. Das Publikum ist eine ungegliederte, daher zu gemeinsamem vernünftigen Handeln unfähige Menge; wenn der einzelne sieht, daß das gute Beispiel, das er giebt, nichts nützt, so bequemt er sich dem allgemeinen unvernünftigen Brauch wieder an. Deshalb ist der Staatszwang in solchen Dingen nicht zu entbehren, so lästig er sein, und so viel Unvernünftiges er durch die unvermeidliche Schablonisierung hervorbringen mag. Es bleibt also nichts übrig, als dem Publikum die ihm von den konkurrierenden Bäckern angewöhnten Bequemlichkeiten zwangsweise wieder abzugewöhnen; nachdem man die Arbeitszeit der Bäckereiarbeiter auf ein erträgliches Maß herabgesetzt hat, muß man jetzt die Verwendung von Schulkindern zum Semmelaustragen verbieten, und nach einigen Jahren wird man sich zum letzten Schritt, zum Verbot der Nachtarbeit in den Bäckereien, gezwungen sehen.

Litteratur

Die Lebensgeschichte der Gestirne in Briefen an eine Freundin. Eine populäre Astronomie der Fixsterne. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, Hermann Haacke, 1898

Eine der sonderbarsten Geschmacklosigkeiten, die uns jemals auf dem Gebiete der populären Litteratur vorgekommen sind. Der Verfasser will so graziös wie möglich sein, und wird so plump wie nur denkbar. Die Freundin, an die diese Briefe gerichtet sind, nennt er immer nur Madame. Wo in Deutschland ist das denn überhaupt noch üblich? Wir haben geglaubt, diese Anrede sei längst in guten Kreisen lächerlich geworden. „Wissen Sie, was die Unendlichkeit ist, Madame?“ „Ehescheidungsklagen kommen am Himmel nicht vor, Madame.“ „Ach, Madame, wenn doch die Menschen auch solche Sterne wären!“ Das kirschrote, übermütige Mündchen seiner Madame, die beiden hellsehenden Solitäre, die wie Tautropfen an jenen Rosen hängen, die Ihnen der liebe Gott selbst zu beiden Seiten ins Haar gesteckt hat, werden uns nicht erspart. Wenn aber die Sonnenflecken eine häßliche Hautkrankheit genannt werden, von der „die hohe Frau“ alle elf Jahre befallen wird, haben wir genug von diesem „Sums“ und staunen nur noch, wie es möglich ist, daß sich ein wahrscheinlich nicht kleines Publikum auf 209 Seiten in dieser affektierten Weise anöden läßt. Aus vollem Herzen stimmen wir in das Schlußwort ein: Auf Wiedersehen nach dem nächsten Weltuntergang!

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Der Schutz der Arbeitswilligen im Reichstage

1

Die Verhandlungen des Reichstags über den Gesetzentwurf zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses verdienen nicht nur wegen der Sache, die der Entwurf behandelt, sondern vor allem wegen der Art, wie sie der Reichstag behandelt hat, eine besondre Beachtung. Die Unhaltbarkeit der politischen Lage — der Parteiverhältnisse sowohl, wie der Stellung der Regierungen zu ihnen — ist dadurch besonders grell beleuchtet, und die Lage selbst der Krisis viel näher gebracht worden. Das wäre an sich kein Unglück. Aber die Verhandlungen vom 19. bis 22. Juni deuten leider zugleich auf eine gewisse Verkümmerung des politischen Ernstes und des politischen Verständnisses hin, die die kommende Krisis sehr langwierig und gefährlich zu machen drohen. Selten haben sich die gebildeten Klassen im Volke der Denker in solchem Grade verleiten lassen, kritiklos Entstellungen und Übertreibungen als bare Münze hinzunehmen und in Umlauf zu setzen, wie es der sogenannten Zuchthausvorlage gegenüber geschehen ist. Selten hat sich namentlich eine parlamentarische Körperschaft in Deutschland so ausgiebig an einer Entrüstungskomödie beteiligt, wie in diesem Falle. Es handelt sich, wenn man alles täuschende Beiwerk vom Kern der Sache abstreift, um nichts mehr und nichts weniger als um den Versuch, das deutsche Volk glauben zu machen, der Gesetzentwurf bedeute einen ganz neuen und sehr feindseligen Angriff auf das gute Recht, die Freiheit und die Wohlfahrt der arbeitenden Klassen, wozu der Kaiser persönlich nicht nur die Anregung gegeben, sondern auch allen mildern und liberalern Strömungen im Kreise der Regierungen gegenüber seinen ganzen Einfluß aufgeboten habe. In dieser Geschichtsfälschung liegt die verhängnisvolle Bedeutung der Sache. Und daß sich nicht nur die Sozialdemokraten, die Deutschfreisinnigen und die Volksparteiler dafür zu Eides-

helfern hergegeben haben, sondern daß auch die Ultramontanen, die freisinnige Vereinigung und, was hauptsächlich ins Gewicht fällt, sogar die Nationalliberalen durch ihre Sprecher die deutsche Arbeiterschaft und das ganze deutsche Volk in dem Glauben an diese, unmittelbar gegen die monarchische Spitze des Reichs gerichtete Fabel haben bestärken lassen, muß jedem ernsten, vaterlandsliebenden monarchisch und im guten Sinne konservativ denkenden Politiker zu schwerer Besorgnis Veranlassung geben. Wenn auch den Schreiern und Sprechern vom 19. bis 22. Juni nicht eine gewisse bona fides abgesprochen oder der Vorwurf gemacht werden soll, mit Vorbedacht und Überlegung gelogen oder der Lüge Vorschub geleistet zu haben, so ist doch der Mangel an Überlegung, an staatsmännischer Gewissenhaftigkeit und patriotischer Vorsicht, den die Herren im Reichstage bewiesen haben, gerade schlimm genug. Vollends angesichts des Ernstes der politischen Gesamtlage, angesichts der bevorstehenden Krisis, angesichts der Energie und Findigkeit der agrarischen und junkerlichen Reaktion, die jede Fahrlässigkeit des Gegenparts auf dem politischen Schachbrett so meisterlich auszunutzen versteht, was sie ja auch in dieser Sache wieder bewiesen hat. Wenn es heute vielleicht zu wünschen ist, daß in dem Kaiser und in den verbündeten Regierungen das Vertrauen dazu erstarkte, daß im deutschen Volk ein ernsthafter, takt- und maßvoller, reichs- und kaisertreuer, wahrhaft konservativer, kurz: ein regierungsfähiger Liberalismus zu finden sein werde, so haben die Liberalen im heutigen Reichstage, vor allem die Nationalliberalen, das Menschenmögliche geleistet, die Erfüllung dieses Wunsches zu erschweren. Hoffentlich werden die deutschen Fürsten so weise sein, trotzdem den Glauben an den gesunden Sinn des ganzen Volkes und der neuen Zeit nicht zu verlieren, hoffentlich wird auch dem deutschen Liberalismus bald der in der Regel auf Unbedachtsamkeit und Übermaß folgende kräftige Katzenjammer zu teil werden und der nüchternen Überlegung zum Recht verhelfen. Zunächst werden freilich wohl die Helden der Tage vom 19. bis 22. Juni trotz allen Katzenjammers vor den Leuten Recht behalten wollen und die Entrüstungskomödie noch weiter spielen. Es erscheint deshalb angebracht, den Schutz der Arbeitswilligen, wie er dem Reichstage vorgeschlagen und von ihm behandelt worden ist, etwas eingehender zu betrachten, wobei natürlich von einer auch nur annähernd erschöpfenden Erörterung aller einschlägigen Fragen hier keine Rede sein kann.

Der das Koalitionsverbot beseitigende § 152 der Gewerbeordnung hat folgende noch heute unveränderte und auch von dem neuen Gesetzentwurf nicht berührte Fassung aus dem Jahre 1869:

> Alle Verbote und Strafbestimmungen gegen Gewerbetreibende, gewerbliche Gehilfen, Gesellen und Fabrikarbeiter wegen Verabredungen und Vereinigungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen, insbesondre mittels Einstellung der Arbeit oder Entlassung der Arbeiter, werden aufgehoben. Jedem Teilnehmer steht der Rücktritt von solchen Vereinigungen und Verabredungen frei, und es findet aus letzterm weder Klage noch Einrede statt.

Digitized by Google

Im Zusammenhange mit dem Wortlaut dieser Paragraphen schreibt dann § 153 in seiner gleichsfalls noch heute geltenden Fassung vom Jahre 1869 vor:

Wer andre durch Anwendung körperlichen Zwangs, durch Drohungen, durch Ehrverletzung oder durch Verrufserklärung bestimmt oder zu bestimmen versucht, an solchen Verabredungen teilzunehmen, oder ihnen Folge zu leisten, oder andre durch gleiche Mittel hindert oder zu hindern versucht, von solchen Verabredungen zurückzutreten, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft, sofern nach dem allgemeinen Strafgesetz nicht eine härtere Strafe eintritt.

Diesen § 153 nun will der neue Gesetzentwurf aufheben und durch andre Bestimmungen ersetzen. Daß er das nicht im Rahmen der Gewerbeordnung, sondern in der Form eines selbständigen Gesetzes thut, wird dadurch — und zwar theoretisch hinreichend — erklärt, daß es sich bei dem Schutz der Arbeitswilligen doch nicht allein um Fälle und Personen oder wie man auch sagen kann: Betriebe handelt, die nach dem Buchstaben des Gesetzes den Bestimmungen der Gewerbeordnung unterliegen, sondern ganz allgemein um den Schutz der Freiheit für jedermann, Erwerb und Arbeit zu suchen oder zu geben, wo und wie er es nach eignem Ermessen am besten vermag. Ob es praktisch besser ist, deshalb ein neues selbständiges Gesetz zu schaffen, statt, wenn nicht schon eine Änderung in der Gewerbeordnung den Zweck erfüllte, eine Ergänzung des allgemeinen Strafgesetzbuchs vorzunehmen, mag hier dahingestellt bleiben.

Überhaupt sind die Fragen der juristischen und namentlich der kriminalistischen Gesetzgebungstechnik für die Sache, die hier behandelt wird, von verhältnismäßig sehr untergeordneter Bedeutung. Die kriminalistische Tüchtigkeit unsrer Gesetzmacher ist bekanntermaßen etwas rückständig. Das hat sich aber bei dem vorliegenden Gesetzentwurf keineswegs in besonderm Grade gezeigt, und es ist auch gar nicht möglich, mit einemmale diesem Mangel ein Ende zu machen. Die Kriminalistik selbst hat die Gesetzgebungstechnik vernachlässigt. Sie hat sich seit langer Zeit viel zu ausschließlich mit den Problemen der verbrecherischen Schädelbildungen und sonstigen „Veranlagungen" und dem Strafvollzug usw., was alles an sich sehr verdienstlich ist, beschäftigt. Wenn der vorliegende Gesetzentwurf in dieser Beziehung gehörig kritisiert wird, so kann es gar nichts schaden. Die verbündeten Regierungen müssen zu dem Einsehen kommen, daß es nachgerade ein gefährlicher Mißstand wird, wenn in der Massenproduktion von Gesetzen, wie sie namentlich in der Sozialpolitik und vor allem wieder in dem Arbeiterschutzwesen seit längerer Zeit im Schwange ist, immer wieder Hilfsarbeiter und Geheimräte, die auf eine lächerlich kurze Strafmündigkeit zurücksehen können, vielleicht staatswissenschaftliche Musterschüler waren, aber kriminalistisch gar nicht, an Lebens-, Verwaltungs- und Gerichtserfahrung fast gar nicht ausgebildet sind, als grundlegende und thatsächlich viel zu sehr ausschlaggebende Konstrukteure verwandt werden. Die

Digitized by Google

Herren „Chefs“ und auch das Reichsjustizamt sind gar nicht mehr imstande, die kriminalistische Mangelhaftigkeit der Gesetzentwürfe gehörig auszumerzen, und die parlamentarische Behandlung hat sie in der Regel trotz aller rabulistischen Kritik, die sie übte, eher vermehrt als verringert. So ist es ja gekommen, daß, wie vor kurzem ein deutscher Kriminalist gesagt hat, der deutsche Richter, wenigstens der Strafrichter, zum Prügelknaben einer schlechten Gesetzgebung geworden ist. In den Grenzboten ist das Lied oft genug, manchmal auch in etwas falscher Tonart gesungen worden, und der Reichstag hat vom 19. bis 20. Juni gleichfalls davon wiedergehallt. Auch die Herren „Chefs“ der Reichsämter selbst haben den gesetzgebungstechnischen Kunstverstand ihrer Gesetzentwerfer dabei in fast verblüffender Ehrlichkeit und Einstimmigkeit preisgegeben und nur die „Grundsätze“ vertreten. Daß sie sich dazu gezwungen sahen, war für sie sehr fatal, sollte ihnen zur Lehre dienen und nach unten nachwirken. Leider war es den Sprechern und Schreiern der Opposition, die Eindruck auf die Massen machen wollten, umso angenehmer. Den Grenzbotenlesern gegenüber kann man sich in der hier behandelten Frage ohne Schaden auf die Grundsätze beschränken. Bei ihnen muß das Verständnis dafür vorausgesetzt werden, daß es zur Widerlegung der Geschichtsfälschung, die zu bekämpfen ist, allein auf die Grundsätze, d. h. den gesetzgeberischen Willen, den der Entwurf verwirklichen soll, ankommt. Die Kritik der kriminalistischen Gesetzgebungstechnik kommt fortan hier nicht mehr in Betracht.

Von um so höherer Bedeutung ist es für die zu erörternde Frage, daß — was ja auch in der Begründung des Gesetzentwurfs und von den Regierungsvertretern in den Reichstagsverhandlungen hervorgehoben worden ist — schon 1891 in dem Entwurf der großen Arbeiterschutznovelle zur Gewerbeordnung die Erweiterung und Verschärfung der Bestimmungen des § 153, die jetzt in dem neuen Gesetzentwurf zum Schutz der Arbeitswilligen vorgesehen ist, von den verbündeten Regierungen in der Hauptsache und den Grundsätzen nach vorgeschlagen war und im Reichstage nachdrücklichst befürwortet wurde. Es war das die epochemachende gesetzgeberische Leistung des sogenannten „neuen Kurses,“ und es war der „Minister der Sozialreform,“ Freiherr von Berlepsch, selbst, der damals den gesetzgeberischen Willen, den man heute als unerhörtes Attentat auf das gute Recht und die Wohlfahrt der Arbeiter hinstellt, mit aller Entschiedenheit vertrat. Es ist begreiflich, daß die Anwälte der Fronde gegen den angeblichen „neusten Kurs“ die Bedeutung dieser Thatsache zu vertuschen und zu verdunkeln suchen. Schon deshalb ist es nötig, den neuen Entwurf im Zusammenhang mit den Vorgängen von 1891 genau zu betrachten.

Der von Herrn von Berlepsch befürwortete § 153 hatte folgenden Wortlaut:

Wer es unternimmt, durch Anwendung körperlichen Zwangs, durch Drohungen, durch Ehrverletzung oder durch Verrufserklärung

Digitized by Google

1. Arbeiter oder Arbeitgeber zur Teilnahme an Verabredungen der in § 152 bezeichneten Art zu bestimmen oder am Rücktritt von solchen Verabredungen zu hindern,
2. Arbeiter zur Einstellung der Arbeit zu bestimmen oder an der Fortsetzung oder Aufnahme der Arbeit zu hindern,
3. Arbeitgeber zur Entlassung von Arbeitern zu bestimmen oder an der Annahme von Arbeitern zu hindern,

wird mit Gefängnis nicht unter einem Monat bestraft. Ist die Handlung gewohnheitsmäßig begangen, so tritt Gefängnis nicht unter einem Jahre ein.

Die gleichen Strafvorschriften finden auf denjenigen Anwendung, welcher Arbeiter zur widerrechtlichen Einstellung der Arbeit oder Arbeitgeber zur widerrechtlichen Entlassung von Arbeitern öffentlich auffordert.

Abgesehen von der sehr großen Verschärfung der Strafen überhaupt im Vergleich zu den — heute noch geltenden — Bestimmungen von 1869 war in diesem Entwurf neu erstens die in Nr. 2 und 3 vorgeschlagne Ausdehnung der Strafbarkeit auf die Fälle, wo der Zwang nicht auf die Teilnahme an oder auf den Rücktritt von Verabredungen der in § 152 bezeichneten Art, sondern unmittelbar auf die Arbeitseinstellungen oder Arbeiteraussperrungen usw. gerichtet war. Zweitens war neu die erhöhte Strafe für das „gewohnheitsmäßige" Begehen der betreffenden Handlungen, drittens endlich die Ausdehnung der Strafbarkeit auf die öffentliche Aufforderung zur widerrechtlichen Einstellung der Arbeit und widerrechtlichen Entlassung von Arbeitern.

Damit sind zunächst in Vergleich zu stellen die §§ 1 bis 3 des heute vorliegenden Gesetzentwurfs, die folgenden Wortlaut haben:

§ 1

Wer es unternimmt, durch körperlichen Zwang, Drohung, Ehrverletzung oder Verrufserklärung Arbeitgeber oder Arbeitnehmer zur Teilnahme an Vereinigungen oder Verabredungen, die eine Einwirkung auf Arbeits- oder Lohnverhältnisse bezwecken, zu bestimmen oder von der Teilnahme an solchen Vereinigungen oder Verabredungen abzuhalten, wird mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft.

Sind mildernde Umstände vorhanden, so ist auf Geldstrafe bis zu eintausend Mark zu erkennen.

§ 2

Die Strafvorschriften des § 1 finden auch auf denjenigen Anwendung, welcher es unternimmt, durch körperlichen Zwang, Drohung, Ehrverletzung oder Verrufserklärung

1. zur Herbeiführung oder Förderung einer Arbeiteraussperrung Arbeitgeber zur Entlassung von Arbeitnehmern zu bestimmen oder an der Annahme oder Heranziehung solcher zu hindern,

2. zur Herbeiführung oder Förderung eines Arbeiterausstandes Arbeitnehmer zur Niederlegung der Arbeit zu bestimmen oder an der Annahme oder Aufsuchung von Arbeit zu hindern,

3. bei einer Arbeiteraussperrung oder einem Arbeiterausstande die Arbeitgeber oder Arbeitnehmer zur Nachgiebigkeit gegen die dabei vertretenen Forderungen zu bestimmen.

Digitized by Google

§ 3

Wer es sich zum Geschäft macht, Handlungen der in den §§ 1, 2 bezeichneten Art zu begehen, wird mit Gefängnis nicht unter drei Monaten bestraft.

Jedermann von gesundem Verstande, der der Wahrheit die Ehre geben will, wird auch mit der Lupe nichts finden können, worin hier der Wille des Gesetzgebers von 1899 im geringsten härter und weniger wohlwollend gegen die Arbeiter wäre als der Wille des Gesetzgebers von 1891. Eher das Gegenteil ist richtig. Das Strafmaß ist gemildert, die Strafbarkeit der Unternehmer erweitert worden. Mag die Fassung der Bestimmungen mangelhaft sein, so sehr sie will, es ist mit aller Bestimmtheit und ohne allen Vorbehalt auszusprechen: Wer dieser drei Paragraphen wegen die Vorlage den deutschen Arbeitern als einen Angriff des „neusten Kurses" auf ihre Koalitionsfreiheit fortan denunziert, der sagt die Unwahrheit.

Aber wie stehts mit den übrigen acht Paragraphen? Wenn im § 4 die Beschädigung oder Vorenthaltung von Arbeitsgerät, Arbeitsmaterial, Arbeitserzeugnissen oder Kleidungsstücken dem körperlichen Zwange im Sinne der §§ 1 bis 3 ausdrücklich gleichgestellt, oder wenn ausgesprochen wird, daß eine Verrufserklärung oder Drohung dann nicht vorliegt, wenn der Thäter eine Handlung vornimmt, zu der er berechtigt ist, so wird wohl niemand etwas einwenden. Dagegen ist das gleichfalls hier aufgenommne sogenannte Verbot des Streikpostenstehens hart angefochten worden. Die Bestimmung lautet:

Der Drohung im Sinne der §§ 1 bis 3 wird die planmäßige Überwachung von Arbeitgebern, Arbeitnehmern, Arbeitsstätten, Wegen, Straßen, Plätzen, Bahnhöfen, Wasserstraßen, Hafen- oder sonstigen Verkehrsanlagen gleichgeachtet.

Daß das Streikpostenstehen in neunzig Fällen von hundert den Zweck hat, durch Bedrohung, wenn nötig auch durch Thätlichkeiten einen Zwang auszuüben, weiß jeder, der sich um solche Dinge gekümmert hat. Aber von dieser Thatfrage ganz abgesehen, hat der Staatssekretär des Reichsjustizamts ausdrücklich erklärt, daß vom juristischen Standpunkt aus der Vorlage nicht der Sinn beigelegt werden könne, daß jedes Streikpostenstehen strafbar sein solle, sondern, indem es unter den Begriff der §§ 1 und 2 gebracht sei, nur dann, wenn die Beteiligten dieses Mittel benutzen wollen, auf die Arbeiter, die heranziehen, einen Zwang auszuüben und sie dadurch ihrem Willen gefügig zu machen. „Sobald im Einzelfall — sagte er wörtlich — die Sachlage dahin klar gestellt wird, daß die Streikposten nichts andres bezwecken, als den Leuten gütlich zuzureden, sobald es sich ergiebt, daß es keinen andern Zweck hat, als die Leute darüber zu unterrichten, daß ein Streik ausgebrochen sei — bis zu dieser Grenze bleibt auch nach der Vorlage das Ausstellen von Streikposten straflos; es wird erst dann strafbar, wenn es in den Bereich eines unberechtigten Zwangs gegen die zuwandernden Arbeitslustigen übergreift. Das geht aus der Begründung der Vorlage hervor, und es ist die zweifellose Absicht

Digitized by Google

der verbündeten Regierungen. Ich bitte also, wenn weiterhin im Hause, oder wenn draußen im Lande gegen diesen Paragraphen Einspruch erhoben wird, diejenige Auslegung zu Grunde zu legen, von der ich Ihnen hier im Namen der Regierung Kenntnis gegeben habe. — Ja, meine Herren, wenn Sie das anders als die Vorlage ausdrücken wollen, und ich gebe zu, daß Sie vielleicht glücklicher in der Fassung sein werden als wir, wir werden uns jeder Fassung, die nach dieser Richtung den Gedanken des Entwurfs klar ausspricht, gern fügen."

Man darf wohl hoffen, daß die Grenzbotenleser Billigkeitsgefühl genug haben, daß sie, zumal wenn sie erwägen, welche Bedeutung eine solche Erklärung der Regierung für die Gerichtspraxis hat, dem Verlangen des Staatssekretärs des Reichsjustizamts volle Berechtigung zusprechen und einer irrigen aura popularis gegenüber offen aussprechen werden: Auch der § 4 der Vorlage enthält nichts, was den Treibereien der Opposition gegen den Kaiser im Ernst einen Anhalt böte.

Die Bestimmung des § 5, wonach aus Anlaß der Nichtbeteiligung an einem Arbeiterausstand oder einer Arbeiteraussperrung begangne thätliche Beleidigungen, vorsätzliche Körperverletzungen oder vorsätzliche Sachbeschädigungen auch „ohne Antrag" verfolgt werden können, ist von geringer Bedeutung und von der Opposition in der Hauptsache mit der Behauptung bekämpft worden, daß, wer sich fürchtet, einen Strafantrag zu stellen, sich auch fürchten werde, Anzeige zu machen. Der § 6 will hauptsächlich nachträglich aus Rache für die Nichtbeteiligung an einer Arbeitseinstellung oder Arbeiteraussperrung begangne Bedrohungen und Verrufserklärungen unter Strafe stellen. Er ist gleichfalls für die hier behandelte Frage ganz ohne Bedeutung. Dasselbe gilt für § 7, der öffentliche Zusammenrottungen, bei denen die in § 1 bis 6 bezeichneten Handlungen „mit vereinten Kräften" mit Gefängnis — also nicht mit Geldstrafe — geahndet wissen will, und zwar an den Rädelsführern mit Gefängnis nicht unter drei Monaten. Erst recht aber gilt es für die Bestimmungen der §§ 9 bis 11, die mehr formeller Natur sind.

Dagegen ist § 8 der eigentliche Zuchthausparagraph. Er lautet:

Soll in den Fällen der §§ 1, 2, 4 ein Arbeiterausstand oder eine Arbeiteraussperrung herbeigeführt oder gefördert werden, und ist der Ausstand oder die Aussperrung mit Rücksicht auf die Natur oder Bestimmung des Betriebs geeignet, die Sicherheit des Reichs oder eines Bundesstaats zu gefährden oder eine gemeine Gefahr für Menschenleben oder für das Eigentum herbeizuführen, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter einem Monat, gegen die Rädelsführer Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein.

Ist infolge des Arbeiterausstandes oder der Arbeiteraussperrung eine Gefährdung der Sicherheit des Reichs oder eines Bundesstaats eingetreten oder eine gemeine Gefahr für Menschenleben oder das Eigentum herbeigeführt worden, so ist auf Zuchthaus bis zu drei Jahren, gegen die Rädelsführer auf Zuchthaus bis zu fünf Jahren zu erkennen.

Digitized by Google

Sind in den Fällen des Absatz 2 mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten, für die Rädelsführer Gefängnisstrafe nicht unter einem Jahre ein.

Dieser Paragraph ist in der amtlichen Begründung der Vorlage ganz außerordentlich oberflächlich behandelt, und in den Reichstagsverhandlungen hat nur der preußische Handelsminister Brefeld einige Worte für ihn gefunden. Wir hätten, meinte er, ja in zahlreichen Fällen des allgemeinen Strafrechts in Rücksicht auf eine besondre Gefahr auch eine Erhöhung der Strafe vorgeschrieben. Dasselbe Prinzip komme hier zur Anwendung. Das sei doch nicht unverständig? „Sie mögen ja verschiedner Meinung sein über die Graduierung der Strafhandlungen, über die Abmessung der Strafen, über die Art der Strafen. Das sind alles Dinge, über die man sich in der Kommission unterhalten und verständigen kann. Das wollen Sie nun aber unmöglich machen durch die Ablehnung der Vorlage."

So bequem durften es sich die Herren „Chefs" unter keinen Umständen machen, nachdem der unglückselige Vorschlag der Zuchthausstrafe für einen vielleicht möglichen, zunächst aber nur am grünen Tisch der Gesetzentwerfer konstruierten Bedürfnisfall so viel Unrat angerichtet hatte. Es ist über die Oeynhauser Kaiserrede, in der der Gesetzentwurf mit dem Zuchthausparagraphen als eine — im Konzept wenigstens — schon fertige Sache erwähnt wurde, und den Mißbrauch kaiserlicher Reden zu Hetzereien gegen den Kaiser in den Grenzboten seinerzeit das Nötige gesagt worden. In der Sache selbst ist zu bemerken, daß doch auch ganz unverdächtige Sozialreformer die scharfe Eindämmung der Streikfreiheit für die in den Betrieben der in § 8 der Vorlage bezeichneten Art beschäftigten Arbeiter als notwendig bezeichnet haben, und daß in England in solchen Fällen unter Umständen Zwangsarbeit, das ist Zuchthaus, verhängt werden kann. Es wird darauf bei der Besprechung des Verhaltens der Professoren und Kathederpolitiker zur Entrüstungskomödie noch zurückgekommen werden. Ob der Wille des Gesetzgebers, wie ihn die Vorlage verwirklichen möchte, wenn er Gesetz würde, überhaupt praktische Bedeutung gewinnen könnte, ist nicht vorauszusagen, da die Bestimmungen des allgemeinen Strafgesetzbuchs in den meisten aller denkbaren Fälle anwendbar sein werden und schon furchtbar scharfe Strafen verhängen. Die Sache hat eine rein theoretische Bedeutung, ist eine Doktorfrage für die Herren Kriminalisten. Daß man sich vermessen hat, sie in der Vorlage ohne das geringste kriminalistische Verständnis zu lösen, war ein unverantwortlicher Fehler. Er hat der auf die Gedankenlosigkeit und Skandalsucht der Massen spekulierenden Agitation das willkommenste Wasser auf die Mühle gegossen und das zugkräftigste Schlagwort geliefert, aber der gebildete Mann wird bei nüchternem Verstande ohne weiteres zugeben müssen, daß daraus auf die Absicht einer Unterbindung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter oder auf eine Untergrabung des Streikrechts zu Gunsten der Unternehmerklasse, überhaupt

Digitized by Google

auf einen arbeiterfeindlichen Willen bei den Regierungen zu schließen der helle Unsinn ist. Der gebildete Mann, der auf das Schlagwort von der „Zuchthausvorlage" hineingefallen ist, hat sich — es ist, wenn man offen sein will, gar nicht anders auszudrücken — einfach zu schämen. Das gilt natürlich ganz besonders für alle die, die des § 8 wegen die ganze Vorlage ostentativ als nicht einmal einer Kommissionsberatung wert abgelehnt haben.

Es ist in Vorstehendem versucht worden, dem Leser von dem Inhalt des Gesetzentwurfs — soweit das im Rahmen eines Grenzbotenartikels möglich ist — ein Bild zu geben. Vor allem war dabei der in den Änderungen an dem bisher geltenden Rechtszustande ausgedrückte gesetzgeberische Wille der verbündeten Regierungen — die bekanntlich mit Einstimmigkeit die Einbringung des Entwurfs beschlossen haben — klar und dem in dem Entwurf zur Gewerbenovelle von 1891 geäußerten Willen gegenüberzustellen. Es ergiebt sich daraus, daß der gesetzgeberische Wille von 1899 in der Hauptsache auf dasselbe hinausläuft wie der von 1891, daß die Unterschiede nur in der Aufmachung, in den Ausführungsvorschlägen u. dergl., überhaupt in mehr oder weniger unwesentlichem Beiwerk bestehen.

Mit allem erdenklichen Nachdruck ist in den Reichstagsverhandlungen vom 19. bis 22. Juni durch die Regierungsvertreter das Wesentliche in der Vorlage von dem Unwesentlichen getrennt, die Grundsätze von den Ausführungsmodalitäten geschieden worden. Wiederholt ist namentlich auch von ihnen hervorgehoben worden, daß die jetzt vorgeschlagnen Grundsätze nichts andres wollen als die 1891 vorgeschlagnen. Die oppositionelle Mehrheit des Reichstags hat diese namens der verbündeten Regierungen abgegebnen Erklärungen mit höhnendem Lärm als unwahr zurückgewiesen, ohne auch nur den Schein eines Beweises dafür zu erbringen, ja ohne überhaupt auf eine sachliche Behandlung des Wesentlichen einzugehen. Sie hat das Beiwerk in kluger Berechnung wegen des Eindrucks außer dem Hause zur Hauptsache gemacht und daran eine halb berechtigte, halb rabulistische, im ganzen erschreckend unwahrhaftige Kritik geübt. Es gehört zu den Gepflogenheiten des heutigen Parlamentarismus, den Regierungsvertretern ohne Bedenken vorzuwerfen, daß sie gegen ihre Überzeugung sprechen, es aber, wenn einem Abgeordneten dergleichen zugetraut wird, mit Entrüstung als gegen den Takt verstoßend zurückzuweisen. Die Grenzboten sind an diesen widersinnigen Komment nicht gebunden.

Im weitern wird, und zwar wieder im Zusammenhang mit den Vorgängen in der Ära Berlepsch, gezeigt werden, was die Opposition gegen den Schutz der Arbeitswilligen wirklich bedeutet, und was sie wert ist. Auch soll noch untersucht werden, wie weit die Einseitigkeiten der modernen Staatswissenschaft etwa die Opponenten zu ihrem exaltierten Gebaren verleitet haben.

Digitized by Google

Die Aufteilung Afrikas

Von Hans Wagner in Charlottenburg

Asien und Europa ringen seit Jahrtausenden um die Hegemonie, ohne daß der Kampf völlig entschieden wäre. Asiens Macht sind seine ungezählten Menschenmassen, Europa schöpfte die Kraft zum Widerstande aus der individuellen Fähigkeit seiner Bewohner. Wie ein starkes Schiff unter tausendfältig brandenden Wogen Stand hält und immer wieder auftaucht aus dem Gischt der Wellen, so überwand die weiße Rasse die Völkerfluten der Perser, Hunnen, Mongolen und Türken. Zwar versuchte auch Europa in den Ruhepausen der asiatischen Bewegung von der Abwehr zum Angriff überzugehn, aber dazu waren seine Kräfte zu schwach. Die Züge Alexanders des Großen, auch die Kreuzzüge berührten nur kleine Teile des größten Kontinents, und ihre Erfolge hatten keinen Bestand. Die gelbe Rasse selbst haben sie nicht erschüttert. Erst das neunzehnte Jahrhundert hat den Sieg Europas und der weißen Rasse gebracht. Der russische Doppeladler hat den Norden des Kontinents bis zum Gelben Meer, die weiten Reiche Dhingiskhans überflogen, im Süden herrscht Albion, in Hinterindien Frankreich, und nun hadern die Völker Europas um das Türkenerbe und um die Beute im Osten. Noch ist der Kampf nicht entschieden. Noch können Jahrzehnte vergehn, ehe Asien Europas Szepter völlig gehorcht, und noch ist die Gefahr nicht entschwunden, daß das mongolische Völkermeer von neuem über die Ufer schlage.

Wie anders Afrika!

Noch vor einem Dutzend Jahren erfreute sich dieser Erdteil in stiller Abgeschiedenheit der Gleichgiltigkeit Europas. Einige Naturforscher zogen in das Dunkel des Kontinents hinein, um der Wissenschaft zu dienen, und brachten der staunenden Menge der Neuigkeiten viel. Der Staatsmann aber würdigte den Kontinent nur selten eines Blickes. Da brachte das Jahr 1884 einen erstaunlichen Umschwung der Gefühle für Afrika. Mit einem Schlage stand Afrika im Vordergrunde der Weltpolitik. Das semper aliquid novi ex Africa erhielt eine neue ungeahnte Bestätigung, und kaum waren ein Dutzend Jahre ins Land gegangen, da war Afrika aufgeteilt, und die weiße Karte dieses Kontinents vollkommen bedeckt mit den Farben der europäischen Staaten!

Digitized by Google

Im Jahre 1883 finden wir in Afrika als größern französischen Besitz nur Algier und Tunis, ferner einige kleine Küstenkolonien am Senegal, in Gabun. England besitzt Kapland bis zum Oranje und einige Kleinigkeiten an der Guineaküste. Portugal glaubt, Angola und Mozambique sein eigen nennen zu können, sonst ist Afrika frei. Es bot ja nicht wie die andern Kontinente offne Thore, seine Küstenlandschaften und Randgebirge hinderten die Kolonialmächte, die Schätze im Innern des Landes zu sehn. Es ging dem dunkeln Erdteil so wie dem Manne, dessen Wert erst spät erkannt wird, weil seine Schale rauh ist. Was der Wert des Erdteils nicht vermochte, das brachte der Neid zu stande. Als Deutschland nach dem übrig gebliebnen Reservekontinent seine Hand ausstreckte, da griffen schnell Italien, Frankreich, England zu. Das Jahr 1884 ist der Anfang vom Ende afrikanischer Unberührtheit. Das Flaggenhissen wurde die am meisten geübte Beschäftigung in Afrika, nicht allein der Deutschen, die mit gutem Beispiel vorangegangen waren, aber leider bald erlahmten, sondern auch der Engländer und der Franzosen. Geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Keinem von den drei Bewerbern ist ungemischte und vollkommne Freude zu teil geworden. Alle drei erstrebten transkontinentale Kolonialreiche, England im Osten ein nord-südliches, um die Vorburgen für Indien, Kapland und Ägypten, zu vereinen, Frankreich ein ost-westliches im Norden, vom Senegal zum Nil, und Deutschland ein ost-westliches im Süden zwischen Sansibar und Sudan, sowie Südwestafrika. Nach den jüngsten englisch-französischen Abmachungen über das Hinterland von Tripolis sind die Grenzen zwischen den einzelnen Interessensphären ziemlich abgesteckt, sodaß für Flaggenhisser keine Gelegenheit zur Bethätigung mehr vorhanden ist. Von jetzt ab wird die Geschichte Afrikas in Europa gemacht.

Sehen wir, wie sich die einzelnen Mächte ihren Besitz gesichert haben.

1. Die Aufteilung Südafrikas

Als am 7. August 1884 die deutsche Flagge in der Lüderitzbucht stieg, besaß England in Südafrika nur Kapland bis zum Oranje und die Walfischbai. Es hatte Kapland 1806 endgiltig den Franzosen, die es seit 1793 besaßen, abgenommen. Aus eignem Antriebe hat England dort jahrzehntelang nichts zur Ausbreitung seiner Herrschaft gethan. Es überließ das Hinterland den auswandernden Buren zur Eroberung. Die Buren gründeten drei Republiken: Natal, Oranjefreistaat und Transvaal unter hartnäckigsten Kämpfen mit den Eingebornen. England ließ sie unbehelligt. Im Jahre 1843 aber besetzten die Engländer aus Anlaß von Streitigkeiten, die ihre Verbündeten, die Griqua, ein Mischvolk von Hottentotten und Buren, mit den Buren hatten, ohne weiteres Natal und einige Jahre später auch den Oranjefreistaat. Beide Gebiete vereinigten sie unter dem Namen Oranje-River-Sovereignity mit Kapland. Transvaal blieb frei. Die in Natal ansässigen Buren wanderten aus,

Digitized by Google

sodaß dieses Land fast nur noch von Kaffern bewohnt war. Während nun Natal friedlicher englischer Besitz blieb und keine politische Rolle mehr gespielt hat, erhoben sich die Buren im Oranjefreistaat, wurden aber besiegt, und eine englische Garnison in Boomplaats hielt die Ruhe nach Möglichkeit aufrecht. Indessen hatte England soviel Scherereien und Unkosten in seinem neuen Besitz, daß er 1854 aufgegeben wurde. So gab es denn in diesem Jahre zwei unabhängige Burenstaaten in Südafrika: Transvaal, dessen Unabhängigkeit schon 1848 bestätigt war und das seit September 1853 den Namen „Südafrikanische Republik" annahm, und den Oranjefreistaat.

England hat nun über zwei Jahrzehnte die Buren sich selbst überlassen, lockten doch die Landesprodukte damals zu wenig, als daß England ihretwegen soviel Verluste an Gut und Blut hätte wagen sollen. Auch waren die Republiken so in innere Kämpfe verwickelt, daß es im geeigneten Augenblick nicht schwer fallen konnte, die fallengelassenen Zügel wieder aufzunehmen, wie das ja auch später geschehen ist.

England hatte zudem in den fünfziger und sechziger Jahren andre Interessen, vor denen die afrikanischen zurücktreten mußten. Der Orientkrieg, der Aufstand in Indien und die Verwicklungen in China nahmen die Kräfte Britanniens vollkommen in Anspruch. Es gab bis 1869 nur zwei britische Kolonien in Südafrika: die eigentliche Kapkolonie im Osten und Natal im Westen, dazwischen freie Kaffernreiche. Im Jahre 1869 aber wurden die Diamantenfelder im Gebiete des Zusammenflusses des Vaal und Oranje entdeckt. Da lagen Milliarden auf der Straße, und die stachen den Engländern in die Augen. Die Diamantenfelder gehörten zum Teil dem unabhängigen Mischvolke der Griqua, zum Teil dem Oranjefreistaat (Kimberley). England nahm ohne Ziererei das Diamantenland in Beschlag. Mit der Entdeckung des Reichtums von Südafrika hob sich Englands Interesse an Südafrika wunderbar schnell. Es machte sich daran, im Osten von Kapland die freien Kaffernreiche zu unterdrücken. Allerdings hatte es auch eine wichtige Veranlassung dazu, die Kaffernstämme bedrohten die weiße Bevölkerung unaufhörlich und brachten so eine andauernde Unsicherheit der Zustände hervor. Zudem war es bei der wachsenden Bedeutung des Kaplandes gefährlich, das Nachbarland „herrenlos" zu lassen. Bis zum Ende der siebziger Jahre war England in den Besitz des ganzen Gebiets zwischen Oranje und Tugela, wenigstens nominell, gelangt. Denn als es die thatsächliche Beherrschung durchführen wollte, erklärten die Basuto (1880) den Krieg und erzielten nach drei Jahren siegreicher Kämpfe im Friedensschlusse sehr günstige Bedingungen. England hat nur das Recht, einen Residenten im Basutolande zu halten, und zahlt außerdem zu den Staatsausgaben des Landes einen beträchtlichen Beitrag. Außer Missionaren und Beamten duldet dieses kraftvolle Negervolk keine Europäer in seinem ungemein

Digitized by Google

reichen Lande, das man die Kornkammer Südafrikas nennt. Vor allem haben die Basuto die Ausbeutung der Mineralschätze ihres Landes verboten.

Dieser unglückliche Basutofeldzug, der der Kapkolonie achtzig Millionen Mark kostete, war für England noch in andrer Hinsicht sehr peinlich, er vereitelte die Anschläge auf Transvaal. Diese Burenrepublik hatte seit ihrer Gründung traurige Zeiten verlebt: sie war zu keinem geordneten Staatswesen gediehen, einerseits, weil den Buren Verwaltungsfähigkeiten fehlen, dann aber, weil ihre Kräfte und Mittel unter den ständigen Kämpfen mit den Zulus allmählich dahinschwanden. Ende der siebziger Jahre war die Republik in einer Verfassung, die ihre Auflösung befürchten ließ. Damit wären dann auch die britischen Kolonien ernstlich bedroht gewesen. England handelte daher in wohlberechtigtem eignen Interesse, als es im Januar 1877 Sir Theophilus Shepstone als Spezialkommissar nach Pretoria sandte, um von der dortigen Regierung Garantien für die Ruhe Südafrikas zu verlangen. Diese Garantie gab die Regierung zwar, es half ihr aber nichts mehr, britische Truppen besetzten einige Monate darauf das Land. Anfangs wurde diese Annexion von vielen Buren selbst als Wohlthat empfunden, weil sofort Ruhe innen und außen eintrat. Dann aber regte sich der alte Freiheitssinn. Die englischen Mißerfolge im Basutolande ließen die Lage günstig erscheinen, und so wurde denn in den Versammlungen im Pardekraal vom 8. bis 13. Dezember 1880 der Krieg beschlossen. Bronkers Spruit, Laings Nek, Donkenberg, Majubaberg — das sind die Namen der Siege, die die Buren erfochten. England schloß am 3. August 1881 Frieden. Die sogenannte „Pretoria-Konvention" gewährte Transvaal vollständige Selbstregierung, jedoch unter der Souveränität der Königin.

Aber Transvaal konnte sich aus seiner traurigen innern wie äußern Lage nicht emporarbeiten. Es stand vor dem Bankrott und mußte schon 1884 die Hilfe Englands anrufen. Am 27. Februar wurde auf Ansuchen des Präsidenten Krüger die vielerörterte Londoner Konvention vereinbart. Die Konvention von Pretoria wurde nicht aufgehoben, sondern nur ergänzt. Hauptsächlich verpflichtete sich die Republik, streng auf die festgesetzten Grenzen zu halten und Übergriffe zu ahnden. Am wichtigsten war aber § 4, worin sich die Republik verpflichtet, weder Vertrag noch Übereinkunft mit irgend einem Staate außer dem Oranjefreistaat, noch mit einem eingebornen Stamm östlich oder westlich der Republik ohne Genehmigung Englands abzuschließen. Eine solche Genehmigung soll aber als erteilt angesehen werden, wenn England nicht innerhalb von sechs Monaten nach Empfang des abschriftlichen Vertrags seine Ansicht darüber kundgegeben habe, daß dieser Vertrag den Interessen Englands oder seinen Besitzungen in Südafrika zuwiderlaufe. Durch diesen Vetoparagraphen ist die Republik thatsächlich isoliert.

Digitized by Google

England glaubte nach diesem Vertrage der Entwicklung der Dinge ruhig entgegensehen zu können. Denn der baldige Bankrott der Republik schien unvermeidlich. Da trat ein Umstand ein, der die Republik mit einem Schlage aller finanziellen Sorgen entledigte: In den Jahren 1884 und 1885 wurden die Goldminen entdeckt. Nun hatten die Buren das Gesetz, daß Mineralien nicht abgebaut werden dürften. Dieses Gesetz wurde nach hartnäckigem Widerstande eines Teils der Buren doch vom Volksraade aufgehoben, und einigen Minengesellschaften wurden Konzessionen erteilt. Transvaal wurde in wenigen Jahren ein reiches Land, aber mit dem Golde war eine schwere Sorge ins Land gekommen, das Uitländertum. England war um seine Hoffnungen auf eine friedliche Annexion Transvaals betrogen, und zugleich erlebte es eine zweite Unannehmlichkeit: Deutschland erschien als kolonialer Konkurrent in Afrika.

Der Bremer Kaufmann Lüderitz hatte mit sicherm Blick den wirtschaftlichen Wert Südafrikas erkannt und in der Bai von St. Lucia im Sululande Besitztitel erworben. Nun suchten sich auch Buren, die ins Sululand gedrungen waren und hier die „Neue Republik" gegründet hatten, diesen Exporthafen zu sichern. Wenn zwei sich streiten, freut sich der dritte — England einigte sich 1885 mit Bismarck, der die deutschen Ansprüche fallen ließ. Das Sululand wurde dann 1887 zur britischen Kronkolonie gemacht, in Transvaal aber herrschte eine böse Mißstimmung gegen die Deutschen. Bismarck hat jedenfalls in der St. Luciabai ein überaus wertvolles Besitztum fallen lassen. England aber hatte damit die Zernierung der Burenstaaten im Süden abgeschlossen.

Das Erscheinen der deutschen Flagge in Südafrika flößte England bange Befürchtungen ein: sie äußerten sich in einer wahren Annexionswut. Die Erwerbung von Deutsch-Südwestafrika im August 1884 vermochte es trotz lebhaftester Proteste nicht zu verhindern. Es suchte aber die Entwicklung der deutschen Kolonie möglichst zu unterbinden, indem es die Ausbreitung nach Osten und die Verbindung mit den Burenrepubliken lähmte. Es annektierte das Betschuanaland, d. h. nach der amtlichen Mitteilung in der St. James Gazette vom 30. Januar 1885 die Teile Südafrikas, die im Osten von der Südafrikanischen Republik, im Süden von der Kapkolonie, im Westen vom zwanzigsten Meridian östlicher Länge v. Gr. und im Norden vom zweiundzwanzigsten Grad südlicher Breite begrenzt sind und „nicht unter der Jurisdiktion irgend einer zivilisierten Macht stehen."

Damit war zugleich ein neuer britischer Staatsgrundsatz aufgestellt, nämlich daß alles „herrenlose" Land ohne weiteres durch einen Federstrich des britischen Kolonialministers zur englischen Kronkolonie gemacht werden könne. Ob ein Engländer je das betreffende Gebiet betreten hat oder nicht, ist dabei ganz gleichgiltig. Mit diesem lächerlichen Grundsatz hat England zwar das Bet-

Digitized by Google

schuanaland „erobert," später aber hat es ihn natürlich fallen lassen müssen. Durch die Annexion des Betschuanalandes aber, der leider weder Deutschland noch Transvaal den gebührenden Widerstand entgegengesetzt hatte, war die Idee einer deutsch-holländischen Barriere von Ost nach West vereitelt. England hatte den Weg nach Norden frei.

Um jene Zeit gelangte in Südafrika ein Mann zur Bedeutung, in dem sich die Expansionskraft Englands geradezu verkörpert, Cecil Rhodes. Mit seinem Namen ist seit jener Zeit innig die Erwerbspolitik Englands in Südafrika verbunden. Seine Pläne bezweckten nichts geringeres, als das östliche Afrika vom Kap nach Kairo zu einem einzigen großen transkontinentalen britischen Kolonialreich zu machen. Er war die treibende Kraft bei der Expansion nach Norden, bei der Annexion des Betschuanalandes, er drängte unaufhaltsam weiter. Es gelang ihm, von Lo Bengula, dem Beherrscher der zwischen Sambesi und Limpopo wohnenden Maschona, 1888 eine Konzession zu erwerben. Zu ihrer Ausbeutung gründete Rhodes die British South Africa Chartered Company, an deren Spitze die Finanziers Rhodes, Beit, Rudd, Rothschild standen, und an der die höchste Aristokratie Englands, der Herzog von Fife, ein Schwiegersohn der Königin, Herzog von Abercorn, beteiligt war. Mit Umgehung der Rechte andrer Maschonakonzessionäre erteilte dann die britische Regierung dieser Gesellschaft einen ungemein weitgehenden Freibrief (Charter), der ihr die Ausbeutung und Verwaltung des Landes nach Gutdünken überließ. Die ganze Regierungsgewalt lag in den Händen der Company, selbst das Recht der Besetzung des Landes durch eine Polizeimacht, deren Stärke nicht festgesetzt war. — Cecil Rhodes als Vertreter der englischen Flagge war wieder einmal Transvaal zuvorgekommen. Zwar hatten einzelne Burentrakte bis zum Sambesi stattgefunden, zu einer Beschlagnahme des Landes aber hatten sie es nicht gebracht. So war den Burenrepubliken die Expansion auch nach Norden unterbunden.

In fünf Jahren hat die Rhodessche Gesellschaft ein Gebiet von sechzehn Breitegraden unterworfen, jedenfalls eine hervorragende Leistung. Aber wohin sie kam, hat sie Streit und Haß erzeugt. Die Buren hatten zunächst auf ihre Ansprüche nördlich vom Limpopo verzichten müssen. Dann kamen die Portugiesen an die Reihe, an deren Mozambiqueprovinz das britische Maschonaland im Osten grenzte. Die portugiesischen Vorposten wurden im Gefecht von Massi-Kassi aus der Landschaft Manica hinausgeworfen und mußten sich trotz ihrer offenbaren Rechte zu dem Vertrag von Lissabon am 11. Juni 1891 bequemen. Das ganze ehemalige Reich Monomotapo, in dem so viel portugiesisches Blut geflossen ist, ging an England verloren. Die festgesetzte Grenze bringt an England etwa die Hälfte des Shirelaufes nebst Umgebung bis zu den Seen Chiuta und Shirwa, dann Manica und endet an der Nordostecke

Digitized by Google

Transvaals. Dem Weltverkehr hat der Vertrag allerdings wesentliche Vorteile gebracht. Aller Gütertransport durch portugiesisches Gebiet darf nur bis zu 3 Prozent vom Werte verzollt werden, die Schiffahrt auf dem Sambesi und Pungwe wurde frei. Das ist auch für die Nyassaländer in Deutschostafrika von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Der Anschluß des 1891 erworbnen „Central-Africa-Protectorat," d. h. des britischen Nyassalandes an das andre britische Südafrika wurde in der Weise vollzogen, daß sich die Chartered Company mit der Lakes Company verschmolz. Nachdem sich auch die Barotse unter englische Schutzherrschaft begeben haben, steht das ganze Gebiet vom Tanganjika und Nyassa bis zum Kap in einer Ausdehnung von mehr als 25 Breitegraden unter der englischen Flagge. Mit dem deutschen Schutzgebiet in Südwestafrika war im Jahre 1890 die Grenze festgesetzt, mit Portugal 1891, mit dem Kongostaat 1894, mit portugiesisch Angola 1893. Das unter Rhodes besonderm Einfluß stehende Gebiet ist allein viermal so groß wie Deutschland.

Südafrika ist aufgeteilt, durch Konzessionen und Flaggenhissungen sind von keiner Nation mehr neue Gebietsteile von Eingebornen zu erwerben. Die einzigen nichteuropäischen unabhängigen Staaten sind Transvaal und der Oranjefreistaat, beide in jüngster Zeit durch ein Schutz- und Trutzbündnis geeint, wenn auch mit wirtschaftlichen Sonderwegen. Dazu kommen das portugiesische Mozambique und das deutsche Südwestafrika. Die Aufteilung Südafrikas scheint somit vollzogen, in Wahrheit hat sie erst die erste Stufe erreicht. Das Flaggenhissen ist ein leichtes Geschäft, bei dem lediglich die Fixigkeit den Ausschlag giebt. Der zweite Akt ist viel verwickelter: die Nachprüfung, ob die erworbnen Gebiete wirtschaftlich abgerundet sind. Mit dieser Nachprüfung sind jetzt die interessierten Mächte eifrig beschäftigt, und da jetzt mehr als je wirtschaftliche und politische Fragen zusammenhängen, so liegt ständig eine Gewitterwolke über Südafrika, die eine unangenehme politische Schwüle bis nach Europa hin verbreitet.

Das britische Kolonialgebiet nördlich vom Oranje ist ein Hinterland ohne Ausgangspforten. Es giebt zwei Möglichkeiten, diesem Übel abzuhelfen, entweder eine wirtschaftliche Einigung des gesamten Afrikas in einen Zollbund mit gleichberechtigter Verkehrs- und Handelsfreiheit oder den Erwerb von Zugängen zum Meere. Die Errichtung eines Zollbundes in Südafrika erscheint auf den ersten Blick als eine leichte Aufgabe, in Wahrheit ist sie unausführbar, weil die Gegensätze der Interessen und Rassen auf absehbare Zeit unüberbrückbar sind. Zur Zeit ist es sogar noch aussichtslos, selbst die britischen Kolonien unter einen Zollhut zu bringen, aus denselben Gründen, weshalb die imperialistischen Bestrebungen der Tory-Staatsmänner bisher gescheitert sind. Einer einheitlichen Reichszollpolitik ist Südafrika bisher ebenso abgeneigt gewesen wie Australien und Kanada. Das britische Reich ist keine

Zentralmacht, es besteht aus einem Stammland, Großbritannien, und einer Reihe von Kolonialländern, die zwar ihre Familienzugehörigkeit zu Albion anerkennen, aber mehr oder minder selbständige, manchmal sogar feindliche wirtschaftliche Ziele gegen das Stammland hervorkehren.

Nach der Qualität ihrer Beziehungen zur Krone sondern sich die britischen Kolonien in Südafrika staatsrechtlich in folgende Gruppen: 1. Kronkolonien. Sie unterstehen direkt dem Kolonialministerium in London. Dieses hat die Kontrolle über die gesamte Gesetzgebung und Verwaltung, ebenso das alleinige politische wie handelspolitische Verfügungsrecht. Der Kolonialminister ist in der Kolonie durch einen Gouverneur vertreten. — Es ist dieselbe staatsrechtliche Form, die wir jetzt ohne Ausnahme für unsre Kolonien haben. — Eine Kronkolonie ist z. B. in Südafrika das Betschuanenland, es ist durch eigens zu diesem Zwecke aus England herübergesandte Truppen unter Sir Charles Warren erobert und wurde daher auch zur Kronkolonie gemacht. Die Gruppe des Cecil Rhodes war darüber sehr pikiert, weil dieses wichtige Gebiet ihrem Einfluß entzogen war. Sie hätten die Annexion durch die Kapregierung lieber gesehen. 2. Kolonien mit Repräsentativverfassung. Diese Kolonien haben zwar repräsentative Einrichtungen, aber keine eigne verantwortliche Regierung. Die Regierung wird gebildet durch einen von England ernannten Gouverneur und Ministerrat. Die Krone hat das Vetorecht und die Kontrolle der Verwaltung und Beamten. Eine solche fortgeschrittne Kronkolonie ist Natal. Es war ursprünglich ein integrierender Teil der Kapkolonie, wurde aber 1856 als besondre Kolonie konstituiert. Im Jahre 1879 erhielt es einen besondern Gouverneur und Repräsentativverfassung. 3. Kolonien mit verantwortlicher Regierung (responsible government). Sie haben ein eignes Parlament mit eigner, ihm verantwortlicher Regierung. Die Verbindung mit dem Stammlande besorgt ein Gouverneur, der von der Krone ernannt wird, aber sehr geringe Machtvollkommenheit hat. Handelspolitisch sind diese Kolonien völlig selbständig. Sie haben ferner eigne Militärmacht. — Eine solche Kolonie ist Kapland. Es hat dieses Responsible Government 1870 erhalten. Kapland hat verschiedne Annexe, die es durch je einen Agenten, den Chief Magistrate, verwalten läßt: Ost-Griqua, Tombu, Fingo-Kaffraria. 4. Eine Sonderstellung nehmen die Schutzgebiete ein. Sie stehen meist unter der Gewalt der Gesellschaften, die in ihnen die Konzession und das Land erobert haben. (Bei uns hatte die Neuguinea-Kompagnie, die Ostafrikanische Gesellschaft eine ähnliche Stellung.) Ein solches Schutzgebiet ist Rhodesia. In ihm ist die Chartered Company Herrscherin. Sie stellt den Administrator unter Genehmigung des Kolonialministers.

Daß sich aus verschiedenartigen Verwaltungsformen auch Gegensätze entwickeln, ist verständlich. Jedes dieser verschiedenartigen Kolonialgebiete suchte sein wirtschaftliches Interesse kräftig zu wahren, wie ja auch in Deutschland

Digitized by Google

land der Osten und der Westen oft hart aneinander geraten. Bei uns finden diese wirtschaftlichen Gegensätze ihre Aussöhnung in einem Einheitsparlament. Das ist in Britisch-Südafrika nicht der Fall.

An Bestrebungen zur wirtschaftlichen Einigung des britischen Südafrika hat es nicht gefehlt. Aber die Schaffung eines einheitlichen Zolltarifs ist nicht gelungen. Wie die imperialistische Idee auf den großen Kolonialkongressen 1887 in London und 1893 in Ottawa an der Zollfrage abprallte, so ist auch die Idee eines allgemeinen südafrikanischen Zollvereins aus demselben Grunde unausgeführt geblieben. Die Kapkolonie hat sich durch Schutzzölle gegen das Mutterland abgesperrt. Zur Annahme ihres Zolltarifs suchte die Kapkolonie schon 1860 die Schwesterkolonie Natal zu bewegen, aber umsonst. Im Jahre 1876 versuchte der Geschichtsprofessor Froude vergeblich, den Unionsbestrebungen Erfolge zu verschaffen. Das Konföderationsprojekt des Jahres 1886 scheiterte an dem Widerstande Transvaals. Wenige Jahre später aber gelang es Rhodes, den Oranjefreistaat zu einem Zollbündnis zu bewegen. Natal dagegen und Transvaal hielten sich fern. Es zerfällt somit Südafrika in folgende fünf durch Sonderzolltarife getrennte Wirtschaftsgebiete: Deutsch-Südwestafrika, Portugiesisch-Mozambique, Transvaal, Natal, Kapland-Oranjefreistaat.

Nun ist aber ganz Südafrika ein einheitliches natürliches Wirtschaftsgebiet: es hat nur eine einzige Industrie, die Montanindustrie (Diamanten, Gold, Kupfer) und Landwirtschaft, deren fast alleiniger Markt die Industrie ist. Beide sind vollkommen auf einander angewiesen. Wie Transvaals Ackerbau erst rentabel wurde, als in ihm die Mineninduſtrie aus dem Boden wuchs, so wird auch der Landmann in Deutsch-Südwestafrika erst dann vorwärts kommen, wenn ihm eine entstehende Industrie den erforderlichen Absatz seiner Produkte gewährt. Jetzt ist der Viehzüchter in unsrer Kolonie noch vollkommen auf den Markt der Diamantenfelder im Osten angewiesen, ihn wird ein hoher Viehzoll ruinieren. Und die Minengesellschaften können nicht mit der nötigen Intensität arbeiten, wenn hohe Zölle auf Maschinen und Lebensmittel, übermäßige Frachttarife der Eisenbahnen (Kohlen) den Betrieb überteuern. Ein geeintes Südafrika, wie es Cecil Rhodes erstrebt, ist sicher für die wirtschaftliche Entwicklung des gesamten Gebiets von ungeheurer Bedeutung. Ein allgemeiner südafrikanischer Zollbund würde zugleich vom Binnenlande die Barrieren, die es jetzt von der Küste trennen, fortziehen.

Transvaal widerstrebt dem Zollbunde aus politischen Gründen, und es muß ihm widerstreben. Der Verkehr nivelliert, er verwischt auch politische Grenzen. Der norddeutsche Zollverein schuf den deutschen Einheitsstaat, und in diesem erhielt ganz selbstverständlich das wirtschaftlich kräftigste Gebiet, Norddeutschland, auch die politische Hegemonie, und diese wird zu immer vollkommnerer Gestalt auswachsen. Wenn Transvaal seine wirtschaftlichen Grenzen gegen das übrige Südafrika und seine Monopole (Dynamit usw.) fallen läßt,

Digitized by Google

werden sich die politischen Grenzen ganz von selbst verwischen, Transvaals Selbständigkeit würde lediglich ein Schein sein. Wer die Macht über den Geldbeutel andrer verliert, verliert die Macht über sie selbst. Seine Verfügungsfreiheit in wirtschaftlichen Dingen aufzugeben, darf Transvaal aus dem Trieb der Selbsterhaltung heraus nicht wagen. Die Buren sind nicht kaufmännisch begabt genug, wirtschaftlich in Südafrika zu herrschen, sie würden dem wirtschaftlich überlegnen Engländertum zuerst wirtschaftlich, dann politisch preisgegeben sein. In Republiken wird die politische Macht im wesentlichen durch das Großkapital gestellt, dem in starken Monarchien — im Interesse der andern Stände — die Krone ein Gegengewicht bietet.

Der föderalistischen Gruppe in Südafrika unter Rhodes Leitung erschien der Widerstand Transvaals zu andauernd und zu wohlüberlegt: sie ersetzte im Dezember 1895 die Diplomatie durch den Gewaltstreich, den Jamesonritt. Er scheiterte, die herrschende Klasse in Transvaal, die Buren, retteten sich die Selbstbestimmung über die Wirtschaftspolitik ihres Landes und damit ihre politische Unabhängigkeit. Ob bei einem Erfolge des Jamesonschen Gewaltstreichs die englische Flagge über Transvaal gebreitet wäre, ist zu bezweifeln; es wäre politisch unklug gewesen, denn es hätte ja auch schon genügt, daß mit der politischen Emanzipierung des Uitländertums die Buren in die Minderheit der Stimmen gedrängt wären. Deutschland hat Transvaal damals moralisch unterstützt: ein Telegramm des deutschen Kaisers gab der Freude über das Mißlingen des Jamesonschen Gewaltstreichs Ausdruck. Deutschland hatte einen sehr materiellen Grund zu dieser Freude. Es hat Interesse an einem geeinigten Südafrika nur dann, wenn es als Mitglied des Zollbundes in dessen Gebiet seine wirtschaftlichen Fähigkeiten spielen lassen könnte. Aber das war ausgeschlossen: der geplante wirtschaftliche Bund hätte Deutsch-Südwestafrika ausgeschlossen und damit wirtschaftlich an die Wand gedrückt, weil sein Markt in dem Bereich des geplanten Zollbundes liegt. So mußte Deutschland jeden unterstützen, der den Rhodesschen Zollvereinsgedanken hintertreibt. Hinsichtlich Transvaals kam noch der Wunsch hinzu, durch die Heranziehung des verwandten Stammes die eigne deutsche Volkskraft zu mehren und zu verstärken gegen das zahlenmächtige Engländertum.

Mit dem niederdeutschen Element haben wir Fühlung in Südafrika und in Australasien. Die deutsche Kolonial- und Weltpolitik ist jung und bedarf noch des Anschlusses: er bietet sich in dem dem Deutschen Reiche entfremdeten Stamme der Holländer. Ihn von neuem an das Stammland zu fesseln, ist bei dem trotzigen Sinn des Niederdeutschen eine schwierige, aber dankbare Aufgabe. In Australasien dominieren die Holländer, ihre deutschen Kolonien sind dort mit denen in Neu-Guinea und Melanesien ein Wirtschaftsgebiet, die gemeinsamen Interessen werden dort hoffentlich auch zu einem gemeinsamen Handeln führen gegenüber dem auch dort sich regenden England. In Süd-

Digitized by Google

afrika ist das holländische Element zur Zeit noch politisch im Übergewicht. Es bestehn dort nicht nur zwei freie holländische Staaten, sondern auch die Kapkolonie hat ihren holländischen Charakter zu wahren gewußt. Die Holländer haben im Kapparlament jetzt das Übergewicht erhalten und demgemäß auch den Premierminister gestellt. Im Jahre 1893 hatte nach offiziellen Angaben der englischen Regierung die Kapkolonie $1^1/_2$ Millionen Einwohner, darunter 400000 Weiße. Von diesen waren nur etwa 35000 Engländer und 6000 Deutsche. Die beiden Burenrepubliken hatten damals zusammen eine Bevölkerung von etwa einer Million, darunter etwa ein Viertel Weiße. Nun sind in den Republiken etwa 60000 waffenfähige Männer holländischen Stammes, dazu kommen noch die Buren, die zerstreut im englischen Gebiete wohnen. Man ersieht daraus, wie stark das holländische Element in Südafrika ist. Angesichts dieser Thatsache und der Wahrscheinlichkeit, daß sich auch die Afrikander (die eingebornen Weißen) in den englischen Kolonien selbst gegen einen überhandnehmenden Londoner Einfluß wehren würden, ist nicht anzunehmen, daß England einen offnen Kampf gegen die Selbständigkeit der Burenstaaten wagen wird. Es hat zur Erreichung seiner Zwecke ja auch ein andres, langsam aber sicher wirkendes Mittel: die Verlockungen des Reichtums.

Kenner des Landes haben schon den verderblichen Einfluß, den die plötzlich über die einfachen Buren hereinbrechenden Reichtümer gezeitigt haben, feststellen können. Mit Spielhöllen, Kneipen, unsittlichem Weibervolk überschwemmen die Engländer das Land. Es ist noch nicht abzusehen, wie lange sich die Buren ihren Konservativismus, in dem ihre Kraft wurzelt, erhalten werden. Dazu kommt, daß die Buren an geistiger und wirtschaftlicher Regsamkeit den Europäern tief unterlegen sind. Sie haben ihren Verwaltungsapparat, der nicht mehr wie früher mit Dorfschulzentalenten zu regieren ist, zum großen Teil Europäern anvertrauen müssen, besonders Deutschen und Holländern. Es wird lange dauern, bis der Bur auf die Bildungsstufe gelangt, die ihn befähigt, sein politisches Vorrecht auch selbst auszuüben. Dazu kommt die wirtschaftliche, kaufmännische Inferiorität der Buren gegenüber den Uitländern. Ein Staat ist nicht mehr selbständig, wenn sein ganzes wirtschaftliches Leben in den Händen von Ausländern ist. In Europa sehen wir das an Portugal, das ein Appendix zu Britannien ist. Einstweilen ist jedoch die politische Macht des Burentums noch rege, und sie muß so lange, womöglich mit deutscher Hilfe rege und kräftig erhalten bleiben, bis das deutsche Element in Südafrika genügend gestärkt ist, den wirtschaftlichen und politischen Kampf mit dem Engländertum aufzunehmen und dem Burentum den Rücken zu stärken.

Es wird den Buren leichter werden, sich die Selbständigkeit zu erhalten, wenn es ihnen gelingt, sich einen Zugang zum Meere zu sichern oder wenigstens eine unabhängige Bahnlinie zum Meere. Dieses ist darum zur Zeit

Digitized by Google

noch eine wichtigere Aufgabe der Regierung in Pretoria, als die Niederhaltung des Uitländertums. Die Bahnverbindung nach der deutschen Küste, von Pretoria über Swakopmund, würde in dieser Hinsicht politisch wertlos sein, da sie durch das britische Betschuanenland führen würde. Zudem liegt das wirtschaftliche Schwergewicht Afrikas im Osten des Kontinents. Im Südosten sind die Burenstaaten von englischem Gebiet umklammert, ihre Hoffnung auf St. Lucia wurde unter Vermittlung der Bismarckischen Politik zu Schanden: es bleibt nur noch eine Hoffnung, die Erwerbung des portugiesischen trefflichen Hafens der Delagoabai. Sie ist die natürliche Pforte Transvaals nach dem Meere.

Die Pläne der Buren auf die Delagoabai sind alt. Schon unter Bürgers Präsidentschaft (1872 bis 1877) tauchten sie auf. Bürgers hatte einen entsprechenden Vertrag mit Portugal gemacht und schon das Material mit Hilfe einer Anleihe in Holland angekauft. Damals aber war die Republik fast bankrott, der Volksraad bewilligte keine Mittel, und das angekaufte Eisenbahnmaterial wurde in Vlissingen als altes Eisen verkauft. Gleichzeitig (1875) wurde jedoch ein Handstreich Englands auf die Bai (durch Besetzung der Insel Inyack) durch einen Schiedsspruch Mac Mahons vereitelt. Nicht anders ging es aber auch den Buren, die sich in demselben Jahre das Land an der Südseite der Bai aneignen wollten. Ferner richtete damals E. von Weber, wie er in seinem Werke „Vier Jahre in Südafrika“ berichtet, ein Schreiben an den Kaiser und Bismarck, worin er nach Darlegung der Vorzüge der Delagoabai bat, sie von Portugal anzukaufen. Wie später der Erwerb der Luciabai, so wurde damals der Ankauf der Delagoabai von der Reichsregierung abgelehnt. Bismarck hat sich erst recht spät für Kolonialpolitik erwärmt. Er vertrat damals die heute als verfehlt erkannte kolonialpolitische Ansicht, daß die Flagge dem Handel folgen müsse. Die Engländer dagegen ließen sich von dem Grundsatz leiten, daß die englische Flagge dem Handel voranziehn müsse, und der Befolgung dieses Prinzips verdanken sie jetzt den Besitz von halb Afrika.

Während der Annexion Transvaals durch England ruhte die Delagoafrage. England ließ sich Zeit, da ihm ja Transvaal gehörte, und Portugal kein ernster Konkurrent sein kann. Nach Abschüttlung der englischen Herrschaft nahm Präsident Krüger den Bürgersschen Plan wieder auf. Er schuf die Niederländische Gesellschaft, die unter der Garantie und dem Ankaufsrecht von Transvaal die Bahn gebaut hat. Nun handelt es sich um den Besitz der Delagoabai selbst. England versuchte wieder im Jahre 1894 sich nach altem Rezept der Bai zu bemächtigen. Als Zulustämme, die durch englische Agenten aufgestachelt und unterstützt sein sollen, die Portugiesen an der Delagoabai bedrohten, sandte England vier Kriegsschiffe dahin, die die bedrängte Stadt Lorenzo Marquez „in Schutz“ nehmen sollten. Zwei deutsche Kriegsschiffe

Digitized by Google

wurden indessen gleichfalls dorthin entsandt, und so wurde der schöne Plan der Briten zu Wasser. Die Delagoafrage ist noch keineswegs abgeschlossen. Die Entscheidung ruht einstweilen in Lissabon. Ein Ankauf der Bai durch England würde deutsche Interessen nicht unmittelbar berühren, da deutsches Hinterland nicht in Frage kommt. Aber auch Deutschland hat aus den schon erwähnten Gründen ein mittelbares Interesse an dem Ausgang des Wettbewerbs. Da wir nach der staatsrechtlichen Lage Transvaals kein Bündnis mit ihm eingehn können,*) so hat ein Einspruch Deutschlands gegen den legalen Ankauf der Bai durch England keine formelle Berechtigung, es wäre nur ein hergenommener Grund, um andre Differenzen mit England zum Austrag bringen zu können.

Anders gestaltet sich die Lage, wenn England einen Gewaltstreich gegen die Bai wagen sollte. In diesem Falle hat Deutschland auch einen formellen Grund zur Einmischung aus Grundsätzen des Völkerrechts. Die Entwicklung der Delagoabaifrage wird in jedem Falle der Kernpunkt der südafrikanischen Politik sein. Transvaal darf sich, falls die Entscheidung in Lissabon zu Gunsten Albions fällt, nicht um ein Papier kümmern, und 60000 waffenfähige Buren sind eine Heeresmacht, gegen die England die doppelte Zahl aufbringen müßte. Bei den für London keineswegs günstigen Verhältnissen in Südafrika aber würde bei Lorenzo Marquez zugleich um den Fortbestand der britischen Flagge in Südafrika, der Vorburg für Indien überhaupt gekämpft werden, und vor solchen zweischneidigen Unternehmungen hat Albion seit den Tagen des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges einen nicht auszurottenden Schrecken. Es ist wahrscheinlich, daß ein Kompromiß doch noch die Spannung in Südafrika löst in dem Sinne, daß Transvaal bei den jetzt gerade schwebenden Verhandlungen darüber zwischen Kapstadt und Pretoria einige wirtschaftliche und politische Zugeständnisse an das Uitländertum macht und dafür die Delagoabucht erhält, während sich England im portugiesischen Mozambique schadlos hält. Mit einem derartigen Ausgang könnte auch Deutschland zufrieden sein; denn es hat Ursache, sich mit England über die fernere wirtschaftliche Aufteilung Südafrikas ins Einvernehmen zu setzen. Deutschostafrika bedarf für die Entwicklung seines wertvollen Teiles, des Südens, der natürlichen Verkehrsstraße Nyassa-Shire-Sambesi. Der Erwerb des nördlichen portugiesischen Mozambique und des jetzt englischen Oberlaufes des Shire ist eine Notwendigkeit. Ferner gehörten der Süden Deutschostafrikas und das englische Bangweologebiet wirtschaftlich zusammen. Kupfer, ein im Zeitalter der Elektrizität immer kostbarer werdendes Metall, ist seit alters her in reicher Menge im Bangweologebiet gefunden worden. Sollten dort britische Minengesellschaften an die Arbeit gehn, so wird das südliche Deutschostafrika zwei unentbehrliche Produkte für

*) 1875 bot Bürgers Deutschland ein Bündnis an, Transvaal war damals noch nicht durch die Konvention gebunden. Bismarck hat indessen stets einen abweisenden Standpunkt gegen das Burentum eingenommen.

Digitized by Google

diesen Betrieb bieten können: Kohlen und Proviant. Der wirtschaftliche Aufschwung des britischen Bangweologebiets wird den des südlichen Deutschostafrika zur Folge haben. Die schleunige verkehrstechnische Erschließung des südlichen Deutschostafrika durch eine Kilwa-Nyassaroute ist eine der dringendsten Forderungen im Interesse des Schutzgebiets. Hoffentlich wird sie bald erfüllt, wenngleich auch die kolonialpolitische Marotte der Zentralbahn noch hie und da spukt.

Deutschland ist ferner genötigt, seine Kolonie in Südwestafrika auszugestalten. Der nördliche mineralreiche Teil der Kolonie entbehrt eines brauchbaren Hafens. Er wird in der Tigerbai, in der portugiesischen Mossamedesprovinz geboten. Sie zu erwerben ist eine wirtschaftliche Forderung, deren Erfüllung nicht allzulange mehr aufgeschoben werden darf.

Es ist anzunehmen, daß der geheimnisvolle deutsch-englische Vertrag diese wirtschaftlichen Fragen klarlegt, sodaß, wenn Portugal seine Kolonien liquidieren wird, eine Auseinandersetzung zwischen England und Deutschland nicht mehr notwendig ist. England hat jedenfalls das größere Bedürfnis zu einer derartigen Auseinandersetzung, weil es durch die französischen Bestrebungen in Südafrika bedroht ist.

Frankreich hatte sich schon unter Ludwig XIV. und Ludwig XVI. Madagaskars zu bemächtigen gesucht. Diese Unternehmungen hatten wenig Erfolg. Später suchten die Engländer dort durch Missionen festen Fuß zu fassen, sie haben aber dem östlichen Afrika bis spät in unser Jahrhundert hinein wenig anhaltende Aufmerksamkeit geschenkt. Seit 1885 verzichteten sie dort fast gänzlich auf den Wettbewerb mit Frankreich, und dieses eroberte im Jahre 1895 das Hovareich. Damit hat Frankreich eine wichtige strategische Stellung in Südafrika erhalten: einerseits als Stützpunkt für die eigne Flotte auf dem Seeweg nach seinen Besitzungen in Hinterindien, dann auch als Angriffspunkt gegen die englischen Besitzungen in Afrika und Asien. Die Absicht, England in Südafrika Schwierigkeiten zu machen, hat Frankreich mehrfach bewiesen. In der Delagoabaifrage entschied Mac Mahon 1875 gegen England, und später suchte es durch reiche französische Syndikate am Sambesi und Transvaal Einfluß zu gewinnen. Diese Bestrebungen, hinter denen England wohl Rußlands Hand vermutet, werden Albion zwingen, in Südafrika doppelt vorsichtig aufzutreten und eine gewaltsame Lösung der schwebenden Fragen zu vermeiden. Deutschland und Transvaal haben an Frankreich eine Stütze, die nicht weniger brauchbar deshalb ist, weil sie sich nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus gefühlspolitischen Motiven herleitet.

Digitized by Google

Aus Dichtung und Wahrheit über Shakespeares Leben

Von Arnold Schröer in Freiburg i. B.

(Schluß)

Die Bedeutung dieser Widmung sucht Lee nun mit all seiner beneidenswerten Kenntnis der damaligen Litteratur- und Druckerverhältnisse hinwegzudeuten; es ist aus der Entfernung schwer, ja unmöglich, wenn man nicht einen Einblick in die zeitgenössischen Originaldrucke hat, Lee überall zu kontrollieren, insbesondre deshalb nicht, weil er aus ihnen nur mitteilt, was er als Stütze für seine Hypothese brauchen kann. Er meint nun, der fragliche Mr. W. H. sei niemand anders als ein untergeordneter Buchhändler Namens William Hall gewesen, mit dem der Verleger T. Thorpe (möglicherweise) befreundet gewesen sei, dem er (möglicherweise) Dank schuldig war, sowie Thorpe im Jahre 1600 eine Ausgabe von Marlows Lucan seinem Freunde und Helfer und Kollegen Edward Blount gewidmet hatte. Was uns Lee aus dieser Widmung mitteilt, unterscheidet sich im Tone doch ganz wesentlich von der Widmung der Sonette, und solange Lee nicht zwingend beweisen kann, daß der Wortlaut der Widmung der Sonette ganz etwas andres bedeute, als was er klar besagt, müssen wir uns doch zunächst an diesen Wortlaut halten. Wie schon gesagt worden ist, heißt begetter nie und nimmer der Verschaffer von etwas schon Vorhandnem. Es ist absolut unzulässig, zur Stütze einer Hypothese den entscheidenden Wörtern Bedeutungen unterzulegen, die sie sonst niemals gehabt haben; und deshalb ist es unmöglich, in dem Mr. W. H. einen untergeordneten Buchhändler, der das Manuskript dem Drucker verschafft hätte, zu sehen.*) Allein diese Willkür im Zurechtlegen des klaren Wortlauts zeigt sich auch in Lees Deutung der weitern Worte der Widmung.

*) Es ist doch wohl anzunehmen, daß ein so verdienter Schriftsteller wie Mr. Sidney Lee gut englisch versteht und daher wissen wird, daß seine Deutung begetter = procurer heute unzulässig wäre. Doch auch dem elisabethanischen Sprachgebrauche widerspricht sie. Er führt S. 405 zur Unterstützung seiner Ansicht eine Stelle aus Hamlet und eine aus Dekkers Satiro-Mastix an, die beide nicht passen; in beiden Fällen handelt es sich nicht um das Herbeischaffen von Vorhandnem, sondern um das Erzeugen, Zustandebringen. Mr. Lee sehe doch sämtliche

Digitized by Google

Die Worte „und jene Unsterblichkeit, die durch unsern ewiglebenden Dichter versprochen ist“*) deutet er Seite 92 folgendermaßen: „Solche Unsterblichkeit, wie sie Shakespeare in dem Texte seiner Sonette in konventioneller Weise für seine eigne Dichtung vorausgesagt hat.“**) Das ist doch ein starkes Stück! Kein Mensch, der englisch versteht, wird darüber im Zweifel sein, daß hier die Unsterblichkeit selbstverständlich nur dem versprochen wurde, dem sie angewünscht wird, d. i. eben dem Mr. W. H. Wenn man derartig mit den Thatsachen, auf die sich eine Argumentation stützen soll, umspringt, hört überhaupt jede ernste Forschung auf. Es darf sich in der Wissenschaft doch nie darum handeln, eine Hypothese um jeden Preis plausibel zu machen. Der rechtskundige Verteidiger eines Angeklagten wird sich, auch wenn er selbst nicht an dessen Unschuld glaubt, bemühen, den Thatbestand möglichst zu Gunsten seines Klienten darzustellen; von ihm verlangt man nicht, daß er Belastendes, das den Anklägern etwa entgangen ist, selbst aufdecke. Doch der wissenschaftliche Forscher, der nur die Wahrheit zu ergründen hat, darf Gegengründe, die ihm bekannt sein müssen, wenn er ein urteilsfähiger Forscher ist, nicht ignorieren oder verschleiern, etwa in der Hoffnung, daß seine Leser aus Laienkreisen ihm nicht dahinter kommen werden! Um die Bedeutung der angewünschten „Unsterblichkeit“ zu verwischen, faßt Lee Seite 398 den Inhalt seiner Argumentation in folgendes Marginal zusammen: „Häufigkeit der Wünsche von Glück und Unsterblichkeit in Widmungen.“***) Das ist ein Blender. Im Texte selbst bringt er nur Belege für angewünschtes Glück und danach zwei Fälle von Wünschen für zeitliches Glück in diesem Leben und Lohn der Unsterblichkeit im künftigen Leben, d. h. ewiges Leben im christlichen Sinne. Das ist doch etwas ganz andres als Unsterblichkeit in den Werken eines Dichters! Solche Taschenspielerkünste sind wahrlich nicht geeignet, Vertrauen in die Forschungsmethode Lees einzuflößen. So ist auch sein Argument, daß die einfache Bezeichnung „Mr. W. H.“ eine straffällige Geringschätzung eines hohen Adlichen gewesen wäre, eine haltlose Behauptung, solange er sie nicht durch echte parallele Fälle erhärtet.†) Dadurch, daß bloß die Anfangsbuchstaben gegeben sind, war jede

---

Fälle an, in denen das fragliche Wort in Shakespeare und im New English Dictionary vorkommt! Man sieht hier wiederum, wie fatal es ist, wenn der Litterarhistoriker nicht zugleich Philologe ist.

*) and that eternitie promised by ouvr ever-liing poet.

**) such eternity as Shakespeare in the text of the sonnets conventionally foretold for his own verse.

***) frequency of wishes for „happiness“ and „eternity“ in dedicatory greetings.

†) Er führt dazu in einer Fußnote einen Fall an, wo jemand deshalb, weil er einen „Lord Morley“ als goodman Morley angesprochen habe, verklagt worden sei. Wieder nur ein Scheinbeleg, der die zuversichtliche Behauptung im Texte rechtfertigen soll, doch ist das ja etwas ganz andres, erstens ist der Name genannt, zweitens kann die Bezeichnung goodman gar wohl geringschätzig aufgefaßt werden!

Digitized by Google

Gefahr, vielleicht zur Rechenschaft gezogen zu werden, vermieden, denn sollte diese Widmung Anstoß erregen, konnte Thorpe sich leicht herausreden. Umgekehrt würde es ja gerade bei dem sehr persönlichen Inhalt der Sonette gewagt gewesen sein, den hochstehenden Earl of Pembroke so öffentlich mit dem schönen Freunde in den Sonetten zu identifizieren. Wußte Thorpe, daß der fragliche Mr. W. H. wirklich Pembroke war, so war es nur selbstverständlich, daß er dies verschleierte.

Zudem sind ja nicht alle Widmungen zugleich Bettelbriefe gewesen, durch die sich der Herausgeber eine Gunstbezeugung von der Person, der er sein Buch widmet, verschaffen wollte; die Fälle, die Lee selbst anführt, lehren dies ja zur Genüge. Aber gewidmet mußte in der Regel ein neues Buch werden, das war Mode, und wenn, wie im vorliegenden Falle, ein enger Zusammenhang zwischen der Person, der die Widmung galt, und dem Inhalte des Buches vorlag, so konnte eine solche geheimnisvolle, mystifizierende Verschleierung das Interesse an dem Buche nur steigern. Selbst der Fall wäre denkbar, daß Thorpe gar nicht bestimmt wußte, wer mit dem Mr. W. H. gemeint sei, daß er es vielleicht nur vermutete, daß vielleicht in dem Manuskripte oder den Manuskripten, die er erhielt, und nach denen er druckte, einige Sonette mit der Überschrift To Mr. W. H. versehen waren.

Jedenfalls müssen wir nach dem gegenwärtigen Stande unsrer Kenntnisse trotz Sidney Lee dabei bleiben, daß „Mr. W. H." der Held der „Profreationssonette" war, und daß man bisher keine historische Persönlichkeit gefunden hat, die so zu ihnen stimmte wie William Earl of Pembroke. Selbst wenn man die Entstehungszeit einiger Sonette in das Jahr 1594 zurückverlegen will, wäre dies kein Hindernis. William Herbert war 1580 geboren, also 1594 schon vierzehn Jahre alt, ein Alter, in dem damals Eheschließungen oder Verlobungen ganz gewöhnlich waren; aus dem Jahre 1597 haben wir Briefe erhalten, in denen sich William Herberts Eltern in der Richtung bemühten, und 1598, als Meres die Shakespearischen Sonette als among his private friends kursierend erwähnt, war William Herbert schon achtzehn Jahre alt.

Bewiesen ist freilich damit die Identität des Mr. W. H. mit William Herbert Earl of Pembroke noch nicht, dazu sind die Zeugnisse zu gering, jedoch die Wahrscheinlichkeit, wie sie durch Tyler behauptet worden ist, ist durch Sidney Lee nicht erschüttert worden. Wir dürfen also nach wie vor die Vermutung, daß Shakespeare mit dem künftigen Earl of Pembroke befreundet gewesen, daß dieser der Gegenstand der „Profreationssonette" gewesen, und wohl auch daß der Dichter in den Pembrokischen schöngeistigen Kreis aufgenommen worden sei, aufrechthalten. Damit ist, wenn auch nur vermutungsweise, ein Stück aus des Dichters Leben etwas erhellt.

Eine andre Frage ist die nach der Persönlichkeit der dunkeln Dame in den Sonetten. Tylers Mitteilungen in seinem genannten Buche ließen seine

Digitized by Google

Identifizierung mit Mrs. Mary Fitton recht wahrscheinlich erscheinen; das Bild, das er darin nach dem bemalten Grabmonumente in der Kirche zu Gawsworthy giebt, das die Lady Alice Fitton mit ihren Kindern Edward, Richard, Anne und Mary darstellt, paßt auffallend zu der Vorstellung einer stark brünetten, schwarzhaarigen, mehr sinnlich anziehenden als schönen Dame, wie sie die Sonette schildern. Inzwischen ist jedoch über Mary Fitton, ihre Familie und ihr Leben weiteres, authentischeres Material zu Tage gekommen in dem anziehenden Buche der Lady Newdigate-Newdegate: „Geplauder aus einem Familienarchive, Züge aus dem Leben von Anne und Mary Fitton, 1574 bis 1618."*) Die Herausgeberin ist die Frau des Lt.-General Sir Edward Newdigate-Newdegate, K. C. B. von Arbury, des Ur-Ur-Ur-Ur-Ur-Enkels der Anne Fitton Lady Newdigate, der ältern Schwester unsrer Mary Fitton. Es ist dies ein wunderliebes Buch, das, auch wenn es gar keine Beziehung zu unsrer Shakespeare-Pembroke-Fitton-Hypothese hätte, wert ist, gelesen und wieder gelesen zu werden. Es enthält meist Briefe von und an Anne Fitton, Stammesmutter der heutigen Newdigate-Newdegates, in denen uns nicht nur eine Reihe wichtiger Züge aus dem Leben ihrer unglücklichen jüngern Schwester enthüllt, sondern auch recht anziehende Blicke in das Leben der Adlichen auf ihren Landsitzen wie am Hofe der jungfräulichen Königin gewährt werden.

Einige hundert Jahre später wurde das Briefschreiben immer mehr und mehr eine Kunst, ja geradezu eine Litteraturgattung, die oft auch für die Öffentlichkeit berechnet war; das Zeitalter der Empfindsamkeit trieb dies dann ja auf die Spitze, und so bekamen die Briefe etwas Gemachtes, Gekünsteltes. Hier aber ist noch alles ursprünglich und naiv und daher trotz des vielfach ungelenken Stils und der wunderlichen Orthographie — die aber in der zweiten Auflage modernisiert worden ist — so unmittelbar anschaulich, überzeugend und anziehend.

Von unserm Dichter Shakespeare steht freilich nichts in den Briefen, wohl aber ist auch für die Shakespeareforschung mittelbar manches zu lernen, wenn sich die oben erörterte Vermutung, daß Mr. W. H. mit Pembroke identisch sei, dereinst bewahrheiten sollte. Dann wäre allerdings die Wahrscheinlichkeit nicht gering, daß Mary Fitton zugleich Pembrokes und des Dichters Geliebte gewesen sei, und die Persönlichkeit des dämonischen Weibes, das auf das Gemütsleben und die Phantasie des Dichters einen so nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat, würde uns doppelt interessant erscheinen.

Außer der unseligen Liebesaffaire mit Pembroke, die zu Marys jähem Falle führte, und außer ihren spätern Erlebnissen ist besonders ihr Verhältnis

*) Gossip from a Muniment-Room, being Passages in the Lives of Anne and Mary Fitton 1574—1618, transcribed and edited by Lady Newdigate-Newdegate, London, David Nutt, 1897 (wörtlich: Klatsch aus einem Urkundenzimmer usw.), zweite Auflage 1898.

Digitized by Google

zu einem ältern Hofbeamten, dem Comptroller of the Royal Household, Sir William Knollys, von Wichtigkeit. Dieser ältliche Würdenträger — er war, als Mary 1595 an den Hof kam, schon ein guter Fünfziger — war ein alter Freund der Fitton-Familie und mit einer noch beträchtlich ältern Dame vermählt, deren Tod er mit großer Ungeduld herbeisehnte. Dieser Sir W. Knollys nun, dem Mary von ihrem Vater als Schützling an sein weites Herz gelegt worden war, scheint sich nun gar bald in das geistvolle und unternehmende Hoffräulein verliebt und nur den Tod seiner alten Gattin abgewartet zu haben, um Mary selbst zu heiraten. Die Briefe an die ältere Schwester Anne klagen zwar recht häufig über Marys Sprödigkeit, jedoch scheint der Plan einer ehelichen Verbindung mit Mary dennoch als ausgemachte Familiensache gegolten zu haben. Es ist daher, wie immer man über die Interpretation der sogenannten Will-Sonnets, d. h. der Sonette, in denen das Wortspiel mit dem Eigennamen Will (= William) und den verschiednen Bedeutungen des Wortes will (Wille, Wunsch, Geneigtheit und Liebesgeneigtheit u. dgl. m.) eine Rolle spielt, denken mag, nicht ohne Bedeutung, daß nicht nur der Dichter William Shakespeare, sowie William Herbert Earl of Pembroke, sondern auch der bedingungsweise verlobte Sir William Knollys denselben Taufnamen trugen.*) Ferner gewinnen die bösen Worte des 152. Sonettes: Indem ich dich liebe, weißt du, daß ich meineidig bin (d. h. mein Ehegelübde dadurch verletze, daß ich als Verheirateter dennoch einer andern meine Liebe erkläre), doch du bist es doppelt, mir Liebe schwörend, die du dein Ehegelübde thätlich gebrochen —**) eine merkwürdige Beleuchtung, wenn damit etwa wirklich Marys provisorisches Ehegelübde mit Sir W. Knollys gemeint sein sollte.

Soweit würde also durch die Mitteilungen der Lady Newdigate-Newdegate die Tylersche Hypothese nur Unterstützung finden.

Jedoch das lehrreiche Buch enthält auch drei Wiedergaben von Ölporträts der beiden Schwestern in Photogravüre; das erste zeigt beide Schwestern zusammen, Anne achtzehnjährig, Mary fünfzehnjährig, aus dem Jahre 1592; das zweite soll Mary als Hofdame darstellen, das dritte zeigt ihre ältere

*) Man beachte z. B. die Verse im 135. Sonett:

Whoever hath her wish, thou hast thy *Will*,
And *Will* to boot, and *Will* in overplus,

die sich u. a. auch etwa folgendermaßen übersetzen lassen: „Welche immer auch das hat, was sie wünscht, du hast deinen Willi und dazu noch Willi und noch dazu Willi," wobei ja natürlich dem dreimal sich wiederholenden Willi jedesmal eine andre oder mehrere der Bedeutungen des Substantivs will untergelegt werden können.

**) In loving thee thou know'st I am forsworn,
But thou art twice forsworn; to me love swearing,
In act thy bed-vow broke — — —

Digitized by Google

Schwester in späterm Lebensalter, vermutlich vier Jahre vor ihrem Tode. Über die Echtheit der beiden ersten Porträts ist viel gestritten worden, und im Anhang zu der zweiten Auflage des Buches ist die Frage von einem Unparteiischen, C. G. O. Bridgeman, erörtert worden. Danach scheint doch wohl das erste der Porträts, das beide Schwestern nebeneinander darstellt, Glauben zu verdienen. Nun, wenn dem so ist, und wenn das Bild wirklich auch in der Farbe gut erhalten ist, dann wäre Mary nicht dunkel und nicht schwarzhaarig gewesen. Mary hat auf dem Ölbilde dunkelgraue Augen, aber braune Haare, lichter braun als ihre Schwester. Nun ist ja freilich, wenn es auch dahingestellt bleiben mag, ob nach mehr als drei Jahrhunderten die Farben gut erhalten seien, zu bedenken, daß ein Mädchen, das mit fünfzehn Jahren gar wohl noch braunhaarig war, mit vierundzwanzig Jahren entschieden schwarz genannt werden konnte, und die Ähnlichkeit des Porträts mit der Statuette in Gawsworth wird auch von den Gegnern der Tylerschen Hypothese eingeräumt. Auf dieser bemalten Statuette ist Mary aber schwarz; auch das Haar der andern Figuren ist schwarz, und dies wäre ja nicht auffallend, da z. B. die ältere Schwester, Anne, auf dem Porträt noch dunkelhaariger erscheint als Mary. Hingegen ist der Bart eines der Brüder auf dem Gawsworther Grabmonument hellbraun, und das scheint zu beweisen, daß die Schwärze der Haarfarbe von Mary nicht dem Staube der Jahrhunderte zuzuschreiben, sondern ursprünglich sei. Ich glaube also nicht, daß die Porträts der Mary Fitton in Arbury entscheidend gegen die Identität Marys mit der schwarzen Dame der Sonette sprechen; das erste, besser beglaubigte, zeigt Mary in noch sehr jugendlichem Alter; für die Authentizität des zweiten spricht zu wenig Positives; jedoch scheint mir das erste unvergleichlich mehr Ähnlichkeit mit der Gawsworther Statuette zu zeigen. Erwägt man daher nüchtern die in Lady Newdigate-Newdegates Buche beigebrachten Anhaltspunkte, so scheint es mir, daß eigentlich mehr für die Tylersche Hypothese als dagegen daraus gewonnen werden könnte. Sollte der Mr. W. H. der Widmung der Sonette wirklich identisch mit Pembroke sein, dann ist es wohl kein leeres Hirngespinst, daß Mary Fitton auch die schwarze Dame der Sonette ist.

Ich glaube, diese Annahme mit all der betonten Einschränkung ist nüchtern genug, daß man sie als Möglichkeit ernst nehmen kann. Wir müssen uns bei dem geringen positiven Material in der Biographie Shakespeares vielfach mit solchen Möglichkeiten bescheiden. Es können ja etwaige spätere Entdeckungen derartige Hypothesen über den Haufen werfen oder aber auch als richtig erweisen; jedenfalls ist zuviel Beachtenswertes daran, als daß man die Tylersche Hypothese aus der Biographie Shakespeares streichen dürfte. Daher verdient die Publikation der Lady Newdigate-Newdegate die volle Aufmerksamkeit aller Shakespearefreunde.

Doch nicht allein die Möglichkeit, in dem Buche positive Anhaltspunkte

Digitized by Google

für des Dichters Herzensleben zu finden, sichert ihm den Dank weiterer Kreise. Das Buch ist, wie gesagt, auch an sich eine Quelle der Belehrung und Anregung. Schon der Umstand, daß davon innerhalb Jahresfrist eine zweite Auflage nötig war, scheint mir zu beweisen, daß das Buch nicht nur für die wenigen Spezialisten eine anregende Lektüre gewesen ist. Ich für mein Teil habe es wieder und wieder gelesen und hoffe, es noch öfter zu lesen. Es spricht aus ihm das stille Walten einer edeln Frau des Shakespearischen Zeitalters, einer Landedelfrau, die ganz ihrer Familie lebte, deren anziehende Weiblichkeit aber sich in den Briefen spiegelt, die alte und junge Freunde und Freundinnen an sie geschrieben haben.*) Ich glaube, auch die jetzige Lady Newdigate-Newdegate, die uns dieses Schatzkästlein eröffnet hat, hat dazu durch die vornehme und schlichte Weise ihrer Darstellung und durch begleitende Erklärungen nicht wenig beigetragen. Es ist etwas ewig Hinanziehendes in solch echter, schlichter Weiblichkeit. Die Art, wie die jüngere Schwester, die arme Sünderin und gefallene Maid of Honour, bei der reinen, glücklichen Ehefrau und Familienmutter Aufnahme findet, ehrt die eine wie die andre. Die Zartheit, mit der sich der ehemalige ältliche Verehrer Sir W. Knollys — der nach Marys Fall und dem endlichen Tode seiner ihm lästigen Ehegemahlin recht bald eine neue Gattin heimführt — nach wie vor in den Briefen an Anne nach der unglücklichen jüngern Schwester erkundigt, läßt ahnen, daß Mary doch mehr als eine leichtfertige Kokette gewesen sein muß. So schreibt er an Anne u. a.: „Ich weiß, Eure Schwester neigt zur Melancholie, und I h r k ö n n t i h r e n G r a m t i e f e r b e g r e i f e n, a l s i c h w ü n s c h e. Doch ihr seid nicht allein, auch können keiner von euch beiden so oft traurige Gedanken in Erinnerung kommen wie mir über das, was ich nicht ändern und doch niemals zu betrauern aufhören kann. ... Ich weiß nicht, ob Eure Schwester bei Euch ist oder nicht; aber wenn sie es ist, legt etwas zu Eurer Liebe zu ihr dazu um meinetwillen, der von Gott nichts mehr wünschen möchte, als daß sie meiner Liebe so fähig wäre, wie ich es immer beabsichtigt habe, und was daraus werden wird, das weiß Gott allein. ...“ **) Man erwäge z. B. nur aufmerksam den tiefern Sinn und dabei das Zartgefühl, das aus den gesperrt gedruckten Worten spricht.

*) Da finden wir Briefe hochgestellter Personen: Sir Fulke Grevilles, Francis Beaumonts, Lady Greys, Lady Ashburnhams u. a. m., alle voll herzlicher Sympathie und Verehrung.

**) I know your sister is apt to be melancholy & *you can apprehend her grief more deeply than I wish.* But you are not alone, neither can either of you be so often remembered with sad thoughts as I am for that which I can not remedy & yet can never cease to grieve at. ... Whether your sister be with you or no I know not, but if she be, add something to your love of her for my sake who would desire nothing more of God than that she were as capable of my love as I have ever meant it, & what will become of it God only knoweth. p. 47, 48.

Digitized by Google

Es ist eine tiefbewegende Tragödie dieses Schicksal des einst so strahlenden Hoffräuleins und nun bethörten Mädchens, wie sie mit ihrer Schmach, mit ihrem Schmerze um die betrogne Liebe und um das tote Söhnchen von dem gebeugten Vater heimgeholt wird, und dabei als wärmender Sonnenstrahl die Liebe der ältern Schwester, die ihr bei all ihren Irrwegen die Treue hielt.

Ferner werden uns Briefe des Vetters Sir Richard Leveson, des Admirals, an Lady Anne mitgeteilt, voll frischer Natürlichkeit und Anhänglichkeit. Dann (als Anne Witwe geworden war) neue Bewerbungen um die gewiß nicht sehr günstig situierte, mit Kindern reich gesegnete Frau, die aber nur für ihre Kinder zu leben und zu sorgen fortfährt. So fließt ihr Leben dahin, still und segensreich, in ihrer anspruchslosen Zurückgezogenheit doch ein Ruhepunkt für alle, die ihr näher treten. Das Leben und Walten von Anne Lady Newdegate, der Schwester Mary Fittons, ist für die Shakespeareforschung nur von möglicher und auch dann nur von mittelbarer Bedeutung. Wer aber, nicht im Dienste nüchterner Forschung gebunden, seiner Lust zum Fabulieren freien Flug gewähren darf und einen historischen Roman aus der Shakespearezeit wagen will, der wird in dem Geplauder des Familienarchivs zu Arbury gar manche wertvolle Anregung dazu finden. Ich glaube freilich, unser sinniges Publikum wird aus dem Buche der Lady Newdigate-Newdegate allein schon Genuß schöpfen können, aus diesem Spiegelbilde ungeschmückten, schönen Menschentums, wie es sich in der großen Zeit der Elisabeth und Shakespeares in der Stille eines englischen Landedelsitzes offenbart hat.

Eine Frühlingsfahrt nach den Abruzzen und nach Apulien

Von Hermann Ehrenberg

(Fortsetzung)

Einen besondern Genuß gewinnt man, wenn man an der romanischen Kirche S. Angelo vorbei zum hochgelegnen Kastell emporsteigt; hier wird man fast geblendet durch den Anblick der unmittelbar vor uns aufragenden, im weißesten Schnee erglänzenden Monti Sibillini und des Gran Sasso, während in der Tiefe die vieltürmige Stadt und nach dem Meere zu das wohlgepflegte Thal des Tronto sichtbar werden. Und sodann, wenn man in der Stadt

Digitized by Google

zur Flußbrücke gelangt, die ebenso wie ein Teil der Stadtmauer und ein Stadtthor (porta Romana mit Wasserleitungsbogen) noch aus der römischen Kaiserzeit stammt. Sie führt in kühnem Bogen über den in der tiefen Felsschlucht brausenden Tronto, der, wie man deutlich erkennen kann, seit der Römerzeit sein Bett wesentlich vertieft hat; schroff fallen die Ufer ab, in ihren Schluchten hier und da üppigem Pflanzenwuchs Raum gewährend oder durch hervorstürzende kleine Wasserfälle belebt. Die eigne Art und Schönheit dieses von uralten Bäumen, Palästen und Kirchen umrahmten Landschaftsbildes läßt sich umso weniger beschreiben, als sich der Zauber eines die Sprache der Jahrtausende redenden Bodens immer nur an Ort und Stelle ganz empfinden läßt.

Auf unsern Wegen in Ascoli war uns wiederholt ein Mann begegnet und aufgefallen, der uns als der echte Typus eines Abruzzenräubers erschienen war, so wie er unsrer Phantasie vorzuschweben pflegt: dunkle Hautfarbe, tiefschwarzes, starkes, fast struppiges volles Haupt- und Barthaar, funkelnde Augen und einfarbig blauer Jackenanzug von grobem Bauerntuch. Der Mann hatte uns in seiner wilden Erscheinung viel Vergnügen bereitet; ein leises Gruseln aber überkam uns doch, als dieser Mann zu unserm Kutscher für die Wagenfahrt, die wir am nächsten Tage unternehmen wollten, bestimmt wurde. Indessen überwand das gute Zeugnis, das ihm von unserm Freunde Gabrielli ausgestellt wurde, unsre Bedenken und Besorgnisse, und unser Vertrauen wurde denn auch nicht getäuscht. Der Abruzzenräuber erwies sich als ein ganz bescheidner, brauchbarer Mensch, der uns nach alter Kutschersitte auf jede Stelle aufmerksam machte, an der einmal vor Jahren jemand verunglückt war, uns selbst aber trotz flotten Fahrens vor jeglichem Schaden sorgsam behütete. Es ging nach Teramo, einem mehr als 30 Kilometer südlich liegenden Bischofssitz. Die Fahrt war wonnig. Größere Anhöhen mußten genommen werden; an fruchtbaren Feldern, schönen Landsitzen, trefflichen Obstgärten und einem wunderbar malerischen Felsennest, Namens Civitella del Tronto, mit riesiger Fortezza ging es vorüber. Dazu eine frische, gewürzige Luft, in der unzählige Singvögel ihre Lieder erschallen ließen!

Teramo selbst bietet nicht viel, es ist ein dürftiger Ort mit geringer Gewerbthätigkeit; an vergangne Zeiten erinnern im wesentlichen nur das romanische Hauptportal des Doms und in ihm eine große Goldschmiedearbeit aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Dafür war der Gasthof zum Gärtchen (giardinetto) weit besser, als man es hätte erwarten können: Verpflegung, Zimmereinrichtung und Bedienung waren tadellos. Wären wir doch hier zur Nacht geblieben! Unser Reiseplan führte uns statt dessen am Abend noch nach dem wiederum 30 Kilometer südlich liegenden Atri, die Wagenfahrt war zwar schön, zumal da sich nach Sonnenuntergang Tausende und aber Tausende hellglühender Leuchtkäferchen einstellten — ein wundervoll magisches Schauspiel —, aber in der Stadt selbst war der „bessere" Gasthof wegen eines

Digitized by Google

am nächsten Tage stattfindenden Festes völlig besetzt, und wir mußten wohl oder übel mit dem zweiten vorlieb nehmen. Er ließ an ursprünglicher Einfachheit und Unsauberkeit nichts zu wünschen übrig. Aber für alle Unannehmlichkeiten wurden wir durch die Komik unsrer Lage reichlich entschädigt. Unser Erscheinen in diesem Albergo, der bis dahin wohl noch niemals ein fremdländisches Ehepaar in seinen Mauern gesehen hatte, gestaltete sich zu einem Ereignisse ersten Ranges. Von der Straße ab scharte sich bis zum piano nobile auf der weiten, großen Steintreppe die Einwohnerschaft der umliegenden Straßen, Alt und Jung, zusammen, im kleinen Gastzimmer erschienen die Honoratioren des Städtleins, um uns Artigkeiten aller Art zu erweisen; das beste Zimmer, der Familiensalon, wurde für uns hergerichtet, vier alte Weiber, Schwestern oder Tanten des Wirts, Hausgenossinnen nach italienischer Art, sämtlich reif, im zweiten Teile des Faust ohne weitere Maskierung und Uniformierung sofort als Phorkyas aufzutreten, veranstalteten auf meinen Wunsch eine große inondazione*) — aber so gut gemeint und ergötzlich das alles war, eine rechte Befriedigung vermochte bei uns nicht durchzudringen, da sämtliche Männlein und Weiblein (und es waren ihrer recht viele, es war ein fortwährendes Kommen und Gehen) eine lähmende Leichenbittermiene in ihren Gesichtern zur Schau trugen.

Leise geflüsterte Worte wie grande complicazione u. Ä. drangen an mein Ohr, und da man vorzugsweise mit Geschäftigkeit ein Nachbarzimmer aufsuchte, das jedesmal behutsam geschlossen wurde, so lag nichts näher als die Vermutung, daß hier ein Schwerkranker läge, dessen Ableben in den nächsten Stunden zu erwarten sei. Und als ich gar auf meine Frage, ob jemand im Hause unwohl sei, die Antwort erhielt: Jawohl, der Vater der Wirtin, war meine Vermutung zur Gewißheit geworden. Man stelle sich vor, welche Gefühle sich unser bemächtigten, und mit welchen Empfindungen wir der kommenden Nacht entgegensahen! Ich wurde ernstlich beunruhigt und war schon recht verzweifelt, als sich das Mißverständnis, denn um ein solches handelte es sich, auflöste und erklärte. Allerdings war jemand schwerkrank, aber das war ein guter Freund des Wirts, der in einer ganz andern Straße wohnte; der Schwiegervater dagegen litt nur an einer malattia d'ansietà, wie man sie sehr possierlich umschrieb, die sich für den alten Herrn natürlich des Abends besonders fühlbar machte. Ich bedaure, daß mir nicht die Gabe verliehen ist, den Wirrwarr und das Durcheinander und die verschiednen dabei beteiligten Persönlichkeiten mit vollen Farben zu schildern; auf keinem Theater kann es bunter und seltsamer zugehen als an jenem Abende im albergo nuovo zu Atri. Die vier Parzen, der pfiffig sein wollende und doch recht

*) Eine Überschwemmung, ein Scheuern des Fußbodens; ein erprobtes Mittel, um den Übermut gewisser kleiner nächtlicher Ruhestörer zu dämpfen.

Digitized by Google

dumme Wirt, der angstgequälte Vater, die niedliche aber unordentliche Wirtin, das brüllende Zweimonatsbaby, die zahlreichen, wechselweis auftauchenden und verschwindenden Freunde — Goldoni, Molière und Shakespeare hätten ihre helle Freude gehabt, hätten sie dieses köstliche Zusammenspiel gesehen.

Am nächsten Morgen gab es ein hübsches Fest, zu dem zahlreiche Landleute in den alten bunten Trachten auf Eseln nach der 424 Meter über dem Meere auf einer Bergkuppe liegenden Stadt heraufgeritten kamen. Dabei stellte es sich — echt italienisch! — heraus, daß sich der armselige kleine Ort eine eigne uniformierte Musikkapelle hielt, die auf Straßen und Plätzen ihre Weisen erschallen ließ, und auch im übrigen legt das Städtlein augenscheinlich Wert darauf, als ein kulturförderndes, auf der Höhe der Zeit stehendes Zentrum zu gelten, indem es seit kurzem Acetylengas als öffentliche Beleuchtung eingeführt hat! Kunstgeschichtlich ist der Dom recht beachtenswert, sowohl als Gebäude (in den antiken Tempelunterbauten eine mittelalterliche ausgemalte Krypta), wie auch wegen der Wandgemälde im Chor aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts. Das beste an der Stadt aber ist die Aussicht auf das Meer und den Gran Sasso, die wirklich wundervoll ist.

Auf der ganzen bisher beschriebnen Strecke ist auch die Benutzung der Haupteisenbahnlinie, von der nach der Mehrzahl der oben genannten Städte Zweigbahnen abgehen, sehr angenehm. Die Schienen führen fast immer dicht am Meere entlang, sodaß man nach Osten die große Wasserfläche der Adria vor sich hat, die erfrischende Meeresluft genießen und sich an den altertümlichen, buntfarbigen Fischerbooten erfreuen kann, während sich auf der andern Seite Blicke auf die paradiesisch schönen Bergabhänge und Thäler, auf Städte und Burgen und ab und zu auf die gewaltigen Felsriesen der Apenninen eröffnen.

Auf der zweiten Strecke, von Castellammare bis Chieuti, rückt das Hochgebirge weiter von der Adria ab und entsendet nicht mehr Querriegel bis zu ihr hin, die Meeresküste wird vielmehr in geringer Entfernung von einem niedrigen (etwa 200 Meter), ziemlich schroff abfallenden Höhenzuge begleitet, der leise in Kurven geschwungen ist und hier und da in das Meer vorspringt. Wasser und Land zeigen also eine unbedeutende Entwicklung, und es ist beachtenswert genug, daß auch die geschichtliche Vergangenheit dieser Landschaft unbedeutend ist, und die wenigen hier gelegnen Städte (ich nenne Ortona, Vasto d'Aimone, Termoli) verhältnismäßig nur klein sind. Immerhin ist selbst hier die Gegend keineswegs reizlos. Ich vermag nur auf Grund meiner Eisenbahnreise zu urteilen, aber da die Züge nicht allzu schnell fahren und auf den Haltestellen recht lange zu verweilen pflegen, so gewinnt man, besonders wenn man, wie ich, die Strecke bald hintereinander zweimal befährt, einen gewissen Eindruck von der Gegend, und der geht dahin, daß sie sich durch eine ungewöhnliche Anmut auszeichnet. Darüber giebt es eine vor kurzem erschienene klassische, fein empfundne Schilderung von Gabriele d'Annunzio, wohl dem größten gegenwärtigen

Digitized by Google

Schriftsteller Italiens, der einen gewichtigen Abschnitt seines Trionfo della morte hierher verlegt; und es ist noch gar nicht ausgeschlossen, daß sich unter dem nachhaltigen Eindruck, den dieser Roman allenthalben hervorgerufen hat, im folgenden Jahrhunderte hier ein lebhafterer Seebadeverkehr erschließen wird. Die äußern Voraussetzungen sind günstig, der flache, sandige Strand ist zum Baden wie geschaffen, und die etwas nördlich, unweit von Ascoli liegenden Stabilimenti di bagno zu Grottammare scheinen sich schon einer zunehmenden Beliebtheit zu erfreuen.

Und wie diese Gegend durch den bedeutendsten Dichter des heutigen Italiens auf das begeistertste gepriesen ist, so entnimmt ihr der gefeiertste italienische Maler der Gegenwart, Francesco Paolo Michetti, der Freund d'Annunzios, mit Vorliebe die Motive zu seinen Werken; in das nahe bei Pescara liegende Chieti führte er uns 1877 auf seiner farbensprühenden Corpus-Domini-Prozession, die jetzt im Besitze des deutschen Kaisers ist, und das hoch über dem Meere, gleichfalls dicht bei Pescara gelegne Städtchen Francavilla, das mit seinem Kirchturm und namentlich mit dem verfallnen Gemäuer seiner alten, hochromantischen Burg auf uns einen unbeschreiblichen, unauslöschlich tiefen Eindruck gemacht hat, ist von Michetti unzähligemale geschildert worden. Es ist bezeichnend für den Künstler, daß er sich diesen Ort zum dauernden Aufenthalt erwählt hat. Mit seinem Ernst und seiner Schweigsamkeit steht er in der fröhlichen Schar seiner Fachgenossen recht vereinzelt da, er hat etwas Moltkisches an sich und ähnelt unserm Heerführer auch darin, daß er keine Gelegenheit zur Erweiterung seiner allgemeinen Bildung und Vertiefung seiner Persönlichkeit vorübergehen läßt. So wurde er, als ich ihn vor mehreren Jahren in Taormina kennen lernte, nicht müde, sich in unserm deutschen Kreise mit deutscher Musik vertraut zu machen und in den Geist von Richard Wagners Nibelungen und Parsifal zu versenken. Es wird mir unvergeßlich bleiben, wie er mit seinem feingeschnittnen Gesichte andächtig unter uns saß und ergriffen den fremden Lauten lauschte. Wer jemals diese herbe, strenge und doch so fesselnde und liebenswürdige Persönlichkeit kennen gelernt hat, wird es durchaus begreifen, daß sie sich von dem lärmenden Getriebe der großen Welt abgestoßen fühlt und lieber in der Einsamkeit der alten Heimat weilt. Und nur in der stolzen, feierlichen Größe dieser herrlichen Abruzzenlandschaft konnten sich seine Gaben zu der erhabnen Vollkommenheit entfalten, die die ganze gebildete Welt seit zwei Jahren in seiner „Tochter des Jorio“ bewundert.

Bei Chieuti, bald hinter Termoli, an der Mündung des Fortore wendet sich die Bahn vom Meere ab und erreicht damit die dritte der oben von mir bezeichneten Strecken. Sie durchschneidet ein niedriges Waldgestrüpp, das stellenweise an eine ostpreußische Heide erinnert, sodann ein übelduftendes Sumpfgebiet (in der Nähe Lagunenbildungen!) und schwenkt schließlich in die große apulische Ebene, den berühmten Tavoliere di Puglia ein.

Digitized by Google

Dieser Tavoliere ist in der That, wie es der Name andeutet, ein Tafelland, dessen Größe Gregorovius in seiner noch heute lesenswerten, wenngleich selbstverständlich nicht durchweg einwandfreien Schilderung Apuliens (Wanderjahre in Italien, Band V) mit 300000 Hektar angiebt. Das Gelände ist fruchtbar und wohlgeeignet, eine Kornkammer Italiens zu werden, aber es fehlt an Wasser, zu dessen Beschaffung eine künstliche, natürlich recht kostspielige Berieselung durchgeführt werden müßte. Auch ist zu beachten, daß die gute Bodenschicht nur eine Tiefe von 1 bis 1 1/2 Meter hat und unter ihr sofort ein hartes Kalklager beginnt; infolge dessen ist weithin kein Baum, ja kaum ein Strauch zu sehen, und häufig bringt bloß die bescheidne und doch so gewaltig aufstrebende Senfpflanze Abwechslung in das einförmige Bild der Landschaft. Seit uralten Zeiten ist dieser Tavoliere Weideland; man berechnet die Zahl der Schafe, die z. B. Ende des sechzehnten Jahrhunderts hier geweidet wurden, auf 4 1/2 Millionen. Auch heute noch ist der Tierbestand beträchtlich, obgleich sich in den letzten drei Jahrzehnten (im Zusammenhange mit dem Rückgang der Wollpreise und gefördert durch eine lebhafte theoretisch-litterarische Erörterung über die so wünschenswerte wirtschaftliche Hebung des Tavoliere) der Weizenbau mehr und mehr ausgedehnt hat. Wir kamen im Mai, zur Zeit des Hauptjahrmarkts, der Fiera, hierher, die den wichtigsten Einschnitt in dem Wirtschaftsjahre Apuliens bedeutet. Bei dieser Gelegenheit wird alles verkäufliche Vieh nach Foggia, dem Mittelpunkte des Weidelands, getrieben, und es eröffnen sich hierbei Bilder, die die Phantasie unmittelbar nach Arabien geleiten. Wie die riesigen Tierherden, von lanzenbewehrten Reitern geführt, in dichte Staubwolken gehüllt, auf den Landstraßen dahinziehen, und wie sie vor den Mauern der Stadt karawansereiartig lagern, das ist nicht im mindesten mehr europäisch, sondern orientalisch.

Ganz besonders fesselten mich die tratturi (delle pecore). Im Hochsommer nämlich, wenn das Weidegras verdorrt, werden die Herden nördlich in das Abruzzengebirge getrieben, wo sie bis Oktober verweilen. Um diesen gewaltigen Heereskörpern nun die erforderliche Marschmöglichkeit zu gewähren, hat man schon vor Jahrhunderten Treibwege von einer Breite ungefähr von 40 bis 120 Metern geschaffen, die lediglich durch niedrige Steinmauern auf den Längsseiten kenntlich gemacht, im übrigen durchaus nicht etwa fahrstraßenmäßig bearbeitet sind, sondern einfach Weideland darstellen; nicht einmal gelegentliche Felsblöcke sind beseitigt, eine Fahrrinne ist zwar vorhanden, aber sie ist holprig und schlecht. Von einem Kutschiervergnügen kann hier also keine Rede sein; umso tiefer ist der Eindruck, den diese Tratturi in geschichtlicher Hinsicht hervorrufen. Wie altertümlich sind die Wirtschaftsformen, die derartige Treibpfade zur Voraussetzung haben, wie lebendig wird hier der konservative Charakter des italienischen Landmanns jedem vor Augen geführt!

Foggia, der schon erwähnte Hauptort dieses apulischen Landes, bietet als

Digitized by Google

Stadt herzlich wenig; es ist unter den „Italienfahrern" als langweilig verrufen. Und doch hat es eine Merkwürdigkeit, die gerade für uns Deutsche von der größten Anziehungskraft ist. In einer kleinen Nebenstraße, der Via Pescheria, sieht man inmitten einer unbedeutenden, armseligen Häuserreihe ein großes, altertümliches, ganz in romanischem Stil gehaltnes Portal, dessen mittelalterliche Inschriften uns verkünden, daß es einst der Eingang war zu dem Schlosse eines der glänzendsten Herrscher der ganzen Weltgeschichte — unsers Hohenstaufenkaisers Friedrichs II., der ja bekanntlich Deutschland fast ganz entfremdet war und sich mit Vorliebe in Süditalien aufgehalten hat. Um seine Wohnsitze oder deren Reste zu sehen, hatte ich vornehmlich den Abstecher nach Apulien unternommen. Daß sich ein so feingebildeter, üppig lebender Fürst hier besonders wohlgefühlt hat, darf als ein neuer Beleg gelten für die Ausführungen des verstorbnen W. H. Riehl in seinen „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten" über die erstaunlichen Schwankungen, die der landschaftliche Geschmack im Laufe der Jahrhunderte erfahren hat; denn für unser heutiges Auge bietet unter den italienischen Provinzen Apulien gerade die allergeringsten Reize dar. Wollen wir einen so auffallenden Gegensatz richtig würdigen, so dürfen wir nicht vergessen, daß bei uns im letzten Jahrzehnt das Verständnis für die landschaftlichen Schönheiten der Ebene sehr zu steigen begonnen hat, daß man sich heute an einfachen Wiesen in einem Grade künstlerisch zu erfreuen vermag, den man noch vor zwei oder drei Jahrzehnten auch nicht entfernt zu ahnen imstande war, und daß die großen holländischen Maler des siebzehnten Jahrhunderts, Rembrandt an der Spitze, in der Schilderung des flachen Landes zum Teil ihre höchste Kraft bekunden. Es muß für Friedrich einen besondern Genuß gewährt haben, von den Zinnen seiner Schlösser die Blicke möglichst in die Ferne schweifen zu lassen; seiner hochbegabten Herrennatur mag größte Weiträumigkeit am meisten zugesagt haben. Die Vorstellung hiervon wurde in mir besonders lebendig, als ich das am schönsten erhaltne seiner Schlösser, das Castello del Monte, besuchte. Es liegt etwa 80 Kilometer südlich von Foggia und schon mitten in dem vierten Abschnitte der südadriatischen Küste Italiens.

Hat man von Foggia aus das weltberühmte Schlachtfeld von Cannä und die weniger berühmte, aber durch ihre Lose gleichfalls recht bekannt gewordne Hafenstadt Barletta berührt, so gelangt man in ein Gebiet von wesentlich andrer Art als der des Tavoliere. Hohe Berge fehlen auch hier, aber wir haben kein flaches Tafelland mehr vor uns, sondern das Gelände steigt vom Meere zu dem 680 Meter erreichenden Höhenzuge der Murgie sanft und allmählich empor, und an der Stelle von unermeßlichen Weidetriften finden wir unübersehbare, schier endlose Weingärten. Wer freilich bei ihrem Besuche den poetischen Zauber erwarten sollte, der ihn in den Weinlauben Oberitaliens oder in den rebengeschmückten Feldern Toskanas umwoben hat, der darf sich auf

eine Enttäuschung gefaßt machen. Die Anpflanzung und Pflege des Rebstocks entspricht mehr unsrer deutschen als der oberitalienischen Sitte; der einzelne Stock wird niedrig gehalten, an einem Pfahl befestigt und mit keinem andern Stock verbunden. Infolge der Fruchtbarkeit des Bodens sät man zwischen die einzelnen Stöcke noch Weizen, und zwar so, daß die aufgegangnen Halme immer ein Büschel bilden, das von einer großen Faust umspannt werden kann; würde man den Samen in langgezogenen Furchen ausstreuen wollen, so würde es schwer fallen, die Halme zu schlagen oder zu schneiden. Außerdem pflanzt man aber mitten in die Weinberge Nußbäume, Granaten-, Feigen- und Mandelbäume; ja selbst Eichen finden sich in ihnen.

Eine besondre Merkwürdigkeit sind die caseddhe, kegelförmige Hütten, die aus ungeglätteten Kalksteinstücken roh und urtümlich ohne Mörtelverband*) aufgetürmt sind und allenthalben verstreut hier und dort stehen; die große Zahl dieser seltsamen, kleinen, abgerundeten Pyramiden giebt dem Gelände ein fremdartiges, den Neuling völlig überraschendes Gepräge, erklärt sich aber leicht aus dem Umstande, daß es hier Dörfer so gut wie gar nicht giebt, sondern nur große volkreiche Städte (von 30000 bis 50000 Einwohnern), die je etwa 12 bis 15 Kilometer von einander entfernt liegen, sodaß den Feldarbeitern die Möglichkeit eines Unterschlupfes bei plötzlichem Unwetter und den Wächtern in der Zeit der Traubenreife ein Nachtquartier geboten werden muß. Viele Meilen weit gleicht die Landschaft dem hier entworfnen Bilde, das nur in südlicher Richtung durch große Ölbaumpflanzungen eine Änderung erfährt. Doch darf man sie sich durchaus nicht langweilig vorstellen. Sie hat ihren eignen Reiz. Von dem intimen Zauber der toskanischen und Trentiner Gefilde grundverschieden, beruht er auf der Weiträumigkeit, die sich infolge der schrägen Abdachung des bebauten Geländes und der Meeresnähe in überwältigendem Maße offenbart, zumal da man hier meist den landesüblichen hohen, offnen und deshalb eine vollkommne Aussicht gewährenden sogenannten Sciarrabas (spr. Scharrabah, aus dem französischen**) char à banc; im Neapolitanischen: corricolo) benutzt.

Unsre Fahrt auf diesem zweirädrigen, von der heutigen Kultur noch völlig

*) Wir sahen einige solcher Hütten gerade im Bau. Es wird ein innerer und ein äußerer Kreis von den Steinen, die ungefähr die Größe unsrer Ziegelsteine haben (breiter aber weniger hoch), schichtweise aufgeführt und der Zwischenraum durch regellose Steinpackung ausgefüllt. Die Mauer mag eine durchschnittliche Stärke von einem Meter haben. Die Kosten sind fast gleich Null, da die Steine nur von den Weinfeldern aufgelesen zu werden brauchen. — Noch südlicher, an der Grenze der Provinzen Bari und Lecce finden wir eine größere Ansiedlung, Namens Alberobello, die sich ganz aus solchen Häusern zusammensetzt; Abbildungen brachte vor kurzem die Leipziger Illustrierte Zeitung (16. Februar 1899).

**) Es ist recht auffallend, wieviel Anklänge an das Französische sich aus der Zeit der Franzosenherrschaft hier im Volksmunde erhalten haben; so hörten wir: tu diminui statt tutto diminuito, hier statt jeri u. a.

Digitized by Google

unbeleckten Karren war unbeschreiblich lustig, wir kamen flott vorwärts, da alles überflüssige Holz und Leder fehlt, und die hohen Räder die Schnelligkeit fördern; die Luft war köstlich frisch, die farbenreiche Landschaft unendlich fesselnd, alles versetzte die Seele in frohe Schwingungen und erhob sie über das Gefühl des Alltäglichen und Kleinlichen, und dazu gesellte sich die eigentümliche Empfindung, daß man hier einmal ganz aus dem Banne unsrer heutigen auf Verwöhnung und Verweichlichung berechneten Erfindungen herausgerissen und völlig in ein jahrtausendealtes, unverändert gebliebnes Kulturleben hineinversetzt wurde. Eine feierliche Stimmung aber bemächtigte sich unser, als unser Ziel, das Hohenstaufenschloß Castello del Monte, allmählich deutlicher erkennbar wurde und seine weithin sichtbaren dunkeln Umrisse festere und klarere Gestalt annahmen. Aus hohem, nebligem Norden waren wir gekommen, um in dieser einsamen, sonnendurchglühten Landschaft dem Andenken unsers großen Kaisers zu huldigen, der einst durch seine verfehlte Politik dem Vaterlande und seiner Einheit unermeßlichen Schaden zugefügt und dennoch dank seiner alles überstrahlenden Persönlichkeit im Herzen des deutschen Volks als die Verkörperung des Reichsgedankens und als das Pfand einer bessern Zukunft fortgelebt hat, der in Verwaltung und Kunst und Wissenschaft und Volkswohlfahrt für diese süditalienischen Provinzen eine Blütezeit herbeigeführt hat, die noch jetzt allüberall die höchste Bewunderung herausfordert und fast ohnegleichen dasteht. Hier in diesem Schlosse hatte er wiederholt geweilt und von hier aus der geliebten Falkenjagd obgelegen, um Erfrischung und Erholung von den Mühen und Kämpfen seines thatenreichen Lebens zu finden. Und dann hatte sich das Blatt gewandt. Undank und Verrat hatten die Herrschaft der Hohenstaufen gestürzt, die Anjous waren an ihre Stelle getreten und hatten, um sich zu behaupten, mit unsagbarer Grausamkeit gegen die Nachkommen des gewaltigen Fürsten gewütet. Hier in Castello del Monte haben sie Friedrichs Enkel, die noch im zartesten Kindesalter stehenden Söhne Manfreds gefangen gesetzt und sie in dreiunddreißigjähriger schwerer Kerkerhaft schmachten lassen.

Die letzte Wegstrecke, von einer Cisterne ab den eigentlichen Burghügel hinauf, ist steinig und unfruchtbar, kaum das elendeste Gras entsprießt diesem Boden; nur hier und da blüht verborgen im Geröll eine Orchidee. Das Castello selbst ist ein gleichseitiges Achteck, das einen gleichartigen, achteckigen Hof umschließt.*) In jede äußere Ecke ist ein achteckiger Turm hineingebaut, und zwar so, daß zwei seiner Seiten vom Hauptgebäude umschlossen werden. Den Eingang gewährt auf der Südseite ein riesiges Portal, das von Halb-

*) Eine genauere Beschreibung giebt Schultz, Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Süditalien, 1860, I. S. 159 ff. nebst Abbildungen; vergl. ferner den Aufsatz von Carl Frey in der Deutschen Rundschau, August 1891. Ich erwähne hier noch, daß, wie die Kustodin versicherte, das Schloß nicht unterkellert ist, aber auf einer 4 Meter tiefen, festen Untermauerung ruht.

Digitized by Google

pilastern, vorspringenden Löwen und Dreiecksgiebel gebildet ist. Das Innere enthält zwei Stockwerke je mit acht Räumen, von denen jeder den Außenwänden genau entspricht, sodaß er ein regelmäßiges Trapez darstellt. Jeder Raum ist mit einem von vier Säulen getragnen quadratischen Kreuzgewölbe eingedeckt; infolgedessen bleibt auf zwei Seiten je ein spitzwinkliges Dreieck übrig, das eine Art spitzbogigen Tonnengewölbes erhalten hat. An die Stelle der Säulen treten im obern Stockwerk Bündel von je drei Säulen, um eine etwas größere Leichtigkeit und Heiterkeit des Baueindrucks zu erzielen. Die Belichtung geschah ursprünglich durch kleine Maueröffnungen; die jetzigen gotischen Fenster stammen aus der Zeit der Anjous. In den Türmen liegen die Treppen und Aborte. Das Material des Baues ist der graugelbe Kalkstein der Umgegend; die Wandbekleidung im Innern mit ihrem rautenförmigen Muster, die Thürumrahmungen, Kamin- und sonstigen Anlagen sind aus einem sehr einschlußreichen, roten Marmor (brecciato) gearbeitet. Der Zustand des Baus ist im allgemeinen gut; die Regierung, die nach Gregorovius Angabe das Schloß im Jahre 1875 für 25000 Lire gekauft hat, sorgt für die Erhaltung, indem sie hier einen ständig anwesenden Custode unterhält und jährlich mehrere Hundert Lire für die erforderlichen Ausbesserungen ausgiebt.*)

Der Stil des Baus ist für einen Deutschen schwer zu klassifizieren. Wir haben in Deutschland kein Werk, das sich auch nur annähernd in Vergleich stellen ließe. Castel del Monte ist eine architektonische Schöpfung von ganz selbständiger Art. Gewisse Glieder, wie das Portal oder die Säulen, sind noch echt romanisch, mit dem klassizistischen Beigeschmack, der uns auch in gewissen gleichzeitigen oder etwas frühern Werken Oberitaliens und der Provence begegnet. Die Gewölbeform dagegen kann als ein Vorläufer der Gotik gelten und findet sich so nur in französischen Bauten jener Zeit wieder. Durch diesen Umstand hat sich der berühmte französische Gelehrte Bertaux bestimmen lassen (in einem im Jahre 1897 erschienenen Berichte,**) den Baumeister als Franzosen oder doch zum mindesten als in Frankreich ausgebildet zu bezeichnen. Es ist überhaupt für uns Deutsche recht beschämend, daß unsre westlichen Nachbarn für die italienischen Kunstschöpfungen unsrer Hohenstaufen ein viel lebendigeres Interesse hegen und bethätigen als wir; so hat z. B. Herr Chaussemiche als pensionnaire de l'institut de France im Frühjahr 1897 etwa sechs Wochen hier gearbeitet, gemessen und gezeichnet.

(Schluß folgt)

*) Die Oberaufsicht führt der sehr liebenswürdige Ingenieur und Provinzialkonservator Cav. Sarlo in Trani.

**) Comtes-rendus de l'académie des inscriptions et belles-lettres. IV. Série. Tom. XXV. Paris, 1897. S. 432 ff. Ich hoffe demnächst an andrer Stelle den Nachweis zu bringen, daß seine Ausführungen nicht ganz einwandfrei sind.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Weltansichten. Was heute nicht kindlich unbefangen im Banne des dogmatischen Glaubens verharrt, das strebt nach einer neuen Weltansicht, und der neuen Weltansichten giebt es denn auch schon beinahe so viele wie der denkenden Köpfe. Es ist interessant, unter den in der Gedankenfabrik Thätigen auch einmal einem Angehörigen des Volkes zu begegnen, das sich auf Husarenstücklein besser als auf die Metaphysik versteht. Sigmund Bodnár hat (bei Hermann Walther in Berlin, 1898) zwei Bände Großoktav unter dem Titel Mikrokosmus herausgegeben, in denen er beweist, daß die Weltgeschichte eine Wellenbewegung, der Wellenberg der Idealismus, das Wellenthal der Realismus ist, daß der eine Zustand durch den Idealrealismus in den andern übergeht, daß bei der Betrachtung der Dinge der Idealismus von der Einheit, der Realismus von der Vielheit ausgeht, daß der Idealismus den Glauben an Gott und die Geltendmachung der Autorität von der einen, die Unterordnung unter sie von der andern Seite, der Realismus aber Atheismus, vorherrschende Nächstenliebe, Individualismus und Anarchismus bedeutet, und daß der Idealismus dem Realismus zu weichen beginnt, wenn sich die Einheit der drei Ideen des Wahren, Guten und Schönen auflöst. Eine im einzelnen anfechtbare, im ganzen berechtigte Ansicht der Dinge, aber doch nur eine unter vielen zulässigen Ansichten, und weder in ihrem Kerne neu, noch, wie sich der an Größenwahn leidende Verfasser einbildet, eine „Entdeckung," die „ein weltgeschichtliches Ereignis und der eminenteste Fortschritt der Menschheit auf dem Gebiete des geistigen Wissens" genannt zu werden verdiente. Der Verfasser ist sehr belesen und hat viel Fleiß aufgewandt, was ja bei einem Sohne Arpads doppelte Anerkennung verdient. Doch erkennt man deutlich genug, wie seine Philosophie mit den augenblicklichen Nöten der ritterlichen Aristokratie Ungarns, z. B. der Aufsässigkeit ihrer Fronbauern, zusammenhängt, denn es tröstet ihn sehr, zu sehen, wie sich unsre Zeit aus dem Materialismus und Realismus erhebt, und wie uns eine mächtige Flutwelle zum Idealismus emporträgt, sodaß Tolstoi, „ein Märtyrer der Nächstenliebe des Realismus," demnächst „ins Land des ewigen Eises" wird verbannt werden (I, 193); schon sieht Bodnár „die Morgenröte der Wiedergeburt" am Himmel aufgehen, einer Wiedergeburt, die damit zu beginnen hat, daß „die individuelle Freiheit beschränkt, die zügellosen Bestandteile zertreten werden" (II, 327). Mehr als die Philosophie des edeln Magyaren interessiert uns der Umstand, daß er sein Buch deutsch geschrieben hat, aber in einem Deutsch, das kein Deutsch ist. Damit erinnert er recht lebhaft daran, was der Nationalitätenschwindel für ein Unsinn ist, und was namentlich die Ungarn mit der Verbannung des Deutschen aus ihrem Lande für eine Dummheit begangen haben. Wollen die Angehörigen der Natiönchen über ihr kleines Gebiet hinauswirken, so müssen sie sich einer Weltsprache bedienen, und erschweren sie sich selbst deren Erlernung, so sind sie dumm. Es giebt aber heut nur noch zwei Weltsprachen, die deutsche und die englische, auch das Französische ist keine mehr. Rußland ist zwar eine Weltmacht, aber seine Sprache ist kein Organ höherer Kultur. Allerdings sind die Deutschen zum Teil selbst schuld an dem heutigen Zustande, denn ihre Germanisierungsbestrebungen haben die kleinen halbtoten Natiönchen nur zu neuem Leben elektrisiert. Völker verschmelzen immer nur im Frieden, nie im Kriegszustande; man belästige Halbasien nicht mit Zwangssprachenverordnungen, und seine Söhne werden freiwillig um ihres eignen Vorteils willen Deutsch lernen. Möchte man doch von dem Weisen

der Fliegenden Blätter lernen, der dem Fleischer zeigt, wie er das widerstrebende Schwein ins Haus bringen kann: er zieht nach der entgegengesetzten Richtung, und flugs schlüpft es zur Thür hinein. — Mit einem Buch von Wert hat uns Theodor Lipps beschenkt: Die ethischen Grundfragen. Zehn Vorträge, teilweise gehalten im Volkshochschulverein zu München (Hamburg und Leipzig, Leopold Voß, 1899). Diese Vorträge sind ganz populär gehalten und geben dennoch eine geschlossene Weltansicht, die man als einen gemilderten, geklärten und psychologisch vertieften Kantianismus bezeichnen kann. Das Böse ist dem Verfasser die Negation, die Schwäche; alle Triebe sind an sich gut; nur dadurch wird die Wirksamkeit eines von ihnen böse, daß das Gegen- oder Übergewicht andrer Triebe fehlt, die der Idee der Menschennatur nach stärker sein sollen. Vollkommen sittlich wäre ein Mensch — kein einzelner kann es sein —, wenn in ihm alle menschlichen Fähigkeiten zur Verwirklichung aller dem Menschen gesetzten Zwecke in der rechten Ordnung thätig wären. „Tugend ist Tüchtigkeit, innere Lebenskraft. Der Verbrecher kann tugendhafter sein als Dutzende von den »Tugendhaften«." Besonders schön und überzeugend weist Lipps nach, wie die Begriffe der Zurechnung und Verantwortlichkeit nur bei Annahme des Determinismus einen Sinn haben. — Wenn wir nicht irren, ist neben den Jesuiten der Pater Lacordaire der erste gewesen, der die Art Kanzelvorträge in die Mode gebracht hat, die man in Frankreich conférences nennt: Cyklen von populären Vorträgen über ein die Religion berührendes philosophisches oder soziales Thema. In England soll diese Art von Kanzelvorträgen die Regel sein, weil dort die Predigt nicht zum Gottesdienst gerechnet wird, der bloß aus liturgischen Gebeten und Gesängen und dem Vorlesen von Bibelabschnitten besteht. So wenigstens sagt uns Charlotte Broicher, die zu der deutschen Ausgabe einer Anzahl solcher Vorträge des Kanzelredners Stopford A. Brooke eine sehr gute Einleitung geschrieben hat. Die Sammlung ist Glaube und Wissenschaft betitelt und bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erschienen. Brooke (der übrigens in den sechziger Jahren englischer Gesandtschaftsprediger in Berlin gewesen ist) entwickelt mit hinreißender Begeisterung und wohlthuender Wärme einen Gottesbegriff, der das Positive des Pantheismus und des Theismus vereinigen und die Mängel beider einseitigen Vorstellungen ausschließen soll. Mit besonderm Eifer wendet er sich gegen das Dogma der ewigen Höllenstrafe, das undenkbar sei, weil Gott mit der Weltschöpfung die Pflicht übernommen habe, seine Geschöpfe zu beglücken, und weil das Böse mächtiger sein würde als Gott, wenn es ewig fortbestünde. Zudem übe dieses Dogma die schrecklichsten Wirkungen, indem es mit Notwendigkeit den Fanatismus, die Religionskriege und die blutigen Verfolgungen erzeuge, und es sei ganz besonders dieses Dogma, das, wie der Orthodoxismus im allgemeinen, die Unwahrhaftigkeit ins Leben trage. Es stehe fest, daß heute mit Ausnahme von einigen wenigen Fanatikern auch unter den Orthodoxen niemand an die Hölle glaube; wie könnten — sagen wir mit Brooke — Leute, die ernstlich an die Ewigkeit der Höllenstrafen glaubten, gemütlich beim Glase Wein oder bei einer fröhlichen Mahlzeit sitzen! Das ist gar nicht denkbar. Eines Sonntags — die Zeit ist nicht angegeben — erklärte Brooke in der ihm gehörigen Bedfordkapelle: „Seitdem wir uns das letzte mal hier sahen, habe ich einen Schritt gethan, der sowohl für mich vieles wesentlich verändern wird, als auch für die, die bisher meine Zuhörer gewesen sind. Ich habe die englische Kirche verlassen, und für mich und diese Kapelle beginnt damit ein neuer Lebensabschnitt." Den unmittelbaren Anlaß dazu gab seine Leugnung der Wunder, namentlich des Wunders der übernatürlichen Geburt Christi. Er ist nicht etwa ausgestoßen worden, sondern er hat die Kirche verworfen. Ich vermochte, sagt er, „nicht länger einer

Digitized by Google

Gemeinschaft anzugehören, die ich nach allen meinen Grundsätzen verwerfen muß." Natürlich fuhr er fort, in seiner Kapelle zu predigen, bis voriges Jahr Kränklichkeit seinem Wirken ein Ende machte. In Deutschland vollzieht sich eine solche Wandlung nicht ohne Mitwirkung von Büreaukratie und Polizei und ohne Aufhäufung von Aktenstößen. In England mag der Druck der Kirchentyrannei sogar härter gewesen sein als in Deutschland, solange die Staatskirche entweder auf einer hochkirchlichen oder auf einer puritanischen Volksmehrheit ruhte. Nachdem sich jedoch die Einheit des religiösen Glaubens aufgelöst und die freie Sektenbildung die Oberhand gewonnen hat, erfreut man sich in England wirklicher religiöser Freiheit, weil es keine vom Volke unabhängige Zwangsgewalt giebt. In Deutschland scheint der kleine Freistaat Bremen das einzige Gebiet zu sein, das sich solcher Religionsfreiheit erfreut; in Preußen und Sachsen wenigstens oder gar im Herzogtum Braunschweig könnten sich Pfarrer wohl kaum behaupten, wie Schwalb und sein Nachfolger Dr. A. Kalthoff an St. Martini in Bremen. Kalthoff hat, wie ein Kenner der Bremer Verhältnisse mitteilt, „nicht den mächtigen Zustrom, dessen sich einst Schwalb rühmen konnte, aber eine treue, stetig wachsende Gemeinde, die sich — und das ist wohl das Wertvollste — aus allen Gesellschaftsklassen, aus reichen Kaufleuten aber auch aus vielen Proletariern zusammensetzt." Einen Winter hat er seine Zuhörer in den Gedankenkreis Schleiermachers eingeführt; diese Predigten sind unter dem Titel: Schleiermachers Vermächtnis an unsre Zeit (Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn, 1896) erschienen. Voriges Jahr hat er in demselben Verlag einen zweiten Band herausgegeben: An der Wende des Jahrhunderts. Kanzelreden über die sozialen Kämpfe unsrer Zeit. Kalthoff ist, wie man schon aus seiner Vorliebe für Schleiermacher schließen kann, weniger rationalistisch, mehr positiv, tiefer, inniger als Schwalb. Er will den Geist des Neuen Testaments erwecken, will aus dem dogmatischen und rituellen Christentum ein lebendiges machen. Wollten wir uns, ruft er, „in der Kirche gegen die soziale Frage, die wie keine andre die heutige Menschheit in der Tiefe bewegt, verschließen? Das hieße der Kirche den Totenschein ausstellen! Wir würden damit erklären, daß die Kirche in das moderne Leben nicht mehr hinein paßt, daß sie höchstens noch als frommer Zeitvertreib für müßige Leute, aber nicht mehr als Mittel- und Sammelpunkt für ernste, thätige Menschen Bedeutung hat." Getragen von der Überzeugung, daß das Christentum keine andre Aufgabe habe als die, die wahre menschliche Gesellschaft, die Liebesgemeinschaft der Menschen unter einander und mit Gott zu begründen, behandelt er das Wesen der Gesellschaft, die Konkurrenz, die Arbeit, Verbrechen und Strafe, Wissenschaft und Kunst, die Frauenfrage, die Volkslaster, kritisiert er die politischen Parteien und prüft er die Heilmittel, die heute gegen die sozialen Schäden vorgeschlagen oder angewandt werden. Über eines von ihnen, die innere Mission, läßt er einen ihrer begeistertsten Arbeiter, den Abt Uhlhorn, urteilen: „Es handelt sich doch nicht darum, möglichst viel Almosen flüssig zu machen, bis zuletzt der größte Teil des Volks von Almosen lebt, sondern unsre arbeitende Bevölkerung in eine solche wirtschaftliche Lage zu bringen, daß sie der Almosen nicht mehr bedarf. Das kann doch nicht unser Ziel sein, möglichst viel Krippen, Warteschulen, Siechenhäuser, Asyle zu haben, sondern ein Familienleben, das die Krippe, die Warteschule, den Knabenhort usw. überflüssig macht. Sind doch alle diese Anstalten etwas, was eigentlich nicht sein sollte, selbst Symptome der vorhandnen Notstände."

Zum medizinischen Studium der Frauen. Wie die Zeitungen melden, wird eine Vorlage an den Bundesrat vorbereitet, um die Zulassung der Frauen zur Approbation als Ärztinnen zu regeln. Es ist natürlich, daß da mancherlei

Digitized by Google

Bedenken, Wünsche und Hoffnungen laut werden. Wir halten die Frage für besonders wichtig: Werden die Ärztinnen Spezialistinnen sein müssen oder nicht?

Neuerdings neigt man dazu, ihnen die Behandlung von Frauenkrankheiten ausschließlich als Wirkungskreis zuzuweisen, und verspricht sich davon einen außerordentlichen Segen für die Patientinnen. Denn viele Frauenkrankheiten, sagt man, nehmen nur deswegen einen so ungünstigen Verlauf, weil die Frauen durch Schamhaftigkeit verhindert werden, einen männlichen Vertreter der Heilkunde um Rat zu fragen, solange das Übel noch im Entstehen begriffen ist. An der Thatsache ist nicht zu zweifeln; jeder Frauenarzt wird bestätigen können, daß auf diese Schamhaftigkeit schon Todesfälle zurückzuführen gewesen sind. Aber was ergiebt sich daraus? Unsers Bedünkens nur das eine, daß die Erziehung des weiblichen Geschlechts mit allen Kräften darauf gerichtet sein muß, ein unsinniges Vorurteil auszurotten. Es giebt eben einen Punkt, wo die Schamhaftigkeit den Charakter der Tugend verliert und anfängt, ein Verbrechen an sich und seinen Mitmenschen zu werden. Dann gebieten Vernunft, wenn sie erleuchtet genug, und Gewissen, wenn es geschärft genug ist, in gleicher Weise, sie zu überwinden. Sicher hieße es von der Schulerziehung zu niedrig denken, wenn man ihr die Fähigkeit abspräche, wenigstens den Grund zu dieser sittlichen Erkenntnis in der heranwachsenden weiblichen Jugend zu legen. Pflicht der Eltern wäre es dann, auf diesem Grunde weiter zu bauen, um dadurch das Glück der Ehen, die ihre Töchter eingehn, schützen zu helfen. Auch wäre es eine dankbare Aufgabe für die so rasch beliebt gewordnen Volkshochschulkurse,*) in dieser Beziehung — etwa durch Vorträge ausschließlich vor Damen — aufklärend zu wirken.

Damit haben wir in Kürze den Weg angegeben, auf dem wir eine allmähliche Heilung des Schadens für möglich halten. Andre dagegen erheben laut den Ruf nach Frauenärztinnen und möchten am liebsten sämtliche Ärztinnen diesem einen Spezialfach zugeführt sehen. Sie ergehn sich in Betrachtungen darüber, wie viel weniger dem Zartgefühl des Weibes zugemutet wird, wenn es seine Leiden nicht mehr dem Manne, sondern der Geschlechtsgenossin zu entdecken braucht, und schöpfen aus dem geringern Zwang die Hoffnung auf zeitigere und darum erfolgreichere Behandlung des Übels. Uns will es übertrieben erscheinen, wenn in einer Zeit, wo sich das Weib stark genug fühlt, mit dem Manne auch im Studium der medizinischen Wissenschaft zu wetteifern, und darum mit ihm zusammen und durch ihn in den wissenschaftlichen Universitätsanstalten die intimsten Verhältnisse und Funktionen des menschlichen Körpers ungescheut kennen lernt, immer und immer wieder jenes Zartgefühl als ausschlaggebend hingestellt wird. Die Verfechterinnen der Frauenrechte müßten, wenn sie konsequent wären, es sich wie die Königin Elisabeth verbitten, daß in ihrem Beisein so viel von der Schwäche des Geschlechts geredet wird. Denn eine Schwäche bleibt es doch immer, wenn der Frauenarzt nur bei drohender Lebensgefahr aufgesucht wird; und lediglich mit Rücksicht auf diese Schwäche ein Spezialistentum weiblicher Ärzte für weibliche Krankheiten gründen und die oben von uns geforderte pädagogische Einwirkung ganz beiseite schieben zu wollen wäre eine um so größere Unbesonnenheit, als dann immer noch die Möglichkeit übrig bleibt, daß aus Prüderie die Hilfe auch der Geschlechtsgenossin später angerufen wird, als wünschenswert ist. Die bekannte Eitelkeit zudem, die manche Krankheit als nicht chic betrachtet, wird dem weiblichen Arzte gegenüber sicher nicht in geringerm Maße auftreten. Und endlich erzeigt man den Frauen einen schlechten Dienst, wenn man sie auf Spezialistinnen hinweist, bevor eine große und durchaus

*) In Leipzig hat man mit den Volkshochschulvorträgen wenig Erfolge gehabt. D. Red.

Digitized by Google

geschulte Anzahl vorhanden ist: denn Vertröstung bewirkt Verschleppung, und je näher die goldne Zeit heranrückt, um so mehr Fälle werden verschoben und dadurch verdorben werden.

Man hat ferner, um das Verlangen nach Spezialistinnen für Frauenkrankheiten zu begründen, hervorgehoben, daß die Ärztin vermöge ihrer gleichen Natur, durch die ihr eine unmittelbarere Kenntnis der Symptome vermittelt werde, besser imstande sei, sich in den Leidenszustand der Patientin zu versetzen und ihn zu heilen. Hieran ist so viel richtig, daß die Ärztin, selbst wenn ihr längere Erfahrung und Spezialstudium abgehn, mit gewissen periodisch wiederkehrenden Funktionen des weiblichen Körpers zusammenhängende Beschwerden manchmal sicherer erkennen und auf ihre Tragweite abschätzen wird als der Arzt, dem längere Erfahrung und Spezialstudium auf diesem Gebiete gleichfalls abgehn, und ebenso dürfte es sich bei manchen psychopathischen Erscheinungen des Weibes verhalten. Je mehr sich der Arzt aber beide Vorzüge aneignet, desto mehr gleicht sich der Unterschied zwischen ihm und der Kollegin aus, auch wenn sie Spezialstudien treibt, ja bei schwerern Krankheitsformen, die von der Bahn des Gewöhnlichen abbiegen oder auf seltnerer Komplikation beruhen, wird das Urteil des Arztes oft freier und vertrauenswürdiger sein als das der zu sehr am gewohnten Typischen haftenden Ärztin. Ob die Frau es überhaupt zu der Ruhe und Sicherheit des operativen Eingriffs bringen wird, die wir jetzt an vielen Meistern bewundern, ist eine Frage, die sich mit voller Sicherheit erst nach langer Zeit wird beantworten lassen.

Aufs eindringlichste muß davor gewarnt werden, in den angehenden Studentinnen der Medizin den Wahn groß zu ziehen, daß sie eo ipso dazu berufen seien, sich zu Vertreterinnen der Frauenheilkunde auszubilden. Zum Glück ruht bei uns noch jedes ärztliche Spezialistentum auf breitester fachwissenschaftlicher Grundlage, und Klagen, wie sie über die Studenten der Medizin in Frankreich laut geworden sind, daß diese so rasch wie möglich einem einträglichen Spezialistentum zustrebten und darüber eine harmonische Durchbildung vernachlässigten, wären deutschen Studenten gegenüber unbegründet. Über den jungen Mediziner, den nach bestandnem Physikum der Vorsatz, ein großer Psychiater zu werden, dazu verführte, medizinische und chirurgische Klinik selten zu besuchen, würde gelacht werden, die Studentinnen aber, die man von vornherein auf ein Spezialfach hinweist, giebt man entschieden einer derartigen Versuchung preis. Man tröste sich nicht damit, daß die Bestimmungen der Prüfungsordnung genügten, Einseitigkeiten der medizinischen Ausbildung zu verhüten. Examenanforderungen haben an sich etwas Schwankendes, und der Usus heiligt auf allen Gebieten erfahrungsgemäß vieles. Auf jeden Fall haben Kenntnisse keinen Wert, die eben nur zusammengerafft sind, weil es ohne sie nicht geht. Und wer steht außerdem dafür, daß nicht schließlich eine besondre Prüfungsordnung für Studentinnen der Medizin, die sich dem Spezialfach der Frauenheilkunde widmen wollen, geschaffen wird, und daß diese Prüfungsordnung gewisse Erleichterungen enthält, sobald sich erst einmal in weitern Kreisen die Ansicht von dem natürlichen Beruf der Ärztin für dieses Fach Bahn gebrochen hat? Wir würden dann das traurige Schauspiel erleben, daß sich auch die geringere Befähigung da breit machte, wo die ausgeprägteste Naturanlage mit beständiger Übung im Bunde sein soll. Der erste Schritt aber zu jener Ausnahmestellung wäre es, wenn man sich entschließen sollte, die Studentinnen in besondern Kursen zu unterrichten. Aus kleinen Rücksichten entwickeln sich sehr leicht größere. Daher handeln die Kliniker durchaus nicht im ärztlichen Standesinteresse, die sich gegen den Besuch der Vorlesungen in Gemeinschaft mit Damen sträuben und diesen dadurch selbst eine Sonderstellung bereiten helfen.

Digitized by Google

Es handelt sich nicht nur darum, daß bei einer solchen Entwicklung der Dinge der Frauenarzt geschädigt und in seiner materiellen Existenz bedroht wird. Unsers Erachtens muß sich die Medizin, solange sie den Anspruch erhebt, nicht eine Kunstfertigkeit, sondern eine Wissenschaft zu sein, hier das principiis obsta zur heiligsten Pflicht machen. Einen Königsweg in der Mathematik giebt es bekanntlich nicht, ebenso wenig darf es einen Damenweg in der Medizin geben. Und handeln wir nicht im vollsten Interesse der Studentin selbst, wenn wir ihr zunächst das Gebiet der Medizin in seinem weitesten Umfange erschließen und ihr dann erlauben, sich auf einem engern Bezirk, den sie sich selbst erst im Verlauf des Studiums je nach Neigung und Befähigung zu wählen hat, ganz heimisch zu machen? Daß das Weib aber gerade für spezifisch weibliche Krankheiten das größte Interesse entwickeln müsse, ist eine durchaus unglaubwürdige Annahme. Es liegt kein Grund vor, daran zu zweifeln, daß, wenn man der Bethätigung wissenschaftlichen Vermögens freien Spielraum läßt, einst auch das Gebiet der Chirurgie, der Augenheilkunde, der Kinderkrankheiten usw. von Ärztinnen zu ihrem besondern Arbeitsfelde erkoren werden wird. Im übrigen möge jede Studentin der Medizin es sich gesagt sein lassen, daß sie schon etwas Hohes erreicht, wenn es ihr gelingt, schlechtweg — Ärztin zu werden. Den Neid der Kollegen braucht sie nicht zu fürchten, wenn sie diesen in *einem* Worte ausgedrückten und doch so unendlich viel umfassenden Beruf wirklich ausfüllt, man wird sie loben und bewundern. Namentlich wird es jeder Arzt mit Freuden begrüßen, wenn es ihr gelingt, das Vertrauen der Wöchnerin in solchem Maße zu erwerben, daß durch die Hände unkundiger und gewissenloser Personen kein Unglück mehr angerichtet werden kann. Zudem hat die praktische Ärztin vor der Spezialistin den moralischen Vorteil voraus, daß man ihr die Liebe zur medizinischen Wissenschaft rückhaltlos glaubt, wenn man sieht, wie sie nicht darauf ausgeht, in möglichst kurzer Zeit reich zu werden, sondern in mühevoller Konkurrenz mit der großen Zahl der Ärzte einen bescheidnern Lebensunterhalt zu gewinnen.

Blauer Montag für Schulkinder. In einigen Großstädten wird jetzt für einen spätern Schulanfang am Montage agitiert, weil die Kinder Montag morgens noch vom Sonntagsausfluge ermüdet seien und also länger schlafen müßten. Schon die Schulkinder zur Gewohnheit des blauen Montags zu erziehen, dazu wird wohl hoffentlich keine Schulbehörde behilflich sein. Die Sonntagsruhe hat den Zweck, das Erholungsbedürfnis so gründlich zu befriedigen, daß man des Montags mit ganz frischen, vollständig wieder hergestellten Kräften an die Wochenarbeit geht und demnach fähig und geneigt ist, nicht später, sondern früher als an andern Tagen aufzustehen. Eine Erholung, die man am andern Morgen im Kopf und in den Gliedern spürt, und die ans Bett fesselt, ist gar keine Erholung; von einer solchen Erholung ist nur noch ein Schritt zu dem Genuß, der den Kater zur Folge hat, und zu den wichtigsten Grundsätzen, die dem jungen Menschen eingeprägt und zur andern Natur gemacht werden müssen, gehört auch der, daß alles, was einen Kater zur Folge hat, zu verabscheuen sei. Es war nicht ein konservatives, sondern ein fortschrittliches Blatt, worin wir vor ein paar Jahren einmal folgende Schilderung des typischen Berliner Sonntagsausflugs lasen. Mehrere Familien fahren in einem Kremser, dessen Vorhänge der Sonne oder des Regens oder Windes wegen geschlossen sind; die Luft ist in dem vollgepfropften Wagen zum Ersticken und wird durch den Tabakqualm und den Dunst der kreisenden Schnapsflasche nicht verbessert. Fährt man mit der Bahn, so erfreut man sich auch keiner angenehmern Luft und Lage. Am Ziele angelangt, läßt man sich in einem

Digitized by Google

sogenannten Garten nieder, der keinen grünen Halm, viel weniger eine Blume oder einen ordentlichen Baum aufzuweisen hat, und dessen Luft mit Staub erfüllt ist. Dort bleibt man kleben beim Glase und bei den Späßen, die zum Glase gehören. Entziehen sich die Kinder diesem Pandämonium, finden sie einen Rasenfleck oder ein Wäldchen, wo sie sich tummeln und ein paar Stunden eine ihnen angemessene wirkliche Erholung genießen, so bekommen sie nach der Rückkehr Ohrfeigen, weil die Mutter ihretwegen in Sorge gewesen ist, oder weil sie ihre Sonntagskleider beschmutzt haben. Spät in der Nacht gehts nach Hause in demselben Wagen, wo die Kinder in die wüste Gesellschaft berauschter, trotzdem noch weiter trinkender, rauchender und Zoten reißender Menschen eingekeilt schwitzen. Und dafür, oder der nächtlichen Tingeltangelunterhaltung wegen soll am Montag Morgen der Schulunterricht gekürzt oder verschoben werden? Sind die Eltern vernünftig, so lassen sie die Kinder sich den Sonntag über tummeln, machen um sieben Uhr abends Schluß, schicken sie um halb neun Uhr zu Bett und wecken sie, des Sommers wenigstens, am Montag früh um fünf Uhr, damit sie am offnen Fenster oder auf einem kleinen Spaziergang in den Tiergarten oder Humboldthain, oder was sie sonst für einen Park nahe haben, die reine, frische Morgenluft einatmen.

Rassen und Kirchen. In der Kunst des Deutens und Auslegens sind einige unsrer heutigen Tageblätter mit einer beneidenswerten Kühnheit und Geschmeidigkeit begabt. Von ihrer verblüffenden Sicherheit, zu interpretieren und schiefe Schlußfolgerungen zu ziehen, zeugt die Auslassung einer Breslauer Zeitung, die meinen Aufsatz über Rassen und Kriege alles Ernstes dazu verwertet hat, eine Lanze für die römische Kirche zu brechen. Es muß dieser Versuch um so merkwürdiger erscheinen, als in dem betreffenden Artikel jede Berührung religiöser Fragen streng vermieden worden ist. Die Schlesische Volkszeitung schreibt im Leitartikel ihrer Morgenausgabe vom 21. Juni: „In letzter Zeit hat man sich in kulturkämpferischen sowie in protestantisch-theologischen Organen viel Mühe gegeben, die Niederlagen, welche vier katholische Staaten (Österreich, Frankreich, Italien, Spanien) im Kriege erlitten haben, als den Beweis der Minderwertigkeit des Katholizismus gegenüber dem Protestantismus zu deuten. Demgegenüber (!) wurde vor einiger Zeit in einem Artikel der Grenzboten, betitelt »Rassen und Kriege«, der Sieg der Vereinigten Staaten über die Spanier und der Erfolg der germanischen Völker gegenüber den romanischen auf ihre Disziplin zurückgeführt. . . .“

Weiter heißt es: „Es mag auch nicht unberechtigt sein, von einem Niedergang der romanischen Staaten zu reden und darauf ihre Niederlagen zurückzuführen; jedenfalls hat die Niederlage Österreichs gegen Preußen ganz besondre Gründe, die keineswegs mit religiösen Dingen zusammenhängen.“

Die Niederlage Österreichs dürfte allerdings ihre ganz besondern Gründe haben, von denen der Einfluß der römischen Kirche nicht am wenigsten in Betracht kommt. Gerade in den österreichischen Kronländern ist die, wenn man so sagen darf, „stark einschläfernde Wirkung“ des Klerikalismus insbesondre auf die untern Schichten der Bevölkerung eine — wenn auch nicht die einzige — Erklärung für die langsame Entwicklung dieser Länder. Der Beruf der römischen Kirche sei, alle Völker zu lehren, sagt die Schlesische Volkszeitung; ob sie aber diesen heiligen Beruf unter allen Völkern nach bestem Wissen erfüllt, darüber gehn die Ansichten etwas auseinander. Bevor wir durch Erfahrung eines bessern belehrt werden, wird man uns erlauben müssen, daran zu zweifeln und der Ansicht zu sein, daß der römische Klerus und die ganze gewaltige Organisation seiner Kirche

Digitized by Google

weit eher geneigt sind, ein sehr diskretes Zurückhalten des Wissens vor den unter seiner Obhut lebenden Völkern zu üben, als den allgemeinen Zutritt zum Baume der Erkenntnis zu erleichtern.

In den germanischen Rassen des Nordens, wo Naturanlage, klimatische Verhältnisse und angeborner Freiheitsdrang eine größere Regsamkeit und Selbständigkeit entwickelten, wurde der religiöse Inhalt des Christentums durch Luther thatkräftig erneuert. Dieser „erste Abfall von Rom" entsprang im Grunde demselben trotzigen Unabhängigkeitssinn, der später den vorwiegend germanischen Staaten den Ausbau ihrer politischen Freiheit vollenden half. Dieser starke Kern des Protestantismus wurde das Kraftzentrum, das den sittlichen Ernst und das Verantwortlichkeitsgefühl der Nordgermanen in sich verkörperte. Daß der Protestantismus heute wiederum seinerseits einer gründlichen Wiedergeburt zu bedürfen scheint, soll hiermit weder bestritten noch des nähern erörtert werden. Für den Bau der Staaten aber in Krieg und Frieden hat der Protestantismus — oder wenn man will, das in ihm lebende Prinzip der Selbstverantwortlichkeit gegenüber dem Absolutionsdogma — Ungeheures geleistet, sowohl in der Armee wie auf dem Ackerfelde, im Bürgerhause wie auf Fürstenthronen.

Wenn sich, wie die Schlesische Volkszeitung richtig bemerkt, die deutschen, englischen und amerikanischen Katholiken in Bezug auf kirchliche Treue gegenüber den romanischen Völkern wahrlich messen können, so liegt das eben in der stärker entwickelten Innerlichkeit dieser Völker und — in ihrer größern Entfernung von Rom. Hat doch schon angeblich Luther gesagt: „Je weiter nach Rom, je schlechter der Christ." Auch in der Religion, wie in allen andern Dingen, zeigen diese Nationen mehr Disziplin als die Romanen.

Es wäre nun im höchsten Grade verkehrt, die Ursache des Niedergangs der romanischen Staaten etwa in der römischen Kirche allein suchen zu wollen. Das katholische Pfaffentum ist im Grunde nicht verderblicher als jedes andre. Darin bleiben sich alle Religionen gleich: sobald sie dem ursprünglichen Begriff des Katholizismus — der soviel bedeutet wie Vorurteilslosigkeit und Freisinn — entfremdet werden, entarten sie und wirken auf das geistige Wachstum der Völker mehr oder weniger lähmend ein. Jede Kirche, die vom Reiche dieser Welt einen allzuüppigen Teil beansprucht, von ihren irdischen Machtbefugnissen einen zu umfassenden Gebrauch macht, ist im ursprünglichen Sinne des Wortes „unkatholisch." Vom indischen Brahmanen bis zum russischen Popen, vom kalvinistischen Fanatiker bis zum puritanischen Eiferer zieht sich eine geistige Kette der Unduldsamkeit, die zu sprengen immer und immer wieder ein lebendiger Protestantismus erforderlich ist, damit sich die Religion erhalten und verjüngen kann. Wo diese Verjüngung stattfindet, da wird Fortschritt in der Kultur sein, wo nicht Rückgang.

Für die Entwicklung der Staaten im allgemeinen und für die Überlegenheit des protestantischen Nordens über den katholischen Süden liefert die Geschichte so viele Beispiele, daß darüber zu streiten Zeitvergeudung wäre.

Bezüglich des spanisch-amerikanischen Krieges mag hier noch erwähnt sein, daß zwei interessante Beiträge erschienen sind: der Vortrag, den der Amerikaner Poultney Bigelow vor den Mitgliedern der Royal United Service Institution in London gehalten hat, und der Vortrag von Kontreadmiral Bendemann in der Militärischen Gesellschaft zu Berlin, veröffentlicht im vierten Beiheft zum Militär-Wochenblatt 1899 (Berlin, Siegfr. Mittler und Sohn).

W. Sch.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Was lehrt der erste Tuberkulosekongreß?

Nachdem die medizinische Statistik und die öffentliche Gesundheitspflege aus dem Rahmen der Gesamtmedizin herausgetreten waren und angefangen hatten, ein Gegenstand der Forschung auch für den Volkswirt zu sein, war es nicht mehr schwierig, die Erkenntnis, daß die Tuberkulose eine Volksseuche sei, zum Gemeingut weiter Schichten der Bevölkerung zu machen. Um die Bedeutung der Thatsache, daß jeder siebente Mensch an Tuberkulose stirbt, zu erfassen, ist wahrlich keine besondre medizinische Bildung, kaum eine höhere allgemeine Bildung erforderlich; jeder mit gesundem Denkvermögen Begabte ist in der Lage, einzusehen, welche Verheerungen eine so wütende Krankheit im Volke und im Volkswohlstande anrichten muß; jeder Beobachter seiner Umgebung sieht Teile dieser Verheerungen, auch wenn er nicht unmittelbar von ihnen in Mitleidenschaft gezogen wird.

So ist es erklärlich, daß der Tuberkulosekongreß, der jüngst in der Reichshauptstadt versammelt war, ein Interesse erweckt hat, wie kaum irgend einer unter den vielen frühern Kongressen der verschiedensten Art. Das hervorstechendste Merkmal dieses Kongresses ist die Vereinigung von medizinischen Fachleuten mit Vertretern der Behörden und der Selbstverwaltungskörper, mit Abgesandten von Invaliditätsversicherungsanstalten und Krankenkassen. War es auch nicht im Sinne einer gewissen medizinischen Orthodoxie, zu deren Vorkämpfern sich sogar Organe der Tagespresse, wie das „Berliner Tageblatt,“ gemacht haben, daß volkswirtschaftlich arbeitende Männer mit Ärzten über eine Krankheit beraten, deren Pathologie noch immer in einigen Spezialfragen fachmännischer Arbeit bedarf, so haben doch gerade die Erfahrungen der erwähnten Nichtmediziner, die Ergebnisse ihres volkswirtschaftlichen Anschauens die Be-

deutung der Tuberkulose als Volksseuche ins hellste Licht gesetzt und zu einer so vielseitigen und anregenden Betrachtung geführt, daß es für einen sozialpolitisch interessierten Leserkreis von höchster Wichtigkeit sein muß, zu erfahren, welche Lehren uns der Tuberkulosekongreß gebracht hat.

Erfreulich und tröstlich war zunächst die Übereinstimmung der referierenden Ärzte in Bezug auf die Heilbarkeit der Lungentuberkulose oder Lungenschwindsucht. Gar nicht dringend genug kann diese feststehende Thatsache immer wieder betont werden; denn nichts beeinträchtigt die Bemühungen des Arztes so sehr, wie die Annahme der Unheilbarkeit der Krankheit, weil diese die für die Heilung so notwendige seelische Kraft des Patienten untergräbt, und weil sie auch den Erkrankten zurückhält, frühzeitig ärztliche Hilfe zu suchen und ärztliche Verordnungen streng zu befolgen. Die Hauptbedingung für die Heilung besteht aber in der Frühdiagnose, die wieder von der frühzeitigen Beratung durch einen Arzt abhängt.

Einig waren die Autoritäten auch darin, daß es unmöglich ist, auf den Erreger der Lungenschwindsucht, den Tuberkelbazillus, im Sinne der Heilung einzuwirken, daß vielmehr der von ihm befallne Mensch physikalisch, d. h. durch die Einwirkung der Luft und des Wassers, und diätetisch, d. h. durch eine bestimmte Lebensweise, insbesondre eine vorzügliche Ernährung, endlich auch mit Arznei je nach den hervortretenden Symptomen behandelt werden muß. Einig war man darin, daß ein Zusammenwirken dieser Heilmittel nur in Heilstätten möglich ist, die von einem gut vorgebildeten Arzt geleitet werden, für deren Lage aber durchaus kein besondres Klima, wie man früher glaubte, erforderlich ist. Einig war man leider auch darin, daß sich diese Heilbarkeit nur auf die Anfangsstadien der Krankheit bezieht.

Will man ungefähr ein Bild von den Erfolgen des Kampfes der Ärzte gegen die Lungenschwindsucht gewinnen, so geben dazu die vortrefflichen Ausführungen des ärztlichen Vertreters der Militärverwaltung die beste Anleitung. Man erzielte im Heere, bei dessen Ausmusterung selbstverständlich alle als krank Befundnen zurückgewiesen wurden, endgiltige Heilungen in 1,3 Prozent und günstige Erfolge in 22 Prozent. Diesen 23,3 Prozent stehn 76,6 Prozent gegenüber, die durch die ärztliche Behandlung nicht beeinflußt waren. 16 Prozent starben noch vor der Entlassung.

Das ist gewiß kein erfreuliches Bild, zumal wenn man weiß, mit welcher Sorgfalt die ersten Anfänge der Krankheit hier beobachtet wurden. Ein hustender Soldat ist in der Front unmöglich und wird vom Vorgesetzten sofort zum Arzt geschickt, wodurch die Diagnose so früh wie kaum bei einem reichen Zivilisten ergründet werden kann. Alle Mittel, die zur Heilung erforderlich sind, stehn den Militärärzten zur Verfügung; denn unsre Militärverwaltung hat, wie jeder weiß, sehr viel Geld, und auch in den Lazaretten wird nichts gespart, was ihrem Zweck entspricht. Endlich das dritte für die Heilung der

Digitized by Google

Lungenschwindsucht so wichtige Mittel ist vorhanden: das Fehlen jeder Sorge für die eigne Existenz und für die seiner Familie.

Wie selten sind nun aber diese für die Heilung der Lungentuberkulose so notwendigen Vorbedingungen im bürgerlichen Leben vorhanden!

Diese Krankheit befällt die Menschen vorwiegend im erwerbsfähigen Alter, und nach Gebhardt, dem Direktor der Hanseatischen Versicherungsanstalt für Invaliden und Alte, überschreitet ihre Verbreitung in den der Versicherungspflicht auf Grund der sozialpolitischen Gesetzgebung des Deutschen Reichs unterworfnen Bevölkerungskreisen weit die durchschnittliche Verbreitung der Krankheit in der Gesamtbevölkerung. In Übereinstimmung damit steht die Angabe des Vertrauensarztes der Zentralkommission der Krankenkassen Berlins, daß in diesen jede zweite gebuchte Todesart bei den Arbeitern auf Schwindsucht lautet, und zwar im besten Mannesalter. Damit darf wohl als bewiesen gelten, daß die Tuberkulose wesentlich eine Krankheit des Proletariats ist.

Nach diesen Feststellungen muß es jedem, der die wirklichen Verhältnisse kennt, der nicht Phantasmen nachjagt, klar sein, daß es unmöglich ist, allen bedürftigen Kranken die Heilstättenbehandlung zu teil werden zu lassen. Brouardel aus Paris hat dies auch offen ausgesprochen. Landesrat Meyer (Berlin) hat ausgerechnet, daß etwa für 50000 Menschen Heilstätten zu schaffen wären, die eine Bausumme von 100 Millionen und einen Jahresaufwand von 72 Millionen Mark erfordern würden. Er erwartet nichts vom Reich oder von den Organen der Selbstverwaltung, vielmehr alles von der freiwilligen Bethätigung opferwilliger Kreise und von der thatkräftigen Nächstenliebe. Es muß dahingestellt bleiben, ob dieser Optimismus eine Berechtigung hat.

Die wichtigste Voraussetzung für die erfolgreiche Behandlung in der Heilstätte ist die rechtzeitige Zuführung des Kranken. Dabei darf der Begriff der Erwerbsunfähigkeit, sagt der Vertrauensarzt der Berliner Krankenkassen mit Recht, nicht so ausgelegt werden, daß darunter lediglich die physische Unmöglichkeit zur Weiterarbeit oder ein der Gesundheit des Erkrankten unmittelbar drohender wesentlicher Nachteil zu verstehn ist, es muß vielmehr der Fall der Heilstättenfürsorge auch dann als vorliegend anerkannt werden, wenn von dem Weiterarbeiten Beeinträchtigung oder Verlust der Arbeitsfähigkeit in absehbarer Zeit zu befürchten ist, dem eben durch die rechtzeitige Einleitung des Heilverfahrens vorgebeugt werden soll.

Diese Forderung ist ideal, und wir zweifeln nicht, daß die Krankenkassenärzte, soviel an ihnen liegt, sie erfüllen werden. Wir fürchten nur, daß der Arbeiter, selbst nachdem er belehrt und zu hygienischer Denkweise erzogen worden ist, wie es verschiedne Kongreßredner mit Recht verlangen, trotzdem nicht bei jedem Hüsteln den Arzt aufsuchen oder vielleicht gerade aus Angst vor der Entfernung aus der Arbeit und seinem Familienkreise erst wochenlang mit sogenannten Hausmitteln an sich herumkurieren wird, bis der günstigste

Digitized by Google

Zeitpunkt, wo die Heilbestrebungen einsetzen müssen, um Erfolg zu erzielen, verpaßt ist. Die Sorge für die Familie ist für den Arbeiter der Trieb, sich, so lange es nur irgend geht, nicht krank zu melden; deshalb soll sie ihm abgenommen werden. Nach Stabsarzt Pannwitz ist diese Familienfürsorge ein integrierender Teil der ganzen Heilstättenfrage. Ohne die Lösung dieser Frage wird die Kur entweder zu spät begonnen oder zu früh abgebrochen. Ohne die Sicherung der Existenz der Familie des in der Heilstätte verpflegten Kranken kann aber die Kur kaum einen Erfolg haben, weil seelisches Wohlbefinden, sozusagen eine psychische Hygiene, zu den Bestandteilen des Heilapparats gehört, weil Sorgen um Frau und Kinder gewiß nicht den so notwendigen Appetit günstig beeinflussen, eine Überernährung aber, die in den meisten Fällen notwendig ist, ganz unmöglich machen. Nach Stabsarzt Pannwitz sollen die Mittel der Krankenkassenfürsorge der Unterstützung der Angehörigen erhalten bleiben. Alle öffentliche Fürsorge indes, sagt er, wird das Fürsorgebedürfnis in seiner Gesamtheit zu decken nicht imstande sein. Ein Teil davon wird immer der Wohlfahrts- und Wohlthätigkeitspflege überlassen bleiben.

Also nicht nur der Bau und die Erhaltung der Heilstätten, sondern auch die Familienfürsorge wird wesentlich von der werkthätigen Nächstenliebe, von der Wohlthätigkeit erwartet. Man braucht kein Pessimist zu sein, und man wird doch voraussagen können, daß die Wirklichkeit hinter diesen Erwartungen zurückbleiben wird. Andrerseits muß auch berücksichtigt werden, daß es gar viele Arbeiter in den großen Städten giebt, deren Selbstbewußtsein zu groß ist, als daß sie Wohlthaten annähmen, und die es deshalb vorziehn, so lange als nur irgend möglich zu arbeiten, selbst auf die Gefahr hin, keine Heilung mehr zu finden, eine Gefahr, deren sich die Schwindsüchtigen selten bewußt werden, da gerade sie der Erfahrung nach von einem fast unbegreiflichen Optimismus wegen ihres Zustandes befangen sind.

So sehen wir, wie sich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten türmen, wenn man an das Problem herangeht, die große Zahl der Lungenschwindsüchtigen zu heilen oder wenigstens bis zur Erwerbsfähigkeit zu bessern. Deshalb muß das Hauptgewicht auf die Prophylaxe, auf die Verhütung der Tuberkulose gelegt werden. Jeder erreichbare Tuberkelbazillus muß unschädlich gemacht werden. Das wird sicher gelingen, soweit dieser Mikroorganismus vom Tiere und von der tierischen Nahrung her droht. Es ist wohl zu erreichen, daß alle Milch nur in gekochtem Zustande genossen, daß alles tuberkulöse Fleisch vernichtet wird. Das Reichsfleischschaugesetz wird in der Richtung segensreich wirken.

Schwieriger dagegen ist die Vernichtung der Tuberkelbazillen, die von den kranken Menschen aus in die Öffentlichkeit gelangen und die Atmungsorgane der durch ihren Körperbau usw. disponierten Mitmenschen bedrohen. Das wichtigste Vorbeugungsmittel gegen die Tuberkulose, sagt Medizinalrat Roth

Digitized by Google

(Potsdam) in Übereinstimmung mit allen frühern Forschern auf diesem Gebiet, ist die Verhütung der Einatmung des feuchten und getrockneten Auswurfs, sowie der beim Husten, Niesen, Räuspern usw. verspritzten Tröpfchen. Das ist theoretisch sehr einfach, praktisch wohl in Krankenhäusern, vielleicht teilweise auch in Schulen und Gefängnissen durchzuführen, aber doch wahrlich nicht im freien Verkehrsleben, selbst wenn noch so viele belehrende Vorträge gehalten und Schriften verteilt werden. Es ist unmöglich, daß sich Maßregeln, die eine kurze Zeit lang bei akut eintretenden und akut verlaufenden Infektionskrankheiten wie Cholera und Pocken möglich sind, bei einer chronischen Infektionskrankheit durchführen lassen, die eben, weil sie einen sehr großen Bruchteil des Volkes ergreift, jetzt eine Volksseuche genannt wird. Man sollte vielmehr die Prophylaxe bei der Tuberkulose ebenso an der Wurzel anfassen wie bei den genannten und andern akuten Seuchen. Der Pocken ist man durch die Schutzpockenimpfung Herr geworden. Die Cholera hat man durch Verstopfung ihrer Quelle, durch Absperrung des als schlecht erkannten Wassers beseitigt; den Typhus hat man durch die Kanalisation der großen Städte in diesen zu einer sporadischen Erscheinung gemacht. Die Malaria hat man nach Trockenlegung sumpfiger Gegenden fast von der Bildfläche verschwinden sehen. Deshalb wäre es folgerichtig, bei der Bekämpfung der Tuberkulose da mit aller Energie zu beginnen, wo eine Aussicht auf Erfolg besteht: nicht nur beim Tuberkelbazillus, dessen Wege bis zum Menschen oft recht verschlungen sind, sondern vor allem bei dem für seine Entwicklung disponierten Menschen, bei seinem Nährboden, wie der technische Ausdruck der Bakteriologen lautet. Dies hat auch der Präsident des Reichsgesundheitsamts in einer These zum Ausdruck gebracht: „Es ist daher Pflicht, mit aller Kraft in den Kampf einzutreten, und kommen in dieser Hinsicht sowohl solche Maßregeln in Betracht, welche sich gegen die Krankheitserreger richten, als auch solche, welche auf Hebung der Widerstandsfähigkeit des menschlichen Körpers abzielen." Und noch deutlicher für den Sozialpolitiker ist der erste Leitsatz des Herrn Krieger (Straßburg): „Die äußern Lebensverhältnisse können die Ausbreitung der Tuberkulose entweder in der Weise beeinflussen, daß sie den Körper örtlich oder allgemein dem Krankheitserreger gegenüber in besonderm Maße empfänglich machen." Auch der Bakteriologe Löffler, der gegen das früher herrschende Dogma von der Erblichkeit der Tuberkulose nochmals zu Felde zieht und eine natürliche Empfänglichkeit oder Unempfänglichkeit gegenüber dem Tuberkelbazillus bestreitet, führt aus, es werde vor allem darauf ankommen, den menschlichen Organismus im allgemeinen widerstandsfähig zu machen. Damit muß natürlich im Kindesalter begonnen werden. So führt Heubner, der Berliner Professor der Kinderheilkunde, aus: Eine Verminderung dieser Empfänglichkeit (für den Tuberkelbazillus) ist auf diätetischem Wege, im weitesten Sinne des Wortes, anzustreben. Zur Diät in diesem Sinne gehören aber vor allem ausreichende Ernährung und gesunde

Digitized by Google

Wohnung. — Die Wohnungsfrage wurde vom Hygieniker Rubner (Berlin) behandelt. Er hält den Erlaß eines Wohnungsgesetzes und die Anstellung von Wohnungsinspektoren für notwendig. Und jeder, der unsre Arbeiterwohnungen in den großen Städten kennt, der weiß, wie dicht sie bevölkert sind, wie selten ein Sonnenstrahl in sie hineingelangt, wie oft im Winter der seinem Zwecke hohnsprechende Ofen beim Heizen versagt, muß das von Rubner und von andern schon früher hingestellte Ziel vor Augen haben und anstreben helfen, daß dieser wichtige Teil der sozialen Frage bald auf gesetzlichem Wege gelöst werde. Wieviel Katarrhe der Arbeiterkinder während des Winters in solchen Wohnungen ungeheilt bleiben, weil sich die kleinen Patienten entweder in der unheizbaren Stube oder in der überheizten und mit Stickluft erfüllten Küche aufhalten müssen, wie oft die dann chronisch werdenden Reste des Katarrhs den Nährboden für die Tuberkulose abgeben, ohne daß ein Tuberkulöser in der Familie war — das wissen nur die praktischen Ärzte, die solchen Zuständen machtlos gegenüber stehen. Würde jeder Verwaltungsbeamte am Beginn seiner Laufbahn nur acht Tage lang einen Armen- oder Krankenkassenarzt bei seinen Krankenbesuchen begleiten, so würde ihm die Welt der Wirklichkeit bald anders erscheinen, als dies am grünen Tische möglich ist.

Ebenso wichtig wie eine gesunde Wohnung, wenn nicht noch wichtiger, um den Körper, insbesondre den kindlichen, weniger empfänglich für den Erreger der Tuberkulose zu machen, ist die ausreichende Ernährung. Für Gefängnisse, Irrenhäuser, Armenhäuser usw. wird genau berechnet, wieviel Nährstoffe (Eiweiß, Kohlenhydrat und Fett) den Insassen zur Erhaltung der Gesundheit notwendig sind. Und nun beobachte man die Ernährung einer Arbeiterfamilie, besonders die der Kinder, die für ihr Wachstum, für den Aufbau des Organismus mehr nährende als sättigende Stoffe erhalten müßten! Man sehe sich ihre an Eiweiß und Fett so arme, wenn nicht dieser Stoffe ganz bare Mittagsmahlzeit doch an, wenn man wirkliches Interesse für Sozialpolitik hat! Da erst erkennt man, wie und wo die Disposition für eine Volksseuche gezüchtet wird, deren Opfer nur zu einem kleinen Teil durch eine — wer weiß, ob je erreichbare — Millionen-Wohltätigkeit geheilt oder gebessert werden können. Die sozialpolitischen Aufgaben müssen unsers Erachtens viel weiter gefaßt werden, als dies von den Kongreßrednern geschehen ist. Das Resultat eines solchen Kongresses darf nicht allein das sein, was wohl die Einberufer im Auge gehabt haben, daß noch für ein paar Tausend Betten in Heilstätten die Mittel gewährt werden, was ja möglich ist, wenn die Träger der drei Arbeiterversicherungen (Kranken-, Alters- und Invaliden-) sich inniger verbinden. Es muß vielmehr durch eine gesunde Sozialpolitik der Nachwuchs für die Tuberkulose, der bei der steten Zunahme der Bevölkerung und den immer schwieriger werdenden Existenzbedingungen größer zu werden droht, vermindert werden. „Alle Kräfte müssen in diesem sozialen Kampfe gegen die Tuberkulose

Digitized by Google

eingesetzt werden, wenn der Sieg uns winken soll," sagt der Landesrat Meyer. Ja, sozial muß der Kampf geführt werden — das fasse man so auf: die menschliche Gesellschaft muß so bestehen, so wohnen und sich so ernähren können, daß sie die Empfänglichkeit für die Tuberkulose verliert; nicht aber so: möglichst viele der Gesellschaft müssen der öffentlichen und privaten Wohlthätigkeit anheimfallen.

Zu den sozialpolitischen Maßnahmen, die zu diesem Ziele führen, gehört in erster Linie eine Verbilligung aller notwendigen Lebensmittel, insbesondre des Fleisches und der Fette, d. h. eine Aufhebung aller Zölle, die auf ihre Einführung gelegt sind. Alsdann müßten der Staat und das Gesetz verhindern, daß leistungsfähige Unternehmer, insbesondre Aktiengesellschaften von einer bestimmten Höhe der Dividende ab verheiratete Arbeiter zu Löhnen anstellen, womit eine Familie nicht ernährt werden kann. Ein Staat, der sich gesetzlich Mittel verschafft hat, Industrien vor dem Untergang zu bewahren (Zuckerfabriken, Brennereien), braucht auch den Weg der Gesetzgebung nicht zu scheuen, wenn es sich darum handelt, Hunderttausende von Arbeitern vor Ausbeutung zu schützen und ihren Familien die Gesundheit zu erhalten. Die beratenden Volkswirte der Regierung müssen dieser deutlich machen, daß eine Familie aus sechs Köpfen bei den Wohnungspreisen der Großstadt nicht von einem Tageslohn von $2^1/_2$ bis 3 Mark leben kann. Es ist nicht zu fürchten, daß die vorgeschlagnen Gesetze bei den Arbeitgebern eine Vorliebe für unverheiratete Arbeiter erzeugen würden, weil ihnen im Interesse ihres Unternehmens an einer seßhaften Arbeiterschaft sehr viel gelegen ist, während bekanntlich die Unverheirateten leicht geneigt sind, ihre Stellungen zu wechseln. So würde ein solches Gesetz gerade eine segensreiche Steigerung der Löhne bald hervorrufen, z. B. bei Pferdebahn- und Omnibusgesellschaften, die trotz sehr hoher Dividende ihre Angestellten ganz besonders schlecht bezahlen und unverheiratete nicht seßhafte Leute gar nicht gebrauchen können. Ferner: vom fünften Kinde an müßte jede Arbeiterfamilie für jedes Kind aus einem Staatsfonds eine monatliche Zulage erhalten; denn je größer der Divisor wird, der den Lohn des Ernährers zu teilen hat, um so ungenügender wird die Ernährung der einzelnen Familienmitglieder. Deshalb findet man in den Arbeiterfamilien die ältesten Kinder oft kräftig, die andern aber elend und verkümmert.

Dieser staatliche Familienzuschuß, der für das fünfte und die folgenden Kinder gezahlt wird, würde dem Staat und dem Volkswohlstand sicher mehr Nutzen bringen als viele Heilstätten. Er ist aber auch moralisch berechtigt, weil der Staat ein Interesse an einer starken Bevölkerung, an einem reichlichen Nachwuchs hat, weil er endlich jedes Verbrechen gegen keimendes Leben mit harter Strafe bedroht.

Wir sind uns bewußt, daß diese sozialpolitischen Vorschläge manche Gegnerschaft finden werden. Der Zweck unsrer Zeilen würde schon erreicht

Digitized by Google

sein, wenn sie diskutiert und bessere Vorschläge an ihre Stelle gesetzt würden; denn die Überzeugung glauben wir in den Lesern befestigt zu haben, daß der erste Tuberkulosekongreß sehr viele humane Gesinnungen an den Tag gelegt hat, daß diese allein aber nicht imstande sind, der Tuberkulose den Charakter der Volksseuche zu nehmen.

Berlin Dr. med. Steinthal

Der Schutz der Arbeitswilligen im Reichstage

2

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß die Novelle zur Gewerbeordnung von 1891 die epochemachende gesetzgeberische Bethätigung des sogenannten „neuen Kurses" war, und daß Herr von Berlepsch, der damals die Regierungsvorlage im Reichstage befürwortete, heute an der Spitze einer Fronde steht, die gegen den fingierten „neusten Kurs" manövriert, wobei die Zuchthausvorlage natürlich zum „Markieren" des Feindes vortreffliche Dienste geleistet hat. Eins der Mitglieder der Berlepschischen Fronde, der Reichstagsabgeordnete Rösicke, hat am 21. Juni d. J. dem Reichskanzler vorgeworfen, man scheine den Namen Berlepsch benutzen zu wollen, um sich einigermaßen gegen die Vorwürfe der Opposition den Rücken zu decken; und um diese Deckung zu vereiteln hat er mit dem den Parlamentariern eignen Takt den Hörern in und außer dem Hause die Möglichkeit nahe zu legen versucht, daß Herr von Berlepsch 1891 von der Notwendigkeit der damals von ihm befürworteten Bestimmungen nicht so ganz durchdrungen gewesen wäre. Es würde von großem öffentlichen Interesse sein, zu erfahren, wie sich ein Staatsmann von den anerkannten Qualitäten des Freiherrn von Berlepsch zu solchen Manövern verhält; jedenfalls nötigt das besonders entrüstete Verhalten des ihm heute nahe stehenden Herrn Rösicke dazu, einen Blick auf sein Auftreten im Jahre 1891 zurückzuwerfen.

In der Sitzung des Reichstags vom 21. April 1891 hat er als preußischer Handelsminister und Bevollmächtigter zum Bundesrat die neu vorgeschlagne Fassung des § 153 der Gewerbeordnung, nachdem sie in der Kommission abgelehnt worden war, in der Hauptsache folgendermaßen befürwortet.

Wie heute auf die Vorlage von 1891 verwiesen wird, so wies er damals zunächst auf die Verhandlungen, die der Gewerbeordnung von 1869 vorausgingen, hin, indem er dem Reichstag wörtlich vorhielt:

Digitized by Google

Als die verbündeten Regierungen und der Reichstag zu der Überzeugung kamen, daß das Verbot der Koalition der Arbeiter nicht mehr aufrecht erhalten werden könnte, daß vielmehr die Möglichkeit gegeben werden müßte, in der Vereinigung die Kraft zu suchen, die der Einzelne nicht hat, um günstigere Lohnbedingungen zu erzielen, waren sie zugleich der Meinung, daß es unerläßlich notwendig sei, die Willensfreiheit derjenigen Arbeiter, die an einer Koalition oder an einem Ausstande sich nicht beteiligen wollten, gegen den Zwang ihrer Genossen zu schützen. Nach einem Zitat aus einer diesen Gedanken scharf aussprechenden Rede Laskers vom 3. Mai 1869 sagte er weiter: Auf dem Satz (Laskers), daß kein Arbeitnehmer durch widerrechtliche Mittel zu einer Vereinigung gezwungen werden soll und darf, und auf der (gleichfalls von Lasker betonten) Erfahrung, daß es sich hier nicht um Hypothesen, sondern um Dinge handelt, die thatsächlich vor unsern Augen vorgehn — auf diesem Satz und dieser Erfahrung beruht die Vorlage. Sie unterscheidet sich prinzipiell nicht von der bestehenden Gesetzgebung; und ich muß bemerken, daß die letztere bis zum Beginn dieser Reichstagssession von keiner Seite angefochten worden ist, und daß auch von keiner Seite behauptet worden ist, daß in der bestehenden Gesetzgebung ein Ausnahmegesetz, ein Gesetz, welches Ausfluß der Klassengesetzgebung ist, enthalten sei. Nur der letzte Absatz des (neuvorgeschlagnen) § 153 betrifft ein Gebiet, welches die Gesetzgebung bisher nicht umfaßt hat, nämlich die öffentliche Aufforderung zur widerrechtlichen Einstellung der Arbeit und zur widerrechtlichen Entlassung von Arbeitern. Im übrigen handelt es sich bei dieser Vorlage lediglich um eine Erweiterung des Begriffs der strafbaren Handlung — indem nicht nur der Zwang zur Teilnahme an Verabredungen, sondern auch der Zwang zur Niederlegung von Arbeit auch ohne Verabredung unter Strafe gestellt wird — und um eine Erhöhung des bisherigen Strafmaßes.

Danach ist doch wohl anzunehmen, daß Freiherr von Berlepsch heute ohne weiteres anerkennen wird, daß sich die Vorlage von 1899 — in dem von ihm selbst gebrauchten Sinne des Worts — erst recht prinzipiell nicht von der von ihm 1891 vertretnen unterscheidet, und daß sich seine Gefolgschaft der Geschichtsfälschung dienstbar macht, wenn sie einen solchen Unterschied behauptet und deshalb die „Zuchthausvorlage," wie sie sagt, als den Ausfluß einer den „neusten Kurs" im schroffen Gegensatz zum „neuen" beherrschenden arbeiterfeindlichen, „antisozialen" Gesinnung hinstellt.

Aber noch weit unzweideutiger hat Herr von Berlepsch seine mit den heutigen Absichten der Regierung übereinstimmende Überzeugung zum Ausdruck gebracht, wenn er in derselben Sitzung vom 21. April 1891 die von ihm vorgeschlagnen schärfern Strafbestimmungen wie folgt begründet:

Die verbündeten Regierungen sind nicht zweifelhaft darüber, daß namentlich im Laufe der letzten beiden Jahre die Fälle, in denen Zwang gegen die arbeitswilligen Arbeiter durch ihre ausständigen Genossen ausgeübt worden ist, sich in erheblichem Maße vermehrt haben. Das trat zuerst bei dem großen Bergarbeiterausstande im Jahre 1889 in die Erscheinung. Nicht nur zahlreiche gerichtliche Bestrafungen, sondern auch das Zeugnis der Behörden tritt dafür ein — der Behörden, die in völlig unparteiischer Weise aus nächster Nähe in der Lage waren,

Digitized by Google

die Verhältnisse zu beobachten, die häufig ihre Vermittlung auch zu Gunsten der Arbeiter haben eintreten lassen. Nach dem Bergarbeiterausstande hat diese Erscheinung sich vielfach wiederholt. Aus ganz Deutschland liegen Berichte von allen beteiligten Behörden vor, die zweifellos feststellen, daß der Zwang zum Streik, zur Koalition in unerhörtem Maße zugenommen hat. Der Fall, daß Arbeiter auf der Arbeitsstätte, auf dem Wege von und zur Arbeit thätlich angegriffen wurden, ist ein ungemein häufiger; die Belästigungen und Drohungen verfolgen die Arbeiter bis in die Wohnungen hinein, sie richten sich gegen Frau und Kind. Der Fall ist häufig, daß Arbeiter genötigt sind, um zu ihrer Arbeit zu gelangen, Sonntagskleider anzulegen, daß sie durch die Hinterthür der Fabriken gehn müssen, um sich der Überwachung ihrer streikenden Genossen und den sich daran knüpfenden Folgen zu entziehn. Dieser anarchische Zustand, in dem der freie Wille des Arbeiters, sich die Arbeit unter den ihm richtig und annehmbar erscheinenden Bedingungen zu suchen, von den ausständigen Genossen vollständig unterdrückt wird, entspricht nach der Auffassung der verbündeten Regierungen nicht unsrer staatlichen und unsrer rechtlichen Ordnung; und um ihm ein Ende zu machen, haben sie es für erforderlich gehalten, die Strafbestimmungen des § 153 in das Gesetz aufzunehmen.

Nachdem der Minister dann die Behauptung Bebels, daß, wenn man mit derartigen „drakonischen Bestimmungen“ z. B. in England aufträte, „ein Schrei der Entrüstung durch das ganze Land gehn würde,“ durch Vorlesung der in England geltenden Gesetze widerlegt und dabei bemerkt hatte: „Man ist eben in England der Meinung, daß nur durch scharfe Strafbestimmungen den Übelständen, die man kannte, beizukommen sei; und dieser selben Meinung sind auch die verbündeten Regierungen“ — rief er aus: „Wie man nun behaupten will, daß durch die Bestimmungen der Vorlage die Koalitionsfreiheit der Arbeiter beseitigt werde, das ist mir in der That unbegreiflich!“

Es wird dem Freiherrn von Berlepsch jedenfalls noch unbegreiflicher sein, wie ihn heute seine eigne Gefolgschaft bezichtigen kann, damals nicht seine ehrliche Überzeugung ausgesprochen zu haben.

Ganz besonders paßt es vollends auch auf die Gegenwart, wenn Herr von Berlepsch an demselben 21. April 1891 noch hinzufügte: „Meine Herren, es wird gesagt: durch die Annahme dieser Vorlage würde nichts erreicht werden, als daß eine tiefgehende Erbitterung in die Arbeiterkreise getragen, daß die Empfindung gestärkt werden würde, das Wenige, was die Vorlage an Günstigem für die Arbeiter bringe, würde bei weitem durch den Nachteil überwogen, der durch diese Strafbestimmungen entstünde. Diese Behauptung ist meiner Ansicht nach unrichtig. Ich will es nicht bestreiten, daß es agitatorischem Geschick gelingen kann, in Arbeiterversammlungen die Meinung zu erwecken, daß hier in der That ein Grund zu tiefgehender Erbitterung vorliegt. Bestehen aber kann diese Erbitterung nicht, weil kein Grund für sie vorhanden ist.“

Hat sich Herr von Berlepsch nicht an diese Worte erinnert, wenn er zusah, wie seit Jahr und Tag die Agitation mit großem Geschick und be-

Digitized by Google

wundernswerter Skrupellosigkeit dem gegenüber, was man sonst Wahrheit nennt, bemüht war, bei den Arbeitern und überhaupt bei der Masse des deutschen Volkes mit einer direkt gegen den Kaiser gerichteten Spitze die Meinung zu erwecken, daß in der That hier ein Grund zu tiefgehender Erbitterung vorliege? Sollte ihn die Teilnahme seines Anhangs und seines Organs an dieser Agitation nicht peinlich berührt haben? Die staatsmännische Einsicht und die politische Erfahrung, die einem Minister Freiherrn von Berlepsch zu eigen war, geht doch nicht über Nacht verloren, selbst wenn man unter die Fronde gerät.

Der Abgeordnete Rösicke hat den Eindruck des Widerspruchs zwischen der Überzeugung — denn so muß man doch sagen — des Herrn von Berlepsch vom Jahre 1891 und der von den Seinen inszenierten Entrüstungskomödie von 1899 noch dadurch abzuschwächen versucht, daß er behauptete, Herr von Berlepsch sei es damals „namentlich" auf die Strafbarkeit der öffentlichen Aufforderung zum Kontraktbruch angekommen, und zwar unter dem frischen Eindruck des Bergarbeiterstreiks von 1889. Er zitierte dabei eine Rede des Ministers vom 6. Mai 1891. Aber diese Rede ist doch für jedermann ebenso leicht nachzuschlagen wie die vom 21. April. Daran nicht zu denken, war sehr unvorsichtig von dem Abgeordneten Rösicke, zumal wenn man die Entrüstung so übertreibt, wie er. Er, ein Teilhaber der Firma Berlepsch, Rottenburg und Genossen, hat übrigens jetzt im Reichstage, was so recht bezeichnend für die Verworrenheit der Lage ist, zugleich im Namen der „Freisinnigen Vereinigung" gesprochen, d. h. jenes kleinen Rests des orthodoxen Manchestertums der Herren Rickert, Barth, Brömel usw. Er erklärte den Gesetzentwurf für einen Schlag ins Gesicht für den Reichstag, für den ersten Schritt zur Untergrabung der Koalitionsfreiheit. Er übersteige alle Befürchtungen, die er und andre in dieser Beziehung jemals gehabt hätten. Er, Rösicke, würde sich schämen, dem deutschen Reichstag angehört zu haben, wenn jemals dieses oder ein ähnliches Gesetz angenommen würde. Und dabei hat derselbe Abgeordnete Rösicke am 21. April 1891 erklärt, daß ein Zwang zum Streiken gegen Arbeitswillige in ausgedehntestem Maße stattgefunden habe, sei offenkundig, und er verstehe, „daß die daraus sich ergebenden Verhältnisse eine genügende Veranlassung für die Regierung, der das Wohl der gesamten Bürgerschaft am Herzen liegt, bieten können, verschärfte Maßregeln in diesen Gesetzentwurf aufzunehmen, um eine größere Sicherheit gegen den Terrorismus, der in der Arbeiterschaft zum Teil geübt worden ist, herbeizuführen."

Womit sucht der Abgeordnete diesen krassen Widerspruch in seiner eignen Haltung zu erklären? Er sagt über seine Erklärung von 1891 am 21. Juni d. J. wörtlich: „Ich verstehe das jetzige Vorgehen der verbündeten Regierungen gar nicht mehr, denn alle Befürchtungen, von denen damals die Rede war, sind eben nicht eingetreten. Im Gegenteil, nicht die Arbeiter haben seitdem

Digitized by Google

einen verstärkten Gebrauch von dem Koalitionsrecht gemacht, sondern die Unternehmer! Sie haben in weitgehendem Maße sich dieses Recht zu nutze gemacht und es nach jeder Richtung hin angewandt. Ich bin ja selbst Arbeitgeber, stehe ja mitten drin im Gewerbebetrieb, ich habe selbst soziale Kämpfe durchgemacht und muß also doch wissen, was im gewerblichen Leben vorgeht; ich habe daher auch ein größeres Recht, über derartige Fragen zu sprechen, als die Mitglieder der verbündeten Regierungen, wie die Mitglieder des Reichsamts des Innern, weil sie eben keine Gelegenheit gehabt haben, die Dinge in der Praxis, aus der Nähe kennen zu lernen." Rösicke weiß aber ganz genau, daß viele hundert liberale, wohlwollende, arbeiterfreundliche Großarbeitgeber, die weit entfernt sind, nach Herrn von Stumms Pfeife zu tanzen, ganz anders über die Sache denken, und daß sie genau ebenso viel von ihr verstehen wie er. Hat er ein Privileg auf das „Ohr" der verbündeten Regierungen? Glaubt er sich ein Monopol für alle Zeiten und für alle Fragen ersessen zu haben in der Periode, wo er die Unfehlbarkeit in Sachen der Arbeiterunfallversicherung für sich in Anspruch nahm, und das Selbstlob in den von ihm vertretenen Unternehmerverbänden alle Reformforderungen der Arbeiterschaft niederschrie, in der er im Reichstage aussprach: Wir Unternehmer sind mit der Verwaltung zufrieden, und das genügt — obwohl doch das, was verwaltet wurde und unter der schlechten Wirtschaft litt, wohlerworbne Rechte der Arbeiter waren? In Heft 32 der Grenzboten vom Jahre 1896 ist darüber ausführlicher gesprochen worden. Rösicke weiß auch ganz genau, wie es mit der Entwicklung der Koalitionen der Arbeitgeber steht; daß sie ausgesprochen den Charakter der Notwehr an sich tragen, daß ihre Härten zumeist Folgen ihrer Schwäche sind. Er weiß, daß sie in friedlichen Zeiten nur zu leicht zerfallen, viel leichter als die von politischen Parteien inspirierten und protegierten Arbeiterkoalitionen, und daß im Streitfall die Konkurrenzinteressen der Arbeitgeber, der Unterschied zwischen groß und klein, arm und reich unter ihnen die unerläßliche Einmütigkeit herzustellen und zu erhalten viel schwerer machen, als es ist, die Arbeiter für den Streik soweit unter einen Hut zu bringen, daß dem Gegenpart ruinöse Verluste drohen. Das hat er im Berliner Brauerstreik am eignen Leibe erfahren. Und vor allem sollte er doch wissen, daß — selbst wenn sich der Traum einer friedlichen Lösung der sozialen Kämpfe durch die beiderseitige Kampforganisation in der Zukunft einmal verwirklichen könnte — zunächst in der viele Jahre langen Übergangszeit die zunehmenden Rüstungen der Parteien den Kampf nur um so erbitterter und gewaltthätige Friedensstörungen nur um so wahrscheinlicher machen müssen. Die verbündeten Regierungen thun sehr wohl daran, ihr Ohr nicht den Urteilen so befangner Einzelner zu leihen, weder dem Herrn Rösicke noch dem Herrn von Stumm.

Wenn Rösicke sich darüber beschwerte, daß der Zentralverband deutscher Industrieller, dessen Einseitigkeiten den Regierungen genau so bekannt sind

Digitized by Google

wie seine eignen, einen unheilvollen Einfluß auf unsre Politik ausübe, indem ihm „Ohren zur Verfügung stehn," wie er und die Seinen sie nicht hätten, und wenn er unmittelbar daran die „Anklage" gegen die verbündeten Regierungen richtete, daß „die erste Anregung zur Entstehung des Gesetzes eine Rede des Kaisers vom 17. Juni 1897 in Bielefeld war," wenn er mit allem Pathos sein Bedauern darüber aussprach, zu hören, daß die Vorlage im Bundesrat einstimmig angenommen sei, da er geglaubt habe, daß wenigstens einzelne Bundesregierungen die Gefühle des Volkes mehr und besser gekannt hätten, als aus dieser Vorlage hervorgehe, so hat er damit in der Agitation für die Geschichtsfälschung, die jeder monarchisch gesinnte, ernsthafte Mann als im höchsten Grade verhängnisvoll bekämpfen muß, mehr geleistet als alle sozialdemokratischen Redner zusammen. Der Abgeordnete ist gewiß im Grunde seines Herzens gut monarchisch, und wenn er auch „wildliberal" ist, so war er bisher ein gemäßigter Politiker, kein Schwärmer für den demokratischen Liberalismus nach Berliner Muster. Er ist aber ein „Typ," wie man heute sagt, für die unglückselige Verranntheit, in der sich der abgewirtschaftete Parteiliberalismus durch sozialistische Allüren wieder zu Kräften bringen möchte. Der ganze Überschwang seiner Entrüstung schließt die Annahme in der Sache selbst wurzelnder, klar begründeter Überzeugungen aus. Rösicke hat die Überzeugung der Vertreter des Bundesrats angezweifelt, er wird sich nicht beschweren können, wenn auch der Ausdruck seiner Überzeugung mit Mißtrauen, vielleicht sehr ungerechtfertigtem, aufgenommen wird. Es redet ja auch ein grundehrlicher Kerl zeitweise vieles, was er nicht verantworten kann. Aber solche Führer kann der deutsche Liberalismus heute, wenn er seine heilsame Mission erfüllen soll, schlechterdings nicht brauchen.

Auf den Anteil der Sozialdemokraten an der Entrüstungskomödie vom 19. bis 22. Juni hier einzugehen, ist nicht nötig. Es war die alte Vergewaltigung und Beugung der Wahrheit, die man ja zur Genüge kennt. Und auch was der Sprecher des „Deutsch-Freisinns," der Abgeordnete Lenzmann, zum besten gab, hatte kein den Augenblick überdauerndes Interesse. Wie er, der Jurist, es mit der Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit des Urteils hielt, das ging aus der Phrase klar hervor: die Vorlage sei kein „Gesetz zum Schutz des gewerblichen Arbeitsverhältnisses," sondern ein „Gesetz zum einseitigen Schutz des Arbeitsverhältnisses im Interesse der Arbeitgeber." Da fällt einem natürlich die Zubilligung irgend welcher bona fides denn doch recht schwer.

Der Redner des Zentrums, Dr. Lieber, vertrat den alten ultramontanen Standpunkt. — „Wir fordern, sagte er namens der ganzen Partei, als unerläßlich, wenn unsre Zustimmung erlangt werden will, auf dem Boden des gemeinen Rechts gemeine Koalitionsfreiheit für alle, die dem deutschen Reichsrecht unterstehen, gemeine Koalitionsfreiheit für alle Zwecke, zu denen sich deutsche Reichsbürger vereinigen wollen. Und wir verlangen diese Koalitions-

Digitized by Google

freiheit außerdem nicht nur für den Einzelnen, in Bezug auf sein Recht, sich zu koalieren mit andern Individuen, sondern wir verlangen sie auch für die Koalitionen untereinander. Wir verlangen deswegen die positive(!) Beseitigung aller derjenigen einzelstaatlichen oder reichsgesetzlichen Hindernisse, die ein solches Inverbindungtreten von Koalitionen zu was immer für Zwecken verbietet. Schließlich sind wir der Meinung, daß diese Verbände, die die Berufsgenossen im wirtschaftlichen Leben aus was immer für Gründen, zu was immer für Zwecken bilden wollen, ebensogut wie andre Vereinigungen im Deutschen Reiche das Recht zuerkannt bekommen müssen, wenn sie die allgemeinen Bedingungen der Reichsgesetzgebung erfüllen, auch von der Reichsgesetzgebung als Rechtspersönlichkeiten anerkannt zu werden. Das ist unsre alte Forderung der Rechtspersönlichkeit für die sogenannten Berufsvereine."

Es ist in den Grenzboten (Heft 33 des Jahrgangs 1898) bei der Besprechung der Verhandlungen des neunten Evangelisch-sozialen Kongresses nachgewiesen worden, eine wie minimale praktische Bedeutung die Verleihung der Rechtsfähigkeit an die sogenannten Berufsvereine für den Zweck der Arbeiterkoalitionen hat. Hier ist diese Frage von Dr. Lieber ebenso mit den Haaren hereingezogen worden, wie das halbe Schock Kompensationsforderungen in die preußische Mittellandkanalfrage. Was die Einräumung der schrankenlosen Koalitions- und Vereinsfreiheit zu was immer für Zwecken als Voraussetzung aller weitern Verhandlungen über die von den verbündeten Regierungen für notwendig gehaltenen Machtmittel zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung betrifft, so liegt es auf der Hand, daß damit nichts weiter beabsichtigt ist, als eine Verhinderung der Verständigung überhaupt, ein Offenhalten der Lücke, eine Verschärfung der Verlegenheit — bis der Ultramontanismus alle seine eignen Forderungen durchgesetzt hat. Es ist lächerlich, den Regierungen zuzumuten, die von Lieber geforderte Schrankenlosigkeit der Vereinsfreiheit zuzugeben, ohne vorher für volle Sicherheit wegen der dadurch unerläßlich werdenden starken Verschärfung des Aufsichts- und Strafrechts gesorgt zu haben. Man wird die Aufhebung des Verbindungsverbots für Vereine, man wird auch die Ausdehnung der Koalitionsfreiheit auf die Landwirtschaft in Altpreußen zugeben können, wenn dem Staat die ausgiebige Macht zur Verhütung und zur Niederschlagung des Mißbrauchs dieser Freiheit eingeräumt worden ist. Aber die verbündeten Regierungen müßten taub und blind sein, wenn sie sich auch nur der leisesten Hoffnung hingeben wollten, diese Macht von den im Zentrum organisierten Ultramontanen bewilligt zu erhalten, jetzt, nachdem sich die „herrschende" Partei durch „einmütige Ablehnung der Kommissionsberatung" an dieser widerlichen Entrüstungskomödie ausschlaggebend beteiligt hat.

Die „Einmütigkeit" in diesem Fall ist wieder einmal ein deutlicher Beweis für den Druck, den die internationale Koalition des Ultramontanismus

Digitized by Google

auf das Gewissen auch der gut konservativen, gut monarchisch gesinnten gebildeten Zentrumsmitglieder und Zentrumswähler in Preußen ausübt. Den süddeutschen Ultramontanen ist ja natürlich jede „Hatz“ gegen den König von Preußen eine Herzensfreude. Die katholischen Rittergutsbesitzer in Schlesien, Posen, Westpreußen, Westfalen und in der altpreußischen Diaspora samt ihren dem Offizierkorps und dem Beamtentum durch Pflichttreue und Tüchtigkeit zur Ehre gereichenden Angehörigen sind sich aber doch völlig klar darüber, daß die schrankenlose Koalitions- und Streikfreiheit des Dr. Lieber ohne eine überaus kräftige Verschärfung der Polizei- und Strafgewalt des Staats auf dem Lande der helle Unsinn wäre. Sie wissen, wie wenig namentlich die polnische Arbeiterschaft noch für sehr lange Zeit befähigt ist, davon einen rechten Gebrauch zu machen. Sie sind im Herzen die überzeugtesten Gegner der Lieberschen Extreme, und nichts liegt ihren wahren Empfindungen ferner, als sich an dieser demonstrativen Komödie gegen den Kaiser zu beteiligen. Und doch lassen diese gebildeten Männer den Entrüstungsschwindel zu oder machen ihn gar mit. Wird nicht endlich ihnen und ihren Angehörigen die Schamröte ins Gesicht steigen über die unwürdige Statistenrolle, die sie in solchen Komödien spielen? Dadurch die Geneigtheit der verbündeten Regierungen für die Zulassung der Jesuiten u. dergl. zu vermehren, können diese konservativen praktischen Männer doch nicht glauben, und erst recht müssen sie doch endlich einsehen, daß es gerade die Taktik des Zentrums ist, was die politische Gesetzgebung zur Flickarbeit und zum Stückwerk verdammt, worüber Dr. Lieber so große Worte gesprochen hat. Wollen die gebildeten Katholiken in Preußen — Süddeutschland spricht hier überhaupt nicht mit —, soweit sie als gut monarchisch gesinnte Männer anerkannt zu werden beanspruchen, in Zukunft auch als ehrliche Politiker anerkannt werden, so werden sie sich bis zu der zweiten Lesung der Vorlage mit der Lieberschen Zentrumspolitik auseinanderzusetzen haben. Das gilt für die gebildeten preußischen Katholiken in Zivil wie in des Königs Rock und Dienst. Zu diesem Entrüstungsschwindel dürfen sie sich nicht weiter mißbrauchen lassen.

Bei weitem die größte Bedeutung beansprucht die Teilnahme der Nationalliberalen an der demonstrativen Entrüstungskundgebung der Reichstagsmehrheit, wenn auch ihr einziger Sprecher, der Abgeordnete Bassermann, die sachlich unbedeutendste Rede unter allen Entrüsteten gehalten hat. Sie besteht aus einer Reihe abgebrochner, nirgends origineller Gedankensplitter, die mit einer gewissen advokatorischen Redegewandtheit äußerlich verbunden sind. Die Gedanken selbst, denen die Splitter entnommen sind, sind, soweit sie scheinbar sachliche Gründe gegen die Vorlage enthalten, schon früher berührt worden oder werden bei der Besprechung des kathederpolitischen Anteils an der Entrüstungskomödie noch gewürdigt werden. Die Thatsache der brüsken Ablehnung auch jeder Kommissionsberatung, d. h. jedes guten Willens, auf eine

Digitized by Google

nähere Prüfung des grundsätzlichen Inhalts der Vorlage einzugehn, wie er durch die Erklärung der Regierungen hinreichend klar bezeichnet war, verleiht dem Verhalten der Nationalliberalen umso mehr den Charakter der Demonstration, je leichter sie es mit der Begründung genommen haben. Vollends aber wird dieser Charakter dadurch außer Zweifel gestellt, daß Bassermann selbst zugab, ein Teil der Parteigenossen halte die in den ersten Paragraphen ausgesprochnen Grundsätze „für eine geeignete Grundlage zur weitern Beratung." Diesen Standpunkt einzunehmen haben die Regierungsvertreter wiederholt und dringend den Reichstag gebeten, und genau diesen Standpunkt hat auch der Abgeordnete von Levetzow geltend gemacht. Herr Bassermann aber setzte sich über ihn mit dem doch selbst die bescheidenste Hundstagslogik kaum befriedigenden Satze hinweg: „Meine Herren, mit diesem Standpunkte verwirft man das ganze Gesetz, denn in den Paragraphen 1 und 2 sind die Gesichtspunkte(!) wieder aufgegriffen, die schon im Jahre 1890 und 1891 hier dieses Haus beschäftigt haben." Und in diesen Satz kommt natürlich auch nicht der geringste Sinn hinein, wenn der Herr Abgeordnete unmittelbar wörtlich weiter sagt: „Aber der Schwerpunkt der Gesetzesvorlage liegt nicht in diesen Bestimmungen, sondern in den nachfolgenden Paragraphen, die meines Erachtens eine schwere Gefahr für das Koalitionsrecht bedeuten." Das ist eine Klopffechterei, wie sie sich unsers Wissens ein norddeutscher Nationalliberaler niemals erlaubt hat. Die grundsätzlichen Forderungen des Entwurfs von 1891 sind eben 1899 wiederholt worden, wie das damals nicht nur der Freiherr von Berlepsch vorausgesagt hatte, sondern auch ein Führer der Nationalliberalen selbst, Dr. Hammacher, der in der Sitzung vom 21. April 1891 mit allem Nachdruck aussprach: Lehne man jetzt die Regierungsvorlage ab, so werde man bald in die Lage kommen, noch schärfere Strafen beschließen zu müssen.

Oder hatte es etwa mehr Sinn, wenn die Nationalliberalen durch Herrn Bassermann erklären ließen: Ansammlungen, Zusammenrottungen könnten doch heute auf Grund der bestehenden strafrechtlichen und polizeilichen Bestimmungen „vollständig verhindert werden"? Haben auch die Nationalliberalen auf einmal, seitdem sie sich von der Berlepschischen Fronde haben ins Schlepptau nehmen lassen, alle praktische Urteilsfähigkeit und Erfahrung verloren? Aber sie haben noch weiter erklären lassen: „Wenn die Polizei bei großen Unruhen nicht ausreicht, dann nehmen Sie Militär dazu oder die Feuerspritzen. Wir sind ganz damit einverstanden, daß bei allen Ausschreitungen bei Streiks rücksichtslos von den bestehenden Machtmitteln des Staats Gebrauch gemacht wird." Der Säbel und die Flinte also, meinen diese Gemütsmenschen, sollen die Strafen ohne Urteil und Recht verhängen und auch zugleich vollstrecken. Aber wenn die verbündeten Regierungen die Nationalliberalen dringend bitten, über eine zweckmäßigere Gestaltung der Strafgesetze zu beraten, da rufen sie Zetermordio über

Digitized by Google

den „neusten Kurs“ in die Massen hinaus, da reden sie dem Volke ein: Die verbündeten Regierungen, der Kaiser voran, wollen euch das rauben, was ihr mit Recht für euer höchstes Gut erachtet, die „Koalitionsfreiheit“!

Das ist der klare, unbestreitbare Thatbestand des nationalliberalen Verhaltens in dieser Entrüstungskomödie. Die Herren brauchen wahrhaftig den Vorwurf: „Ihr seid Theoretiker, Phantasten, Ideologen!“ nicht mehr zu fürchten. Und wenn sie sich selbst dafür ausgeben wollten, so würden sie heucheln. Sie am allerwenigsten sind durch ihr gutes Herz zur Entrüstung verleitet worden. Aber eine noch ärgere Heuchelei wäre es doch, wenn sie etwa gar die Behauptung aufrecht erhalten wollten, sie hätten deshalb mit der Berlepschischen Fronde, mit den Demokraten und den Sozialdemokraten, ja auch mit den Ultramontanen zusammen gegen die verbündeten Regierungen demonstriert, weil sie monarchischer gesinnt seien, als die Regierungen und der Kaiser selbst, das heißt: weil sie es hätten verhüten müssen, daß das „Zuchthausgesetz“ die Arbeiter, die noch nicht Sozialdemokraten wären, gegen den Kaiser erbittere und den Feinden der monarchischen Staatsform in die Arme treibe. Die Wahrheit sieht ganz anders aus. Soweit die Erbitterung nicht durch die sozialistisch, demokratisch oder ultramontan organisierte Hetzerei in den Arbeitern erregt worden ist und erregt wird, und soweit nicht darüber hinaus auch die nationalliberale Demonstration der Hetzerei zu Hilfe kommt, fällt es den deutschen Arbeitern gar nicht ein, sich über den Gesetzentwurf zu entrüsten, zu erbittern oder sich durch ihn in ihrer monarchischen Gesinnung irgendwie beirren zu lassen.

Wenn die süddeutschen Nationalliberalen — Bassermann ist Anwalt in Mannheim — dazu beigetragen haben, gewissen in der Partei vielleicht übermächtig gewordnen, antisozialen, einseitig und schroff die Arbeitgeberinteressen vertretenden Strömungen einen Damm zu ziehen, so ist das mit Freuden zu begrüßen. Sie hätten aber der Zukunft des deutschen Liberalismus den schlechtesten Dienst geleistet, den sie ihm leisten konnten, wenn sie die Partei verleitet hätten, sich dauernd in das Schlepptau der Berlepschischen Fronde gegen den angeblichen „neusten Kurs“ nehmen zu lassen, d. h. der Vertreter jenes doktrinären Sozialismus, wie er durch die seit fünfundzwanzig Jahren an den deutschen Universitäten üppig ins Kraut geschossene staatswissenschaftliche Schule immer mehr zu einer extremen, einseitigen, unduldsamen, herrschsüchtigen und unruhig nach unklaren Zielen drängenden politischen Richtung ausgebildet worden ist, und wie er sich mit einer im guten Sinne konservativen wie liberalen gedeihlichen Fortentwicklung unsrer innerpolitischen, namentlich der sozial- und wirtschaftspolitischen Verhältnisse als unverträglich — soweit es sich um das Verhalten der für das Ganze verantwortlichen Regierungsgewalt handelt — erwiesen hat.

Der deutsche Liberalismus, den die Zukunft braucht, muß vor allen Dingen

Digitized by Google

der Forderung entsprechen, die der Heidelberger Professor Rothe vor fünfzig Jahren an die Ungebildeten wie an die Gebildeten stellte, er muß „Unabhängigkeit von der öffentlichen Meinung, Selbständigkeit ihr gegenüber" haben. Und er muß die Regierungen, die dazu ganz besonders verpflichtet sind, in dieser Unabhängigkeit und Selbständigkeit unterstützen. Die süddeutschen Nationalliberalen, die, wie es fast scheint, die Partei zur Teilnahme an der Entrüstungskomödie, d. h. zu einer ausgesprochnermaßen gegen die monarchische Spitze des Reichs gerichteten Demonstration veranlaßt haben, mögen durch eine schwächliche Rücksicht auf die sich ihnen zu Hause zur Zeit aufdringende öffentliche Meinung ihre so sehr unsicher gewordnen Mandate vielleicht ein wenig befestigen zu können wähnen. Wer die Wandlungen der öffentlichen Meinung im Süden kennt und die monarchische Gesinnung — d. h. die in Bezug auf das Reich — dort seit 1870 verfolgt hat, der wird das verstehen. Wollen die Süddeutschen aber auch in Zukunft auf den so dringend notwendigen gemäßigten Liberalismus im Reich guten Einfluß ausüben, so haben sie dem Kantönligeist noch sehr viel mehr zu entsagen und endlich wieder einzusehen, daß es im Reich auch noch ein Preußen und schließlich auch in ihm eine öffentliche Meinung giebt, und daß dieses Preußen wirklich für das Reich auch noch etwas bedeutet. Es ist ganz erstaunlich, wie wenig seit 1871 selbst in Baden und Württemberg — von Bayern gar nicht zu reden — die Kenntnis des ost- und norddeutschen Volkstums zugenommen hat. Mußte man damals über die süddeutschen Vorstellungen über Ostelbien lachen, so muß man heute darüber erschrecken. Nur diese naive Unkenntnis kann eigentlich den politischen dummen Streich erklären, den die Nationalliberalen jetzt gemacht haben.

Solche Bundesgenossen im Kampfe gegen die agrarisch-junkerliche Reaktion sind viel schlimmer als keine. Die übeln Folgen des Streichs sind in der Sitzung des preußischen Herrenhauses vom 5. Juli schon bemerkbar geworden, woraus die im Schlepptau der sozialistischen Fronde segelnden Nationalliberalen sehr viel lernen könnten. Oder sind sie auch dazu zu eitel? Die Entschuldigungsrede Schmollers sollte doch auch die Eitelsten ernüchtern.

Die Stellung der deutschen Staatswissenschaft zu der Entrüstungskomödie wird in einem dritten und letzten Artikel besprochen werden.

Digitized by Google

Eine Frühlingsfahrt nach den Abruzzen
und nach Apulien

Von Hermann Ehrenberg

(Schluß)

Der Eindruck, den das Schloß hervorruft, ist über alle Beschreibung großartig. Es hat einen hohen und monumentalen Charakter, wie er nur wenig Kunstdenkmälern eigen ist. Dem Ernste des gesamten Aufbaus entspricht die Feierlichkeit der einzelnen Räume. Obwohl jedes Glied sehr sorgfältig durchgebildet ist, so finden wir doch nirgends etwas Kleinliches. Alles ist hier groß und ernst gedacht und von wahrhaft klassischem Geiste beseelt. Und steigt man in einer der Wendeltreppen die 106 Stufen hinauf zum flachen Dache, so wird auch hier oben die Seele durch gleiche Eindrücke bewegt; nirgends offenbart sich der Charakter der Landschaft, den ich vorhin zu schildern versucht habe, schöner als hier auf dem „Balkon," dem „Belvedere" Apuliens.*) Natur und Kunst greifen wirkungsvoll ineinander. Hier lernt man es in der That erst vollends verstehen, warum Kaiser Friedrich eine besondre Vorliebe für Apulien und seine weiträumigen Gefilde hegte.

Die große Land- und Meeresfläche, die man überschaut, erhält übrigens eine prächtige Umrahmung durch die fernen hohen Berge, unter denen der mächtige Stock des vereinzelt in die Adria vorspringenden Monte Gargáno, des Sporns am Stiefel Italiens, besonders auffällt. Unter den Ortschaften aber fesseln uns namentlich die Hafenplätze Barletta, Trani u. a. m., dazu in der Nähe die Landstadt Andria, einst gleichfalls ein Lieblingssitz der Hohenstaufen, wo zwei Gemahlinnen Friedrichs II. beigesetzt worden sind, und wo man noch heute durch eine angeblich vom Kaiser selbst verfaßte metrische Inschrift an einem Stadtthor an die Zeiten des Glanzes erinnert wird.

Von Andria aus, das man mit einer Trambahn von Barletta her leicht und bequem erreicht, wird man am häufigsten das Castello aufsuchen. An die Stelle des frühern Saumpfades ist schon seit mehreren Jahren eine Provinzial-

---

*) Castel del Monte liegt 540 Meter über dem Meere.

Digitized by Google

straße getreten, die im allgemeinen gut zu befahren ist; man kann sich freilich ab und zu auf unangenehme Überraschungen gefaßt machen, denn bei Straßenausbesserungen schüttet man in Apulien ebenso wie bei Neuanlagen nur die geschlagnen Steine auf dem Damme auf und überläßt es den Fuhrwerken, allmählich eine brauchbare Fahrrinne herzustellen, sodaß man sich das Vergnügen einer Wagenfahrt unter solchen Umständen leicht ausmalen kann.

Wir nahmen unsern Weg über Corato, einen dürftigen Ort von etwa 30000 Einwohnern, der mit dem Schlosse neuerdings gleichfalls durch eine brauchbare Landstraße verbunden ist. Noch ganz ergriffen von den Eindrücken, die Castel del Monte in uns hervorgerufen hatte, wurden wir auf der Weiterfahrt von Corato aufs neue durch ungeahnte Bilder überrascht. Die altberühmte Hafenstadt Trani war unser Ziel. Zu ihr führt von Corato aus eine schnurgerade etwa 14 Kilometer lange Straße, die sich fortgesetzt senkt, da Corato 253 Meter über dem Meere liegt. Unser Pferdchen brauchte sich also gar nicht sehr anzustrengen, um unsern Sciarrabà in schnellste Bewegung zu bringen. Durch die Geschwindigkeit der Fahrt verdichtete sich aber die uns umgebende Landschaft zur traumhaft verwobnen, märchenhaften Erscheinung. Der tiefblaue Himmel, die südliche Vegetation, der weiße Kalkstaub, der sich infolge zufälliger langer Trockenheit rechts und links auf die Weingärten, Bäume und vereinzelten Villen gleich dicken Mehlmassen gelegt hatte, und in der Ferne die flachgedeckten Häuser der Stadt mit dem herrlich blauenden Meere als Hintergrund — das alles versetzte unsre Gedanken abermals, wie bei Foggia, mitten in den Orient: eine europäische Landschaft konnte man dies nicht mehr nennen. Auch im übrigen ist es mir aufgefallen, um wieviel südlicher dem Charakter nach Apulien ist, als die fast in demselben Breitengrade liegende römische Landschaft. Die öffentliche Ungeniertheit ist viel größer, nackte Kinder sieht man z. B. in Corato ohne weiteres ihre Notdurft auf der Straße verrichten, und die ganze Bevölkerung macht einen viel wildern Eindruck als die wohlzivilisierte Einwohnerschaft der latinischen Gefilde.

Trani sticht von dem Durchschnitt der apulischen Städte wesentlich ab, es gilt als der feinste und kultivierteste Ort, als die geistige Hauptstadt des Landes. Es verdient die Aufmerksamkeit der Deutschen nach zwei Richtungen. Seine mittelalterlichen Bauten sind entschieden sehenswert. Das jetzt als Gefängnis verwandte und vielfach umgebaute Kastell ist angeblich von demselben Baumeister errichtet wie Castel del Monte. Die Fassaden der romanischen Kirchen San Giacomo, San Francesco und Ognissanti sind reich an merkwürdigen Bildhauerarbeiten aller Art, der Palast der venezianischen Dogen, der jetzt einem klerikalen Seminar als Behausung dient, ist ein gutes Beispiel gotischer Profankunst, der schönste Schmuck der Stadt aber ist der Dom, der sich unmittelbar über dem Meere erhebt. Vor der prächtigen Westfassade dehnt sich eine weite Plattform aus, auf der sich der Wanderer wie festgebannt fühlt:

Digitized by Google

in der Tiefe schlagen die brandenden Wogen an das Gestein, jenseit der weiten Wassermenge, die eine Gewitterwolke uns in diesem Augenblicke wie eine tiefschwarze, grausige, unheilverkündende Masse erscheinen ließ, wird Manfredonia, die Stadt des Hohenstaufenkönigs Manfred, mit ihren weißen Häusern sichtbar, hinter ihr erhebt sich der schöngeformte Monte Gargáno; ein geschlossenes Landschaftsbild von ungewöhnlicher Schönheit, das durch die romanischen braunpatinierten Steinskulpturen und die über 700 Jahre alten Bronzethüren der Kathedrale eine außerordentlich wirksame Flankierung erhält. Bei der Besichtigung des Innern erfährt der Wanderer, der die deutsche Kunstlitteratur kennt, eine kleine wissenschaftliche Überraschung. Gestützt auf das große im Jahre 1860 erschienene Werk von Schultz, Denkmäler der Kunst des Mittelalters in Süditalien, erzählen unsre besten und beliebtesten kunstgeschichtlichen Handbücher, daß die größte aller Krypten die zu Trani sei, da sie nicht wie sonst dem Umfange des Chors entspreche, sondern sich unter der ganzen Länge der Kathedrale erstrecke. Thatsächlich ist an dieser angeblichen, seltsamen Abweichung von der Regel kein wahres Wort. Die Krypta ist keineswegs besonders groß; außer ihr aber sind einige Fuß tiefer, durch eine Mauer geschieden, die Reste des alten, dem sechsten oder siebenten Jahrhundert angehörenden Dombaus vorhanden, auf denen im zwölften Jahrhunderte die jetzige Kathedrale errichtet ist, und die uns deshalb heute wie eine Unterkirche oder Krypta anmuten, es in Wahrheit aber nicht sind. Auf den deutschen Hochschulen wird man deshalb fortan bei der Besprechung des mittelalterlichen Kirchenbaus dem Dome zu Trani keine Sonderstellung mehr einräumen dürfen.

Neben seiner kunstwissenschaftlichen, auf der Vergangenheit beruhenden Bedeutung hat Trani für uns eine moderne wirtschaftliche Wichtigkeit. Seit einigen Jahren hat sich hier und in den benachbarten apulischen Häfen ein lebhafter Wein- und Ölhandel entwickelt, der besonders von deutschen und schweizerischen Kaufleuten gepflegt wird. Der von ihnen erzielte Gewinn ist recht groß. Es ist das freilich kein Wunder, wenn man den gewaltigen Umfang der apulischen Weinkultur beachtet. Der Großkaufmann bezahlt für den Liter besten Weins nicht mehr als 28 Centesimi (etwa 22 Pfennige), oft aber wesentlich weniger, und der Wein kann um so vorteilhafter in Deutschland und Ungarn verwertet werden, als er äußerst tanninhaltig ist und sich zum Verschneiden der einfachern nordischen Gewächse bei etwas Zuckerzusatz besonders gut eignet. An Ort und Stelle ist freilich dieser apulische Wein der allerunzuträglichste, den ich in Italien (Venedig mit seinem sauern Weine ausgenommen) jemals getrunken habe; sein Tannin zieht Mund und Kehle in höchst unangenehmer Weise zusammen, sein Geschmack machte sich noch bemerkbar, als wir längst Apulien verlassen hatten. Von der Größe des Umsatzes aber gewinnt man schon auf den Bahnhöfen eine Vorstellung, wo uns zahlreiche

Digitized by Google

Eisenbahnwagen mit weißgestrichnen cylindrischen Tonnen auffallen, die laut deutscher und italienischer Aufschrift mehr als 12000 Liter Weintrauben in sich aufnehmen.

So erfreulich es ist, eine derartige Annäherung der beiden verbündeten Reiche auf wirtschaftlichem Gebiete wahrzunehmen, so läßt sich doch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in dieser Richtung noch sehr viel zu thun übrig bleibt. Italien bringt einen Überfluß an Wein und Gemüsen hervor, für den es bis zur Stunde keinen genügenden Absatz hat. Deutschland bedarf einer größern Zufuhr an billigen reinen Weinen und allerhand südlichen Früchten, die es selbst zu erzeugen nicht in der Lage ist und aus Frankreich vielfach zu unverhältnismäßig hohen Preisen beziehen muß. Für kapitalkräftige, umsichtige Kaufleute, die die Sonderart beider Völker hinreichend kennen, liegt daher reicher Geldertrag gleichsam auf der Straße; es wäre für Italien und Deutschland ein wirtschaftlicher Fortschritt von großer Bedeutung, wenn von uns endlich den ungehobnen Schätzen und Reichtümern Welschlands mehr Beachtung und Sorgfalt zugewandt würde.

Äußere Verhältnisse, deren Erörterung zu weit führen würde, zwangen uns, den apulischen Aufenthalt abzukürzen. Es that mir dies besonders im Hinblick auf die Trümmer der Sarazenenburg leid, die Kaiser Friedrich II. in Lucéra, 20 Kilometer nördlich von Foggia, errichtet hat; auch hätte ich gern den Monte Santangelo, einen 810 Meter hohen Vorberg des Monte Gargáno erstiegen, auf dem der Wallfahrtsort San Michele mit der 86 Stufen tiefen Höhle seit vielen hundert Jahren zahlreiche Besucher anlockt. Wir kehrten statt dessen nach Castellammare Adriatico zurück und wandten uns nun landeinwärts.

Die Eisenbahn, die quer durch die Halbinsel und durch die Abruzzen hindurch auf Rom zu führt (240 Kilometer lang), folgt zunächst dem Laufe des Pescaraflusses. Anfänglich breit, verengert sich bald sein Thal und nimmt einen schroffen Felscharakter an, indem sich das Wasser zwischen den oben erwähnten Gebirgsstöcken des Gran Sasso und der Majella seinen Weg gebrochen hat. Die Fahrt, dem reißenden Strome entgegen, ist schön. Besonders das armselige Städtchen Popoli mit der verfallnen Burg der Cantelmi gewährt einen malerischen Anblick. Nach wenigen Kilometern erreicht man das alte Corfinium. Es war einst der Hauptort der Päligner, der im Jahre 90 v. Chr. in der großen Erhebung gegen Rom die Bundeshauptstadt der italienischen Bundesgenossen war. Nur geringe Trümmerhaufen zeigen ihre Stätte an; das beste, was an Ort und Stelle noch vorhanden ist, findet sich zum Bau einer romanischen Kathedrale, San Pelino, verwandt, deren Außenseite mit kreuz und quer gestellten altlateinischen Inschriften und Reliefs gewissermaßen übersät ist. Die Landschaft aber ist herrlich. Wir sind auf einer kleinen Hochebene, die einst ein Sammelbecken für die Wässer des Hoch-

Digitized by Google

gebirgs gewesen sein mag, ehe sich diese ihren Abfluß zum Meere bahnten und den heutigen Pescara bildeten. In der Nähe der kleinen Flüsse ist sie etwas vertieft, auf das schönste kultiviert und außerordentlich fruchtbar. Ringsum wird sie von den stolzesten Bergen der Apenninen überragt. Burgen und Kirchen geben ihr eine malerische Belebung.

Im südlichen Winkel dieser Ebene liegt 478 Meter über dem Meere Solmona, die Heimat Ovids. Hier erwartete uns eine Überraschung besondrer Art, vielleicht die größte, die wir auf dieser Reise erfuhren. Als wir am Morgen nichtsahnend aufwachten, war das gesamte Landvolk aus der Umgegend, zum Teil weither zum Wochenmarkt in die Stadt gekommen, und zwar durchweg in der alten Tracht, die hier noch nicht die mindeste Verkümmerung erfahren hat. Wer nach Italien fährt, um Bauern und Bäuerinnen in den malerischen Gewändern zu bewundern, die uns auf so vielen Gemälden vorgezaubert sind, und von Ort zu Ort eine Enttäuschung nach der andern erfahren hat oder gar von dem Treiben der aufgeputzten Künstlermodelle auf der piazza di Spagna in Rom angewidert ist, der muß nach Solmona gehen. Hier herrscht noch das echte, alte Leben, wie es so viele unsrer Künstler und Dichter bis vor etwa einem Viertel- oder Halbjahrhundert fast in allen Teilen Italiens entzückte. Hier haben die Anilinfarben noch keine Verwässerung des Geschmacks herbeigeführt, hier hat die Neuzeit noch nicht unter den Urvätersitten und Gebräuchen aufgeräumt. Volle satte Farben in harmonischem Zusammenklang und reiche Mannigfaltigkeit der Anordnung bei einheitlicher Grundstimmung üben eine bestrickende Wirkung aus, man fühlt sich wie in eine andre Welt versetzt. Namentlich gilt dies von dem weiten Markte, der an Markttagen dicht mit Wagen und Verkaufsständen angefüllt wird. Von der Hauptverkehrsstraße führen breite Treppen zu ihm herab, auf denen sich die Südländer mit ihrer unnachahmlichen Grazie hier und dort malerisch hinlagern. Ein hübscher Renaissancebrunnen aus dem fünfzehnten Jahrhundert spendet den Menschen und den Eseln frisches köstliches Wasser; ein mittelalterlicher Aquädukt mit hohen steinernen Bogen und ein romanisches Portal einer unvollendeten Kirche geben eine prächtige architektonische Umrahmung.

Etwa 25 Kilometer von Solmona liegt Scanno, 1050 Meter über dem Meere, als der schönstgelegne Ort der Abruzzen und als die Heimat der schönsten Frauen gepriesen und von kundigen Malern hochgeschätzt. Auch sonst ist Solmonas Umgebung in landschaftlicher Hinsicht ausgezeichnet; seit kurzem führt eine Eisenbahn südwärts nach Isernia, die bei Campo di Giove eine Meereshöhe von 1300 Metern, also fast die Höhe des Brennerpasses erreicht und nach zuverlässigem Bericht fortgesetzt die prächtigsten Aussichten gewährt.

Wir fuhren von Solmona weiter westwärts. Auch unsre Bahn scheint ein Wunder der Technik zu sein; an dem steilen kahlen Abhang des hohen

Digitized by Google

Gebirges steigt sie in einer langen schrägen Linie, fast schwindelerregend, zu gewaltiger Höhe empor, die Ebene von Corfinium tief unter sich lassend. Bei Goriano Sicoli überschreitet sie in einem langen Tunnel die Wasserscheide zwischen dem Adriatischen und dem Tyrrhenischen Meere. Bald geht es abwärts, neue Bilder entwickeln sich, bis sich endlich das wundervolle Panorama des ehemaligen Fuciner Sees, einer 700 Meter über dem Meere liegenden holländischen Flachlandschaft, die von Bergen bis zu 2500 Meter Höhe rings umgeben ist, vor uns eröffnet. Die Fahrt, die nun bis Avezzano folgt, kann zu den prächtigsten Italiens gezählt werden. Von einer nähern Schilderung aber muß ich hier absehen, da diese Blätter im vorigen Jahre*) über den See berichtet haben. Auch die Schönheit des Liristhales, das wir von Avezzano aus besuchten, soll jetzt nicht von neuem gepriesen werden. Ich kann das, was Professor Schmidt den Lesern der Grenzboten über sie erzählt hat, bestätigen und muß meiner Verwunderung Ausdruck geben, daß dieses herrliche Thal von dem großen Strome der Italienfahrer bisher so arg vernachlässigt worden ist. Von Capistrello bis Sora welche Fülle von Abwechslung! Dann Isola, Arpino, Casamari — es ist unmöglich, dieser Orte zu gedenken, ohne die Wonnen leibhaftigen Schauens nochmals zu empfinden.

Von hier ab wandten wir uns bekanntern Gegenden zu. Wer hat nicht von den Wasserfällen in Tivoli, der Villa d'Este und dem einzigen Zauber des Albanergebirges gehört! Unauslöschlich prägt sich jedem Romfahrer der Linienzug des Monte Cavo, der zweithöchsten Spitze in dieser vulkanischen Erhebung, ein, der einst das Heiligtum des Jupiter Latiaris trug, und der die Pseudotriumphatoren bei sich begrüßte, denen der römische Senat nach erfolgreichem Feldzuge aus irgendwelchen Gründen den feierlichen Triumpheinzug in Rom selbst verweigert hatte. Hier auf diesem erinnerungs- und aussichtsreichen Berge einmal längere Zeit weilen zu können war lange ein stiller Wunsch meines Herzens gewesen. Es war das früher nicht ohne weiteres zu erreichen. Den Gipfel des Berges nahm ein Passionistenkloster ein, das zwar Unterkunft gewährte, jedoch nur vorübergehend und in recht dürftiger Art.**) In dem etwas unterhalb am Rande des Kraters sich auftürmenden Felsenneſt Rocca di Papa aber war es seit alters nicht recht geheuer. Ein wildes Volk haust dort, vulkanischem Boden entsprossen, siedendes Blut in seinen Adern. In unzähligen Romanen und Novellen spielt es eine Rolle; noch Richard Voß bietet uns in seiner „Maria Botti" (bei Reclam erschienen) eine anschauliche und fesselnde Schilderung von diesen Menschen und der großen Schönheit des von ihnen bewohnten Stücks Erde.

*) Frühlingstage am Garigliano. Von O. E. Schmidt (Grenzboten Nr. 32 bis 35).

**) Seit kurzem haben die Passionisten den Berg verlassen und haben sich in einem neuen prächtigern Gebäude bei Grottaferrata angesiedelt. Ihre alten Räumlichkeiten sind zu einem Gasthaus umgestaltet, worin man auch für längere Zeit Sommerfrische genießen kann.

Digitized by Google

Seit einigen Jahren sind aber auch hier oben mildere Sitten eingezogen. Die italienische Regierung hat mit strenger Hand Ordnung geschaffen, und vornehme Römer haben sich in richtiger Würdigung der stärkenden Berges- und Waldesluft von Rocca eine Reihe zum Teil sehr hübscher Landhäuser gebaut, um hier die Sommermonate zu verleben. Infolge dessen haben sich jetzt auch die Gasthofsverhältnisse gebessert. War es früher schwierig, ein sauberes Nachtlager zu finden, so kann man jetzt bei bescheidnen Ansprüchen mit dem Albergo Angieletto ganz zufrieden sein. Es geht hier einfach, aber ordentlich zu, die Wirtsleute verdienen volles Vertrauen, man ist bei ihnen zuvorkommender Bedienung und guter Verpflegung durchaus sicher, sodaß sich der des Landes und der Sprache kundige Deutsche hier immer behaglich fühlen wird. In landschaftlicher Beziehung aber wurden unsre weitgehendsten Erwartungen übertroffen. Die großen Waldungen mit ihren prächtigen alten Kastanien, Ahornbäumen, Linden und Buchen, mit ihren blütenreichen Feuerlilien, Resedas und gelben Maßlieben und mit ihren unermeßlichen Heerscharen jubilierender Singvögel übten einen beständig wachsenden Reiz auf uns aus. Und dazu die Fernblicke über Berg und Meer, die Wunder des Albaner- und des Nemisees, die Nähe des romantischen Klosters Palazzuolo, die leichte Zugänglichkeit des Monte Cavo, die Fülle klassischer Erinnerungen, die Weinfröhlichkeit der benachbarten Städtchen Genzano und Arriccia, kurz, es vereinigt sich hier vieles, was den abgearbeiteten Großstädter über die Sorgen des Kampfes ums Dasein erheben und ihm wirkliche Erfrischung in geistiger und körperlicher Beziehung gewähren könnte. Eine eingehende Schilderung hoffe ich bei andrer Gelegenheit zu geben.

Den Rückweg nach Ancona nahmen wir von Rom aus nördlich über Arezzo. Kunstwissenschaftliche Rücksichten waren hierbei maßgebend. Ich wollte einige wichtige Baudenkmäler italienischer Gotik, den wohl über Gebühr gepriesenen Dom von Orvieto und das unvergleichlich gewaltige Rathaus zu Gubbio, das man ein Werk kommunaler Übermenschen nennen möchte, sowie zwei einflußreiche Maler der italienischen Frührenaissance, Piero della Francesca und Luca Signorelli, beides thatkräftige Neuerer auf ihrem Gebiete, ohne deren Wirken Michelangelos Kunst kaum denkbar wäre, näher kennen lernen. Orvieto, Arezzo mit seiner feingestimmten, echt toskanischen Umgebung, Borgo San Sepolcro, Città di Castello und das malerische, ganz mittelalterlich anmutende Gubbio waren unsre Haltepunkte, bis wir schließlich in Ancona wieder eintrafen, mit der Absicht, von hier auf demselben Wege, auf dem wir gekommen waren, heimzukehren.

Die letzten Tage hatten uns Hitze und glühenden Sonnenbrand gebracht, eine Erholung waren sie deshalb nicht. Um so mehr durften wir mit dem Gesamtverlaufe unsrer Reise zufrieden sein. Die Erwartungen, die ich gehegt hatte, waren reichlich in Erfüllung gegangen, die bösen Folgen der lang an-

Digitized by Google

dauernden Influenza waren überwunden. Die vielgeschmähten und wenig gekannten Abruzzen hatten ihre Naturwunder vor uns aufgethan und mit ihrer Sonne und Bergesluft ihre kräftigende Wirkung erwiesen.

Sie ohne weiteres für Luftkuren zu empfehlen, geht freilich nicht an. Um sie mit Genuß bereisen zu können, hat man einige Kenntnis der italienischen Sprache und Landessitte nötig. Vor den Abruzzenräubern hat man sich nicht zu fürchten, der Fleiß und die Ehrlichkeit der Gebirgsbevölkerung hat uns vielmehr oft in Erstaunen gesetzt. Aber die hier hausenden Menschen sind so wenig von der neuern Kultur berührt, daß man ein gewisses, schon im Lande erprobtes und bewährtes Anpassungsvermögen haben muß, um sich in ihrer Mitte stetig wohl zu fühlen. Luxus und Eleganz wird man in keinem einzigen Gasthof finden, aber einige Alberghi, wie z. B. der Albergo Vittoria zu Chieti, wo wir drei Tage wohnten, sind so hübsch eingerichtet, so sauber und ordentlich bewirtschaftet und zeichnen sich durch so vortreffliche Küche*) aus, daß jede deutsche Hausfrau ihre Freude daran haben würde. Andre Gasthäuser sind weniger gut geleitet, eine so schmutzige Wirtschaft, wie wir sie in Atri kennen lernten, ist aber zum Glück eine Ausnahme. Die Bediensteten und Kutscher sind im allgemeinen bescheiden, die Fuhrwerke leidlich, mitunter sogar tadellos, die Fahrstraßen in Ordnung. Im großen und ganzen sind also die Vorbedingungen gegeben, daß man das Land ohne Strapazen und Entbehrungen bereisen kann. Was jedoch der verwöhnten Mehrzahl der heute die Welt durchstreifenden Menschheit auffällt, ist der völlige Mangel einer rationellen Ausnutzung dessen, was die Natur Großes und Schönes bietet. Man hat bisher nicht im mindesten daran gedacht, Aussichtspunkte und Erholungsstätten lediglich vom Standpunkte des landschaftlichen Genusses oder der modernen Heilkunde zu schaffen. Wollte man gewisse Dinge, die im deutschen Mittelgebirge, in den Alpen oder an der Riviera selbstverständlich sind, den Abruzzesen klar machen und zur Nachahmung empfehlen, so würde man nur auf Kopfschütteln und Achselzucken stoßen. Erst nach Jahrzehnten wird hierin eine Änderung zu erwarten sein, nur nach und nach kann sie eintreten, und nur dann, wenn unser Reisepublikum nicht mehr wie heute auf der großen Heerstraße dahintrottet, sondern auch die bisher vernachlässigten Pfade aufsucht. Apulien wird kaum jemals ein Reiseziel bloß um des landschaftlichen Genusses willen werden; es wird den Touristen, der es aus wissenschaftlichen oder wirtschaftlichen Gründen aufsucht, fesseln und überraschen, aber im Verhältnis zu der weiten Entfernung bietet es dem deutschen Reisenden doch nicht genug. Die Abruzzen dagegen haben für die Touristenwelt eine große Zukunft; sowohl der Ostabhang der Zentralapenninen, wie das Innere des

*) Selbstverständlich ist sie rein italienisch. Vgl. über die italienische Küche und Wirtschaftsführung meinen Aufsatz im Jahrgang 1898 der Grenzboten (Nr. 8 und 10).

Digitized by Google

Gebirges und nicht zum mindesten das Liristhal werden eine wachsende Anziehungskraft ausüben. Und in gesundheitlicher Beziehung sind sie wohl geeignet, im Frühjahr und Herbst für gewisse Leidende eine Lücke in den Heilstätten auszufüllen, die sich bisher hier und da fühlbar gemacht hat. Es sollte mich freuen, wenn meine Zeilen einen Anstoß in dieser Richtung geben und zur Erschließung der Abruzzen beitragen würden.

Die Zusammensetzung der Bevölkerung des Deutschen Reichs nach ihren Berufsverhältnissen

Von Paul Kollmann in Oldenburg

Die Bearbeitung der bedeutsamen „Berufs- und Gewerbezählung" des Deutschen Reichs vom 14. Juni 1895 ist jetzt durch eine eingehende analytische Darstellung der Ergebnisse zum Abschluß gebracht worden.*) Insbesondre liegen nunmehr auch die für die Nutzbarmachung unerläßlichen Verhältnisberechnungen vor, sodaß es angängig erscheint, in das außerordentlich umfangreiche Material, wie es so erschöpfend erhoben und fein gesichtet wohl noch von keiner ähnlichen Erhebung beigebracht ist, tiefer einzudringen. Für viele wichtige Einzelfragen der sozialen Gliederung der Bevölkerung wird man aus den Unterlagen eine zutreffende Antwort erhalten. Aber wenn man auch mehr an der Außenseite stehen bleibt und eine Reihe der greifbarsten Erscheinungen abschöpft, gelangt man, zumal in Verbindung mit dem, was die gleichartige Erhebung von 1882 brachte, zu lehrreichen Einblicken in das wirtschaftliche und gesellschaftliche Gefüge der deutschen Bevölkerung, die einer kurzen Würdigung wert sind. Das trifft selbst dann noch zu, wenn man sich räumlich auf das Reich im ganzen beschränkt, dabei jedoch den Einfluß, den die örtliche Dichtigkeit des Zusammenwohnens ausübt, in Anschlag bringt und sich hinsichtlich der Berufsgliederung bloß an die großen Abteilungen hält, in die die amtliche Statistik die einzelnen Erwerbszweige zusammenfaßt.

Übersieht man danach zunächst die Art und Weise, wie sich die Bevölkerung im allgemeinen und ohne Rücksicht auf die nähere Stellung der einzelnen erwerbenden oder unterhaltenen, leitenden oder abhängigen Glieder nach ihrem Berufe und zwar nach ihrem Hauptberufe gliedert, so giebt das: Zugehörige

*) Statistik des Deutschen Reichs, bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt, Neue Folge, Band 102—111, Berlin, 1897/98; insbesondre Band 111: Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volks, aus der Feder des Dr. Friedrich Zahn.

zur		im Reiche zusammen	in den Orten mit Einwohnern: über 100000	20000 bis 100000	5000 bis 20000	2000 bis 5000	unter 2000
			— Anzahl —				
Landwirtschaft .	1895	18501307	96087	168223	634647	1551231	16051119
	1882	19225455	45923	141654	562222	1507132	16968524
Industrie und Bergbau . .	1895	20253241	3575455	2909194	4045702	3140752	6582138
	1882	16058080	1575201	2191015	3050757	2810317	6430790
Handel und Verkehr	1895	5966846	1836029	1020308	1036734	751463	1322312
	1882	4531080	885459	808887	886748	662276	1287710
Häusliche Dienste, Lohnarbeit . .	1895	886807	263253	180563	191533	111738	139720
	1882	938294	167841	187911	242617	163175	176750
Öffentliche Dienste od. freie Berufsart.	1895	2835014	664457	605287	579689	330764	654817
	1882	2222982	356908	463246	517422	282124	603282
Ohne Beruf . .	1895	3327069	595249	492765	585226	431134	1222695
	1882	2246222	296103	354820	434617	309320	851362
			— auf 100 Einwohner —				
Landwirtschaft .	1895	35,8	1,4	3,1	9,0	24,6	61,8
	1882	42,5	1,4	3,4	9,9	26,3	64,5
Industrie und Bergbau . .	1895	39,1	50,8	54,1	57,2	49,7	25,0
	1882	35,5	47,3	52,8	53,6	49,0	24,4
Handel und Verkehr	1895	11,5	26,1	19,0	14,6	11,9	5,2
	1882	10,0	26,6	19,5	15,6	11,6	4,9
Häusliche Dienste, Lohnarbeit . .	1895	1,7	3,8	3,3	2,7	1,8	0,6
	1882	2,1	5,0	4,5	4,3	2,9	0,7
Öffentliche Dienste od. freie Berufsart.	1895	5,5	9,4	11,4	8,2	5,2	2,6
	1882	4,9	10,7	11,2	9,1	4,9	2,3
Ohne Beruf . .	1895	6,4	8,8	9,1	8,3	6,8	4,8
	1882	5,0	8,9	8,6	7,6	5,4	3,2

Das für Deutschland Bezeichnende dieser Zusammensetzung ist, daß die große Mehrzahl aller seiner Einwohner den Unterhalt der Landwirtschaft wie den industriellen Gewerben verdankt, und daß sich hierbei diese beiden Abteilungen die Wage halten. Ehedem war das anders. Soweit Ermittlungen vorliegen, erweisen sie, daß durchweg bis über die Mitte des Jahrhunderts hinaus die Landwirtschaft die eine volle Hälfte der Bevölkerung ernährte. Noch 1882 gehörten ihr mehr als zwei Fünftel an. Seither ist der Schwerpunkt nach der Industrie hin verrückt worden. Sie hat um mehr als vier Millionen Köpfe, d. h. um 29,5 Prozent zugenommen, hingegen hat die Landwirtschaft um 724148 oder 4,5 Prozent abgenommen. Das wirtschaftliche Gefüge des Reichs hat hierdurch wohl eine bemerkenswerte Verschiebung erfahren. Daraus aber, daß der Anteil der Landwirtschaft gegen 1882 um 6,7 Prozent vermindert, der der Industrie und des Handels und Verkehrs um 5,3 Prozent gehoben ist, folgt nun freilich noch nicht, wie wohl hier und da behauptet ist, als die Zählungsergebnisse bekannt wurden, daß die industriellen Gewerbe Deutschland das entscheidende Gepräge seiner wirtschaftlichen Kraftentfaltung aufdrückten, und daß die Landwirtschaft in ihrer Bedeutung eine Einbuße erlitten habe. Dazu würden doch noch andre Vorgänge als die nicht einmal einschneidende Veränderung in der beteiligten Kopfzahl gehören. Immerhin

Digitized by Google

erscheint der Entwicklungsgang für die Kräfteverteilung bedeutsam genug, sich fühlbar zu machen.

Deutschland hebt sich in dieser Zusammensetzung merklich von dem benachbarten cisleithanischen Österreich ab, wo doch noch 1890: 55,9 Prozent auf die Landwirtschaft und bloß 25,8 Prozent auf die Industrie entfielen; aber es kündet sich auch hier dieselbe Bewegung an, da 1880 die Landwirtschaft 59,5 Prozent ausmachte.*) Von den übrigen Berufsabteilungen tritt nur noch ansehnlich, mit reichlich einem Zehntel, Handel und Verkehr hervor, der ebenfalls beinahe um anderthalb Millionen zugenommen hat. Wenn ferner auch der öffentliche Dienst mit Einschluß der freien Berufsarten und die Zahl der Berufslosen ziemlich kräftig gewachsen sind, so rührt das dort schon von der Vermehrung her, die seit 1882 bekanntlich das Heer erfahren hat, hier wesentlich einesteils von der durch die Versicherungsgesetzgebung herbeigeführten Erweiterung der Zahl der Rentenbezieher, andernteils von genauerer Ausscheidung der hierher gehörigen Bevölkerungsteile, so namentlich der nicht bei ihren Angehörigen lebenden Zöglinge von Bildungsanstalten.

Die Verteilung, die das Reich in seiner Gesamtheit zu erkennen giebt, erfährt nun aber höchst bedeutende und wichtige Verschiebungen, je nachdem es sich um eine größere oder geringere Dichtigkeit der Bevölkerung an den einzelnen Wohnplätzen handelt. Wie der Grad der Verdichtung das ganze gesellschaftliche Leben eigentümlich gestaltet, so bringt er mit sich und erheischt zugleich eine entsprechende Gliederung der Bevölkerung in allem, was Beruf und Erwerb angeht; ja diese verleiht dem örtlichen Getriebe erst das bezeichnende Gepräge. Die vorstehenden Zahlen weisen deutlich darauf hin. Einmal und besonders augenfällig erscheinen die Städte und das platte Land, d. h. hier die Gemeinden über und unter zweitausend Einwohner, als scharfe Gegensätze. Diese bestehen darin, daß in den ländlichen Orten begreiflicherweise die Landwirtschaft und die übrigen Gewerbe der Urproduktion, die Forstwirtschaft, die Tierzucht, die Gärtnerei und Fischerei, unbedingt und derart vorherrschen, daß ihnen gegen zwei Drittel aller Bewohner zugehören. Und zugleich hat diese Abteilung hier eine Besetzung, wie ihr keine der übrigen in den Städten annähernd gleichkommt, während die städtische Landwirtschaft kaum ein Fünftel der des platten Landes ausmacht. Dagegen überragen die Städte in allen sonstigen Abteilungen sichtlich die ländlichen Orte. Vorzugsweise trifft das für den öffentlichen Dienst und die freien Berufsarten wie für wechselnde Lohnarbeit zu, die in hervorragendem Maße Berufszweige städtischer Art sind.

Aber auch unter einander unterscheiden sich die Städte in ihrer Berufsgliederung, je nachdem sie mehr oder weniger bevölkert sind. Bei der Landwirtschaft und bei den Handelsgewerben verläuft die Besetzung in ununterbrochner Abstufung von den Großstädten (über 100000 Einwohner) zu den Mittelstädten (20000 bis 100000), von diesen zu den Kleinstädten (5000 bis 20000) und Landstädten (2000 bis 5000) und weiter dann bis zu den Landgemeinden hinab — freilich bei beiden in entgegengesetzter Richtung, insofern der landwirtschaftliche Anteil mit der losern Art des Zusammenlebens steigt, der der vom Handel und Verkehr lebenden Bevölkerung aber fällt. Beide Erscheinungen liegen ja auf der Hand: wie die Landwirtschaft zu ihrer Entfaltung weiten

*) Unter Ausscheidung der Tagelöhner mit wechselnder Beschäftigung, die für beide Zählungen verschieden behandelt worden sind.

Digitized by Google

Raum gebraucht und dieser sich ihr mit zunehmender Volksdichtigkeit verkürzt, nehmen Handel und Verkehr von selbst durch die vermehrte Ansammlung von Menschen und die damit gegebnen innigern Verkehrsbeziehungen zu. Immerhin ist es nicht unwichtig zu sehen, in welchem Maße der Dichtigkeitsgrad die Art der Berufsvertretung mit sich führt. In Beziehung auf die Landwirtschaft ist es demgemäß einleuchtend, daß sie in den Großstädten schwach besetzt ist und selbst auffällig, daß sie dort noch so, wie die Zahlen es belegen, vorkommt. Es wird sich dabei aber meistens weniger um eigentlichen landwirtschaftlichen als um gärtnerischen Betrieb handeln. Auch in den Mittelstädten ist es nicht viel anders. Dagegen nimmt die landwirtschaftliche Bevölkerung schon fast ein Zehntel in den Klein- und beinahe dreimal soviel in den Landstädten ein.

Nicht so regelmäßig wie bei der Landwirtschaft und dem Handel ist die Abstufung bei der Industrie. Sie hebt sich über die Groß- und über die Landstädte in den dazwischen liegenden Mittel- und Kleinstädten verhältnismäßig ein wenig empor, doch sind hier im ganzen die Abweichungen am geringsten fühlbar. Ja selbst auf dem platten Lande nimmt sie, wenn auch nur die Hälfte von dem der Städte, so doch immer noch ein Viertel ein. Dagegen sind die berufslosen Personen, der öffentliche Dienst und die freien Berufsarten wieder um so zahlreicher vorhanden, je dichter die Bevölkerungsanhäufung ist, allerdings im letztern Falle mit der geringen Abweichung, daß die Mittel- den Großstädten um einen kleinen Teil überlegen sind, was sich wohl daraus erklären und noch aus weitern Belegen erkennen lassen wird, daß das Militär gerade in den Großstädten, schon wegen der kostspieligern Unterbringung, im Vergleich zur Volksmenge mehr als in den Mittelstädten zurücktritt. Daß sich aber der Anteil der berufslosen Personen mit der fallenden Dichtigkeit ermäßigt, hängt damit zusammen, daß die Anstaltinsassen ein breiter Bestandteil der Abteilung sind, die Anstalten aber und damit die Ausdehnung der Insassen seltner in den weniger volkreichen Orten angetroffen werden.

Auch in der Verteilung über die Ortsgruppen haben sich seit 1882 Veränderungen herausgestellt. Die bemerkenswertesten betreffen die Industrie und die Landwirtschaft. Diese hat gerade da eingebüßt, wo sie ihre wesentlichsten Standorte hat, auf dem platten Lande und in den Land- und Kleinstädten, während sie in den Mittelstädten etwas verbreiteter geworden ist. Die Industrie bekundet ein Wachstum namentlich in den Kleinstädten, doch sind auch die Groß- und Mittelstädte entschieden davon berührt worden.

Geben die vorstehenden Nachweise einen allgemeinen Aufschluß über den Umfang, wie die Bevölkerung aus den verschiednen Erwerbsquellen ihren Unterhalt schöpft, so lassen sie jedoch nicht schon das Verhältnis erkennen, worin die Einzelnen zu jenen Erwerbsquellen stehen, den Anteil, den sie an der Beschaffung des Unterhalts haben. Nun setzt sich aber bekanntlich wie im ganzen so innerhalb der einzelnen Berufs- und Erwerbszweige die Bevölkerung aus zwei ihrem Wesen und ihren Aufgaben nach durchaus verschiednen Bestandteilen zusammen: aus dem Teil, der durch die eigne Ausübung eines Berufszweiges wirklich am Erwerbe mitwirkt, und aus dem, der lediglich aus der Wirksamkeit andrer erhalten wird, mit andern Worten: aus Ernährenden und Ernährten oder, wie es die amtliche Statistik ausdrückt, aus Erwerbthätigen und nicht unmittelbar erwerbend thätigen Haushaltungsangehörigen oder kurzweg Angehörigen. Bei dieser Unterscheidung pflegt man das nicht zu gewerblichen Zwecken verwandte, also das reine Hausgesinde, weil es nicht in den volkswirtschaftlichen Betrieb unmittelbar eingreift und lediglich hauswirtschaftliche

Digitized by Google

Aufgaben erfüllt, den erhaltnen Personen zuzurechnen oder besser noch als besondre Gruppe aufzuführen, dagegen neuerlich in schärferer Weise namentlich die weiblichen Haushaltungsangehörigen, die im Berufe des Haushaltungsvorstands helfend mitwirken, als Erwerbthätige in Ansatz zu bringen. Außerdem bleiben noch alle die auszuscheiden, die, ohne daß sie als die Angehörigen andrer zu gelten haben, keinen erwerbthätigen Beruf ausüben. Zu diesen, wie sie bezeichnet werden, „berufslosen Selbständigen," gehören die von den Früchten ihrer frühern Thätigkeit lebenden Rentner, Altenteiler, Pensionisten, die getrennt von den Ihrigen wohnenden Zöglinge von Lehranstalten, die durch Armenunterstützung Versorgten und endlich die Insassen von aller Art Wohlthätigkeits-, Irren-, Besserungs- und Strafanstalten. Zerlegt man danach die Bevölkerung in die so entstehenden vier Gruppen, so wurden ermittelt:

		männliche		weibliche		zusammen	
		— Personen —					
		Anzahl	Proz.	Anzahl	Proz.	Anzahl	Proz.
Erwerbthätige im Hauptberuf	1895	15506482	61,0	5264393	20,0	20770875	40,1
	1882	13372905	60,4	4259103	18,5	17632008	39,0
Hausgesinde	1895	25364	0,1	1313954	5,0	1339318	2,6
	1882	42510	0,2	1282414	5,5	1324984	2,9
Angehörige	1895	8850061	34,8	18667214	70,8	27517275	53,2
	1882	8082973	36,5	16827722	73,0	24910695	55,1
Berufslose Selbständige	1895	1027259	4,0	1115549	4,2	2142808	4,1
	1882	652361	2,9	702125	3,0	1354486	3,0

Das Verhältnis, in dem die Erwerbthätigen zu dem übrigen Teile der Bevölkerung stehen, ist von unmittelbarem Einflusse auf die wirtschaftliche Entfaltung der letzten: je größer der Anteil der Erwerbenden ist, um so ausgedehnter ist im allgemeinen die Schaffenskraft der Nation, um so eingeschränkter der Kreis derer, die ohne volkswirtschaftliche Arbeit zu erhalten sind. Dieser Anteil der Erwerbthätigen ist freilich nach den Ergebnissen andrer Länder in Deutschland mit etwas über 40 Prozent nicht gerade hoch zu bezeichnen. Österreich mit 50, Italien mit fast 55 Prozent gehen ihm voran, während die skandinavischen Reiche und die Vereinigten Staaten mit kaum 35 bis 37 Prozent bedeutend niedriger stehen. Viel hängt für die Ausdehnung der Zahlen der Erwerbthätigen von der Verbreitung der Erwerbthätigkeit der Frauen und Kinder, von ihrem Anteil am Erwerbsleben ab. Wo der Anteil wie in Italien hoch, wie in den Vereinigten Staaten niedrig ist, muß die Zahl der Erwerbthätigen demgemäß steigen oder fallen. Je bedeutsamer nun die Höhe der letzten Zahl erscheint, um so mehr verdient es Beachtung, daß sie seit 1882 im Deutschen Reiche nicht ganz unmerklich gewachsen ist. Und zwar gilt das besonders von der Zahl der männlichen Personen. Denn obschon sich die Zahl der weiblichen Personen noch mehr gehoben hat, ist doch zu vermuten, daß hierauf in der Hauptsache die neuerliche bessere Zählweise hingewirkt hat. Dieselbe Ursache wird auch für die Verminderung des Anteils der Dienenden für häusliche Zwecke anzunehmen sein, insofern sich für viele vorzugsweise die gewerbliche Hilfe bei näherer Prüfung ergeben hat. Daneben wird die neuerlich häufiger beobachtete Neigung der niedern Bevölkerungsschichten, lieber in Fabriken einzutreten als Gesindedienste zu nehmen, mitsprechen. Die berufslosen Selbständigen endlich,

Digitized by Google

an sich ja nicht zahlreich und kaum ein Zwanzigstel der Bevölkerung ausmachend, weisen eine ansehnliche Zunahme auf. Worauf das zurückzuführen ist, läßt sich nur erkennen, wenn man diese Gruppe in ihre verschiedenartigen Bestandteile auflöst. Es waren nämlich:

	1895	1882	Veränderung
von eignem Vermögen, Renten, Pensionen Lebende . .	1288484	810458	+ 59,0 Proz.
von Unterstützung Lebende	173853	177855	— 2,3 „
Studierende, Schüler in Unterrichts- und Waisenanstalten	414587	145356	+ 185,2 „
Anstaltsinsassen	265884	220817	+ 20,4 „

Den wesentlichsten Einfluß auf die Zunahme haben hiernach die Rentner und Altenteiler, die Ruhegehalt beziehenden Personen ausgeübt. Mag sich auch hier eine sorgfältigere Ermittlung bei der jüngsten Zählung geltend machen, so sind doch Erscheinungen, wie sie die Vermehrung des Heeres und des Beamtenkörpers durch Zunahme der Pensionisten in Gefolge hatten, wie ferner die Ausdehnung der vom Rentengenuß lebenden Leute durch die Einführung der Altersversicherung wohl danach angethan, die Verstärkung zu erklären. Auch die erweiterten Bildungsbedürfnisse haben sich bei dieser Entwicklung fühlbar gemacht. Zurückgegangen hingegen ist die Zahl der Almosenempfänger.

Unter den vier Gruppen nehmen die Erwerbthätigen das hervorragendste Interesse in Anspruch. Sie sind darum durch Unterscheidung wieder nach dem Berufe etwas näher ins Auge zu fassen. Werden dabei, um auch ihre Verhältnisse darzulegen, ebenfalls die berufslosen Selbständigen herangezogen, so erhält man:

Erwerbthätige bei	im Reiche zusammen		1895 in den Orten mit Einwohnern:				
	1895	1882	über 100000	20000 bis 100000	5000 bis 20000	2000 bis 5000	unter 2000
Landwirtschaft	8292692	8236496	45378	75804	274726	681820	7214964
Industrie . .	8281230	6396465	1607783	1209336	1629544	1261641	2572916
Handel . .	2338508	1570318	775232	400046	393391	281433	488409
Häusl. Dienste	432491	397582	140742	87180	87039	52109	65421
Öffentl. Dienste	1426169	1031147	339984	353381	321912	155119	255568
Berufsl. Selbst.	2142601	1354486	344196	289633	360947	281108	866924

Sucht man nun das Verhältnis auf, worin die Erwerbthätigen zu den sämtlichen Zugehörigen derselben Abteilung stehen, so machen in Prozenten aus:

die Erwerbthätigen bei	im Reiche zusammen		1895 in den Orten mit Einwohnern:				
	1895	1882	über 100000	20000 bis 100000	5000 bis 20000	2000 bis 5000	unter 2000
Landwirtschaft	44,9	40,7	47,2	45,1	43,3	44,0	44,9
Industrie . .	40,9	39,9	43,6	41,6	40,3	40,1	39,1
Handel . .	39,0	34,7	42,3	39,2	37,9	37,4	28,6
Häusl. Dienste	48,8	42,2	53,4	49,4	45,4	46,5	46,8
Öffentl. Dienste	50,3	46,4	51,2	58,4	55,5	46,8	39,0
Ohne Beruf .	67,4	60,3	57,7	58,8	61,6	65,2	70,9
Berufsl. Selbst.	44,3	42,0	46,3	44,9	43,4	42,9	44,1

Digitized by Google

Das Verhältnis der Erwerbthätigen wechselt hiernach also je nach dem Beruf. Besonders hoch erscheint es bei den Berufslosen, d. h. bei den Personen, die nicht im eigentlichen Sinne als Erwerbthätige anzusehen und lediglich aus äußern Gründen an dieser Stelle untergebracht sind. Daß aber in dieser Berufsabteilung die Haushaltungsangehörigen nebst Dienstboten besonders stark zurücktreten, die nach dem Berufe zunächst bezeichneten Personen — um den Ausdruck Erwerbthätige bei ihnen hier zu vermeiden — ungewöhnlich zahlreich vertreten sind, rührt eben von der Art der Berufszweige her, die hier in Frage stehen: bei der großen Masse, den Anstaltsinsassen, den Schülern, sind entweder keine von ihnen zu erhaltenden Haushaltungsglieder vorhanden oder doch für die Zählung nicht hervorgetreten; andre, wie Rentner und Pensionierte, sind meist betagte oder verwitwete Leute, deren Kinder vielfach schon auf eignen Füßen stehen. Derselbe Grund, daß sich viele anhangslose, unverheiratete Personen unter den Berufsausübenden finden, besteht bezüglich des öffentlichen Dienstes und der häuslichen Dienstverrichtungen wie bei den wechselnde Lohnarbeit leistenden und nicht bei der Herrschaft wohnenden Dienstpersonen, bei denen ebenfalls die Zahl der Erwerbthätigen hervorragt, wenn auch längst nicht so wie bei den Berufslosen. In dem einen Falle tragen wesentlich Heer und Flotte dazu bei. Zu diesen beiden Zweigen gehören im ganzen 736900 Köpfe, darunter 631186 Erwerbthätige. Die letzten machen mithin schon 85,5 Prozent von den ersten aus. Von den drei andern Abteilungen überragt wieder die Landwirtschaft die Industrie und den Handel durch den merklich größern Anteil an Erwerbthätigen, eine Erscheinung, die in der umfassendern Mitwirkung der Familienglieder im landwirtschaftlichen Betriebe begründet ist.

Umgekehrt findet diese Mitwirkung am wenigsten statt im Handel und Verkehr. Einerseits macht sich gemeinhin im Handel ein verbreiteter Wohlstand geltend, der der Beihilfe von Frauen und Kindern mehr entraten kann; außerdem werden kleine Ladengeschäfte oft von betagten Personen und Witwen ohne größere Familie gehalten. Andrerseits läßt namentlich im Verkehrswesen, wo es sich häufig um Beamtenstellungen handelt, die Berufsthätigkeit keine geschäftliche Unterstützung durch die Haushaltsgenossen zu. Daß sich seit 1882 durchweg die Zahl der Erwerbthätigen gehoben und sich demgemäß die der Angehörigen vermindert hat, wird im großen und ganzen schwerlich allein die Folge einer in dieser Beziehung eingetretenen Wandlung, sondern auch das Ergebnis gründlicherer Zählungsbehandlung sein. In Beziehung auf die berufslosen Personen aber mag es, wie schon hervorgehoben worden ist, seine Richtigkeit haben, daß hier die vermehrte Zahl einem thatsächlichen Zufluß entspricht und zumal auf Rechnung der Versicherungsgesetzgebung und der durch sie geschaffnen Rentenbezieher kommt. Vorzugsweise sind dadurch mehr Frauen in jene Gruppe gelangt. Die Anzahl der von eignem Vermögen, Renten und Pensionen lebenden weiblichen Personen ist denn auch von 439110 auf 691042 gestiegen. Damit stimmt es, daß die weiblichen Mitglieder aller Krankenkassen von 1889 auf 1893 um 30 Prozent gewachsen sind.

Bemerkenswerte Eigentümlichkeiten bringt nun auch in der Ausdehnung der Erwerbthätigkeit die Ortsdichtigkeit zum Ausdruck. Im allgemeinen genommen ist jene um so erheblicher, je stärker diese ist. Danach scheint es fast so, als ob das gesteigerte Getriebe und der damit erschwertere Daseinskampf einen Druck auf die Ausübung der Erwerbthätigkeit äußere. Mögen sich derartige Umstände auch wirksam zeigen, die nächste Ursache wird

Digitized by Google

aber in der verschiednen Alterszusammensetzung der Bevölkerung zu suchen sein, weshalb infolge der bekannten vorübergehenden Abgabe von jüngern Arbeitern der kleinern Orte an die größern die Jahrgänge des erwerbthätigen Alters hier weit zahlreicher vertreten sind, ein Vorgang, der natürlich bestimmend auf den Umfang der Erwerbthätigen wirken muß. Übrigens ist der Stufengang insofern nicht ohne Unterbrechung, als die Zahl für das platte Land etwas über die für die Landstädte hinausgeht. Das aber ist wieder die Folge der vorherrschenden landwirtschaftlichen Berufsausübung, bei der, wie sich eben zuvor ergeben hat, die erwerbthätige Beteiligung größer ist. Und wie im Durchschnitt schreitet auch bei den drei am stärksten besetzten Abteilungen der Land- und Forstwirtschaft, der Industrie und des Bergbaus wie des Handels und Verkehrs die Zahl der Erwerbthätigen von den dünner zu den dichter bevölkerten Wohnplätzen fort — bei der Landwirtschaft allerdings mit Ausnahme der beiden untersten Stufen, auf denen aber diese mehr zur Geltung kommt und wegen des ihr eignen größern Erfordernisses an Menschenkräften auch eine größere Zahl Erwerbthätiger in Anspruch nimmt. Im übrigen hebt sich die Zahl von Stufe zu Stufe nur langsam, schneller jedoch von der zweiten zur ersten, von den Mittel- zu den Großstädten. Darin, daß diese verhältnismäßig reicher mit volkswirtschaftlich schaffenden Kräften ausgestattet sind und weniger für den Unterhalt von Angehörigen aufzukommen haben, ist eben zu einem Teile ihre Eigentümlichkeit und ihre wirtschaftliche Überlegenheit begründet. Weniger stetig als bei den genannten Abteilungen vollzieht sich die Abstufung bei den Lohnarbeitern mit wechselnder Stellung und bei den häusliche Dienste leistenden, aber abgesondert und für sich lebenden Personen wie beim öffentlichen Dienst und den freien Berufsarten. Die letzten machen sich im Gegensatze zu den andern genannten Abteilungen dadurch bemerkbar, daß gerade die Großstädte eine und zwar viel geringere Besetzung durch Erwerbthätige bekunden. Schon bei der Betrachtung der Verteilung der ganzen Bevölkerung über die Berufskreise wurde auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht und aus der — natürlich verhältnismäßig — schwächern Belegung durch Garnisonen hergeleitet. Wie sehr das zutrifft, kann man daraus entnehmen, daß in den Mittelstädten die Personen des Heeres und der Flotte 9,2, in den Großstädten aber bloß 4,4 Prozent aller Erwerbthätigen betragen.

Was endlich die berufslosen Personen angeht, so verhalten sie sich gerade umgekehrt: bei ihnen wächst also die Zahl mit der abnehmenden Ortsdichtigkeit. Einen Schlüssel zum Verständnis dieser Thatsache giebt die nähere Zusammensetzung der Abteilung in Beziehung auf die verbreitetste Gruppe der Rentner und Pensionäre. Für die überwiegt nämlich in den drei obersten Stufen der Anteil der Angehörigen, während diese in den Landstädten und vollends auf dem platten Lande die Minderheit sind. Werden in den größern und mittlern Städten häufiger vermögendere Leute in Frage kommen, die ihre zu erziehenden Kinder oder auch ihre erwachsenen weiblichen Angehörigen bei sich haben, so ist für die kleinen Orte wohl mehr auf einzelstehende, namentlich verwitwete Personen unter diesen Rentnern zu schließen. Wenn sich auch hier ohne genauere Verfolgung der Unterlagen nicht durchweg der Zusammenhang deutlich erkennen läßt, so geht doch soviel aus den Belegen hervor, daß gerade in Beziehung auf die beiden grundlegenden sozialen Bestandteile der Bevölkerung, die Erwerbthätigen und die Angehörigen, die Dichtigkeit des Zusammenlebens eine beachtenswerte Rolle spielt.

Digitized by Google

Nicht ohne Belang für die Kenntnis des gesellschaftlichen Aufbaus ist auch der Anteil, den das weibliche Geschlecht insbesondre am Erwerbsleben hat. Abgesehen von den häuslichen, bei ihren Herrschaften wohnenden Dienstboten, bei denen die Mägde derart hervorragen, daß sie schon über 98 Prozent der Gesamtzahl stellen, kommen von den oben nachgewiesenen erwerbthätigen Mädchen und Frauen:

	1895		1882	
auf	Anzahl	Prozent	Anzahl	Prozent
Landwirtschaft 2c. . .	2753154	33,4	2534909	30,7
Industrie 2c. . . .	1521133	18,4	1126976	17,6
Handel 2c.	579608	24,9	298110	19,0
Häusliche Dienste 2c. .	233865	54,1	183836	46,2
Öffentliche Dienste 2c.	176648	12,4	115272	11,1
Berufslose 2c. . . .	1115549	52,6	702125	51,9

Die Verhältniszahlen drücken den Anteil der weiblichen an den sämtlichen erwerbthätigen Personen jeder Abteilung aus. Danach ist dieser Anteil am größten bei den freistehenden, häusliche Dienste leistenden Leuten, denn diese Verrichtungen sind eben vorzugsweise solche, die Frauen zuzukommen pflegen. Nicht viel geringer ist die Zahl der Berufslosen. Das ist eben so begreiflich wie die umgekehrte Erscheinung, daß im öffentlichen Dienst und den freien Berufsarten erwerbthätige Frauen nur schwach vertreten sind. Von den drei andern Abteilungen kann es nicht überraschen, daß die Zahl am höchsten in der Landwirtschaft ist, die, zumal für die Arbeiten auf dem Hofe, im Viehstalle, auf der Dreschtenne, sehr stark auf weibliche Hilfe angewiesen ist. Dagegen gehalten ist der Anteil in der Industrie recht niedrig. Hier, wo überwiegend entweder größere Körperkräfte verlangt oder Leistungen gefordert werden, die eine längere Vorbereitung voraussetzen, ist für die weibliche Mitwirkung beschränktere Gelegenheit geboten. Das ist anders in den Handels- und teilweise in den Verkehrsgewerben: die Arbeiten des Ladenmädchens, der Kassiererin, Buchhalterin sind einfacher und leichter. So hält denn auch hier die Zahl zwischen denen der Landwirtschaft und der Industrie die Mitte. In Beziehung auf die Ortsdichtigkeit folgt diese Zahl der der Erwerbthätigen überhaupt. Sie beträgt in den Großstädten 27,1, in den Mittelstädten 24,0, in den Kleinstädten 23,4, in den Landstädten 22,5. Auf dem platten Lande geht sie dann wieder in die Höhe und zwar wegen der verbreitetern Teilnahme der Frauen an den landwirtschaftlichen Arbeiten bis zu 30 Prozent hinauf.

Kommt den Erwerbthätigen, als der für das wirtschaftliche Gedeihen der Bevölkerung wichtigsten Klasse, die größere Beachtung zu, so bleibt bei ihnen weiter noch in Betracht zu ziehen, in welcher Weise sie an der erwerbenden Thätigkeit teilnehmen, welche Stellung sie hierbei ausfüllen. Denn in der Hauptsache enthalten sie wieder zwei wesentlich verschiedne Bestandteile: solche, die ihren Beruf selbständig und in der Regel für eigne Rechnung ausüben, und solche, die als abhängige Glieder in einem fremden Unternehmen mitwirken, mit andern Worten die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer oder die Selbständigen und die Hilfspersonen. Allerdings paßt diese Unterscheidung nicht auf alle Berufszweige. Vollständig durchführbar erweist sie sich nur für die drei Abteilungen der Landwirtschaft, der Industrie und des Handels und Verkehrs, auf die sie denn auch im wesentlichen von der Reichsstatistik beschränkt

Digitized by Google

worden ist. Das führt zu 5482151 Selbständigen und 13430279 Hilfspersonen, von denen 621827 solche höherer Stellung sind. Danach fällt auf die ersten ein reichliches Viertel, 28,0, auf die höhern Gehilfen 3,3 und auf die große Menge der übrigen 67,7 Prozent. Unter diesen niedern Hilfspersonen ragen entschieden am meisten — mit 6021641 Köpfen oder 31,8 Prozent der Erwerbthätigen der drei Abteilungen — die „gelernten," also durch einen wie immer gearteten Lehrgang berufsmäßig vorgebildeten und darum meist auch besser gelohnten überwiegend der Industrie angehörenden Arbeiter hervor. Dagegen entfallen auf die mehr für einfachere, grobere Verrichtungen gedungnen „ungelernten" Arbeiter 4725326 oder 25 Prozent. Den dritten Bestandteil geben mit 2069585 Köpfen oder 10,9 Prozent die im Betriebe der Selbständigen mithelfenden Familienglieder ab. Sie, die vorzugsweise in der Landwirtschaft ihren Wirkungskreis haben, bestehen zum größern Teile aus Frauen. Etwas anders als 1895 war die Verteilung der Selbständigen und Abhängigen im Jahre 1882. Damals betrugen die ersten 5190587 oder 32,0, die höhern Hilfspersonen 307268 oder 1,9 und die niedern 10705324 oder 66,0 Prozent der Erwerbthätigen. Das bedeutet also eine nicht geringe Verschiebung zu Gunsten der Selbständigen. Auch die — an Zahl allerdings unbedeutenden — höhern Hilfspersonen sind auf das doppelte gewachsen. Innerhalb der drei Abteilungen war freilich die Entwicklung recht verschieden, wie hier denn auch die Zusammensetzung abweichend ist. Es kommen nämlich auf die:

in		Selbständigen		höhern Gehilfen		niedern Gehilfen	
		Anzahl	Proz.	Anzahl	Proz.	Anzahl	Proz.
Landwirtschaft 2c.	1895	2576725	31,1	96173	1,2	5619794	67,7
	1882	2288033	27,8	66644	0,8	5881819	71,4
Industrie 2c. . .	1895	2061870	24,9	263747	3,2	5955613	71,9
	1882	2201146	34,4	99076	1,6	4096243	64,0
Handel 2c. . . .	1895	843556	36,1	261907	11,2	1233045	52,7
	1882	701508	44,7	141548	9,0	727261	46,3

Die Abstände sind demnach nicht unbeträchtlich. Am niedrigsten ist der Anteil der Selbständigen und ebenso der höhern Hilfspersonen in der Landwirtschaft, am bedeutendsten im Handel und Verkehr. Dort kommt auf die ersten ein reichliches Viertel, hier über zwei Fünftel. Zwischen beide schiebt sich mit einem Drittel die Industrie ein. Während aber die Zahl der Selbständigen in der Landwirtschaft verhältnismäßig gestiegen ist, zeigt sie in den andern beiden Abteilungen eine recht wahrnehmbare Verringerung. Dagegen ist dann der Anteil der Gehilfen im ersten Falle zurückgegangen, im andern gewachsen, wenigstens bei den niedern Gehilfen. Nun wird, wie einleuchtet, durch das Zahlenverhältnis der Hilfspersonen zu den Selbständigen die gesellschaftlich bedeutsame Aussicht jener, in eine selbständige Stellung, wenigstens desselben Berufs, aufzurücken, von vornherein bestimmt; es bedeutet gemeinhin ein niedriges Verhältnis der Selbständigen, ein hohes der Hilfspersonen eine ungünstige Lage für diese und umgekehrt. Danach müßten sich also die Aussichten der niedern Arbeiter in der Industrie und vollends im Handel und Verkehr, wo nicht viel an einer Verdoppelung ihrer Zahl fehlt, verschlechtert haben. Das

Digitized by Google

mag auch vielfach eingetroffen sein durch den sich in unsrer ganzen wirtschaftlichen Entfaltung mehr und mehr ankündenden Übergang zum Großbetriebe. Zumal wird es von der Industrie gelten, bei der das Herstellungsverfahren im großen dem Unternehmer außerordentliche Vorteile bietet, durch das sich die Vertreter des Kleinbetriebs, die Handwerker, mehr und mehr beengt fühlen. Hier zeigt auch zugleich die Zahl der Selbständigen eine Abnahme, die der Hilfspersonen eine Zunahme.

Übrigens ist in den vorstehenden Angaben für die Industrie das Verhältnis zwischen Selbständigen und Hilfspersonen nicht ganz zutreffend ausgedrückt. Zu jenen sind auch die hausindustriellen Selbständigen gerechnet worden. Das ist soweit richtig, als sie für sich in abgesonderter Betriebsstätte ihren Beruf ausüben und häufig selbst wieder Hilfspersonen beschäftigen, diesen also jedenfalls als Selbständige gegenüberstehn. In Wahrheit sind aber die Inhaber hausindustrieller Betriebe keine selbständigen Unternehmer, etwa wie die Kleinmeister des Handwerks, da sie nicht für eigne, sondern für Rechnung eines fremden Geschäfts und oftmals mit den von ihnen entliehenen Werkzeugen gegen Lohnzahlung arbeiten. Sie nehmen vielmehr eine Mittelstellung zwischen Selbständigen und Gehilfen ein. Ihre Zahl beläuft sich auf 287389 sogenannte Selbständige und 55233 Gehilfen. Die ersten haben sich seit 1882 vermindert, da sie damals 339644 ausmachten, die letzten sind bei der vorigen Zählung nicht besonders ausgeschieden worden. Der Rückgang der selbständigen Hausindustriellen, der wohl teilweise in den tiefen Schäden, an denen diese Arbeitsweise krankt, seinen Grund haben mag, betrifft jedoch nur die Ausübung des Berufs als Haupterwerbszweig, während die Hausindustriellen in dem hier nicht weiter heranzuziehenden Nebenberuf zugenommen haben. Ohne die Hausindustriellen stellt sich nun in der Industrie das Verhältnis derart, daß auf die Selbständigen 21,2, auf die niedern Hilfspersonen 74,3 Prozent fallen.

Auch beim Handel und Verkehr mag ja durch Vergrößerung der Geschäfte, Einführung der Großbazare den Unternehmern gegenüber der Gehilfenstand teilweise angeschwollen sein. Betrachtet man aber die Zusammensetzung nach Männern und Frauen, so dürfte sich die gewaltige Zunahme der Gehilfenzahl in der Hauptsache wohl anders erklären. Es befanden sich nämlich unter den niedern Gehilfen:

	1895	1882
Männliche	868040	582885
Weibliche	365005	144377

Demnach ist und zwar ganz auffällig stark — um nicht weniger denn 152,8 Prozent — die Zahl der weiblichen Hilfspersonen gestiegen. Von ihnen ist aber zu vermuten, daß hier keineswegs durchweg eine wirkliche Vermehrung vorliegt, daß sie weit eher auf die Rechnung des bei der letzten Erhebung angestrebten Zieles kommen: alle die im Geschäfte des Haushaltungsvorstehers mitwirkenden Familienglieder, zumal die in Ladengeschäften in umfangreichem Maße helfenden weiblichen Angehörigen als Gehilfinnen möglichst vollständig festzustellen. Allerdings ist auch die Zahl der Männer sehr, um 48,6 Prozent, gewachsen. Hieraus wird schon eher auf eine thatsächliche Erweiterung der Thätigkeit in Handel und Verkehr und insbesondre auf Vergrößerung der einzelnen Geschäfte zu schließen sein. Doch auch die Selbständigen sind von

Digitized by Google

der Zunahme betroffen worden und wiederum recht verschieden die beiden Geschlechter. So wurden gezählt:

	1895	1882
Männliche	640945	550936
Weibliche	202616	150072

Das macht für die Männer ein Wachstum von bloß 16,3, für die Frauen von 37,5 Prozent aus. Jedenfalls bleibt aber das Wachstum der Selbständigen weit hinter dem der niedern Hilfspersonen zurück, zumal da auch die höhern um 85,0 Prozent zugenommen haben. Die beträchtliche Zahl der von Frauen geleiteten Handels- und Verkehrsunternehmungen und ihre starke Entwicklung weist zugleich auf eine wohl oftmals ungesunde Ausdehnung der Verteilungsgewerbe hin. Je mehr das ganze volkswirtschaftliche Getriebe verwickelter, die Bevölkerung dichter wird, um so mehr pflegt sich freilich das Bedürfnis nach Absatzvermittlung herauszustellen. Aber seine Befriedigung schießt auch leicht über das Ziel hinaus, namentlich in Zeiten erschwerter Erwerbslage. Da wird von Frauen und besonders Witwen und auch sonst von bejahrtern Leuten, denen die Kräfte zu anstrengenden Arbeiten abgehen, und die früher einem andern Berufe obgelegen haben, mit Vorliebe Zuflucht zu kleinen Ladengeschäften und Schankwirtschaften genommen, um aus ihnen ohne viel Anstrengung den dürftigen Unterhalt zu gewinnen, die aber, ohne Kapital und Geschäftskenntnisse geführt, häufig genug nur ein kurzes Dasein fristen und der Güterverteilung im ganzen wenig gute Dienste leisten. Und nach dieser minder erfreulichen Seite hin scheint die Bewegung der vom Handel lebenden Bevölkerung in Deutschland neuerlich Fortschritte gemacht zu haben.

Anders als um Industrie und Handel steht es um die Landwirtschaft. Hier haben sich Anteil und Anzahl der Selbständigen vermehrt, die der niedern Gehilfen vermindert. Durch Zerschlagung größerer Güter, stellenweise durch Übergang zu einer kleinen Betriebsform wird wohl einem gewissen beschränkten Bruchteil der ländlichen Bevölkerung die selbständige Ausübung des landwirtschaftlichen Betriebes neu ermöglicht worden sein. Das bedeutet aber wenig oder gar nichts für die große Menge des landwirtschaftlichen Arbeiterstandes. Wer in ein industrielles oder handeltreibendes Gewerbe als Hilfsperson eintritt, thut es, wenn auch gewiß nicht durchweg, so doch immerhin in größerm Umfange, in der Absicht und Hoffnung, dereinst denselben Beruf in selbständiger Stellung auf eigne Rechnung zu betreiben. Die Aussicht wie die Annahme ist für die allermeisten landwirtschaftlichen Hilfspersonen überhaupt nicht vorhanden. Die selbständige Berufsausübung findet in der bestehenden Grundbesitzverteilung ihre Grenzen, setzt zudem Betriebsmittel voraus, wie sie den Hilfspersonen in der Regel abgehen. Für die niedern landwirtschaftlichen Verrichtungen hat sich daher ein Arbeiterstand gebildet, der mehr als in andern Berufskreisen durch die Umstände in diesem festgehalten wird. Mag es ihnen gelingen, durch nebenher betriebne Bewirtschaftung von etwas Grundbesitz ihre Lage zu verbessern, ihrem Hauptberufe nach werden diese Leute regelmäßig Arbeiter bleiben. Und wo ihnen die Möglichkeit fehlt, insbesondre durch kleinen Eigenbetrieb in gesichertere, zusagendere Verhältnisse zu gelangen, werden sie es vielfach vorziehen, zu andern Berufszweigen überzugehen, namentlich zu industriellen, wenn sich diese des Gedeihens erfreuen. Auch dafür sprechen die Zählungsergebnisse, insofern als sie darthun, daß sich die niedern Hilfspersonen

Digitized by Google

seit 1882 um 4,5 Prozent vermindert haben. In Wahrheit wird aber die Einbuße an Hilfskräften für die Landwirtschaft noch größer sein. Denn es fanden sich bei der Zählung niedere Hilfspersonen:

	1895	1882
Männliche	3239646	3629959
Weibliche	2380148	2251860

Eine Zunahme sehen wir bei denen weiblichen Geschlechts, doch bloß von 5,7 Prozent, und auch diese wird wohl nur zum Teil den Thatsachen entsprechen und besonders der genauern Erfassung bei der jüngsten Zählung zuzuschreiben sein. Die männlichen Arbeiter dagegen haben sich schon um 10,8 Prozent vermindert, und gerade diese Verminderung der für die schweren Arbeiten wichtigen Kräfte dürfte von der Landwirtschaft als besonders nachteilig empfunden sein. —

Sind hier auch nur in wenigen Strichen die hervorragendsten Erscheinungen der Zusammensetzung der Bevölkerung nach ihren Berufen geschildert und zu erklären versucht worden, so geben sie doch schon eine allgemeine Vorstellung von dem, was in dieser Beziehung das große Werk der deutschen Berufs- und Gewerbezählung zur Erkenntnis der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände Deutschlands gewährt hat und noch gewähren wird.

Der Aschenkrug und die treulose Witwe

Die Frage: Sollen wir uns begraben oder verbrennen lassen? hat, wie man sich erinnern wird, bei ihrem Auftauchen in Frankreich einen Gelehrten, den Professor Desens in Toulouse, auf den Einfall gebracht, aus dem Verbrennen werter Verwandten einen neuen Kultus hervorgehn zu lassen. Die französischen Zeitungen berichteten damals darüber ungefähr folgendes.

Professor Desens läßt jede beliebige, ihm anvertraute Ahnenasche in solcher Weise zusammenstampfen, daß sie von dem feinsten Pulver kaum zu unterscheiden ist. Dann versetzt er sie mit Wasserglas, bringt sie unter eine starke hydraulische Presse, und nachdem sie so die Härte eines Granitstücks erreicht hat, läßt er sie zu einer Brosche verarbeiten; und in dieser Form kann dann der Enkel seine Großmutter mit sich herumtragen. Will man etwa in der Weise, wie geschnittne Steine behandelt werden, das Profil der Großmutter oder ihr Wappen oder ihren Namenszug in die Fläche der Brosche hineingebracht haben, so ist der Professor auch solchem billigen Verlangen schon auf halbem Wege entgegengekommen. Durch Matrizen weiß er diese Veredlungen des gewonnenen Aschensteins, noch ehe er völlig Stein geworden ist, auf die zierlichste Weise herzustellen. Es ist in der That die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die aus dem hohen Altertum auf uns gekommnen geschnittnen Steine zum Teil einen Ursprung verwandter Art haben. Man weiß, daß in der sogenannten grauen Vorzeit ganze Nationen der Leichen-

Digitized by Google

verbrennung anhingen, und da uns fast alljährlich neue Aufschlüsse über ihre Kenntnisse in der Überzeugung bestärken, daß uns nicht allein die Chinesen in vielen Erfindungen um Jahrhunderte voraus gewesen sind, so bleibt abzuwarten, ob uns nicht eines Tags Broschen aus der Asche der Dido, wenn nicht gar aus der des Herakles in Erstaunen setzen werden. Vielleicht ist ein Nachfolger Schliemanns in diesem Augenblicke schon mit einem solchen Funde beschäftigt.

So weit die französische Verwertung der Verbrennungstheorie. Man wird einräumen, daß etwas von dem kunstindustriellen Sinn der großen Modemetropole darin zum Ausdruck gekommen ist. Im Gegensatz dazu kam von England, und zwar von einem Methodistenprediger Namens Webster, die Empfehlung des Aschenkrugs. Die Aufstellung eines solchen und der ihm möglichst offenkundig gewidmete Kultus, so hieß es, werde in weiten Kreisen dem raschen Vergessen der Abgeschiednen aufs wirksamste entgegenarbeiten. Bald darauf las man denn auch in den Zeitungen, der nach Berlin übergesiedelte Witwer einer in Gotha verbrannten Amerikanerin habe die mit ihrer Asche gefüllte Urne auf dem Geländer seines Balkons befestigen lassen. Dort könne man ihn nun täglich zu gewissen Stunden sehen, wie er dem Andenken der Verstorbnen eine stille Sammlung weihe, worauf er dann gestärkt an seine Berufsgeschäfte gehe.

Wiederholt ist seitdem von den guten Folgen berichtet worden, die nachweislich auf die Rechnung des erwähnten Witwers zu bringen seien. Sie betrafen aber angeblich nur Witwer, und das hat zur Aufwerfung der Frage geführt, ob denn von einer Witwe noch nichts ähnliches berichtet werden könne. Und wie einst der Ruf: „Ist denn kein Dalberg da?“ wenn der Kaiser ihn erhoben hatte, von allen wiederholt wurde, so heißt es jetzt: „Ist denn immer noch keine Urnenwitwe da, von der sich ähnliches berichten ließe?“ Die armen Frauen! Was hilft es, daß die Dichter aller Nationen das eigne, das männliche Geschlecht ebenso oft in seinen Schwächen wie in seinen Tugenden geschildert haben: die treulose Witwe bleibt einmal eine Überlieferung, und der treulose Witwer ist es nicht.

Wer hat die Geschichte von der „treulosen Witwe“ ersonnen? Und giebt es denn nicht auch eine Geschichte eines treulosen Witwers? Hier einiges zur Klarstellung dieser wichtigen Angelegenheit.

Wir haben in der That in der Litteratur keinen treulosen Witwer, d. h. keinen, der mit so viel Geschick hingestellt worden ist, daß er sich als Typus von Zeitalter zu Zeitalter und von Nation zu Nation vererbte — aber wir haben eine, oder richtiger gesagt, wir haben „die treulose Witwe.“ Uns Deutschen wird beim Überdenken dieses Themas vor allem ein Gedicht von Chamisso durch den Sinn gehn. Es ist keines seiner besten, und wenn der treffliche Adalbert unsre Frauen nicht durch sein schönes „Frauen Lieb und Leben“ und durch „Die alte Waschfrau“ für alle Zeit gewonnen hätte, jenes Lied würde ihm teuer zu stehn gekommen sein. Ein Landsknecht — so ungefähr ist der Inhalt — hat einen Galgen zu bewachen, in dessen Nähe eine Witwe über der Leiche ihres Gatten trauert. Sie hat diesen so heiß geliebt, daß sie eher das Leben als seine sterblichen Reste lassen zu können meint und Trank und Speise von sich weist. Da aber der Landsknecht, dem einer der zu bewachenden Galgentoten gestohlen worden ist, durch diesen Diebstahl in die größte Verlegenheit gerät, so bietet sie, nachdem sie sich schon durch ihn zum Essen und Trinken hat bereden lassen, ihm auch noch die Leiche ihres Gatten zum Ersatz an, ja sie sorgt sogar dafür, daß er aufgehängt wird. Chamisso hat sich seine Stoffe häufig aus der französischen Litteratur geholt, und auch dieses Gedicht knüpft an eine Lafontainische poetische Erzählung verwandten Inhalts an, La matrone

Digitized by Google

d'Ephèse. Sie ist in heiterm Ton gehalten und ironisiert mit guter Laune den ganzen Vorgang. Was im Deutschen abstoßend wirkt, hat in der französischen Vortragsweise noch immer einen Reiz, der Dingen eigen ist, die mit Geschick auf der Grenze von Ernst und Scherz, von schicklich und unschicklich, von eben noch zulässig und eigentlich schon verwerflich gehalten werden. Über die Sache selbst den Stab zu brechen ist natürlich auch die französische Leserin keinen Augenblick im Bedenken, aber der französische Fabulant nimmt das Recht in Anspruch, sich den Ton der Frauen anzueignen, die, wenigstens unter vier Augen, der Meinung sind, daß „ein lebendiger Trainknecht noch immer mehr wert sei als ein toter Kaiser,“ und da es ohne alle Frage solche Leutchen giebt, so sagt er, gewissermaßen als ihr ironischer Anwalt:

Cette veuve n'eut tort
Qu'au dessein de mourir,
Car de mettre au patibulaire
Le corps d'un mari tant aimé,
Ce n'était pas peut-être une si grande affaire:
Mieux vaut goujat debout qu'empereur enterré.

Natürlich hat auch Lafontaine seine Vorgänger. Er selbst bezieht sich auf einen bekannten römischen Autor, auf Petronius. Wie lautet die Begebenheit bei ihm? Ganz ähnlich. Erzählt wird sie auf einem Schiffe und zwar von einem Manne Namens Eumolpus, während unter den Zuhörern der Kapitän des Schiffes und eine Buhlerin sind. Diese verhüllt ihr Gesicht errötend, als der Erzähler zu Ende ist, und der Kapitän ruft aus: Die schändliche Witwe hätte ans Kreuz geschlagen werden sollen. Sollen! Denn in Wirklichkeit geht es ihr weder bei Petronius so schlimm, noch bei Lafontaine, noch auch bei Chamisso. Es versteht aber nicht jedermann Spaß, und so hat Johann Salisberiensis eine Version (nach Flavianus), die dahin lautet, daß die Witwe wie eine ehebrecherische Mörderin bestraft worden sei.

Einfacher ist das Empfinden eines biedern deutschen Dichters gewesen, Hans von Bühel, der das französische Siebenmeisterbuch metrisch verdeutschte, worin die Geschichte von der treulosen Witwe zu lesen ist. Der Inhalt hat jetzt folgenden Verlauf. Zunächst sehen wir den Gatten sterben und zwar aus Liebe zu seiner Frau, die sich in den Finger geschnitten hat; die Angst um sie ist sein Tod geworden. Nun will sie nicht von ihm weichen. Freunde müssen ihr ein Hüttlein auf dem Kirchhof bauen. Dort hält sie bei der Leiche Wacht. Ein Hauptmann, der in der Nähe einen Diebesgalgen zu bewachen hat, sieht Licht in der Hütte, bittet um Erlaubnis, sich drinnen etwas zu wärmen, und redet ihr zu, sich doch nicht der Welt zu entziehn. Sie will aber nichts von ihm hören. Inzwischen stiehlt man ihm den Gehenkten, und nun kommt er ratlos wieder zu ihr, denn es kann ihm das Leben kosten. Jetzt wird sie endlich andern Sinnes. Sie sagt:

Wenn du folgest meinem Mut,
Verlörst du weder Geld noch Gut.

Und sie will ihm den Toten zum Ersatz überlassen, wenn er sie dafür zum Entgelt ehelichen wolle. Er hat es nun freilich nicht ganz so eilig. Dem Gehenkten, sagt er, fehlten zwei Zähne. Sie weiß gleich Rat: Nimm einen Stein und schlag sie dem Toten aus. Dazu will er sich nicht verstehn:

Denn da er lebt der fromme Mann,
Guot Gesellschaft hat er mir gethan.

Digitized by Google

Nun schlägt sie selbst dem Toten die Zähne aus. Aber auch eine Wunde hat er am Leibe gehabt, sagt der Hauptmann, und die Ohren waren ihm abgeschnitten.

Wieder weiß sie Rat: Dann thu ihm das auch.

Nein, sagt der Hauptmann, wenn ein Lebendiger einen Toten schlage, das brächte ihm geringe Ehr.

Jetzt besorgt sie selbst auch diese Verstümmelung. Dann hängen beide gemeinsam die so zugerichtete Leiche auf. Nun will sie mit ihm zum Priester gehn. Er jedoch hat von ihr genug.

O du schemliche Frowe,
Du bist die böste ob allen Wibern,
Wer solt syn Zit mid dir vertrieben?
Oder dich zu der E nemen?
Phy, der muß sich schemen.

Und er schlägt ihr den Kopf ab.

Es versteht sich, daß Hans von Bühel nicht der einzige ist, der mit der Witwe streng ins Gericht geht. In einer Stuttgarter Handschrift wird ihr nicht nur der Kopf abgeschnitten, ihr Körper wird auch noch ins Wasser geworfen. Die Mehrzahl der Bearbeiter dieser uralten Geschichte — und es giebt ihrer in aller Herren Ländern — begnügt sich aber mit einem Tadel, oder sie wenden die Sache ins Komische. Wer sich weiter dafür interessiert, lese Eduard Griesbachs vortreffliche Abhandlung über diesen Gegenstand.

Ich komme zu der Frage: Woher nahm Petronius diese nichtswürdige Geschichte? Der eben genannte Autor will sie auf Indien zurückverweisen. Aus Indien sei auch jene chinesische Novelle entsprungen, die etwa vor hundertvierzig Jahren durch französische Jesuiten nach Europa kam, aber uns erst vor kurzem durch eine englische Übersetzung des Originals in diplomatischer Genauigkeit zugänglich geworden ist.

Folgendermaßen läßt sich nun die chinesische Novelle skizzieren. Tschwang-Sang ist ein Weiser. Auf seinen einsamen Gängen kommt er einst in die Nähe eines vernachlässigten Kirchhofs. Dort sieht er eine junge Frau in schlichtem Kleide auf einem frischen Hügel sitzen und ihn mit ihrem Fächer fächeln. Auf seine Frage, wer dort begraben sei, giebt sie zur Antwort: Der in diesem Grabe liegt, ist der arme Narr, mein verstorbner Mann. ... Als letzten Wunsch sprach er aus: Wann ich wieder heiraten wolle, so möge ich warten, bis die Erde über seinem Grabe trocken geworden sei.

Tschwang-Sang wundert sich natürlich über diese Antwort, erbietet sich aber, die Frau bei der Arbeit abzulösen, worauf sie mit Freuden eingeht. Dann, als der Hügel trocken ist, verehrt sie ihm ihren schönen weißen Fächer und geht lachend fort, während er gedankenvoll heimkehrt. Seine junge Frau — zwei hatte er schon verloren — hört ihn seufzen. Er erzählt ihr den Vorgang. Sie erklärt das Fächerweib für ein Wesen ohne Scham und Tugend und zerbricht zornig den Fächer. Und da er meint: die Kenntnis des menschlichen Antlitzes sei noch nicht die Kenntnis des menschlichen Herzens, vermißt sie sich: wenn er sterben sollte, werde sie bis an ihr Lebensende Witwe bleiben. Einige Tage darauf erkrankt er. Bald wirst du bedauern, den Fächer zerbrochen zu haben, seufzt er. Sie aber schwört, sie heirate nach seinem Tode nicht wieder, und erbietet sich auf der Stelle, sich selbst den Tod zu geben.

Digitized by Google

Nun stirbt er. Ihr Schmerz ist grenzenlos. Sie schläft nicht, sie ißt nicht, sie trinkt nicht. Am neunten Tage, nachdem ihr Gatte im Sarge liegt, meldet sich bei ihr ein Student. Es hat ihn der Wunsch hergetrieben, den Weisesten der Weisen kennen zu lernen. Er ist prinzlichen Blutes und bittet, ihm jetzt wenigstens zu gestatten, daß er im Hause bleibe, bis der teure Meister bestattet sei. Die Witwe kann auch nicht umhin, es ihm zu erlauben.

Bei den gemeinsamen Trauerandachten, denen sie sich nun hingeben, verliebt sich die Witwe in den schönen Jüngling. Sie vertraut sich dem von ihm mitgebrachten alten Diener. Dieser gesteht, daß auch sein Herr sie liebe und nur fürchte, es sei gegen das Gesetz, wenn ein Schüler die Witwe seines Meisters heirate. Sie beschwichtigt des Dieners Sorgen, giebt ihm Wein, und nachdem der Prinz von ihm erfahren hat, daß die schöne Witwe seiner begehre, erklärt dieser durch seinen Diener, drei Dinge stünden ihrem Bunde im Wege, selbst wenn er jenen Einwand seines Dieners fallen lasse. Zunächst stehe der Sarg noch im Hause. Dann fürchte er ihre Mißachtung, da er nur ein Schüler sei, ihr Verstorbner aber der Meister aller Meister. Zum dritten: er habe nur Gepäck, kein Geld bei sich.

Sie antwortet: ein toter Körper sei nicht die Quelle des Lebens; hinter dem Hause sei ein kleiner Stall — dorthin wolle sie den Sarg tragen lassen. Was die Berühmtheit ihres Gatten betreffe, nun, sie bestreite sie nicht; aber übergescheit sei er keineswegs gewesen. Geld endlich habe sie selbst genug, sie wolle auch für Hochzeitskleider sorgen, er solle nur eilen. Nun hat auch der Prinz keine weitern Bedenken, der Sarg wird in den Stall geschafft, sie legt prächtige Kleider an, „ist selig wie im Himmel und glücklich wie die Erde" und läßt sich mit ihm einsegnen. Aber plötzlich stürzt der Prinz um. Sie ist in Verzweiflung. Der Diener deutet an, dergleichen sei seinem Herrn öfter passiert.

Und das Mittel dagegen? ruft sie.

Etwas von dem Hirn eines Lebendigen. Welches Unglück! Aber mein Mann liegt ja im Sarge, ist kein Lebendiger mehr. Ob nicht das Hirn eines Toten, fragt sie, auch helfen könne? Allerdings, versichert der Diener, wenn der Tote nämlich noch nicht neunundvierzig Tage tot ist.

Mein Mann, sagt die Witwe, ist erst zwanzig Tage tot; könnten wir nicht den Sarg aufbrechen und sein Gehirn nehmen?

Ich besorge nur, antwortet der Diener, daß Ihr das nicht gern thun werdet.

Ich und der Prinz, giebt sie Bescheid, sind Mann und Weib. Und sie holt ein Beil. Nach einunddreißig Schlägen hat sie den Deckel gesprengt. Indem sie dann aber daran geht, ihrem Verstorbnen den Schädel einzuschlagen, bemerkt sie mit Schrecken, daß er sich langsam aufrichtet. Die Lampe und das Beil entfallen ihren Händen. Hilf mir auf, Frau! ruft er, und sie muß ihm aus dem Sarge helfen.

Jetzt gilt es, sich herauszulügen. Sie behauptet, von einer frohen Ahnung zum Öffnen des Sarges getrieben worden zu sein.

Und deine gestickten Ärmel und Beinkleider? forscht er, da du doch in Trauer bist?

Alles im Gefühl sichrer Vorfreude! ruft sie.

Sehr gut, sagt Tschwang-Sang, aber warum steht mein Sarg hier im Stall?

Auf diese Frage bleibt sie die Antwort schuldig.

Daß sie jemand mit Wein regalierte, sieht er an den halb geleerten Gläsern und Flaschen.

Digitized by Google

Gieb mir zu trinken, sagt er.

Dann schreibt er folgende Verse auf ein Blatt Papier:

Welche Liebe haben Gatte und Gattin zu einander, die zusammen geschlafen haben hundert Nächte?

Sobald sie ein neues Gesicht erblicken, vergessen sie das alte!

Und können mit eigner Hand das Beil ergreifen, um den Sargdeckel zu öffnen.

Wie könnten sie warten, bis das Grab trocken ist!

Zugleich streckt er seinen Finger aus, und seine Frau sieht zwei Schatten: den Prinzen und dessen Diener. Denn Tschwang-Sang war ein so großer Weiser, daß er „sein Wesen in zwei zu teilen verstand und seinen Körper von dessen Schattenbild zu trennen wußte.“ Er läßt die Schatten dann wieder verschwinden, und die Frau erhenkt sich.

Ob aus Scham oder aus Schmerz um den zerronnenen Prinzen, erfahren wir nicht.

Tschwang-Sang schneidet die Entseelte von dem Balken ab, an dem sie hängt, legt sie in den von ihm eingeweihten Sarg, zündet die Hütte an und zieht gen Westen — man weiß nicht, wohin.

Dies in Kürze die chinesische Geschichte von der treulosen Witwe. Es ist bemerkenswert, daß die spätern Erzähler das Aufleben des Gatten und seine Zauberkraft nicht erwähnen, sehr zum Nachteil der Witwe. Denn eigentlich ist ja der Gatte in der chinesischen Erzählung noch strafbarer als seine junge Witwe, ganz abgesehen von seinem verdrießlichen Pessimismus, der sich an der Rose nicht zu freuen vermag, weil sich in ihren Wurzeln möglicherweise ein Regenwurm birgt, er ist sogar ein sträflicher Versucher und Mörder. Oder hat sein Blendwerk die arme Frau nicht in den Tod getrieben? Durfte sie nur unter der einen Bedingung leben, daß sie nach seinem Tode allen Versuchungen widerstehn würde? Wo ist ein Gesetz, das den Witwen dies vorschreibt, und wo ist das Gesetz, das einem Gatten erlaubt, sich scheintot zu stellen und selber als jugendlicher Prinz verkleidet sich seiner Witwe mit verführerischem Zauber zu nähern?

Was den Zusammenhang dieser Erzählung mit der des Petronius betrifft, so ist wohl noch folgendes ins Auge zu fassen. Seit zweitausend Jahren hat die treulose Witwe des Petronius keine wesentlich größere Veränderung, außer den erwähnten, erlitten, als daß aus dem Kreuz, an dem der gestohlne Verbrecher hing, ein Galgen geworden ist. Der Kern der Geschichte blieb nämlich der gestohlne Dieb, der liebreizende Wächter, die vermeinte Unersetzlichkeit und Unvergeßlichkeit des verstorbnen Gatten, seine plötzliche Entwertung von dem Augenblicke an, wo die Witwe ihr Herz einem andern zuwandte. Auch die Verstümmlung und das Aufhängen sind geblieben, wenn auch unter kleinen Abweichungen. Dies beweist einerseits die Vortrefflichkeit des Motivs. Der Wahrheit nacherzählt oder nicht, es ist so festgesetzt, daß jede Änderung eine Verschlechterung sein mußte. Andrerseits beweist es die zähe Dauer solcher gut abgerundeten Überlieferung. Und endlich bürgt es dafür, daß die Geschichte des Petronius, wie schon vorhin angedeutet worden ist, zwar eine Seitenverwandte der chinesischen Novelle ist, daß derartige Motive aber ebenso wenig auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt zu werden brauchen, wie die Menschheit auf ein einziges erstes Paar.

Noch wenige Worte über die Änderungen, die mit der chinesischen Novelle seit ihrem Bekanntwerden in Europa vorgegangen sind. Es sind deren zwei, beide

Digitized by Google

von berühmten Dichtern, von Voltaire und von Goldsmith, dem Verfasser des Vicar of Wakefield. Wenn ich auf Goldsmiths Änderung zu sprechen komme, wird auch endlich der oben in der Litteratur vermißte „treulose Witwer“ zum Vorschein kommen, der freilich schon wieder in Vergessenheit geraten ist, weil er nicht mit dem Stempel des Genius versehen war.

Was Voltaire anlangt, so hat er offenbar die chinesische Novelle zur Unterlage genommen. Sie war im Jahre 1733 nach Paris gekommen, und seine Geschichte von Zadig und Azora datiert vom Jahre 1747. Das sehr gute Motiv mit dem Fächeln der Graberde hat er fallen lassen. Erfinderisch, wie er war, kam es ihm nicht darauf an, ein neues zu ersinnen; er schöpfte aus einer arabisch-chaldäischen Quelle. Das neue Motiv ist auch in der That kaum minder glücklich gefunden. Eine Witwe hat ihrem Manne ein Grab am Ufer eines Baches errichtet und ihm dort Gesellschaft zu leisten gelobt, so lange das Wasser an dem Grabe vorbeifließe. Azora, die Gattin Zadigs, geht hin, um die Trauernde zu trösten, findet sie aber schon vollauf beschäftigt, den Lauf des Baches abzuleiten. Azora ist außer sich, aber ihre leidenschaftliche Verurteilung der Witwe macht Zadig mißtrauisch. Er verabredet sich mit seinem Freunde Cador. Azora wird auf zwei Tage fortgeschickt. Zadig legt sich in einen Sarg, und als sie zurückkommt, läßt sie sich von Cador bereden, Zadig sei gestorben, und Azora könne nichts besseres thun, als sich mit ihm, mit Cador, trösten. Nun folgt wieder das Umfallen des Liebhabers. Er sagt, er leide an einem Übel, das am schnellsten durch das Auflegen der Nase eines eben erst Verstorbnen geheilt werden könnte. Rasch eilt Azora mit einem Rasiermesser nach dem noch offnen Sarge des Toten, dieser richtet sich aber abwehrend auf und sagt: Madame, machen Sie gefälligst kein weiteres Geschrei über den jungen Cador. Was Sie da eben mit meiner Nase vorhatten, nimmt es mit dem von Ihrer Freundin versuchten Ableiten eines Baches wohl noch auf!

Diese Erzählung ist in ihrer Art meisterhaft. Durchaus Voltairisch ist das Nasenabschneiden. Man denke nur an Candide. Daß die Lösung verträglich ist, rechne ich der Überarbeitung zum Verdienst an, ganz abgesehen davon, daß Voltaire von vornherein durch den Ton, worin er die Sache vorträgt, eine tragische Lösung ausschließt.

Die Moral aller dieser Veranstaltungen, um die Trauer zu ermitteln, die der Tod eines der Ehegatten dem andern bereiten werde, ist wohl am besten in dem Sprüchlein ausgedrückt:

Der Lauscher an der Wand
Hört seine eigne Schand.

Und eine Neugier dieser Art mag nur immerhin selbst den Schaden zahlen, wenn sie nach solcher Erfahrung um einen Wahn ärmer wird. Solche Geringschätzung des Gatten, der sich aus Eitelkeit diese Enttäuschung bei Lebzeiten verschaffen zu müssen glaubt, mag Goldsmith bewogen haben, in seiner Bearbeitung der chinesischen Novelle noch einen Schritt weiter zu gehn. Bei Goldsmith, dessen Geschichte wieder auf die Dame mit dem Fächer zurückgreift, wird diese schließlich von Choang — dem aus dem Sarge Auferstandnen — zum Weibe genommen, nachdem sich die Frau des Choang aus Scham darüber, daß sie ihren Gatten so bald vergessen hat, den Tod gegeben hat. Und zwar heiraten sich die beiden auf dem Fleck, „damit die vielen Veranstaltungen für eine Hochzeitsfeier nicht ganz umsonst gemacht sein sollten.“ Hier haben wir, wie schon erwähnt, auch einmal

Digitized by Google

den „treulosen Witwer,“ wie ihn die Frauenwelt kaum in häßlicherer Gestalt finden kann. Denn obgleich Choang nicht wie jener Tschwang-Sang auch noch seine Überlegenheit als Zauberer in die Wagschale werfen konnte, in der er die Glaubhaftigkeit der Gattin wägen wollte, so war sein Scheintodspielen doch schuld an dem Tode der Gattin, und nur ein Nichtswürdiger konnte sich, nachdem er das verschuldet hatte, sofort mit einer andern verbinden. Im übrigen suchten die englischen Dichter zu der Zeit, wo Goldsmith schrieb, mit wenigen Ausnahmen, nach französischen Mustern ernste Dinge ins Drollige zu ziehen, und der Proben, wo ihnen dies mißlang, giebt es genug.

Fragen wir nun zum Schluß, ob die Litteratur so ungerecht gewesen ist, die Witwe immer nur in dieser wenig löblichen Weise vorzuführen, so brauchen wir uns nur, um die Frage verneinen zu können, zu erinnern, daß kein Geringrer als Sophokles in seinen Trachinierinnen dem Schmerz der Gattin um den sterbenden Gatten ein unvergängliches Denkmal errichtet hat. In dem Worte Mausoleum selbst verewigt sich bekanntlich der Ruhm einer besonders treuliebenden Witwe. Denn die Gattin des Königs Mausolus, Artemisia von Karien, war es, die dieses Wort als Bezeichnung des vielgerühmten Grabtempels in ihrer Hauptstadt Halikarnaß einführte. Wie die Dichter gesagt und gesungen haben, glaubte sie aber die Asche ihres Gatten selbst in jenem prächtigen Bau noch nicht so würdig aufgehoben, wie die teuern Reste es verdienten, und indem sie die Asche in einem Becher Wein auflöste und diesen trank, machte sie ihren eignen Leib zum Monument des Verstorbnen. Das ist freilich wieder ein übertreibender Zug, der an die Witwe von Ephesus erinnert, die auf dem Grabe ihres Gatten den Hungertod erleiden wollte. Zuletzt aber bleibt diesen Überlieferungen und ebenso allen jenen Verunglimpfungen der Witwe gegenüber ja für alle Ewigkeit ein Frauenbild bestehn, das, wenn auch nicht als wirkliche Witwe, so doch als Strohwitwe den größten Dichter aller Zeiten zum Lobredner und zum Verherrlicher gehabt hat — Penelope.

R. Waldmüller

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kann den Technischen Hochschulen das jus doctorandi verliehen werden? Das Verlangen der Technischen Hochschulen, auf Grund einer Prüfung einen Titel zu verleihen, der ihren Schülern eine bestimmte Wertschätzung im praktischen Leben und in der wissenschaftlichen Welt sichert, ist durchaus berechtigt, und es wird die Entwicklung der Technischen Hochschulen erheblich fördern, wenn dieser Wunsch in angemessener Weise erfüllt wird. Indes erscheint es von vornherein auffallend, daß sie einen solchen Titel nicht aus ihren eignen, in dem modernen Leben und seinen Bedürfnissen wurzelnden Verhältnissen heraus zu schaffen bestrebt sind, sondern einen Titel entlehnen wollen, der vor etwa siebenhundert Jahren von den sich damals bildenden Universitäten geschaffen und seitdem ausschließlich von den Universitäten verliehen worden ist.

Bei näherer Untersuchung zeigt sich aber, daß dem Versuche, diesen Titel den Universitäten zu entlehnen, noch andre und sehr ernste Bedenken entgegenstehn.

Digitized by Google

Der Doktortitel und seine Verleihung ist mit dem Studienbetrieb und vor allem mit der Verfassung und der Geschichte der Universitäten eng verwachsen und findet nur in ihnen seine Bedeutung und sein Verständnis. Er ist wesentlich verschieden von allen Titeln, die sonst auf Grund von Prüfungen verliehen werden, sei es vom Staate, sei es von staatlich anerkannten Anstalten. Schon in der Art der Verleihung prägt sich das aus, in den mancherlei Formen, die unverständlich zu sein scheinen aber darin ihre Wurzel und ihr Recht haben, daß diese Promotion nicht nur ein Zeugnis geben will über den Grad des Wissens, sondern zugleich Beziehungen schafft zwischen dem Promovierten und der Korporation, die ihn promoviert. Diese Beziehungen sind nicht mehr von der Kraft und der Fülle der rechtlichen Folgen wie im Mittelalter; sie haben sich verflüchtigt in demselben Maße, wie die Autonomie der Universitäten an Kraft und Bedeutung verloren hat, aber diese Beziehungen haben keineswegs ganz aufgehört. In der Erneuerung der Diplome, in der Sitte Doktoren honoris causa zu kreieren, und in manchen, hier reichlicher, dort spärlicher erhaltnen Resten der alten Formen des Promotionsakts kommt das zum Ausdruck. Namentlich in den Stücken, die daran erinnern, daß ursprünglich die Promotion die Lehrthätigkeit eröffnete und zu einer bestimmten Lehrthätigkeit verpflichtete.

Damit hängt es auch zusammen, daß der Doktortitel, obschon die vorausgehende Prüfung an den Universitäten Deutschlands, Englands, Frankreichs, Italiens und andrer Länder ganz verschiedenartige Bedingungen stellt und verschiedne Maßstäbe anlegt, doch immer noch überall als ein gleichartiger Titel betrachtet wird. Man ist sich des Unterschieds der wissenschaftlichen Prüfung bewußt, aber man legt stärkeres Gewicht darauf, daß dieser Titel verliehen wird von gleichartigen Korporationen, die sich gerade in dieser Anerkennung ihres gemeinsamen Ursprungs bewußt werden. Und wer möchte leugnen, daß in diesem Zusammenhange der Universitäten der verschiednen Länder von Finnland bis Italien ein für den Betrieb der Wissenschaften und für den Verkehr der Gelehrten wertvolles, Leben schaffendes Element gegeben und zu bewahren ist?

Würde man also das Recht, diesen Titel zu verleihen, von den Universitäten auf Anstalten übertragen, die zwar eine ausgezeichnete Form des wissenschaftlichen Betriebs darstellen, eine Form, die vielleicht in manchem Stücke dem Betriebe der Universitäten überlegen, aber doch vielfach anders ist als die der Universitäten, und die auch nicht die Verfassung und nicht die Geschichte haben, in der die Form und das Wesen des Doktortitels begründet sind: so würde man etwas Unmögliches versuchen. Man würde wohl den Namen aber nicht die Sache übertragen. So wenig man gewisse, nur aus der mittelalterlichen Entwicklung verständliche Institute des englischen Parlaments auf unsre deutschen Kammern übertragen, so wenig man z. B. den Sprecher des englischen Parlaments in den deutschen Reichstag verpflanzen kann, so wenig vermag man den Doktortitel der Universitäten auf die technischen Hochschulen zu übertragen.

Der Doktorgrad, den Technische Hochschulen verleihen würden, würde notwendig immer etwas andres sein als der der Universitäten. Er wäre das Produkt eines andern Studienbetriebs, er entbehrte der eigentümlichen Züge und des historischen Hauches, den ihm die Verfassung und die Tradition der Universität beigeben, und damit des Wesentlichsten von dem, was ihn von andern Prüfungsprädikaten unterscheidet. Man würde den Technischen Hochschulen nicht geben, was sie erwarten, sondern einen neuen Grad unter dem alten Namen. Man würde ihnen durch die Erfüllung dieses Wunsches nichts andres gewähren, als was sie in der Verleihung

Digitized by Google

eines neuen Titels gewinnen würden; aber man würde damit zugleich die Hand der Zerstörung legen an das Institut der akademischen Promotion. Begriff und Wesen des Doktorats würden sich verflüchtigen; es würde das Doktordiplom bald nichts andres mehr sein als jedes andre Zeugnis über eine bestandne Prüfung, und es würde der akademischen Promotion damit auch die Kraft genommen werden, die sie jetzt noch auf das korporative Leben der Universitäten ausübt als hauptsächlichste Trägerin der historischen Erinnerungen der Universitäten, die jetzt noch aus jedem dieser Akte zurückströmt auf das korporative Leben der Universität, wenn wir uns dessen auch nur bei gewissen besonders feierlichen Fällen bewußt werden.

Und dieser Prozeß der Zerstörung würde sich rasch vollziehn. Den Technischen Hochschulen würden bald andre Anstalten mit denselben Ansprüchen nachfolgen, wie die Forstakademien, Bergakademien, Landwirtschaftlichen Hochschulen, Handelsakademien, Kriegsakademien, Tierärztlichen Hochschulen, denen allen ein Recht nicht versagt werden könnte, das den Technischen Hochschulen verliehen wäre. Dann aber würde es auch nicht mehr gelingen, den zerstörenden Einfluß der wilden, namentlich überseeischen Doktorfabriken auf die Bedeutung der akademischen Grade so einzudämmen, wie es bisher geglückt ist.

Die Verleihung des Doktorgrades, im besondern die wissenschaftlichen Forderungen, die dabei gestellt werden, haben ebenso wie die damit verbundnen Rechte und Privilegien mancherlei Wandlungen durchgemacht, und die Geschichte erzählt von vielfältigem und grobem Mißbrauch, der mit der Verleihung des Rechts getrieben worden ist. Aber immer wieder haben die Universitäten die Kraft gefunden, dem Mißbrauch zu steuern, und gerade in unsern Tagen darf man rühmen, daß das mit Erfolg geschehn ist. Um so weniger darf etwas geschehn, was die ehrwürdige Einrichtung zu zerstören, die Promotion in eine gewöhnliche Prüfung zu verwandeln droht, die von beliebigen Behörden und in beliebigen Formen vorgenommen werden kann.

Es ergiebt sich somit, daß die Technischen Hochschulen nicht erhalten, was sie zu erhalten glauben, wenn man ihnen das Recht gewährt, die akademische Promotion zu vollziehn; daß man aber durch die Verleihung dieses Rechts an andre Anstalten das Institut der Doktorpromotion und damit die Universitäten in ihrem Wesen schädigt; der berechtigte Wunsch der Technischen Hochschulen nach einem Titel, der den glücklichen Abschluß der Studien bezeichnet, ist also in geeigneter Weise nur durch einen neuen Titel zu erfüllen, der aus dem lebendigen Getriebe dieser modernen Anstalten geschöpft wird, nicht durch eine Entlehnung der ihrem Studienbetrieb, ihrer Verfassung und ihrer Geschichte nicht entsprechenden Doktorpromotion.

Diese Erkenntnis fehlt auch in den Kreisen der Technischen Hochschulen selbst nicht, wie sich denn die Münchner Technische Hochschule, eine der berühmtesten unter ihnen, von der Agitation für die Erwerbung des jus doctorandi fern gehalten hat.

Breslau G. Kaufmann

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Angelsachsen und Deutsche in Südamerika

Vor kurzem teilte der New York Herald seinen Lesern eine Unterredung mit, die ein Vertreter des Blattes in Alexandria mit Cecil Rhodes gehabt hatte. Danach stellte dieser der Eroberungspolitik der Vereinigten Staaten in der Neuen Welt eine glänzende Zukunft in Aussicht. Innerhalb von hundert Jahren, meinte er, werde ganz Amerika, mit der einzigen Ausnahme von Kanada, unter die Botmäßigkeit der Union gebracht sein. Also auch hier wieder, wie zur Zeit überall, wo sich die angelsächsischen Brüder auf diesem Globus zusammenfinden, eitel Freundschaft zwischen den beiden, und die freundliche Einladung Albions an die neue Weltmacht, soweit nicht englische Interessen dadurch gefährdet werden, ungeniert zuzugreifen und auch auf dem südlichen Kontinent, der bekanntlich an sich mit dem nördlichen außer dem Namen nicht allzuviel gemeinsame Eigentümlichkeiten aufweist, ganz zu thun, als ob man zu Hause wäre. Daß der Gewaltige von Südafrika in diesem Fall England als stillen Teilhaber an dem Geschäft mit in Rechnung nimmt, versteht sich bei der Interessengemeinschaft zwischen den beiden Schwesternationen von selbst; denn beide sind bereit, „des weißen Mannes Bürde" redlich auf sich zu nehmen und überall, wo noch farbige Menschen, vom zarten Hellgelb bis zum dunkelsten Schwarz der Hautfarbe, nach ihrer Façon selig werden möchten, das Banner der heutzutage alleinseligmachenden angelsächsischen Gesittung aufzupflanzen.

Eine solche Äußerung hätte nun an und für sich nicht viel zu bedeuten, wenn nicht eine Reihe von Thatsachen ein planmäßiges Vorgehen der Union im Sinne der Losung, die hier ausgegeben worden ist, erkennen ließen. Seit Jahren werden von dem Kabinett von Washington Fäden um Fäden gesponnen, um den südamerikanischen Koloß an die führende Macht im Norden enger und enger anzuketten. Ganz allmählich hat man auf politischem Gebiet dem be-

Digitized by Google

kannten Schlagwort der Monroe-Doktrin: „Amerika für die Amerikaner" die Deutung untergeschoben: „Amerika für die Yankees," und schon liegt ein Fall vor, wo das Recht der Bevormundung der südamerikanischen Staaten durch die Union von einer europäischen Macht im Prinzip anerkannt wurde. Es ist dies der Streitfall zwischen England und Venezuela wegen eines Gebietsstreifens an der Grenze von Britisch-Guayana, der durch den Machtspruch des Präsidenten Cleveland zu Gunsten Englands entschieden wurde. Die Nativisten Brasiliens sahen sich damals veranlaßt, zum Dank für die drohende Botschaft, die Cleveland gegen England erließ, und mit der es ihm gelang, den südamerikanischen Schwärmern für die Unabhängigkeit Amerikas von Europa Sand in die Augen zu streuen, den Nationalkongreß in Rio de Janeiro zu einer Glückwunschdepesche an den Kongreß der nordamerikanischen Union zu bestimmen, ohne zu bedenken, daß sie damit einem Vorgang zujubelten, wonach noch einmal Brasilien dasselbe Los wie der kreolischen Nachbarrepublik bereitet werden kann.

In ähnlicher Bedeutung kennzeichnet ein Vorfall aus neuster Zeit die Sachlage, der, sonst in der Presse kaum beachtet, in der in Porto Alegre erscheinenden „Deutschen Zeitung" von deren Berichterstatter in Buenos Aires näher beleuchtet worden ist. Am ersten März dieses Jahres fand in Montevideo wieder einmal eine Präsidentenwahl statt, die sich in einer so geordneten Weise vollzog, wie man dies in dem klassischen Lande der heißblütigen Gauchos wohl kaum je erlebt hat. Auch die Bildung des den verschiedensten Parteien entnommnen Ministeriums machte keine Schwierigkeiten, und der Amtsantritt des neuen Präsidenten Cuestas gestaltete sich zu einem wahren Volksfeste. Jeder, der es mit dem vielgeplagten uruguayischen Völklein gut meinte, mußte seine Freude an diesen Dingen haben. Nicht so die argentinische Presse, die sich vielmehr über die Klärung der bisherigen Wirrsale äußerst unzufrieden zeigte und sogar unter der Blume zu einer neuen Revolution hetzte. Nun ist ja die Begehrlichkeit, mit der Argentinien die schöne Nachbarrepublik am Laplata betrachtet, schon längst kein Geheimnis mehr. Die Herrschaft über diesen ganzen, für die Schiffahrt so wichtigen Strom und damit die Wegnahme der uruguayischen Häfen schwebt der argentinischen Politik schon lange als lockendes Ziel vor.

Dieser Herzenswunsch Argentiniens allein konnte aber die ungewöhnlich gereizte Sprache der Blätter nicht rechtfertigen, als sich auf einmal zeigte, wer eigentlich der Hauptschuldige in der Sache war. Der nordamerikanische Gesandte in Montevideo sandte nämlich an Cuestas ein beglückwünschendes Schreiben, worin er in unzweideutiger Weise seiner Genugthuung darüber Ausdruck gab, daß es trotz der revolutionären Umtriebe gelungen sei, endlich den Frieden zu befestigen. Bei dieser Gelegenheit traten die nahen Beziehungen des neuen Präsidenten zur Union zu Tage, und man erinnerte sich, daß er schon früher, als der Krieg zwischen Argentinien und Chile für unvermeidlich

Digitized by Google

galt, für diesen Fall zur Sicherung der Neutralität Uruguays den Schutz der Vereinigten Staaten nachzusuchen entschlossen gewesen war, und daß schon diplomatische Verhandlungen stattgefunden hatten. „Daß sich die große Republik im Norden, meint unser Gewährsmann, in diese Rolle eines vermittelnden und wehrenden Schutzengels bei den südamerikanischen Schwestern ganz gut hineinfinden könnte, bezweifelt wohl niemand."

Neben dieser unterirdischen Minierarbeit der Diplomatie läßt sich aber auf dem offnen Markte des Wirtschaftslebens ein ähnliches Umsichgreifen des wirtschaftlichen Einflusses der Union in den Kreolenstaaten erkennen. In Venezuela, Kolumbien, Ecuador und Peru rückt der Nordamerikaner dem hergebrachten Schlendrian mit Eisenbahnen und Banken, mit Bibeln und Missionaren immer energischer zu Leibe. In den Nordstaaten Brasiliens teilt er sich in der Hauptsache nur mit dem Engländer in den Ausfuhrhandel mit Baumwolle und Kautschuk, nordamerikanisches Getreide findet im Austausch gegen Kaffee massenhaft den Weg nach den nördlichen und Zentralprovinzen, und auf dem Markte in Rio hat das Schmalz unsrer wackern Schweine züchtenden und Schmalz siedenden Landsleute im Urwalde von Rio Grande do Sul einen schweren Stand gegen die eine tiefere Kenntnis in der Chemie verratenden Erzeugnisse der Union. Auch in Chile gewinnt die nordamerikanische Industrie in neuerer Zeit sehr an Boden. Ferner beteiligt sich die Union immer mehr an der wirtschaftlichen Erschließung Argentiniens, wohin neuerdings im Anschluß an die Reise einer Abordnung von reisenden Kaufleuten und Industriellen eine starke Einwanderung von nordamerikanischem Kapital und die Niederlassung einer Reihe nordamerikanischer Kaufleute in der Hauptstadt erfolgte. Welchen Wert die Vereinigten Staaten auf den argentinischen Markt legen, geht aus den Zugeständnissen hervor, die sie der Wolle dieses Landes gemacht haben, um gewisse Gegenleistungen für ihre Industrieerzeugnisse zu erlangen, was selbst zu einer Durchbrechung des Dingleytarifs geführt hat.

Alle diese wirtschaftlichen Eroberungen aber treten zurück hinter dem Projekt der großen Eisenbahnverbindung von Nord- und Südamerika, einem Unternehmen, das sich den gigantischen afrikanischen Plänen Cecil Rhodes würdig an die Seite stellt. Nach neunjährigen Vorstudien liegen die Ergebnisse der Arbeiten der zu diesem Zweck eingesetzten Kommission in einem siebenbändigen Werke vor. Die Hauptlinie von Newyork nach Buenos Aires soll etwa 16365 Kilometer Länge aufweisen, wovon schon 7683 Kilometer ältere Bahnlinien vorhanden sind. Die Kosten für die Herstellung des Unterbaues der Hauptlinie, einschließlich der Brücken, werden rund auf 875 Millionen Franken geschätzt. Die Herstellung dieser Bahn mit nordamerikanischem Material durch nordamerikanische Ingenieure würde sehr wahrscheinlich neben einer rapiden Entwicklung des Bergbaues in den Anden einen ähnlichen Zustrom der Einwanderung in die östlichen andinen Landesteile Boliviens und das

Digitized by Google

Gebiet der Flüsse, die ihre Gewässer dem Laplata zuführen, veranlassen, wie ihn die Union in den auf den Ausbruch des kalifornischen Goldfiebers im Jahre 1848 folgenden zwei Jahrzehnten sehr zum Vorteil ihrer bisher brach liegenden westlichen Ländergebiete gesehen hat.*)

Weniger auf politischem als auf wirtschaftlichem Gebiete bewegen sich die Fortschritte Englands auf dem südamerikanischen Boden. Daß englisches Kapital hier überall, wo Geschäfte zu machen sind, schon lange rührig an der Arbeit ist, braucht kaum erwähnt zu werden. Besondre Berücksichtigung verdient aber doch das Verhältnis des großen Handelsmanns im Norden zu den beiden gewaltigsten Staatengebilden Südamerikas, zu Argentinien und Brasilien. Im Jahre 1890 konnte der Engländer W. Graham in einem Vortrag über den englischen Einfluß in Argentinien dem wirklichen Thatbestand entsprechend behaupten, daß mehr als vierzig Prozent der in die argentinischen Häfen einlaufenden Seeschiffe unter britischer Flagge fuhren, daß 34 Prozent des argentinischen Einfuhrhandels in Waren bestanden, die aus England kamen — darunter jedenfalls nicht wenige deutschen Ursprungs —, daß 17 Prozent aller aus Argentinien ausgeführten Waren und Rohstoffe nach England gingen, daß fast alle Eisenbahnen, Straßenbahnen, Wasserleitungswerke, Gasgesellschaften und Häfen entweder in den Händen von Gesellschaften waren, deren Direktorium in London saß, oder durch Kapital gebaut und begründet wurden, das auf dem englischen Geldmarkt aufgebracht war, daß endlich unter den Geldinstituten der Hauptstadt die englischen an der Spitze standen.

Dem deutschen Wettbewerb, der sich immer unangenehmer fühlbar macht, sucht man auf jede mögliche Weise das Wasser abzugraben, was sich unter anderm in den Versuchen zeigt, eine Monopolisierung des Viehmarkts für eng-

*) Weitere Beweise für das planmäßige Vorgehen der Union in Südamerika bieten folgende Thatsachen aus neuster Zeit: die Besuche des nordamerikanischen Gesandten und Generalkonsuls in der brasilischen Provinz Minas und den Südstaaten; die Stationierung eines ständigen Geschwaders in Südamerika; das Angebot eines Kapitalistensyndikats für den Ausbau des Hafens von Montevideo, dessen Annahme von ernster politischer Tragweite wäre; die Bildung einer großen nordamerikanischen Kolonisationsgesellschaft für Bahia; die Erkundung der brasilischen Flußläufe durch das flachgehende Kanonenboot Wilmington, das unlängst unter Verletzung der Hoheitsrechte Brasiliens die Einfahrt ins Innere des Amazonasgebiets erzwang. In Buenos Aires hat sich das Philadelphia-Handelsmuseum niedergelassen und geht daran, ein Musterlager nordamerikanischer Erzeugnisse im größten Stil zu errichten. In Paraguay laufen bei dem nordamerikanischen Konsulat in Asuncion fortwährend zahlreiche Anfragen über industrielle Unternehmungen u. a. ein, was der „Paraguay-Rundschau" den Stoßseufzer auspreßt: „Es klingt vielleicht allmählich lächerlich, wenn wir an jede derartige Nachricht die Frage knüpfen: Und wo bleibt der deutsche Michel? Aber ist sie nicht jedesmal mehr berechtigt?" Daß übrigens die der Unabhängigkeit der Kreolenstaaten drohende Gefahr diesen immer mehr zum Bewußtsein kommt, geht aus dem neustens gemeldeten Versuch der argentinischen Regierung hervor, die vier östlichen südamerikanischen Republiken zu einem Schutzbündnis zusammenzuschließen.

Digitized by Google

lisches Rassevieh und damit eine völlige Verdrängung der deutschen Einfuhr zu stande zu bringen. Ebenso gelang es allerneustens den Machenschaften der englischen Presse, die Ausführung zweier aussichtsvollen Eisenbahnlinien, die schon in deutschen Händen waren, diesen wieder zu entreißen, sodaß, wenigstens vorläufig, nur noch der Bau einer kleinen Teilstrecke von dem ganzen Projekt übrig bleibt. Freilich stehn diesen Erfolgen auch wieder bedeutende finanzielle Mißerfolge gegenüber. Wohl in der Erwartung, die Nationalregierung werde im Falle des Eintritts der Zahlungsunfähigkeit der Provinzen Bürgschaft übernehmen, haben sich die Engländer mit Darlehen in einer Weise eingelassen, daß sie in absehbarer Zeit nicht auf eine angemessene Tilgung der Zinsschuld oder auf Amortisation rechnen können. Wir entnehmen diese Angaben teilweise dem neusten über Argentinien erschienenen Buche von P. Märtens „Südamerika unter besondrer Berücksichtigung Argentiniens" (Berlin, Johannes Räde, 1898), das sich fast ausschließlich mit diesem Staate beschäftigt, und dessen Verfasser als früherer Leiter mehrerer in Buenos Aires erscheinenden deutschen Zeitungen reichlich Gelegenheit gehabt hat, die Verhältnisse an der Quelle zu studieren.

Was sodann Brasilien anlangt, so ist auch hier englisches Kapital besonders im Norden und in den Zentralprovinzen an der wirtschaftlichen Erschließung des Landes stark beteiligt, während die südbrasilischen Staaten erst kürzlich wieder von englischen Sachverständigen ihren Landsleuten als günstiges Kolonisationsgebiet empfohlen worden sind. Ganz besonders fällt aber für Englands Beziehungen zu Brasilien das Schuldverhältnis des Bundesschatzes zur Londoner Rothschildgruppe in die Wagschale, die der einzige europäische Gläubiger der brasilischen Union ist. Dem Schuldner wurden durch das letzte Abkommen drei Jahre Frist gewährt, die Staatsfinanzen in Ordnung zu bringen, wovon ein Jahr bald abgelaufen sein wird. Gelingt dies in diesem Zeitraum nicht, so droht der Bankrott oder die Verpachtung eines Teils der Bundesbahnen, der sogenannten Zentralbahn, als Pfandgegenstand. Diese Maßregel aber würde auf große Schwierigkeiten stoßen, da die im Falle der Übernahme durch die Gläubiger durchaus notwendige Entlassung der vielen Tausende von Angestellten, die ihren mit wenig Arbeit belasteten Posten meist der Güte irgend eines einflußreichen Politikers verdanken, mit allem, was drum und dran hängt, nicht ohne Erschütterung des ganzen Staatskörpers vor sich gehn würde. Auch eine Mehrbelastung der einzelnen Staaten könnte bei der schon bestehenden Spannung zwischen der Bundesleitung und der Regierung verschiedner Einzelstaaten — es sei hier nur Rio Grande do Sul genannt — diese den auf eine völlige Losreißung von der Union hinarbeitenden Parteien in die Arme treiben und so den Kredit der Union nur noch mehr schädigen. Nun brauchen wir uns allerdings nicht die Köpfe der Gebrüder Rothschild über die Frage zu zerbrechen, wie diese zu ihrem Gelde kommen werden. Aber die Möglichkeit kann uns nicht gleichgiltig sein, daß sich Großbritannien der gefährdeten Interessen

Digitized by Google

seiner Geldleute annehmen und sich etwa statt des Danaergeschenks der Zentralbahn nach einem solidern Faustpfand umsehen könnte.

Wohin wir also den Blick richten, sehen wir die angelsächsischen Großmächte an der Arbeit, um auch hier ihren Zukunftstraum zu verwirklichen, die wirtschaftliche oder selbst politische Unterwerfung aller Länder, die noch nicht in festen europäischen Händen sind, als Handels- und Absatzgebiete für die „große Werkstätte" England und die Trustgesellschaften Nordamerikas, die immer mehr dessen äußerer Politik ihren Stempel aufdrücken. Es heißt die großartige Weitsichtigkeit der Politik beider Staaten verkennen, wenn man ihnen nicht zutraut, daß sie, solange der gemeinsame Vorteil ein Bindeglied ist, kleinere Differenzen übersehen und nach dem Grundsatz, daß ein gut Geschäft gute Freunde macht, die Verteilung der dem Handel und der Kolonisation noch zu erschließenden Länder der Erde in verständnisinnigem Zusammenwirken vornehmen werden. Man höre darüber Ratzel, der in seiner „Politischen Geographie" sagt: „Großräumige Völker sind bessere praktische Geographen als kleinräumige. Rom, England und die Vereinigten Staaten bewähren einen politisch-geographischen Blick, der mit ihrer geringen Pflege der theoretischen Geographie merkwürdig kontrastiert. Die großräumige Politik hat den Vorteil der weitschichtigen Pläne, die ihrer Politik vorauseilen; sie steckt ihre Ziele lange aus, ehe andre nur daran dachten, daß politische Werte zu finden seien, und kleinere Entwürfe sehen sich plötzlich von einem Netz von zwar dünnen, aber doch jäh hemmenden Maschen umfaßt."

Diese Sachlage verdient von deutscher Seite in die ernsteste Erwägung gezogen zu werden. Die noch wenig erschlossenen, dünn besiedelten Riesengebiete des innern Südamerikas, insbesondre die südlich vom Wendekreis des Steinbocks liegenden Länder bieten die letzte große Möglichkeit für das hinter den germanischen Kolonialmächten zurückgebliebne Deutschland, sich an einer kolonisatorischen Aufgabe allerersten Ranges zu versuchen, deren Lösung oder Nichtlösung darüber entscheiden wird, ob es der deutschen Nation überhaupt vorbehalten ist, eine eigne vollwertige Weltkultur auszuprägen. Denn nur durch die Gewinnung gewaltiger Auswanderungsgebiete, in die sich der Überschuß unsrer Volkskraft ergießen kann, ohne seine Stammesart zu verlieren, wird Deutschland imstande sein, neben den bisherigen großräumigen Reichen, die sich immer mehr über die bloßen Großmächte, die nur dieses und keine Weltmächte sind, emporheben, den ihm gebührenden Platz einzunehmen. Kommen wir auch diesesmal zu spät, so bleibt uns nichts andres mehr übrig, als, wenn uns die Übervölkerung dazu zwingt, es gleich den alten Normannen des Mittelalters mit dem Seekönigtum zu versuchen und neue überseeische Reiche mit Waffengewalt zu erobern, was aber für einen Festlandsstaat wie Deutschland auf absehbare Zeit seinen Haken haben dürfte; oder uns ein für allemal zu bescheiden, im Innern die schon vorhandnen Ansätze zum Chinesentum kräftig

auszubilden, nach außen eine verhältnismäßig bescheidne überseeische Handelspolitik unter der Ägide der angelsächsischen Vettern zu treiben und diesen wie bisher den Blutzoll in Gestalt der Tausende von Auswandrern zu bezahlen, die alljährlich zu deren wirtschaftlicher Stärkung der nationalen Arbeit verloren gehn.

Und nicht nur wirtschaftlich stärken diese ihr neues Vaterland, sie ziehen auch dafür zu Feld. Nach dem Bericht eines Augenzeugen konnten auf einem Transportdampfer, der Unionstruppen nach den Philippinen hinüber führte, anläßlich der Feier eines amerikanischen Nationalfestes aus der Mitte der Milizen deutscher Abstammung allein hundert in Deutschland ausgebildete Soldaten ausgewählt werden, die vor versammeltem Kriegsvolke eine Probe des deutschen Parademarsches vorzuführen hatten. Und wie viele Deutsche mögen sich außer diesen Hundert noch auf dem einen Dampfer befunden haben! Wahrhaftig, die Wahl sollte nicht schwer fallen, welchen Weg wir zu gehn haben.

Aber, wird hier der ängstliche Einwand lauten, haben wir nicht unsre Volksgenossen aus den handarbeitenden Klassen im eignen Lande nötiger, als daß wir sie für eine überseeische Kulturarbeit entbehren könnten, bei der es noch fraglich ist, ob sie zuletzt dem Deutschtum als solchem zu gute kommen wird? Dieser Einwand ist vollkommen berechtigt. Allein es geht auch ohne einen fühlbaren Aderlaß an dem deutschen Volkskörper. Einmal handelt es sich darum, die kolonisatorischen Kräfte immer mehr auch den gebildetern, höhern Klassen zu entnehmen, die sich in den angelsächsischen Ländern bekanntlich in ganz andrer Weise an der kolonialen Arbeit beteiligen als bei uns. Die Ablenkung der Jugend dieser Kreise von den büreaukratischen und gelehrten Berufen ist ebenso wie die richtige Verwendung für die sich vom Beruf der Väter abwendenden Bauern- und Handwerkersöhne, die ein die Nachfrage weit übersteigendes Angebot besonders für den Kaufmannsstand und die niedern Staatsstellungen liefern, eine Aufgabe, von deren befriedigender Lösung sehr viel für eine gedeihliche Entwicklung unsrer sozialen Verhältnisse abhängt. Sodann würde sich unter den in Nordamerika und Australien sowie in andern angelsächsischen Gebieten schon angesiedelten Bauern und Handwerkern deutscher Abstammung ein weites Rekrutierungsfeld eröffnen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß beispielsweise im Westen der Vereinigten Staaten deutsch-amerikanische Farmersöhne in Menge für die kolonisatorische Arbeit in Südamerika zu gewinnen wären, die zugleich den Vorteil böten, für die Pionierarbeit besser vorgeschult zu sein, als dies bei unsern deutschen Bauern der Fall ist. Eine der dabei interessierten deutschen Dampferlinien müßte dann zuweilen eines ihrer Schiffe Baltimore oder einen andern der hierfür in Betracht kommenden Häfen anlaufen lassen.

Ferner leben sonst vielfach Kolonisten deutscher Abstammung unter fremder, so besonders slawischer und muhammedanischer Bevölkerung in Enklaven ver-

streut, unter denen sich hier und da schon der Wunsch nach abermaliger Auswanderung in die That umgesetzt hat. So haben sich Nachkommen der unter der Kaiserin Katharina von Rußland an der untern Wolga angesiedelten schwäbischen Mennoniten nebst südrussischen Herrnhutern deutscher Abstammung in nicht unbeträchtlicher Zahl den südbrasilischen Staaten und Argentinien zugewandt. Neben den als tüchtigen Kolonisten geschätzten Schweizern und Deutsch-Österreichern kommen sodann Angehörige andrer germanischer, nichtangelsächsischer Länder, Schweden und Norweger, Dänen, Balten, Holländer (vielleicht auch Buren?) in Betracht. Aber auch Nichtgermanen, die ein gutes oder wenigstens genügendes Kolonistenmaterial abzugeben versprechen, könnten unbedenklich von deutschen Besiedlungsgesellschaften herangezogen werden, sofern nur sonst das Deutschtum moralisch oder der Kopfzahl nach überwiegt, so Italiener aus Welschtirol oder andern Alpenländern, besonders aber Slawen, eine Rasse, die schon eine große Bedeutung für die südamerikanische Einwanderung erlangt hat. Unter diesen stehn der Zahl nach die Polen voran, dann folgen vielleicht die Ruthenen. Auf dem Hochland von Saõ Bento in Santa Catharina hat der Hamburger Kolonisationsverein seit 1874 Fabrikarbeiter aus Reichenberg in Böhmen angesiedelt, die sich anfangs schwer der Feldarbeit anpaßten, jetzt aber ihr gutes Fortkommen haben. Sodann haben sich schon Litauer in Südbrasilien niedergelassen und dort als brauchbare Kolonisten bewährt. Ebenso ist neuerdings Finnland ins Auge zu fassen, wo infolge der politischen Ereignisse die Auswanderung nach Amerika lebhaft in Fluß gekommen ist.

Immer deutlicher tritt hervor, wie das russische Reich für die künftige Kolonisation Südamerikas eine ähnliche Rolle zu spielen berufen ist, wie sie früher Deutschland für die Besiedlung des nördlichen Kontinents gespielt hat. Religiöse und politische Bedrückungen, sowie wirtschaftliche Not trieben im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte ebenso Scharen von Deutschen über das Meer, die unter angelsächsischer Herrschaft dem jungfräulichen Boden seine Schätze abzugewinnen hatten, wie nunmehr aus dem Russenreiche nebst den benachbarten polnischen Provinzen Deutschlands und Österreichs jährlich Tausende aus ähnlichen Ursachen über Hamburg und Bremen in die Neue Welt ziehn, die drüben gleichfalls der Leitung einer höher stehenden Rasse bedürfen. Erfreulich ist es nun, im Gegensatz zu den schmerzlichen Verlusten, die das Deutschtum im europäischen Osten erleidet, von der starken germanisierenden Kraft zu hören, mit der sich die Deutschen z. B. im südbrasilischen Staat Santa Catharina die slawischen und romanischen Elemente zu assimilieren verstehn. Zu der ganzen buntscheckigen Musterkarte kämen dann noch die Deutschen aus den handarbeitenden Klassen hinzu, die unter allen Umständen zur Auswanderung entschlossen sind und teilweise gewiß von der Bevorzugung angelsächsischer Länder abgehalten werden könnten. Ihre Zahl ist zur Zeit be-

Digitized by Google

kanntlich verhältnismäßig niedrig, würde aber im Falle einer Zunahme des landwirtschaftlichen Notstands oder einer industriellen Krisis wohl bedeutend anschwellen.

Grundbedingung für eine großartige nachhaltige Wirksamkeit deutscher Kolonisationsthätigkeit im nationalen Sinne ist jedoch, wie schon gesagt worden ist — abgesehen von dem Kapital, das sich schon einfinden wird, wenn ein planmäßiges Vorgehen auf allen Linien erfolgt —, die stärkere Beteiligung des Nachwuchses aus den gebildetern Klassen, der kraft seiner höhern Bildung und Intelligenz und seines stärker ausgeprägten Nationalitätsgefühls eine führende Stellung unter den Volksgenossen einnehmen und der Sauerteig unter dem Gemenge von Nationalitäten und Stämmen sein könnte. Diese Kulturmission kann nicht groß genug aufgefaßt werden, sie ist eine der letzten welthistorischen Aufgaben, die der deutschen Nation als solcher gestellt wird. Wenn schon in Nordamerika das Deutschtum dem puritanischen Geiste der Neu-Englandstaaten gegenüber einen geistig freiern Luftzug in die neugeschaffne Nation gebracht hat, so müßte sich alles, was an guten Keimen in der deutschen Volksseele schlummert, unter den günstigen natürlichen Bedingungen des der gemäßigten und subtropischen Zone angehörigen Südamerika, wo der unmittelbare Druck des in seiner einseitigen Starrheit bisher überlegnen Angelsachsentums fehlt, in ungeahnter Fülle und Großartigkeit entfalten können. Was aus der deutschen Rasse drüben werden kann, das ersehen wir zur Genüge aus den Mitteilungen, die auf persönlicher Anschauung der südbrasilischen Verhältnisse beruhen. „Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie das junge Volk hier gedeiht,“ schreibt ein so nüchterner Beurteiler wie Dr. Wiegand, der Direktor des Norddeutschen Lloyd. „Die Mischung der verschiednen deutschen Volksstämme führt hier in diesem fruchtbaren Lande, dessen Klima offenbar den Deutschen zusagt, zu einer Verjüngung der Rasse.“

Lassen wir also ruhig die Yankees und Briten ihre Eisenbahnen bauen, Bergwerke ausbeuten und durch ihre Missionare und Reisepredigerinnen angelsächsische Kultur in den Kreolenstaaten verbreiten. Aber sehen wir zu, daß wir nicht auch hier zu spät kommen, und mag besonders auch das deutsche Kapital rechtzeitig eingreifen. Die viel verbreitete Meinung, der Nordamerikaner sei im Hinblick auf die geographischen Verhältnisse von der Vorsehung zum natürlichen Vormunde des südlichen Kontinents und politischen Erben der Conquistadoren bestimmt, ist leicht zu widerlegen. Man nehme nur die Karte zur Hand und messe die Entfernung der Südspitze Englands, Kap Lizard, von der Ostspitze Südamerikas, Kap Branco, ab, so wird man finden, daß sie gerade so groß ist, wie die Entfernung von Newyork dorthin. Gutes und billiges Land ist drüben noch genug zu haben, und vollends wenn den deutschen Kolonisten solche andrer Abstammung beigemischt sind, wird auch dem Mißtrauen der brasilischen und andrer Nativisten

Digitized by Google

der Boden entzogen, die sich außerdem sagen müssen, daß ihre Staaten ohne starke europäische, insbesondre germanische Einwanderung auf die Dauer nicht lebensfähig sein werden. Je mehr aber Uncle Sam von Norden hereindrängt, desto mehr werden diese südamerikanischen Jingos einsehen, wo das geringere Übel ist, soweit sie es überhaupt in den Bemühungen, ihren Ländern aufzuhelfen, sehen dürfen. Denn daß der Deutsche im allgemeinen dem spanischen oder portugiesischen Kreolen oder Mischling sympathischer ist als der Yankee oder der Engländer, das wird man wohl als ausgemacht gelten lassen dürfen. Zu Gunsten des Deutschen spricht auch, daß man vernünftigerweise von ihm nicht annehmen wird, daß er auf Erwerb von Kolonien für das Reich ausgeht. Mögen also auf südamerikanischer Erde deutsche und angelsächsische Kultur in den Wettstreit eintreten, und auf wessen Seite der Menschheit höhere, dauerndere Güter geboten werden, dort wird auch der endliche Sieg sein.

Um jedoch zu diesem Wettstreit mit Aussicht auf Erfolg in die Schranken treten zu können, bedarf es einer geeigneten Vorbildung derer, die als Vorkämpfer für deutsches Wesen in der vordersten Reihe zu stehn haben, der diplomatischen und konsularischen Vertreter, der Landwirte und Kaufleute, der Pfarrer, Lehrer und Ärzte. Und zwar gilt dies nicht nur für Südamerika, sondern für die Vertreter höherer deutscher Gesittung und materieller Interessenpolitik im Ausland überhaupt. Nun ist ja für die konsularische Ausbildung in neuster Zeit von verschiednen Seiten der lebhafte Wunsch nach einer Änderung des bisherigen Modus vom Referendarexamen an geäußert worden, und die Regierung wird sich wohl entgegenkommend zeigen. Allein die Erziehung für die Thätigkeit im Auslande hat unsers Erachtens schon früher als mit dem hier ins Auge gefaßten Zeitpunkt einzusetzen. Wir müssen hier von England lernen, dessen Vorgang wir schon so viel verdanken, wie die Engländer zur Zeit der Hanse von uns gelernt haben und vielleicht einmal, wie derzeit die Franzosen, auch wieder von uns lernen werden. In Deutschland hat man ja nunmehr auch mit der Gründung einer Kolonialschule den Anfang gemacht. Nun könnte es anfänglich befremden, daß auch England nur eine einzige Kolonialschule hat. Aber in diesem Lande sind eben alle bessern Schulen, besonders die bekannten public schools, in gewissem Sinne Kolonialschulen, insofern als der Knabe in ihnen eine weit geeignetere Vorbildung erhält für eine spätere Thätigkeit in den Kolonien, die den ganzen Mann erfordert, als der deutsche Schüler in unsern höhern Lehranstalten.

Auch bei uns muß sich die Überzeugung Bahn brechen, daß der Übergang zur Weltpolitik, in dem wir stehn, auch eine neue Grundlage für die Erziehung derer verlangt, die bei dieser Politik auf exponiertem Posten an der Peripherie zu wirken haben. Wir haben bisher auf unsern Gymnasien einseitig Intelligenzen, Arbeitskräfte für die Beamtenwelt und die Gelehrtenberufe großgezogen, während die Erziehung des Engländers in erster Linie

Digitized by Google

gute Bürger heranbilden will. Und zwar ist es neben dem Intellekt die Pflege starker Willens- und Charakterbethätigung, die Ausprägung kräftiger Persönlichkeiten im Gegensatz zu der in unsern höhern Schichten so erschreckend häufigen „schwachen Persönlichkeit," worauf wir unser Augenmerk zu richten haben. Aber man komme hier nicht gleich wieder mit Reformplänen für unsre höhern Schulen! Was dabei herauskommt, haben wir gesehen. Vielmehr dürfte sich die Errichtung neuer Auslandegymnasien von Reichs wegen empfehlen, wenn man die bisherige Bezeichnung beibehalten will, Internaten, die etwa an der Küste der nordischen Meere oder des Bodensees in frühern Klöstern und Herrschaftssitzen einzurichten wären. Nur an solchen Internaten ist es heutzutage noch möglich, den ganzen Menschen heranzubilden, wie ihn der Beruf im Ausland, insbesondre die Thätigkeit in Kolonisationsgebieten verlangt. Die Rückwirkung auf unsre bisherigen höhern Lehranstalten wird dann nicht ausbleiben, ebenso würden Einseitigkeiten der neuen Anstalten durch die Erfahrungen der alten in Schach gehalten oder wieder ins richtige Geleise gebracht werden. Zugleich bedeuteten diese Internate, die vielleicht einmal später finanziell auf eigne Füße gestellt werden könnten, eine Verkörperung des Reichsgedankens, die auch politisch günstige Folgen haben müßte.

Freilich wird es schwer halten, dem in Deutschland zu einer berechtigten Eigentümlichkeit gewordnen Wissensdünkel das ehrliche Geständnis abzuringen, daß wir auf dem Gebiete der Erziehung noch viel von den Engländern lernen können, ohne dabei auf deren im nationalen Charakter begründete Auswüchse verfallen zu müssen. Es ist auch zuzugeben, daß die Geldfrage dabei eine große Rolle spielt, doch sollte sie für eine Entscheidung für oder wider keineswegs ausschlaggebend in die Wagschale fallen. Eine größere Kapitalanlage der Eltern wird für die von uns ins Auge gefaßte Auslandserziehung erforderlich sein, wofür aber neben einer bessern Vorbildung für das Leben überhaupt auch eine frühere pekuniäre Selbständigkeit derer, die diese Erziehung genossen haben, zu erwarten ist, besonders im Vergleich mit den oft trostlosen Anstellungsverhältnissen, unter denen unsre jungen Beamten, Lehrer und teilweise auch Geistliche im besten Lebensalter zu leiden haben.

Je mehr das Großstadtleben bei uns zunimmt, desto mehr brauchen wir auch Schulen fern von dem für eine gesunde Entwicklung der Jugend vielfach so nachteiligen Getriebe der großen Städte, die wie die bessern englischen Schulen ein Mikrokosmus für sich sind, wo sich der Schüler wie der Erwachsene in der großen Welt ausleben und alles, was in ihm steckt, herausarbeiten kann. Hier gewöhnt er sich im Genusse eines vernünftigen self-government daran, sich immer mehr als eine die Verantwortlichkeit für ihr Thun und Lassen selbst tragende sittliche Persönlichkeit zu fühlen, und erhält damit die beste Vorbildung für seine künftige gerade im Ausland oft große Anforderungen an selbständiges Handeln stellende Lebensarbeit.

Digitized by Google

Es liegt außerhalb des Rahmens dieser Betrachtungen, die Erziehungsfrage hier eingehender zu erörtern. Aber wenn sich schon in unsern Kolonien der Mangel an brauchbaren jungen Männern fühlbar macht, die mit einer gründlichen Geistesbildung die nötige Willensstärke und sittliche Tüchtigkeit verbinden, so bedarf man solcher Persönlichkeiten in den Auswanderungsländern nicht minder und jedenfalls in weit größerer Anzahl, wo allerdings bei den günstigern klimatischen Verhältnissen und dem vorwiegenden Zusammenleben mit Menschen von europäischer Abstammung manche Gefahren weniger in Betracht kommen, dafür aber auch die Kulturaufgabe größer und verwickelter ist. Entschließt man sich endlich einmal zu einer großen, festumgrenzten Überseepolitik hinsichtlich der Auswanderungsländer, so tritt die Forderung einer bessern Vorbildung der künftigen Pioniere der kolonialen Arbeit im weitesten Sinne, wie sie den Aufgaben einer kolonisierenden und herrschenden Rasse entspricht, unabweisbar an die Nation heran.

Cannstatt — Ernst Kapff

Die kulturgeschichtliche Stellung der heutigen Griechen

Von Karl Dieterich

Einer der wesentlichsten Unterschiede in dem geistigen Leben antiker und moderner Völker ist der, daß man jene isoliert, diese aber nur vergleichend betrachten kann. Die antike griechische Kultur war auf ein kleines Stück Erde beschränkt, sie war ein Produkt ihres Bodens; und war dieser Boden auch von fremdem Samen befruchtet, die Früchte kamen hier zur ersten vollendeten Entfaltung. Anders im modernen Geistesleben: dieses gleicht einem Baume, auf dem die verschiedensten Fruchtarten vielfach aufeinandergepfropft wurden, so, daß sie allmählich mit dem alten Stamme verwachsen sind. Und will man eine dieser Arten in ihrem Wesen und ihren Bestandteilen erkennen, so muß man die frühern auch kennen. So ist es in der Litteratur, und so in der Sprache. Die Entwicklung der deutschen Litteratur z. B. ist ohne die französische und die englische nicht zu verstehen. Die jüngern Völker können die ältern nicht entbehren, am wenigsten in der Sprache, wo sich die Worte mit den Dingen so innig verbinden, daß mit diesen auch jene bei dem entlehnenden Volke Eingang finden. Mit den konkreten Errungenschaften der Kultur geht auch ein Stück aus dem geistigen Leben des gebenden Volkes mit, aus der Sprache; es ist der Stempel, der noch späten Geschlechtern das alte Eigentumsrecht verkündet.

Digitized by Google

Aus den Worten einer Sprache kann man die Kulturentwicklung eines Volkes ablesen. Keine moderne Sprache ist ohne Lehnwörter, weil kein modernes Volk isoliert lebt, je nach der geographischen Lage und dem Kulturgrade des Landes aber ist die Zahl dieser Lehnwörter bald größer, bald kleiner, ist das Volk bald mehr Geber, bald mehr Empfänger.

Besonders reich muß der Austausch des Wortschatzes da sein, wo viele Völker von verschiedner Kulturentwicklung teils neben- und durcheinander wohnen, teils in äußere freundliche oder feindliche Berührung mit einander getreten sind. Das ist aber nirgends mehr der Fall als auf der Balkanhalbinsel, deren Völkerkonglomerat nicht nur den Diplomaten, sondern auch den Ethnologen und Sprachforschern zu schaffen macht.*) Vor allem Griechenland ist bei seiner teils dem Meere, teils dem Lande geöffneten Lage seit dem spätern Altertum ein Tummelplatz von Völkern geworden, die alle mehr oder weniger ihre Spuren in der griechischen Sprache hinterlassen haben, jedoch nicht, ohne dafür ihrerseits den Einfluß des Griechischen, wenigstens teilweise, erfahren zu haben.

Die mächtigen Völker freilich, die sich nacheinander zu Herren des Landes machten, wie die Römer im Altertum, die Venetianer im Mittelalter, die Türken in der neuern Zeit, mußten begreiflicherweise mehr als Geber auftreten, die kleinern und unkultivierten, wie Slawen und Albanesen, dagegen mehr als Empfänger.

Das Volk, in dessen politische Abhängigkeit die Griechen zuerst gerieten, waren bekanntlich die Römer. Ihre erste Berührung hatte natürlich einen kriegerischen Charakter, wie es auch namentlich die Kriegskunst war, in der die Römer den Griechen überlegen waren. Den Hauptanteil an den Entlehnungen aus dem Lateinischen haben deshalb die Ausdrücke für Heer- und Kriegswesen. Hierin waren ja die Römer immer Meister gewesen und mußten es besonders den Griechen gegenüber sein, die es nie zu einer großartigen einheitlichen Heeresorganisation gebracht hatten, und denen daher auch alle die Kunstausdrücke

*) Die politischen Grenzen sämtlicher Balkanstaaten, außer etwa Rumäniens, sind ganz willkürlich und decken sich mit den ethnologischen nicht im entferntesten. Wie aber auch diese durcheinander laufen, zeigt sich vor allem in Macedonien, dem Zankapfel des Balkans. Die ethnographischen Verhältnisse von Monastir z. B. hat Weigand (Aromunen I, 3 ff.) deutlich charakterisiert. Man lese z. B. die Schilderung auf Seite 6: „Das Türkische und Bulgarische ist fast gleich verbreitet, die Aromunen, wenigstens die Männer, können außer ihrer Muttersprache bulgarisch und griechisch, die meisten auch türkisch und albanesisch; viele verstehen selbst das Spanische. . . . Daß in Gesellschaften zugleich mehrere Sprachen gesprochen werden, ist ganz gewöhnlich. Saß ich z. B. bei meinem Freunde zu Tisch, so sprach ich mit ihm deutsch, mit seiner Mutter griechisch, mit seinen Schwestern aromunisch, mit seinem Bruder, der die englische Schule in Konstantinopel besucht hatte, englisch. Die Befehle an die Dienerschaft wurden nur bulgarisch gegeben; kam Besuch, hielt man sich mehr an das Griechische, das als die Sprache der Gebildeten gilt."

Digitized by Google

wie castrum, fossa, campus, dux, signum, arma, scutum, sagitta, die sich, wenn auch zum Teil mit veränderten Bedeutungen, bis heut erhalten haben, fremd sein mußten. Wie tiefgreifend aber dieser zunächst rein militärische Einfluß auch auf andre Kulturgebiete war, beweist ein Blick auf die übrigen Gruppen der von den Römern entlehnten Wörter. Man sieht ihnen sofort an, daß sie zum größten Teil im Gefolge der römischen Legionen ihren Einzug auf griechischem Boden gehalten haben: die Bezeichnungen für Gemüse, wie Spinat, Bohne, Roggen, Eppich, für Tiere, wie Pferd und Maulesel, für Kleidungsstücke, wie Hemd, Hose, Mantel, Pelz, Kapuze, Ärmel, für Handwerke, wie Fleischer (nebst dem Worte für Wurst!), Bäcker und Zimmermann, für Maße (und Zeitrechnung), alles das sind Dinge, die zu einem Lager gehörten und uns somit ein Bild geben von dem Leben und Kultureinfluß der römischen Legionssoldaten.

Aber die Römer hatten auch die höhere Ausbildung des Verwaltungswesens vor den Griechen voraus, und dieses entfalteten sie in der neuen Hauptstadt am Bosporus, in Byzanz. Die römische Verwaltung mit ihrem festen büreaukratischen Gefüge ging auf die Byzantiner über, und mit ihr die ganze büreaukratische Terminologie. Ist diese auch nach dem Zerfall des byzantinischen Reichs größtenteils wieder verschwunden, so sind doch noch im Neugriechischen die lateinischen Bezeichnungen für Titel, Feder, Lineal und Siegel Reste der alten Herrlichkeit.

In der Führung des häuslichen Lebens tritt die Überlegenheit der Römer ebenfalls hervor in einer Anzahl von Wörtern für das Haus nebst seinen Teilen und für Wirtschaftsgeräte. Für das erste läßt sich die Einführung fremder Bezeichnungen für Dinge, die doch den Griechen nicht unbekannt waren, wie Thür, Treppe, Gitter, Zimmer, Keller, ferner für Geräte wie Schüssel, Löffel, Becher, Bratspieß, Lampe, Leuchter usw. wohl nur so erklären, daß die Römer in der Konstruktion dieser Teile größere technische Fortschritte gemacht hatten, sodaß die nach Byzanz einwandernden Handwerker dafür auch römische Bezeichnungen einführen konnten. Die römische Thür, die römische Treppe, das römische Zimmer müssen eben so viele *praktische* Vorzüge vor den entsprechenden griechischen Teilen gehabt haben, daß die Griechen deren Einführung als etwas Neues empfanden und demgemäß auch den neuen Benennungen Einlaß gewährten. Man darf aber nicht glauben, daß die Römer einen *durchgreifenden* Einfluß auf die Baukunst der Griechen ausgeübt haben, wie etwa bei uns Deutschen, die wir von den Römern überhaupt erst die Steinbaukunst gelernt haben (vergl. Mauer, Kalk, Ziegel, tünchen, Turm, Fenster); die Germanen waren ein Naturvolk, als sie mit den Römern in Berührung kamen, die Griechen dagegen ein altes, wenn auch heruntergekommnes Kulturvolk. Das zeigt sich wiederum in der Sprache: die Wörter, die, wie die eben angeführten, im Deutschen lateinischen Ursprungs sind, blieben

Digitized by Google

bei den Griechen rein griechisch (Mauer, Kalk, tünchen, Fenster, Turm). Nur in einem Punkte zeigt sich ein auffallender Gegensatz zwischen dem Griechischen und dem Deutschen: während das griechische Haus in der Bezeichnung seiner Hauptteile durchaus griechisch geblieben ist, das germanische dagegen unter römischem Einfluß überhaupt erst entstand, ist die allgemeine Benennung des Hauses selbst im Deutschen rein germanisch geblieben, im Neugriechischen dagegen lateinisch geworden (*σπίτι* = hospitium). Die Sache erklärt sich aber offenbar wieder durch den Einfluß der römischen Soldatensprache: hospitium bezeichnet schon im Lateinischen das „Quartier," die „Herberge," z. B. bei Livius, Tacitus, Virgil u. a. In dieser Bedeutung muß das Wort zu den Byzantinern gekommen sein,*) wo es dann bei der großen Rolle, die hier das Militärwesen spielte, von jedem beliebigen Hause überhaupt gebraucht wurde. Aus dem Einfluß der römischen Soldaten, die sich mit Weib und Kind in Byzanz niederließen, erklärt sich auch die frühe Ersetzung des griechischen Wortes für Familie durch das lateinische familia. Sonst wäre dieser Vorgang bei dem stark ausgebildeten Familiensinn der Griechen kaum zu verstehen. Übrigens fand ja dasselbe auch im Germanischen statt.

So kommt man überall, wo man den römischen Einfluß im Griechischen verfolgt, auf das Militärwesen zurück, selbst im häuslichen Leben.

Um so geringer waren dagegen die römischen Entlehnungen auf maritimem Gebiete; hier behaupteten eben die Griechen auch noch in byzantinischer Zeit die Hegemonie. Zwar haben sich lateinische Wörter für Boot, Kiel, Ballast, Kanal bis in das Neugriechische erhalten, wie stark aber selbst noch in der frühbyzantinischen Zeit die Überlegenheit der Griechen zur See gewesen ist, und wie sehr sie für die jungen Völker des Westens hierin vorbildlich waren, zeigt die maritime Terminologie der Franzosen und Italiener, in der sich bis heute noch mehrere griechische Kunstausdrücke erhalten haben, z. B. französisch estoire aus *στόλος*, l'eschar aus *σχάριον*, la sarcia aus *ἐξάρτια*, sowie für bestimmte Schiffsarten wie chaland aus *χαλάνδριον*, pamphyle; ferner italienisch galea, sarte, calamita, sowie golfo und fanale.

Erst in der spätern byzantinischen Zeit wurde das anders. Unter den vielen Bedrängnissen, in die das Reich durch den Ansturm der Nachbarvölker geriet, wurde auch die Schiffahrt vernachlässigt, und die Gründe für das geringe geographische Verständnis dieser Zeit beruhen nach Krumbacher u. a. „in dem Verfalle des Seewesens, in dem die Byzantiner durch die Venetianer und Genuesen schon zur Zeit der ersten Kreuzzüge überflügelt wurden." In dieser Zeit wurzeln die vielen italienischen Wörter des Neugriechischen, be-

*) Ebenfalls wohl durch römische Legionare, und in derselben Bedeutung ist das Wort nach Gallien gekommen, in der Form hospitale, woraus sich lautgesetzlich das neufranzösische hôtel entwickelte. Neugriechisch *σπίτι* und französisch hôtel gehen also auf ein Stammwort zurück. Ebenso ist auch lat. palatium ins Neugriechische und ins Französische übergegangen.

Digitized by Google

sonders für die modernen Fortschritte im Schiffsbau, in denen die Byzantiner nicht mit der Zeit Schritt gehalten haben, so für einzelne neue Schiffsarten wie Dampfer, Brigg, Schoner, Fregatte, Flotte, für die Betakelung, wie die verschiednen Masten, Segel und Taue, endlich für die Kommandorufe. Doch ist es bezeichnend, daß auch hier der Grundstock griechisch geblieben ist, wie die Benennung für Schiff selbst, für Vorder- und Hinterdeck, Mast, Ruder, Anker, Kapitän, Matrose, kurz für alle primitiven Erfordernisse der Seefahrt.

Der italienische, insbesondre der venetianische Kultureinfluß, dessen Sprachniederschlag wir jetzt weiter zu verfolgen haben, ist von um so größerer Tragweite gewesen, je mehr die byzantinische Kultur in den letzten Jahrhunderten des Reiches verarmte und erstarrte, und je stärker dagegen die politische und die geistige Abhängigkeit der Griechen von der romanisch-italienischen Art wurde, unter der Byzanz 250 Jahre lang stand. Denn nicht nur im Seewesen waren die Byzantiner seit dem elften Jahrhundert hinter Westeuropa zurückgeblieben, sondern auch in den übrigen Künsten und Fertigkeiten des Friedens, sowie überhaupt in allem, was zu einer behaglichern und verfeinerten Lebensführung gehört. Besonders deutlich tritt der venetianische Einfluß hervor in Handel und Industrie. Obwohl der Handels- und Unternehmungsgeist der Griechen zu keiner Zeit ganz geruht hat, konnten sie ihn — wohl infolge der unsteten politischen Verhältnisse des spätern byzantinischen Reichs — doch nicht zu der großartigen Entfaltung bringen, wie die mächtigen Kaufherren von Venedig und Genua, auch beruhte das kaufmännische Talent der spätern Griechen, gleich dem der Juden, nicht so sehr im Warenhandel als im kleinen Geldgeschäft. Daraus erklärt es sich auch, daß nur das Wort für „Zinsen“ rein griechisch geblieben ist, während Ausdrücke wie Wechsel, Kapital, Kasse u. a. italienisch waren und erst künstlich gräzisiert wurden.

Auch in der Baukunst waren die Italiener den Griechen überlegen. So gab es keine griechische Bezeichnung für Zimmermann und Baumeister, sowie für deren Handwerkszeug. Alle mußten erst die Italiener wieder einführen, natürlich mit der betreffenden Kunst selbst. Daher finden wir im Neugriechischen italienische Bezeichnungen außer für Balkon und Terrasse auch für die Säule, die ja in der byzantinischen Architektur fast gar keine Rolle spielte; ferner für Säge, Richtschnur, Feile, Schraube, Haken, Pinsel, sowie für Holzgegenstände wie Faß, Bank, Rad, Stuhl, Koffer, Stock, Bürste, Schirm u. a. Nur für den Rohstoff selbst hat sich das alte griechische *ξύλον* erhalten.

Von sonstigen Errungenschaften einer höhern europäischen Kultur gehen auf italienischen Ursprung zurück Bezeichnungen für moderne Kleidungsstücke, wie Hut, Beinkleid, Handschuh, Fächer, Stiefel, Strumpf, Mütze, von Stoffen nur die für Sammet. Ferner für feinere Speisen, wie suppa, salsa, stuffato, brisola, composta, pasta, pitta, frutta, fetta. Interessant ist, daß man z. B. Kalbsbraten mit dem italienischen vitello (*βιδελο*) bezeichnet, während das Kalb selbst im Neu-

Digitized by Google

griechischen μοσχάρι heißt. Es besteht also hier ein ähnliches Verhältnis wie im Englischen zwischen calf und veal, ox und beef, sheep und mutton: das Tier als solches, als Rohprodukt gleichsam, wird mit dem einheimischen, das kunstmäßig zubereitete Fleisch mit dem fremden Worte benannt. Mehrere Kulturpflanzen sind den Griechen erst aus Italien wieder zugeführt worden, so z. B. Blumen wie die Nelke, der Flieder, der Mohn, Früchte wie die Citrone, die Himbeere und die Erdbeere, Gemüsesorten wie die Kartoffel, die Schote, die Bohne. Von Mineralien kommen besonders wieder die kunstmäßig bearbeiteten, nicht die Rohprodukte, in Betracht, z. B. Stahl und Bronze, sowie einige daraus hergestellte Metallgegenstände, wie Lampe, Fernrohr, Kompaß, Uhr. Von den mit moderner Kultur verbundnen Berufszweigen weisen auf Italien die Benennungen für Stiefelputzer (lustro), Henker (boja), sowie auch für unehrenhafte Gewerbe wie öffentliche Dirne und Kuppler.

Ethnologisch wichtig ist übrigens noch die italienische Bezeichnung einiger Verwandtschaftsnamen wie Schwager, Gevatter, Onkel, weil dadurch bewiesen wird, daß zahlreiche Verschwägerungen zwischen griechischen und italienischen Familien stattgefunden haben, besonders auf den Inseln.

Wie man sieht, hat Italien den zu einem Naturvolk herabgesunknen Griechen des Mittelalters gegenüber eine ähnliche Rolle gespielt, wenn auch nicht in demselben Umfange, wie Frankreich gegenüber den Angelsachsen: es hat ihnen die Güter einer höhern und raffiniertern Kultur wieder zugänglich gemacht und so ihre sehr gelockerte Fühlung mit dem Abendlande bis zu einem gewissen Grade wieder hergestellt. Eine ganz entsprechende Rolle, nur mit Bezug auf den Orient, haben, wie wir sehen werden, nachmals die Türken gespielt.

Etwa in der Mitte zwischen der Zeit der Berührung mit den Römern und Venetianern, also im siebenten und achten Jahrhundert, fand die mit den Slawen statt. Diese hatte aber wesentlich physisch-ethnologische, weniger sprachliche Folgen, wie es bei dem niedrigen Kulturzustande der Slawen gegenüber den Griechen begreiflich ist. Immerhin hat man — abgesehen von den zumal im Peloponnes zahlreichen slawischen Ortsnamen — 273 slawische Lehnwörter im Neugriechischen zusammengebracht, wobei aber zu bemerken ist, daß die allermeisten davon nur lokale Verbreitung haben und besonders auf die nördlichen Gebiete (Makedonien, Thrakien, Thessalien, Epirus) beschränkt sind, sodaß nur etwa sechzig übrig bleiben, die man als gemeingriechisch bezeichnen kann. Die Mehrzahl davon sind Bezeichnungen für Tiere, Pflanzen, Geräte und Ackerbau, nur wenige für die Natur, das Haus, die Kleidung und Nahrung; gar keine für das Staats- und das Kriegswesen.

Es ist nun wieder höchst lehrreich, zu verfolgen, welcher Art die einzelnen Pflanzen, Tiere und Geräte sind, die slawische Namen tragen. Wir finden von Tiernamen: das Eichhörnchen, die Eidechse, den Dachs, den Luchs, die

Kröte, das Kaninchen, den Truthahn, sowie die Fischnamen Hecht und Lachsforelle. Überblickt man diese Namen, so bemerkt man, daß sie alle solche Tiere bezeichnen, die im Walde, auf Wiesen und in Flüssen leben. Nun weiß man aber, daß in Griechenland gerade an Wald und Binnengewässern großer Mangel ist und schon im spätern Altertum war. Daraus folgt, daß auch die Tiere, deren Lebensbedingungen Feuchtigkeit, Wald, Wiese und Wasser sind, den Griechen ziemlich fremd sein und ihnen erst durch die in den Wäldern des nördlichen Balkans hausenden slawischen Hirten übermittelt werden mußten. Daher sind auch die Namen für Wald selbst sowie für Sumpf und Wiese ebenfalls slawisch. Auch einige Pflanzennamen slawischen Ursprungs lassen erkennen, daß es namentlich solche sind, die in feuchterm Boden gedeihen, besonders die für Meerzwiebel, Hopfen, Meerrettich, Holunder.

Und fassen wir die Geräte ins Auge, so finden wir folgende: Tonne, *κουβέλι*, ursprünglich Melkkübel (jetzt Bienenstock), Holzflasche, eine Art Sieb; Egge, Gerte, Daube, Deichsel, d. h. also durchweg aus Holz hergestellte Gegenstände, ein Beweis für die geringe Fertigkeit der Griechen in Holzarbeiten, die ihrerseits wohl wieder eine Folge des herrschenden Holzmangels war. Zugleich sehen wir, daß einige der Geräte dem Ackerbau und der Viehzucht dienen, wie Egge und Melkkübel; dazu kommen noch andre Ausdrücke, die deutlich beweisen, daß die Griechen in diesen beiden Künsten den Slawen manches verdanken; so den Namen für den Hirten, die Hürde, den Feldhüter und das Heu, letzteres offenbar wegen des in Griechenland so seltnen Gras- und Wiesenbodens. Auch manche slawischen Namen für Kleidungsstücke, besonders für wollne Mäntel und Decken, weisen auf das Hirtenleben hin. Die übrigen Entlehnungen sind unwesentlicherer Art.

Wir können also zusammenfassend sagen, daß die Slawen den griechischen Wortschatz um alle die Bezeichnungen bereichert haben, die Wald und Feld betreffen, sowie die Produkte, die beide hervorbringen, und endlich die Thätigkeit, zu der sie den Menschen anhalten, Ackerbau und Viehzucht.

Römer, Slawen, Italiener konnten jedoch zusammengenommen nicht die tiefe Wirkung auf den griechischen Wortschatz ausüben, wie es die Türken gethan haben. Und das ist begreiflich, wenn man nicht nur die numerische Übermacht, die materiellen Machtmittel der Türken, die 375jährige Dauer ihrer Herrschaft über das griechische Land, sondern auch — und vor allem — wenn man die furchtbare geistige Verarmung und Versumpfung der Griechen selbst in der Zeit nach dem Falle Konstantinopels sowie ihre seit der byzantinischen Zeit allezeit enge Fühlung mit dem Orient erwägt. Nur so versteht man es, wenn noch heute im Neugriechischen, und zwar im freien Griechenland, gutgerechnet fünfhundert türkische Lehnworte im allgemeinen täglichen Gebrauche sind. Bis in alle Zweige des materiellen und des geistigen Lebens ist der türkische Einfluß in der Sprache wahrnehmbar, ist ihr so tief eingeprägt,

Digitized by Google

daß es auch dem fanatischsten Purismus in siebzig Jahren nicht gelingen konnte, diese „Schandflecke“ (um mit den Griechen zu reden) auszurotten, und auch schwerlich ganz gelingen wird. Denn man kann fast behaupten, daß trotz aller Gegensätze in Charakter und Temperament der Griechen und der Türken eine unverkennbare Annäherung beider — wenn auch nur im geistigen, nicht im physisch-ethnologischen Sinne — stattgefunden hat, ja daß sie auf vielen Gebieten geradezu eine Kulturgemeinschaft bilden, in der bald die Türken, bald die Griechen die Geber waren. Lebten und leben doch noch heute zum großen Teile Griechen und Türken in einem und demselben Lande zusammen, sind aufeinander angewiesen und haben voneinander gelernt, auch in den friedlichen Künsten des Daseins. In dem, was die Griechen den Türken zu verdanken haben, können sie getrost eine schätzbare und dauernde Entschädigung sehen für die politisch und sozial freilich harte und grausame Knechtschaft. Denn mag der Türke eines modernen politischen, sozialen und geistigen Fortschritts auch noch so unfähig sein und bleiben, einen bloßen Barbaren und stumpfsinnigen, aller Intelligenz baren Gesellen darf man ihn darum doch nicht nennen. Und thun es die Griechen in begreiflicher patriotischer Leidenschaft dennoch, so müssen sie sich von ihrer eignen Sprache eines bessern belehren lassen. Übrigens ist dabei nicht zu vergessen, daß die meisten der aus dem Türkischen in das Griechische eingedrungnen Wörter ihrerseits auf das Arabische und das Persische zurückgehen, sodaß den Türken selbst nur das Verdienst der Vermittlung orientalischer Kultur zufällt.

Aus dem Naturleben finden wir zahlreiche türkische Ausdrücke für Pflanzen, Mineralien und Tiere. Von Pflanzen besonders Garten- und Zierpflanzen, die uns den Türken als Kunstgärtner zeigen, z. B. Namen für Maiblume, Tulpe, Veilchen, Krokus, Hyazinthe, Jasmin, spanischen Flieder; für Früchte wie Orange, Dattel, Wassermelone, Johannisbeere, Johannisbrot, Haselnuß, türkischen Weizen, gelbe Rübe; Holz- und Baumarten wie Ebenholz und Buchsbaum; Gewürze und Medizinalpflanzen wie Ingwer, Opium, Rhabarber. Fast alle Bezeichnungen für Mineralien und Chemikalien, so das Wort Mine und Bergwerk selbst; ferner für Kupfer, Kitt, Kreide, Feuerstein, Porzellan; für Koralle und Topas, Ammoniak, Salpeter und Vitriol; Färbstoffe wie Indigo und das Wort für Färbemittel selbst. Der Pharmacie gehört an das Wort für Pille. Ferner sind türkisch die Namen für verarbeitete Metalle, wie Blech und Zinn, für Hornarten wie Perlmutter und Elfenbein. Aus dem Tierreich sind namentlich exotische Tiere zu nennen, wie Affe, Tiger, Schakal, ferner solche, die bei der Jagd benutzt werden, wie Hengst, Jagdhund, Edelfalke, endlich noch der Storch.

Die Entlehnung der fremden Tiernamen ist ohne weiteres begreiflich; schwerer dagegen die der genannten Zierpflanzen, von denen doch die meisten im alten Griechenland heimisch waren, und die auch bei uns griechische Namen

Digitized by Google

tragen, wie Hyazinthe und Krokus. Hier gilt das Wort V. Hehns über das Schicksal der Palme in Europa: „Als nach dem Untergang der antiken Welt Barbarei über jene Gegenden hereinbrach und der Sinn für die Anmut des Lebens erloschen war, da starben auch die Palmbäume allmählich ab . . . sie brachten nichts ein, und neben der Sehnsucht ins Jenseits und der Selbstqual herrschte nur noch der grobe, gierige Eigennutz." Das gilt ohne Zweifel auch für die byzantinische Zeit. So sagt Krumbacher in seiner Geschichte der Byzantinischen Litteratur (S. 632): „Mit Botanik beschäftigten sich die Byzantiner fast nur mit Rücksicht auf die praktische Verwendung der Pflanzen und Früchte." Auf diese Weise sind den spätern Griechen viele altgriechische Namen für Blumen, die lediglich zum Schmucke dienten, verloren gegangen. Immerhin können sie sich damit trösten, daß zwei der edelsten Blumen, Rose und Lilie, ihren griechischen Namen bewahrt haben. Auffallender scheint das Fehlen griechischer Bezeichnungen für Mineralien, umso mehr, als die meisten gleichfalls mit ihrem griechischen Namen in die modernen europäischen Sprachen übergegangen sind, wie Kupfer, Metall, Gips, Kreide u. a. Aber auch hier hat die byzantinische Zeit den Faden der antiken Kulturentwicklung abgeschnitten. Zwar beschäftigten sich die Byzantiner mit Mineralogie und Chemie, aber nicht zu praktischen, sondern zu okkultistisch-kabbalistischen Zwecken (vergl. Krumbacher a. a. O. S. 632). Erst die Araber legten hier den Grund zu einer fruchtbaren, rationellen Behandlung.

(Schluß folgt)

Katharina von Bora

Von Otto Eduard Schmidt in Meißen

Am 29. Januar dieses Jahres waren vier Jahrhunderte seit dem Tage verflossen, wo Katharina Luther geboren wurde. Dieser Gedenktag ist in der protestantischen Welt verhältnismäßig still vorübergegangen. Und es ist recht so; denn in unsrer Zeit werden eher zu viel als zu wenig Jubiläen gefeiert. Immerhin darf Katharina Luther, geborne von Bora, schon als die Ehefrau unsers großen Reformators, dann als die hervorragendste Begründerin des Standes der evangelischen Pfarrfrau und endlich auch wegen ihrer Persönlichkeit das Interesse der Gebildeten in Anspruch nehmen.

Die Quellen über ihr Leben fließen im ganzen spärlich, namentlich über ihre Herkunft und Jugendgeschichte wissen wir nur sehr wenig. Besser sind wir über die Zeit ihres Ehelebens durch Luthers Briefe und Tischreden unterrichtet; auch über ihren sechsjährigen Witwenstand haben wir einige

Digitized by Google

Nachrichten. Recht gut kennen wir ihre Gesichtszüge aus einigen überlieferten Bildern. Der Geburtstag Katharinas,*) der 29. Januar 1499, steht durch eine Schaumünze fest, die Luther einmal ihr zu Ehren prägen ließ; ihre Mutter war Anna von Haugwitz, der Vorname des Vaters ist uns unbekannt. Für ihren Geburtsort hielt man früher Steinlaußig bei Bitterfeld, neuerdings aber das Freigut Lippendorf bei Borna, wo am 29. Januar dieses Jahres auf Anregung einiger Leipziger Lutherforscher eine Gedächtnisfeier für Katharina von Bora abgehalten und eine am Geburtshause angebrachte Gedenktafel enthüllt worden ist. Da die Boras auch in der Nähe von Kieritzsch ansässig waren — ein Bruder Katharinas, Hans von Bora, besaß Zulsdorf —, so darf man wohl sagen, sie gehörten zu dem alten Adel des Pleißnerlands.

Als Katharina geboren wurde, stand fast der gesamte deutsche Adel in einer gefährlichen Krisis. Die schöne Zeit, wo die Ritterschaft nach den Fürsten der angesehenste Stand des Reichs gewesen war, war seit dem Aufkommen der Schußwaffen und der Söldnerheere unwiederbringlich dahin. Kein Kreuzzug, kein Römerzug rief diese schwertfrohen, trunkfesten Herren mehr zum gewohnten Waffenwerke; dafür war ihnen zu Neid und Not inmitten der früher beherrschten Landschaft die festummauerte, turmgekrönte Stadt erwachsen, deren wohlbewehrte, kunstfleißige, handeltreibende Bürger in demselben Maße vorwärts kamen, wie es mit dem aus seinem Beruf gedrängten, aller Kriegsbeute beraubten Adlichen rückwärts ging.

Die Einkünfte des Adels, meist Fronden und Naturalabgaben höriger Bauern, langten wohl zu, die Insassen der Burg oder des adlichen Hofes zu ernähren, aber es gab kein bares Geld, die verfallenden Gebäude zu erneuern und im Hausgerät und in der ganzen Lebensweise die Verfeinerung mitzumachen, die den städtischen Kaufleuten durch das Einströmen einheimischer und amerikanischer Edelmetalle ermöglicht wurde. Vor allem waren die Frauen und die Töchter des Landadels empört, daß sie im Kleiderluxus hinter dem Krämervolk der Städte zurückstehen mußten. „Von der costlichkeit der Kleider komt es vil her, sagt ein Zeitgenosse, daß es so ser abwerts geht mit dem Adel in deutschen Landen; sie wollen prunken als die reichen Kaufleut in den stedten tun und wollen nit leiden, daß die Frauen und töchter der Kaufherrn besser und costlicher gekleidet sind, denn ire frauen und töchter und sie selbs. Aber sie hant das gelt nit, was jene hant." Manche Ausschreitung des ritterlichen Adels, manche blutige Fehde zwischen Burgleuten und Städtern zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts hat aus solchem Ingrimm ihren Anfang genommen. Erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts lernte der deutsche und mit ihm der sächsische Adel sich den neuen Verhältnissen anpassen, indem er zur Selbstbewirtschaftung der Güter überging, die jüngern Söhne im Staats- und Heeresdienst unterbrachte und durch bessere Wirtschaft und Sparsamkeit die Kapitalien aufsammelte, die zur standesgemäßen Ausstattung der Töchter gehörten.

*) Von ältern Biographien nenne ich die von Fr. G. Hofmann, Katharina von Bora, Leipzig, 1846, und die von Meurer, Katharina Luther geb. von Bora, 2. Aufl., Leipzig, 1873. Natürlich sind ihr Wesen und ihre Schicksale auch in den Lutherbiographien von Köstlin und von Kolde behandelt, von Kolde jedoch so, daß ich mich nicht mit allen Urteilen einverstanden erklären möchte. Das beste, was ich über Katharina von Bora gelesen habe, ist der Aufsatz „Luther und Käthe" von Hausrath in den „Kleinen Schriften religionsgeschichtlichen Inhalts," Leipzig, 1883.

Digitized by Google

Katharinas Geburt fiel in die schlimmste Zeit des sächsischen Adels, wo die alten Ideale zerfallen waren, neue sich noch nicht befestigt hatten, wo der frühere Wohlstand geschwunden war, die neuere Wirtschaftlichkeit aber, wenn sie sich auch da und dort anzubahnen begann, sicherlich noch keine Früchte trug. Das muß man erwägen, wenn man sich einen richtigen Begriff von den Verhältnissen machen will, denen Katharina entstammte. Sie war von den Tagen der Kindheit an keineswegs auf Rosen gebettet; der elterliche Haushalt in Lippendorf erhob sich vermutlich kaum über den Begriff des bäuerlichen, sie hörte ingrimmige Reden der Männer, sorgende Äußerungen der Mutter, sie wurde geschoben und gestoßen, bis ihr endlich, da sie im elften Lebensjahre stand, wie so vielen armen adlichen Töchtern als lebenslängliche Versorgungsanstalt ein Kloster winkte, und zwar das der Bernhardinerinnen in Nimbschen bei Grimma. Mit dreißig Groschen Mitgift zog sie hier ein, und wir hören auch nicht, daß sie späterhin je etwas von ihrer Familie geerbt hätte, ja die Familie kümmerte sich auch nicht um sie, als sie später im Alter von vierundzwanzig Jahren das Kloster verließ, sondern sie sah sich auf die Mildthätigkeit von Stadtbürgern angewiesen. Aus alledem darf man wohl schließen, daß ihre Familie trotz alten Adels arm war.

Das Kloster Nimbschen, von dem noch idyllische Ruinen übrig sind, lag lieblich auf waldiger Höhe über dem Muldenthale. Die kirchliche Zucht der frommen Frauen wird kaum so streng gewesen sein, daß Katharina im Kreise gleichaltriger Genossinnen, einer von Staupitz, einer von Canitz, zweier von Zeschau, zweier von Schönfeld und andrer, nicht auch Raum für jugendliche Fröhlichkeit und Ausgelassenheit gehabt hätte. Wenigstens deuten die Gesundheit des Leibes und der Seele, deren sie sich später erfreute, auf eine sonnige Jugendzeit. Vielleicht ist auch zu der Wirtschaftlichkeit, mit der sie später ihren Mann erfreute, der Grund im Kloster gelegt worden. Am 8. Oktober 1515 nahm die Sechzehnjährige den Schleier. Aber ihre Gewissensruhe im neuen Stande blieb nicht lange ungetrübt: seit dem 31. Oktober 1517 brauste der Sturmwind der neuen Lehre Luthers über das Reich. Die Ketten, die die alte Kirche um der Priesterherrschaft willen dem Menschen angelegt hatte, fielen von ihm ab, und vor den Augen der erstaunten Welt erwuchs der evangelische Christ, der weder eines Heiligen noch des Papstes bedurfte, um als Gotteskind an das Herz des himmlischen Vaters zu flüchten und dort Gnade und Seligkeit zu finden. Die neue Zeit rüttelte auch an den Pforten der Klöster, besonders seitdem Luther von der Wartburg aus im Herbst 1521 seine gewaltige Schrift: „Von den geistlichen und Klostergelübden" nach Wittenberg geschickt hatte; sie wurde im Frühjahr 1522 verbreitet und enthielt den Nachweis, Möncherei und Nonnerei seien verkehrt, weil in den Klöstern der gottlose Gehorsam gegen die Obern an Stelle des Gehorsams gegen Gott gesetzt werde, und weil ferner die Klostergenossen in ihrer Abschließung von der Welt der dienenden Liebe gegen den Nächsten entzogen würden.

Seitdem verließen Mönche und Nonnen heimlich oder auch offen, einzeln und in größerer Anzahl die verödenden Klöster; viele brachten durch Hilfgesuche den wackern Reformator, der unterdes wieder nach Wittenberg zurückgekehrt war, in große Verlegenheit. Darunter waren auch neun Bernhardinerinnen des Klosters Nimbschen, mit ihnen Katharina von Bora. Luther beauftragte mit ihrer Befreiung den Torgauer Ratsherrn Leonhard Koppe, der mit zwei andern Torgauer Bürgern die neun Nonnen auf einem bedeckten Wagen vor-

Digitized by Google

sichtig — denn der Weg führte durch das Gebiet des reformationsfeindlichen Herzogs Georg von Sachsen — von Nimbschen nach Wittenberg brachte. Die Geschichte dieser Entführung von Ostern 1523 ist legendenhaft ausgeschmückt worden: Koppe soll die adlichen Fräulein gar in leere Heringstonnen versteckt haben, doch alles dieses Beiwerk ist sehr unsicher. Thatsache aber ist es, daß Luther das schwierige Werk auf sich nahm und auch durchführte, alle neun Jungfrauen in Wittenberg bei ehrsamen Bürgern unterzubringen. Katharina von Bora kam in das Haus des Stadtschreibers und spätern Bürgermeisters Reichenbach. Seitdem war Luther bemüht, seine Schützlinge womöglich angemessen zu verheiraten. Vor einer solchen Aufgabe würde heute wohl auch der Mutigste zurückschrecken, aber Luther war unverzagt; zudem war Wittenberg als Universitätsstadt auch voll von ledigen Magistern und Studenten.

Bei Katharina schien es sich besonders leicht zu machen, denn für sie interessierte sich gar bald der reiche Nürnberger Patriziersohn Hieronymus Baumgartner; doch kehrte dieser, ohne daß es zu einem Verlöbnis gekommen wäre, nach Nürnberg zurück. Noch im Oktober 1524 bemühte sich Luther das Paar auf brieflichem Wege zusammenzubringen, jedoch ohne Erfolg. Danach wünschte Luther, daß Katharina den Pfarrer Glatz von Orlamünde zum Manne nehme. Aber Katharina erkannte mit echt weiblichem Scharfblick, daß sie zu dem etwas unverträglichen Manne nicht passe, und erklärte dies dem Unterhändler Dr. Amsdorf rund heraus, dagegen sei sie bereit, ihn, den Amsdorf, oder Luther zum Manne zu nehmen.

Luther aber war damals für seine Person noch gar nicht zur Ehe entschlossen und hätte, wenn er es gewesen wäre, lieber die Ave von Schönfeld genommen, da er die Bora für hochmütig hielt. Aber der Gedanke, daß sie nicht abgeneigt sei, seine Frau zu werden, haftete doch in seiner Seele und beschäftigte ihn mehr und mehr; zudem schien es die natürliche Konsequenz seiner Lehre über den geistlichen Stand zu sein, daß er selbst ein Beispiel gebe und den Ehestand auf sich nehme; ferner war er als guter Sohn sich bewußt, dadurch einen Lieblingswunsch seiner Eltern zu erfüllen, und endlich war er gar mit Katharina ins Gerede der Leute gekommen. So faßte er denn mitten in den Stürmen des Bauernkriegs schnell seinen Entschluß: am Nachmittag des 13. Juni 1525 erschienen auf Luthers Bitte der Pfarrer Bugenhagen, der Propst Justus Jonas, der Jurist Dr. Apel, der Maler Lukas Kranach nebst seiner Gattin und mit ihnen die zuvor von Luthers Absicht verständigte Katharina in seinem Hause, dem alten Augustinerkloster; vor diesen Zeugen erklärte er seine Absicht, Katharina von Bora zur Frau zu nehmen; diese willigte ein, und Bugenhagen sprach auf der Stelle das Paar zusammen. Es folgte am nächsten Tage ein schlichtes Mittagessen des neuvermählten Paares mit einigen Freunden und am 27. Juni ein feierliches Hochzeitsmahl, zu dem außer andern Freunden auch Luthers Eltern geladen waren.

Dies ist die Geschichte der denkwürdigen Heirat, bei der weder Liebesgetändel noch romantische Schwärmerei, wohl aber beiderseits Offenheit und Vertrauen, ruhige Besonnenheit und klarer Verstand walteten. Daß daraus eine glückliche oder gar innige Ehe werden würde, konnte niemand vorhersagen, am allerwenigsten Luther selbst, vor dem sich sein neuer Stand eines Ehemannes ausbreitete wie eine unbekannte, neue Welt, in die ihn, wie er meinte, weniger die eigne Neigung als vielmehr Gottes Wille hineingeführt hatte. Drum war ihm auch der Klatsch der Widersacher, der sich an die „Hochzeit

Digitized by Google

des Mönchs mit der Nonne“ anschloß, und von dem sich sogar seine Freunde anfechten ließen, vor allem der kleinmütige Melanchthon, durchaus gleichgiltig. Er richtete sich mit seiner Käthe unter dem Beistande seines Dieners Wolfgang Sieberger in seinem alten Klosterhaus ein, so gut es ging, und er wurde unmerklich ein andrer, als er gewesen war, und zwar kein schlechterer. Von seinem zweiundzwanzigsten bis zu seinem zweiundvierzigsten Jahre, also die zwei für die Charakterbildung entscheidenden Jahrzehnte hindurch hatte keine Frauenhand sein Leben verschönt, hatte „kein Saum eines Frauenkleids durch sein Dasein gestreift.“ Bei aller Größe war Luther doch ein einsamer Mann gewesen, kampflustig und, wenn es sein mußte, hart; edle Seiten seines Wesens wie z. B. seine Fähigkeit, die harmlosen Freuden dieses Lebens zu würdigen und zu genießen, wären bei längerm Junggesellenleben in Gefahr gekommen, zu verschrumpfen — und nun war plötzlich ein junges Weib von sechsundzwanzig Jahren seine unzertrennliche Gefährtin: wenn er einmal aufblickte von der Arbeit, sah er sie neben sich am Schreibtisch sitzen, sie sagte ihm Lebewohl, wenn er ins Kolleg ging, sie begrüßte ihn, wenn er wiederkam — überall begegnete er ein paar Zöpfen, die er „vorhin nicht sahe.“ Der Staub verschwand von Tisch und Bank, die Bücher wurden sorgfältiger geordnet, Wäsche und Gewand sauberer in Stand gesetzt, mittags und abends stand eine wohlbereitete Speise auf dem Tisch — und so genoß der große Mann, der nur zu sehr dazu angelegt schien, sich mit seinen rastlosen Geistes- und Gemütskämpfen und seinem regellosen Leben frühzeitig aufzureiben,*) zum erstenmale die Segnungen eines geordneten Haushalts.

Und welcher Art war nun die junge Frau, die solchen segensvollen Wandel einleitete? Luthers Käthe war keine Schönheit. Ihr Brautbild zeigt einen runden, von reichlichem, zurückgekämmtem Haar umrahmten Kopf mit kräftigen, fast derben Zügen. Der gut gegliederte Mund deutet auf eine natürliche Beredsamkeit, die großen, weitgeöffneten Augen auf scharfe Beobachtungsgabe, die leicht gebogne Nase auf selbständiges Urteil. An Bildung konnte sie sich keineswegs mit den Nürnberger Patriziertöchtern jener Zeit vergleichen, die kunstvolle Verse schmiedeten und die lateinischen Klassiker lasen, aber sie schrieb mit ausgebildeter Hand und in klarem, eindringlichem Stil einen guten deutschen Brief, eine Kunst, die damals keineswegs allgemein war und auch heute nicht allgemein ist. Sie war aufrichtig fromm und voll Gottvertrauen, auch hatte sie Bescheidenheit und Herzensbildung genug, den hohen Vorzug als Luthers Gattin zu würdigen. Sie lernte natürlich besser als irgend wer die kleinen Fehler und Schwächen kennen, die Luther wie jeder Mensch hatte, aber sie verkannte doch keinen Augenblick in ihm den großen Reformator, dessen Geistesadel und heiliges Feuer ihn bergehoch emporhob

*) Hierauf bezog sich wohl eine Stelle des sonderbaren Briefes, den Melanchthon nach Luthers Vermählung in griechischer Sprache an Camerarius richtete. Der Brief hat in der Überarbeitung, die im Corpus reformatorum vol. I abgedruckt ist, allerdings einen wesentlich andern Wortlaut als der unverfälschte Text, den W. Meyer in seiner Schrift: „Über die Originale von Melanchthons Briefen an Camerarius und Melanchthons Brief über Luthers Heirat“ (München, 1876) publiziert hat. Nur kann ich das Wort *βωμολοχία*, das Melanchthon auf Luthers bisheriges Leben anwendet, nicht mit Hausrath als „Possenreißerei“ übersetzen, sondern es bedeutet hier wie bei dem Glossographen Pollux „die Bettelhaftigkeit,“ die Unordnung und den Staub des mönchischen Lebens, die Luther nun von sich werfen werde. Demnach bedeutet auch das gegensätzliche *σεμνότερον*, das Melanchthon bei Luther als Frucht des ehelichen Lebens erwartet, nicht „gemessener,“ wie Hausrath übersetzt, sondern „ordentlicher, sauberer.“

Digitized by Google

über die Masse gewöhnlicher Menschen, darum gebraucht sie noch als seine Frau die respektvolle Anrede „Herr Doktor" und spricht von ihm als ihrem „lieben Herrn," und als Luther nach erst zweijähriger Ehe 1527 so krank war, daß er zu sterben meinte, da zeigt sie sich vom Glauben an seine welthistorische Mission so durchdrungen, daß sie hofft, er werde nicht sterben, weil ihn die evangelische Welt noch nicht entbehren könne. Luthers leise Befürchtung, daß sich Käthe im Ehestande stolz und hoffärtig erweisen könnte, erfüllte sich aber nicht. Er bekennt: „Ich habe ein fromm getreu Weib, auf welche sich des Mannes Herz verlassen kann," und ein andermal, sie habe ihm „gedient wie eine Magd."

Aber wir wollen beileibe keinen Heiligenschein um Katharinas Haupt weben, obwohl sie in Wittenberger Universitätskreisen vor ihrer Verheiratung scherzhaft die „heilige Katharina von Siena" genannt wurde. Sie war und blieb bei allen ihren Vorzügen ein echt irdisches Weib, keine weibliche Eigentümlichkeit war ihr fremd. Sie war aufgeweckten Geistes, selbstbewußt, an Beredsamkeit ihrem Gemahl wohl gewachsen und keine Jasagerin, sondern starkwillig genug, unter Umständen auch ihr Begehren durchzusetzen. Nach diesen Richtungen hin bot sie ihrem Manne ein reiches Feld zu Beobachtungen über die weibliche Natur, und er hat diese für seine menschliche wie für seine seelsorgerische und gesetzgebende Thätigkeit gleich wichtigen Streifzüge offnen Auges unternommen und die heimgebrachte Beute mit dem ihm eignen Humor in Worte gefaßt. Er sagt: „Weiber reden vom Haushalten wohl als Meisterin mit Holdseligkeit und Lieblichkeit der Stimm und also, daß sie Ciceronem, den beredtesten Redner übertreffen; und was sie mit Wohlredenheit nicht können zuwege bringen, das erlangen sie mit Weinen. Und zu solcher Wohlredenheit sind sie geboren; denn sie sind viel beredter und geschickter von Natur zu den Händeln, denn wir Männer, die wirs durch lange Erfahrung, Übung und Studieren erlangen." Auch empfahl er einmal einem englischen Studenten zu Wittenberg im Scherz seine Frau als Lehrerin der deutschen Sprache mit den Worten: „Die ist beredt, sie kanns so fertig, daß sie mich weit damit überwindet."

Bekannt sind auch die scherzhaften Anreden, mit denen Luther seine Frau in den Briefen bedenkt: „Lieber Herr Keth" oder „Dr. Kethus," dominus meus Ketha, ja er latinisiert ihren Namen sogar in Catena mea, das bedeutet „meine Kette," und es giebt Äußerungen, die über das Wesen des Scherzes etwas hinausgehn, wenn er z. B. sagt: „Ich muß Geduld haben mit dem Papst, ich muß Patienz haben mit den Schwärmern, ich muß Geduld haben mit den Scharrhansen, ich muß Geduld haben mit dem Gesinde, ich muß Geduld haben mit Käthen von Bora, und der Patienz ist noch soviel, daß mein Leben nicht anders sein will als Patienz," oder wenn er sagt: „Wenn ich noch eine freien sollte, so wollte ich mir ein gehorsames Weib aus einem Steine hauen, sonst hab ich verzweifelt an aller Weiber Gehorsam." Aber es ist ja bekannt, daß gerade die starkwilligsten Männer gern von ihrem Ehejoch reden, während die wirklich unterjochten dieses unnatürliche Verhältnis am liebsten auch ihren vertrauten Freunden verschweigen. Luther gehörte zu den glücklichen Naturen, bei denen ein gewisses Maß ehelichen Kleinkriegs die Liebe und Zärtlichkeit nur erhöht; sagt er doch: „Ich hätte auch gerne, wenn mir meine Käthe übers Maul führe, ohne daß ich sie nicht viel ließe dran gewinnen, ein Maulschellium," und ein andermal: „Denn wiewohl die Weibsen

Digitized by Google

gemeiniglich alle die Kunst können, daß sie mit Weinen, Lügen, Einreden einen Mann gefangen nehmen, könnens fein verdrehen und die besten Worte geben, doch, wenn diese drei Stück im Ehestand bleiben, nämlich Treu und Glauben, Kinder und Leibesfrüchte und Sakrament, daß mans für ein heilig Ding und göttlichen Stand hält, so ists gar ein selger Stand."

Wie oft erleben wir es, daß eine spät geschlossene Ehe schnell zur Erkaltung der anfänglichen Liebe führt. Luther begann die Ehe kühl, fast kritischen Geistes, aber von Jahr zu Jahr wird sein Verhältnis zu seiner Käthe inniger. In einem Briefe schreibt er: „Es grüßt dich Kethe, meine Rippe ... sie ist mir folgsam und in allem zu Willen und mehr nütze, als ich zu hoffen gewagt hätte, Gott sei Dank — sodaß ich meine Armut nicht mit eines Krösus Schätzen vertauschen möchte." Ein andermal: „Ich wollt meine Kätha nit um Frankreich noch um Venedig darzu hergeben." Oder er sprach zu ihr selbst: „Käthe, du hast einen frommen Mann, der dich lieb hat, darum du wie andre fromme Weiber bist eine Kaiserin, erkenne es und danke Gott." Seine Lieblingsepistel, den Galaterbrief, nennt er „seine Käthe im Neuen Testamente." In Schmalkalden sagt er nach zwölfjähriger Ehe: „Ich habe meine Käthe lieb, ja ich hab sie lieber denn mich selber, das ist gewißlich wahr; ich wollt lieber sterben, denn daß sie und die Kinderlein sterben sollten."

Müssen nicht solchen rührenden Zeugnissen gegenüber alle die gehässigen und rohen Reden verstummen, die auch in neuster Zeit von ultramontaner Seite über die treffliche Gattin Luthers laut geworden sind? Oder bedarf es noch der Aussprüche Luthers über den Ehestand, in die er seine persönlichen Erfahrungen auf diesem Gebiete zusammenfaßt? Es hat wohl niemand, der erst als Vierziger in den Ehestand trat, mit so herrlichen Worten diesen Stand gepriesen wie Luther; daß ers konnte, war das Verdienst seiner Käthe: „Es ist keine lieblichere, freundlichere noch holdseligere Verwandtnis, Gemeinschaft und Gesellschaft, denn eine gute Ehe, wenn Eheleute mit einander in Friede und Einigkeit leben. Wiederum ist auch nichts Bitterers, Schmerzlichers, denn wenn das Band von einander getrennt und geschieden wird." „Die Welt hat nach Gottes Wort keinen lieblichern und freundlichern Schatz auf Erden, denn den heiligen Ehestand, welchen er selber gestift, erhält und für alle Stände gezieret und gesegnet hat, daraus nicht allein alle Kaiser, Könige und alle Heiligen, sondern auch der ewige Sohn Gottes, doch auf eine andre eigne Weise, geboren ist. Darum, wer dem Ehestande zuwider ist und redet übel davon, der ist gewiß aus dem Teufel. ... Ich bin, bleibe und sterbe im Lob des heiligen Ehestands."

Die schönste Zierde und den edelsten Inhalt erhielt Luthers Ehe durch den Kindersegen, der daraus erblühte. Er giebt uns Gelegenheit, seine Käthe als Mutter zu beobachten, freilich, da ihre Kundgebungen meist verloren sind, nur im Wiederschein des Lichts, das über Luther als Vater ausgebreitet ist.

Ein Jahr nach der Hochzeit, 1526, wurde ihm sein ältester Sohn Hans Luther geboren, ihm folgte im Dezember 1527 Elisabeth, im Mai 1529 Magdalena, 1531 Martin, 1533 Paul, 1534 Margarethe, im ganzen also drei Söhne und drei Töchter. Katharina hat alle diese Kinder genährt und gepflegt und hat dabei die Freude gehabt, daß sich ihre Mutterlust auf den Gemahl übertrug, der mit bewundernswerter Liebe und Geduld alle die kleinen Erdenbürger willkommen hieß und sich weder durch ihr Geschrei noch durch

Digitized by Google

andre Belästigungen in seiner Vaterfreude stören ließ. Der päpstliche Sekretär und Humanist Poggio, der sich ein Jahrhundert vor Luther nach langem Konkubinat zur Ehe entschlossen hat, weiß auch in graziösen Briefen von der süßen Musik zu schwärmen, die ihm der „Filiolus“ durch seine ersten Sprechversuche bereitet hat; aber Luther geht noch einen Schritt weiter: er rühmt sein Hänsichen sogar, weil es verstanden habe, flexis poplitibus solus in omnem angulum cacare. Als er sein Töchterchen Elisabeth im Alter von acht Monaten wieder verlor, schrieb er an einen Freund: „Sie hat mir ein wundersam krankes, fast weibisches Herz zurückgelassen, so jammert mich ihrer; nie hätte ich vorher gedacht, daß ein Vaterherz so weich werde gegen die Kinder.“ Was hatte die Ehe, was hatte Käthe aus dem gewaltigen Gottesstreiter für einen wohlthuend menschlichen Mann gemacht, wie führten ihn die Erlebnisse mit Weib und Kind immer wieder aus der Sphäre des Forschens und Grübelns auf die schöne Erde zurück und lehrten ihn Gottes Liebe da bewundern, wo sie am tiefsten und größten ist, in den Dingen des täglichen Lebens der Familie.

Deshalb ist es mir ein unbegreifliches Urteil Koldes, des neusten Lutherbiographen, wenn er den Abschnitt seines Buchs über Luthers Ehestand mit den kühlen Worten schließt: „Aber nur äußerlich machte die Ehe einen Einschnitt in seinem Leben. Man kann nicht sagen, daß sie auf seine Entwicklung von besonderm Einfluß gewesen wäre. Dafür war er nicht mehr jung genug.“ Ich glaube das Gegenteil beweisen zu können: Luthers Ehe mit Katharina von Bora gehört zu den wichtigsten Triebkräften seiner innern Entwicklung: er hat dadurch nicht nur, wie wir oben sahen, die Natur des Weibes entdeckt, sondern auch vom Wesen und Wert des Kindes eine tiefere und richtigere Vorstellung erhalten; hier liegt die Wurzel seiner gesunden Pädagogik, die er im Verein mit Käthe im Hause übte, hier liegt aber auch ein starker Antrieb dazu, den Kleinen Katechismus zu schreiben und die Schulvisitationen einzurichten.

Ein Politiker hat einmal in den Preußischen Jahrbüchern die Gründe untersucht, auf denen die wirtschaftliche und die geistige Überlegenheit der protestantischen Landschaften Deutschlands über die katholischen beruht, und hat dabei hervorgehoben, daß die durch das Studium und den gehobnen Lebensberuf der Geistlichen erzielte geistige und sittliche Kraft bei den Katholiken durch die Ehelosigkeit der Geistlichen immer wieder erlischt, während sie sich in den evangelischen Pfarrhäusern durch Vererbung auf die Kinder verdoppelt und verdreifacht; dazu kommt die Einwirkung der Pfarrhäuser auch auf Fernerstehende, auf ganze Gemeinden als Vorbild guter Sitte, geläuterten Geschmacks, einsichtsvoller Wirtschaftlichkeit, edler Gastlichkeit. So ist vom evangelischen Pfarrhause eine Fülle des Segens für die ganze protestantische Welt ausgegangen, und einen Teil dieses Segens hat auch Luthers Käthe mit begründen helfen.

Betrachten wir sie einmal in ihrem Hausstande als Führerin und Leiterin der Wirtschaft. Als Luther seine Käthe heiratete, bewohnte er mit seinem Diener das verödete Augustinerkloster zu Wittenberg. Nach der Hochzeit wurde es ihm samt dem verwilderten Klostergarten vom Kurfürsten geschenkt, aber es war nur teilweise ausgebaut und erheischte große Erhaltungskosten. Ordentliches Mobiliar besaß weder er noch seine Frau, noch viel weniger war ein Schatz von Wäsche, der Stolz der deutschen Hausfrau, vorhanden. Katharina sah sich also, da sie in Luthers Häuslichkeit eintrat, dem Nichts gegenüber.

Digitized by Google

Er wußte das wohl und war entschlossen, für sein Weib zu arbeiten, wenns sein mußte mit den Händen — wenn er nur nicht in Geldsachen so überaus unpraktisch und, man kann sagen, bis zur Schwäche uneigennützig gewesen wäre!

Die buchhändlerischen Honorare, die ihm für seine Schriften geboten wurden, wies er zurück, weil er mit seinem Worte keinen Wucher treiben wollte, ebenso wenig konnte er sich entschließen, für Geld Kolleg zu lesen oder für seine geistliche Thätigkeit an der Pfarrkirche in Wittenberg von der Stadt Bezahlung anzunehmen. Aber da legte sich sein Kurfürst ins Mittel und bewilligte dem Ehemann einen Jahressold von zweihundert Gulden, der 1536 auf dreihundert Gulden und um ansehnliche Naturalbezüge vermehrt wurde. Das war für jene Zeit eine stattliche Summe, wohl genügend für einen behäbigen Haushalt, für Eltern und Kinder. Aber Luther in seiner Bescheidenheit und in dem drückenden Bewußtsein, „er habe leider mehr, denn er im Gewissen vertragen könne," begann alsbald sein junges Hauswesen zur öffentlichen Herberge zu machen. Vornehme und geringe Reisende, flüchtige Mönche und Nonnen, Geistliche und Schulmeister, Professoren der Universität und Studenten sättigten sich an seinem Tische und begehrten gar oft noch dazu einen Zehrpfennig. Selbst silberne Becher und das Patengeld seiner Kinder spendete er den Bettlern. Luther selbst bekennt: „Ich habe eine wunderliche Haushaltung, ich verzehre mehr, als ich einnehme. Ich muß jedes Jahr fünfhundert Gulden in die Küche haben, zu geschweigen der Kleider, andrer Zierat und Almosens, da doch meine jährliche Besoldung sich nur auf zweihundert Gulden beläuft."

Unter solchen Verhältnissen und neben einem solchen Haushalter begann Käthe ihre Thätigkeit mit einer Umsicht und Thatkraft, die Bewunderung verdient. Nicht die Ansprüche eines Edelfräuleins, sondern die Erinnerungen an den väterlichen Gutshof in Lippendorf und an die Klosterwirtschaft in Nimbschen werden in ihr lebendig: sie schaltet und waltet als Schaffnerin über den Mägden, sie läßt den Garten in Stand setzen, daß er nicht nur Lilien und Rosen, sondern auch Gurken, Melonen, Rettiche und Obst hervorbringt, sie richtet eine Schweinezucht ein, sie setzt Hechte, Karpfen und Forellen in den Teich des Gartens, sie braut selbst das für den Haushalt nötige Bier, sie betreibt den Ankauf größerer Felder und Gärten, und was das Mühsamste und Verantwortlichste war: zu derselben Zeit, wo sie von ihren kleinen Kindern so sehr in Anspruch genommen ist, öffnet sie ihr Haus noch fremden Pensionären, oder wie man damals sagte, Kostgängern, denen sie, um etwas für den Haushalt zu verdienen, samt den mit ihrer Erziehung beauftragten Magistern gegen Bezahlung Nahrung und Unterkunft gewährt. Nicht allen diesen Kostgängern hat sie es zu Danke gemacht: dem einen erschien sie herrisch, dem andern habsüchtig. Die solche Urteile aussprachen, waren aber im Haushalte unerfahrne Junggesellen. Hatten sie sich wohl klar gemacht, welche Arbeitslast und welche Sorgenfülle jeder einzelne Tag für diese Frau heraufführte, „die drei Kinder an der Schürze, eins auf dem Arm und eins unter dem Herzen hatte," bei der Kurfürstinnen, Herzoginnen und Prinzessinnen, Adel und Kaufleute oft wochen-, ja monatelang die Gastfreundschaft in Anspruch nahmen? Rechnet man dazu noch den Ärger mit zahlreichem Gesinde, mit den Bauleuten, die beim weitern Ausbau des alten Klosters herangezogen werden mußten, und die Verantwortung für ein gewisses Gleichgewicht zwischen Einnahme und

Digitized by Google

Ausgabe, die sie fast allein trug, so wird man wohl begreifen, daß die wackre Frau nicht immer in rosiger Sanftmut einhergehn konnte.

Die größten Triumphe feiert ihre Wirtschaftlichkeit, als ihr Luther im Jahre 1540, während sie von schwerer Krankheit genas, von ihrem verarmten Bruder Hans von Bora das Vorwerk Zulsdorf unweit des Ritterguts Kieritzsch bei Borna für sechshundertzehn Gulden kaufte. Ein Teil des alten Boraschen Besitzes war nun wieder in ihren Händen. Um das kleine Gut, zu dem keine leibeignen Bauern gehörten, auszubauen und in die Höhe zu bringen, schenkte der Kurfürst sechshundert Gulden und Bauholz; von ihrem Nachbar, einem Herrn von Ende, borgte Käthe zwölf Scheffel Korn und vierundzwanzig Scheffel Hafer zur Aussaat, von andern Gespanne. Auch hier sah sie selbst überall nach dem Rechten, richtete eine größere Schweinezucht ein und war oft wochenlang von Wittenberg abwesend in Zulsdorf. Das gab Luther Veranlassung zu manchem Scherz. Wie einst Cicero seine Villen am Golfe von Puteoli seine Cumana et Puteolana regna genannt hatte, so schreibt auch Luther scherzend: Abest Ketha in suo novo regno, oder er tituliert sie als „seine gnädige Frau von Bora und Zulsdorf," oder er schreibt „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharina Lutherin, Doktorin, Zulsdorferin, Saumärkterin und was sie mehr sein kann" oder „Der reichen Frauen zu Zulsdorf, Frauen Doktorin Katherin Lutherin, zu Wittenberg leiblich wohnhaftig, und zu Zulsdorf geistig wandelnd, meinem Liebchen."

Käthe Luther als Zulsdorferin — das ist der Gegenstand eines Bildes,*) das ich für das getreuste aller Porträts der Katharina von Bora halte. Es ist ein Hochrelief aus Gips und hängt gegenwärtig in der Kirche von Kieritzsch neben seinem Pendant, dem Relief Luthers aus Sandstein, das oben links Luthers Wappen, rechts oben das des Kurfürsten trägt. Früher waren beide Bilder im sogenannten Luthersaale des Ritterguts Kieritzsch, dahin aber sind sie aus Zulsdorf — jetzt eine wüste Mark — gekommen, als diese Gebäude verfielen. Käthes Bild trägt die Umschrift: „Catarina Lutterin, gebohrne von Borau 1540" und zeigt einen wesentlich ältern, aber auch wesentlich realistischern Kopf als das obenerwähnte Brautbild. Die Stirn ist mit einem vielfaltigen Tuche umwunden, das im Nacken geknotet ist, wie bei einer Frau, die sich eben angeschickt hat, den Stall und das Hauswesen zu besorgen. Die Nasenwurzel ist etwas eingesunken und läßt demnach die gebogne Linie der Nase noch schärfer hervortreten als auf dem Jugendbildnis. Die Augen und die gewölbten Nasenflügel, überhaupt der ganze Gesichtsausdruck verraten die gespannteste Aufmerksamkeit, der nichts entgeht. Das ist Luthers Hausfrau, wie sie leibte und lebte in ihrem Zulsdorfer Reiche, keine Idealgestalt, sondern das unermüdlich schaffende und sorgende treue deutsche Weib.

Es war Käthes Verdienst, wenn Luther allmählich ein wohlhabender Mann wurde, sodaß er 1542 den Wert seines Besitzes, abgesehen von den Grundstücken, auf tausend Gulden berechnete, denen freilich vierhundertundfünfzig Gulden Schulden gegenüberstehen. Und er wußte es auch, daß er diesen bescheidnen Wohlstand seiner Hausfrau verdankte, denn mit Bezug darauf sagte er: „Der Mann soll erwerben, das Weib aber soll ersparen. Darum kann das Weib den Mann wohl reich machen und nicht der Mann das Weib; denn der ersparte Pfennig ist besser denn der erworbne." Auch aus seinem 1542

*) Veröffentlicht in der Leipziger Illustrierten Zeitung vom 2. Februar 1899, S. 150.

Digitized by Google

verfaßten Testamente spricht das vollkommne Vertrauen zu seiner Gattin: ihr vermacht er das Gut Zulsdorf, ein Haus in Wittenberg und alle Wertsachen; dazu schreibt er: „Das thue ich darumb, erstlich, daß sie mich als ein frum, treu ehelich Gemahl allezeit lieb, wert und schön gehalten .... zum andern, daß sie die Schuld .. auf sich nehmen und bezahlen soll, welcher mag sein ungefähr, mir bewußt, vierhundertundfünfzig Gulden .. zum dritten und allermeist darumb, daß ich will, sie müsse nicht den Kindern, sondern die Kinder ihr in die Hände sehen, sie in Ehren halten und unterworfen sein, wie Gott geboten hat."

Dieses felsenfeste Vertrauen Luthers zu seiner Frau wurzelte nicht zum wenigsten in der Beobachtung, daß sie im Grunde ihres Herzens eine uneigennützige und opferwillige Natur war, die den gemeinsamen Besitz hauptsächlich zu Rat hielt und vermehrte, um einen edeln Gebrauch davon zu machen. Als Luthers Eltern alt und hilflos werden, läßt sie die Schwiegereltern durch Luther mit Thränen der Kindesliebe in einem rührenden Briefe auffordern, in ihr Haus nach Wittenberg überzusiedeln. An der Seite ihres Mannes hat sie tapfer und unerschrocken ausgehalten unter den widrigsten Verhältnissen. Im Jahre 1527 wütete in Wittenberg die Pest; alles, was nur irgendwie fort konnte, ergriff die Flucht, aber Luther blieb und mit ihm Käthe. Auch Luthers Haus wurde nicht verschont: die Frau des Kaplans Rörer, dem Luther Unterkunft gewährte, starb in seinem Hause daran, auch zwei ihrer Töchter wurden von der furchtbaren Krankheit ergriffen. Um Katharinas Heldenmut, mit dem sie in dem verpesteten Hause ausharrte, gebührend zu würdigen, brauchen wir uns nur an den Schrecken zu erinnern, der ängstliche Gemüter befiel, als diese furchtbare Seuche vorigen Sommer einen Augenblick lang Miene machte, sich in Wien einzubürgern. Ihr Mut wurde belohnt, denn keins der Ihrigen starb. Nicht minder stark zeigte sie sich, als die Seuche 1535 und 1540 wiederkehrte. Als Dr. Sebald an der Pest erkrankt und seine Frau daran gestorben war, erbarmte sie sich der vier verwaisten Kinder und nahm sie in ihr Haus auf, obwohl sie selbst wieder einen Familienzuwachs erwartete.

Fast noch rührender als solche Tapferkeit in einzelnen schlimmen Zeitläuften war die ununterbrochne hingebende Pflege und Sorge, die Käthe, ohne je zu ermatten, ihrem Manne widmete. Luther war seit 1526 steinleidend, dazu gesellten sich seit 1527 als Folge eines Unterleibsleidens furchtbare Beängstigungen und tiefe Melancholie, begleitet von Krampf der Arterien und Ohnmachten.

Schon 1527 vermeinte Luther zu sterben und nahm von Weib und Kind rührenden Abschied, aber Käthes Zuspruch und dann und wann auch ein schmackhaft bereitetes Leibgericht gewannen ihn dem Leben zurück. Küche und Keller seiner Frau sind ihm bekömmlicher als Speise und Trank im Schlosse von Torgau. Und wenn er jungen Frauen den Rat giebt, so zu wirtschaften, daß dem von der Reise heimkehrenden Manne das Herz im Leibe hüpfe, sobald er nur den Giebel des Hauses erblicke, so hat es vor allem seine Käthe verstanden, ihm sein Heim so wohlig auszugestalten, daß er in der Ferne immer danach Sehnsucht trug.*) Als er 1537 in Schmalkalden schwer erkrankt war, fuhr sie ihm mit den eignen Pferden bis Altenburg entgegen und geleitete ihn von da in sorglichster Pflege nach Hause.

*) Hausrath a. a. O. S. 281.

Digitized by Google

Seitdem mehrten sich bei ihm die Anfälle seiner schmerzhaften Leiden, und als ihm 1542 seine geliebte Tochter Magdalena, eben im Begriff sich zu einer blühenden, sinnigen Jungfrau zu entfalten, durch den Tod entrissen worden war, steigerten sich bei ihm infolge des andauernden Kummers auch die trüben Stimmungen und erzeugten zeitweise eine große Reizbarkeit und mürrisches Wesen; allerhand Verdruß über die zunehmende Sittenlosigkeit der auf zweitausend Köpfe angeschwollnen Wittenberger Studentenschaft, Reibereien mit Amtsgenossen, wie sie in dem großen „Professorendorfe“ unvermeidlich waren, kamen hinzu und erbitterten ihn im Juli 1545 derart, daß er mit seinem Sohne Hans Wittenberg verließ, in der Absicht, nicht wieder dahin zurückzukehren. Denn er schreibt an seine Frau: „Mein Herz ist erkaltet, daß ich nicht gern mehr da bin, so wollt ich meinem gnädigen Herrn das große Haus wieder schenken und wäre dein bestes, daß du dich gen Zulsdorf setzest, weil ich noch lebe und kunnte dir mit dem Solde wohl helfen, das Gutlin zu bessern, denn ich hoffe, mein gnädiger Herr soll mir den Sold folgen lassen, zum wenigsten ein Jahr meines letzten Lebens. Nach meinem Tode werden dich die vier Elemente zu Wittenberg doch nicht wohl leiden . . .“

Unter solchen Verhältnissen wußte Frau Käthe die Freunde heranzuziehen, auf den Rat zu Wittenberg, ja selbst auf den Kurfürsten zu Gunsten einer Besserung der Wittenberger Verhältnisse einzuwirken und vor allem ihren Luther selbst zu trösten und zu beschwichtigen. Wenn auch in den letzten Jahren seines Lebens wenigstens stellenweise der alte frische Mut, der alte Humor und die alte Lebensfreude wie helle Sterne durch die dunkle Nacht wieder hervorbrachen, so war es nicht zum geringsten Käthes Verdienst: ihrer Sorglichkeit, Pflege, Geduld und Tapferkeit hat es das deutsche Volk vor allem zu danken, daß Luther nicht schon 1526 oder 1527, sondern erst nach der wirklichen Vollendung seines großen Lebenswerkes gestorben ist. Mit großer Sorge und Angst sah sie auch am 23. Januar 1546 ihren geliebten Gemahl in die Winterkälte hinausziehn, um unter den über die Erbteilung streitenden Mansfelder Grafen Versöhnung zu stiften. Sie gab ihm seine drei Söhne zur Gesellschaft und Erheiterung mit, aber die Antworten, die Luther fast von jeder Station der Reise auf Käthes Briefe schrieb, zeigen, daß sie von schlimmen Ahnungen gequält war. Sie hatte sich auch nicht geirrt: es gelang Luther am 14. Februar, das ersehnte Friedenswerk zu stiften, aber nach Wittenberg kehrte nur seine Leiche zurück. Über den Schmerz, den ihr sein Heimgang verursachte, haben wir ihre eignen Worte in einem auf Schloß Gnandstein verwahrten Brief an ihre Schwester: „Das Ir ein hertzlich mittleiden mitt mir und meinen armen Kindern tragt, glaub ich leichtlich. Denn wer wolt nicht billich betrübt unnd bekümmert sein, umb einen solchen tewren man, als mein lieber Herr gewesen ist, Der nicht allein einer Stadt oder einem einigen Land, Sondern der gantzen welt viel gedienet hatt. Derhalben ich warlich so seer betrübt bin, das ich mein großes hertzeleid keinem menschen sagen kan, Und weis nicht, wie mir zu sin und zu muth ist. Ich kann widder essen noch trinken Auch dazu nicht schlaffen. Und wen ich hett ein Fürstenthumb und Keyserthumb gehabt, solt mir so leid nimmer mehr geschehen sein so ichs verlohren hatt, als nun Unser lieber Herrgott mir, und nicht alleine mir, sondern der gantzen welt, diesen lieben und tewren man genohmen hatt.“

Es kamen die trüben Jahre des Witwenstandes. Auch Käthe erfuhr seine Bitterkeit im vollsten Maße. Der kursächsische Kanzler Brück, der ihre Angelegenheiten ordnen sollte, überhäufte sie in seiner Eingabe an den Kur-

Digitized by Google

fürsten mit Vorwürfen, als ob sie zur Hoffart und Verschwendung neige, und mit Verdächtigungen wegen der Erziehung der Kinder. Trotzdem wurde Luthers Testament bestätigt und seinen Hinterbliebnen zweitausend Gulden ausgesetzt, von denen das Gut Wachsdorf gekauft wurde. Aber Kränkendes gab es genug dabei: ein kurfürstlicher Befehl besagte, daß die Haushaltung sollte eingezogen und das unnötige Gesinde weggethan werden. Und den Vormündern der Kinder wurde zur Pflicht gemacht, „daß ihnen sämtlich und sonderlich nicht viel versäumlichs Spazierens verstattet werd," denn man fürchte, daß sie in Wachsdorf bei der Mutter „junkern lernten und Vogel fahen." Trotzdem hätte sich wohl Käthes und ihrer Kinder Los gut gestaltet, zumal da auch die Grafen von Mansfeld ihr beistanden, wenn nicht der Schmalkaldische Krieg Sachsen verwüstet und den Kurfürsten in die Gefangenschaft Karls V. geführt hätte. So konnte er nichts für Luthers Witwe thun, und diese kam in immer bedrängtere Lage, da sie doch drei Söhne sollte studieren lassen. Sie vermietete allen entbehrlichen Raum in ihrem Wittenberger Klosterhause und nahm wieder Kostgänger; trotzdem mußte sie sogar ihr Silberzeug verpfänden. Aber sie erlebte noch den Sieg des Protestantismus durch Kurfürst Moritz im Sommer 1552. Indessen brach in Wittenberg von neuem die Pest aus; sie floh im Herbste mit ihren Kindern nach Torgau. Aber auf der Fahrt dahin scheuten die Pferde, sie stürzte aus dem Wagen und ist an den Folgen dieses Unfalls am 20. Dezember 1552 zu Torgau im festen Glauben an ihren Heiland verschieden.

Es war kein weltbewegendes, ja nicht einmal ein durch besondre Eigenschaften oder besondre Schicksale hervorragendes Leben, das hier seinen Abschluß fand, sondern nur das einer treuen, tapfern deutschen Frau, der als Erbe ihrer ritterlichen Abkunft ein wenig mehr Selbstbewußtsein und Selbstbestimmungstrieb anhaftete, als es damals üblich war. Mitten unter den Schrecken der sozialen Revolution, wie wir den großen Bauernkrieg nennen, hat sie die neuen Ideale der evangelischen Lehre klar und scharf erfassend dem verfemten Erzketzer in Wittenberg, der wahrlich nach modernen Begriffen keine gute Partie war, die Hand gereicht zum Ehebunde und hat alle Kraft einsetzend für sein materielles und gemütliches Wohlbefinden treu neben ihm ausgehalten bis zu seinem Tode. Schon dadurch hat sie gegründeten Anspruch darauf, daß wir ihr Bild in unserm Herzen und vor der Welt immer wieder von dem Schmutze reinigen, mit dem es der vaterlandslose Romanismus zu bewerfen trachtet. Außerdem aber hat ihre Gestalt gerade in unsern Tagen noch ihre besondre Bedeutung. Denn in einer Zeit, wo zu den vielen andern Ursachen der um sich greifenden Ehelosigkeit entschieden auch das etwas unnatürliche Wesen und gewisse übertriebne Ansprüche eines Teils des weiblichen Geschlechts zu rechnen sind, weist sie uns nachdrücklich darauf hin, daß die Erziehung und damit die ganze Lebensauffassung unsrer weiblichen Jugend dringend einer Reform bedarf im Sinne der Natürlichkeit, der Gemütsbildung statt der Verstandesbildung, der Wertschätzung des Mutterberufs und der Wirtschaftlichkeit, kurz der Tugenden, in denen Katharina von Bora groß war.

Digitized by Google

Der Großvater

Familienerinnerungen aus der Zeit vor und während der Märzrevolution

Wenn es regnete und wir Buben uns nicht im Garten tummeln konnten, gingen wir gern im Hause auf Entdeckungen aus. Mit besondrer Vorliebe gings ins Schlafzimmer. In der Ecke hinter dem Bett meines Vaters standen ein Degen und ein Säbel. Der Säbel stammte aus dem Siebenjährigen Kriege; es war ein großer Reiterpallasch in einer schweren Scheide, der für uns kleine Buben kaum zu heben war. Wenn wir uns genug abgemüht hatten, den schweren Säbel aus der Scheide zu ziehen, gings an den zierlichen Degen, der den Dreißigjährigen Krieg mitgemacht haben sollte. Er hatte einen höchst unbequemen Griff in Kreuzform mit eingelegter Arbeit. Oben drauf war ein Knauf, der sich abschrauben ließ. Wir unterließen es natürlich niemals zu untersuchen, ob die Schraube noch gut imstande sei. Die Klinge war fein ziseliert und sehr biegsam. Ich hatte einmal Damaszener Klingen rühmen hören. Seitdem glaubte ich, daß unser Degen Damaszener Arbeit sein müsse. Er war für uns der Inbegriff des Schönen. Waren wir unbeobachtet, so fochten wir gern mit dem leichten Degen ein wenig herum: gegen die Bettgardinen, gegen eingebildete Feinde, gegen die Brüder, die als Indianer auf dem Kriegspfade unter den Betten umherkrochen. Kam freilich die Mutter zu diesen Übungen, so gabs zuerst großes Entsetzen, dann gewaltige Vermahnung. Wir könnten uns ja mit dem Degen die Augen ausstechen, uns sonstwie verwunden und die Gardinen beschädigen. Das Ausstechen der Augen wäre immerhin möglich gewesen. Andre Verwundungen gehörten wohl in das Reich der Unmöglichkeit, so stumpf war die Klinge.

Beim Vater standen Säbel und Degen zu unserm Leidwesen völlig unbenutzt. Er hatte gar keine Neigung zum Waffenhandwerk, war auch durch unsre Bitten nicht dazu zu vermögen, sich einen Revolver zuzulegen. Bei ihm fand unsre romantische Kriegslust wenig Verständnis. Der Großvater dagegen, von dem der Vater die Waffen geerbt hatte, war in unsrer Phantasie ein äußerst streitbarer Mann gewesen. Er hatte im Ernst diese Waffen mit sich geführt, und das war genug, ihn mit dem Nimbus eines Helden zu umgeben. Die Waffen wurden uns durch solche historischen Erinnerungen noch lieber. Sie waren die greifbarsten Erinnerungen an den alten Herrn, der im runden schwarzen Rahmen steif und würdig in der väterlichen Studierstube hing.

Ja, der Großvater, das war unser Mann! Keiner von uns Buben hatte ihn freilich gekannt. Er war schon lange tot. Aber der Vater, der viel auf Familientraditionen gab, erzählte uns abends vor dem Schlafengehen öfters von ihm. Besonders lieb waren uns die Geschichten von gefahrvollen, einsamen Amtsfahrten, die der Großvater unternommen hatte, und bei denen der alte Säbel sein ständiger

Begleiter gewesen war. Ich besinne mich noch sehr wohl, daß wir uns eine bestimmte Wildderergeschichte immer wieder erzählen ließen, und wenn wir dann wieder den Säbel in die Hand bekamen, behandelten wir ihn viel respektvoller. Er hatte ja schon so schreckliche Abenteuer erlebt! Noch heute, wenn ich den alten Säbel in die Hand nehme, habe ich die Empfindung von dunkeln Wäldern, von entsetzlicher, aufregender Spannung. Hinter dieser Empfindung bleibt die Geschichte selbst, die ich mir vor kurzem vom Vater wieder erzählen ließ, weit zurück.

Der Großvater war noch ganz ein Mann der alten Schule. Eine Autoritätsperson alten Stils. Mit Kraft und Schärfe setzte er seinen Willen durch, vertrug wenig Widerspruch, konnte streng, ja hart sein, war aber auch gegen sich selbst unerbittlich. In seiner Familie war er ein kleiner König. Mit der Großmutter, die sich schier zu Tode plagte, hatte er wenig Mitleid. Von den Kindern verlangte er unbedingtesten Gehorsam. Er forderte auch noch, als sie erwachsen waren, von ihnen, was heutzutage ein Vater höchstens als Wunsch aussprechen würde. Ein Onkel hat jahrelang als Student das Rauchen ganz im geheimen betrieben, weil er den Zorn des Großvaters fürchtete, der dieses moderne Genußmittel haßte. Wegen einer Kleinigkeit, wegen geringer Schulden zum Beispiel, hätte er unter Umständen seine Söhne enterben können. Die Kinder hatten infolgedessen nicht das rechte Zutrauen zu ihm. Nur mein Vater, das Nesthäkchen der Familie, verstand sich gut mit ihm. Härte und Strenge lagen eben in der frühern Erziehungsart. Nachgiebigkeit gegen die Kinder, wie sie heutzutage oft üblich ist, wäre dem Vater als eine Verletzung seiner hausväterlichen Pflichten erschienen. Bei seinen Untergebnen war der strenge Mann gefürchtet. Er war der Schrecken aller Bösewichter der Gegend. Denn gegen sie war er unerbittlich. Die glänzende Kehrseite seiner harten, rauhen Art war sein unbestechliches Pflichtbewußtsein. Er war verhältnismäßig noch sehr jung Rentmeister auf den Primkenauer Gütern des Baron B. geworden. Mit großer Thatkraft hat er die Güter während der siebzehn Jahre, in denen er sie verwaltete, in die Höhe gebracht. Bei seinem Dienstantritt gaben die Güter fast gar keine Erträge. Wilddiebereien, Unterschlagungen aller Art minderten den Nutzen, sodaß der Baron nicht übel Lust hatte, sie zu verkaufen. Unsre Familie ist stolz darauf, daß allein der Großvater den Plan vereitelte. Ein paar Herren hatten dem Baron 250000 Thaler geboten, eine Summe, die ihm recht begehrenswert erschien. Nur mein Großvater riet ab, sonst waren alle Beteiligten einverstanden. Die Käufer, die wußten, daß nur der Großvater dem Plan entgegenstand, kamen zu ihm und boten ihm entweder die Stellung eines Beamten mit außerordentlich hohem Gehalt oder eine Summe von 20000 Thalern zu sofortiger Zahlung an, wenn er nicht mehr dagegen reden wollte. Der Großvater begab sich sofort zum Baron und erzählte ihm den Vorfall. „So nehmen Sie doch die 20000 Thaler. Ich gönne es Ihnen von Herzen. Ich will verkaufen," meinte dieser. Aber der Großvater blieb fest, bis er seinen Herrn davon überzeugt hatte, daß, wenn jene Herren das Besitztum für so begehrenswert hielten, daß sie zu derlei Mitteln griffen, es sich lohnen müsse, es zu behalten. Der Baron trat zurück, und nach zwei Jahrzehnten verkaufte er die Güter fast zum vierfachen Preise.

Übrigens ging dem Großvater, trotz seiner strengen Art, keineswegs das Gemüt ab. Er hatte Sinn für die Poesie. In seinem Nachlaß fand man eine Menge meist religiöser Lieder. Auch war er eifrig bestrebt sich fortzubilden; mit viel Geschick hat er große Sammlungen angelegt, ohne allzu viel wissenschaftliche Hilfsmittel zu haben.

Digitized by Google

Als mein Großvater sein Amt antrat, waren die Zustände auf den schlesischen Gütern ganz verrottet. Die Befreiungskriege wirkten auf dem Lande noch immer nach. Die Landbevölkerung ist ja nicht jedem Einfluß zugänglich, aber wenn etwas Eindruck gemacht hat, ist es noch lange zu spüren. So groß der Aufschwung im Jahre 1813 gewesen war, so viele Existenzen hatte er auch geknickt. Es gab eine Menge alter Soldaten, die die Freude an der Arbeit, an einem geordneten Leben verloren hatten, Menschen, denen die Roheit, die ein anhaltendes Kriegsleben erzeugt, zur zweiten Natur geworden war. Wer jahrelang immer nur auf den Tod gestellt ist, dessen Gefühl stumpft sich ab. Freies, ungebundnes Leben ging ihnen über alles. Ihr höchstes Vergnügen war, wieder einmal die alte Treffsicherheit zu erproben; sie lechzten nach Aufregung, nach Blut und fanden in der Jagd einen gewissen Ersatz, schreckten aber gegebnenfalls auch nicht vor einem Morde zurück. Was galt ihnen ein Menschenleben? Dazu kam, daß ärmere Familien während des Kriegs völlig heruntergekommen waren. Mißernte und Hungersnot nahmen ihnen ihr letztes. Kein Wunder, daß sie ein wilder Grimm gegen die erfaßte, denen der heilige Krieg nicht wie ihnen selbst all ihre Habe gekostet hatte. Sich an deren Eigentum schadlos zu halten, zu stehlen und zu brennen, zu wildern und zu rauben erschien ihnen fast als ihr gutes Recht.

In den Primkenauer Forsten hausten eine ganze Menge von Wilderern. Es gab ganze Familien, die sich damit ernährten. Eine Familie Hahn z. B. wurde ganz offen dessen bezichtigt; nachweisen konnte man es allerdings niemand. Außerdem bestanden wohlorganisierte Diebsbanden, die der Schrecken der ganzen Gegend waren. Die Polizei war so wenig ihrer Herr geworden, daß sie eine Art Zwangsherrschaft hatten errichten können. Bestohlne und Beraubte wagten keine Anzeige zu machen, denn wer dies that, dem zündeten sie das Haus über dem Kopfe an.

In diese schwierigen, verworrenen Verhältnisse kam der Großvater als ein verhältnismäßig noch junger Mann von kaum dreißig Jahren. Anfangs war er nur Rentmeister für das Gut, das ein enormes Gebiet mit einer Stadt, siebzehn Dörfern und mehreren Kolonien umfaßte. Er sollte Ordnung in das verrottete Rentenwesen bringen und den Baron in der Generalverwaltung der Güter unterstützen. Aber schon im nächsten Jahre wurde er von der Regierung zum Polizeidistriktkommissarius ernannt und hatte in dieser Stellung die Aufgabe, Sicherheit und Ordnung in der Gegend wiederherzustellen. Nach den bisherigen Erfahrungen war das ein fast aussichtsloses Beginnen. Die Bösewichter hingen zusammen wie die Kletten, und man hatte noch niemals einen von ihnen dingfest machen können. Der Großvater wagte es trotzdem, in dieses Wespennest zu stechen. Zu allererst suchte er sich der Mitwirkung der niedern Polizeiorgane zu versichern. Die Dorfschulzen hatten ganz unter dem Einfluß der Diebsbanden gestanden, sie wagten nichts gegen sie zu unternehmen. Mit vieler Mühe hatte der Großvater sie für energischeres Eingreifen gewonnen, und mit ihrer Hilfe gelang es dann auch, verschiedne Schlupfwinkel der Diebsbanden zu entdecken und einiger Räuber habhaft zu werden. Kaum hatten die Schulzen zur Verhaftung einzelner Diebe die Hand geboten, so machten diese Ernst. In der Frist von wenigen Jahren wurden fünf von diesen Dorfschulzen die Häuser angezündet. Einem von ihnen steckten sie sogar sein wieder aufgebautes Haus zum zweitenmale an. Auf einen andern Ortsvorsteher, der bei der Verhaftung eines Bösewichts thätig gewesen war, schossen sie durch das Fenster und verwundeten ihn schwer. Die Folge davon war, daß die Schulzen alle Beihilfe verweigerten. Der Großvater war nur noch auf die Gendarmen angewiesen.

Digitized by Google

Es war nicht zu verwundern, daß er unter diesen Umständen fast den Mut verlor. Es war eine verzweifelte Lage. Er stand ganz allein, ohne Unterstützung von den Behörden, gehaßt von allen Seiten, bedroht an seinem Leben und Vermögen. Es gehörte großer Mut dazu, trotz alledem den Kampf fortzusetzen. Ihm wurden Brandbriefe auf Brandbriefe zugesandt. Zweimal wurde in der Nähe der großväterlichen Wohnung Feuer angelegt, das ihm wohl Verluste verursachte, aber keinen größern Schaden machte. Als die Bedrohung seines eignen Besitzes nichts fruchtete, erklärten die Diebsbanden, sie würden die herrschaftliche „Heide," eine Waldung von mehr als 30000 Morgen, an allen Ecken anzünden. Es herrschte in jenem Sommer gerade eine beispiellose Trockenheit, und man ging keine Nacht zu Bett, ohne das Schlimmste zu befürchten. Denn an den gefährlichsten Stellen wurde fortwährend Feuer angelegt, und es war schon zu kleinen Bränden gekommen, ohne daß die Bösewichter ihr Vorhaben hätten völlig ausführen können. Einmal waren sogar an neunzehn Stellen zu derselben Zeit bedeutende Kohlenlager und Klafterholzschläge in Brand gesteckt worden. Glücklicherweise sprang auch damals wieder, wie schon mehrfach vorher, der Wind, der lange in derselben Richtung geweht hatte, um, und die Holzreiser, die die Kerle hinter dem Wind angesteckt hatten, konnten infolgedessen gelöscht werden. Oft waren die Brände eine halbe Meile, ja weiter entfernt; trotzdessen gelang es immer, dem Feuer Einhalt zu thun.

Selbst an Anschlägen gegen das Leben des Großvaters fehlte es nicht. Er fuhr deshalb niemals ohne seinen Säbel zu größern Fahrten aus. Einmal kommt er auf einer seiner Amtsfahrten durch einen dichten Wald. An einer Stelle, wo der Weg so schlecht war, daß man nur im Schritt fahren konnte, wenn man nicht den Wagen zertrümmern lassen wollte, bemerkt er plötzlich, daß neben ihm im Gebüsch ein Mensch auf ihn anlegt, dann wieder die Flinte absetzt und dem Wagen im Gebüsch folgt, um besser zum Schuß zu kommen. Schußwaffen hatte der Großvater nicht bei sich. Es blieb ihm also nichts übrig, als still sitzen zu bleiben und zu warten, ob ihm nicht im nächsten Augenblick eine Kugel um die Ohren sausen würde. Damit der Wilddieb nicht merkte, daß er beobachtet wurde, befahl der Großvater leise dem Kutscher, sich nicht umzusehen, dagegen ganz genau auf das zu hören, was er ihm sage. Dann gab er ihm die Anweisung, ruhig im Schritt weiter zu fahren. Sobald aber die Strecke schlechten Wegs vorüber sei, sollte er auf die Pferde einhauen, so sehr er könne. Die nächstfolgenden Minuten erschienen dem Großvater wie eine Ewigkeit. Endlich war die bezeichnete Stelle im Walde erreicht, der Kutscher ließ seine Pferde davonrasen, und der verblüffte Wilddieb hatte das Nachsehen.

Aber der Kampf gegen diese gefährlichen Gesellen hatte allmählich doch Erfolg. Dem Großvater gelang es, immer mehr Wilddiebe und Räuber zu verhaften. Einen unheimlichen Menschen Namens Trotzer hatte man z. B. schon lange im Verdacht gehabt, daß er ein Führer der Banden wäre, aber man konnte ihm nichts nachweisen; Haussuchungen waren erfolglos geblieben. Der Großvater erneute sie, aber Trotzer machte seinem Namen Ehre. Trotzig, frech und höhnisch lehnte er an der Thür und sah den suchenden Gendarmen zu. Man konnte nichts finden. Aber als der Großvater schon wieder gehn wollte, merkte er beim Klopfen an der Wand einen Unterschied im Klang. Trotzer verfärbte sich. Schnell ließ der Großvater die Gendarmen weiter nachsuchen. Es fand sich ein Hohlraum hinter dem Bette in der Wand, in der eine Flinte und Zubehör versteckt waren. Der Verdacht, der schon lange auf Trotzer gelastet hatte, wurde dadurch bestätigt, und er konnte in Haft genommen werden. Gleich ihm kamen die hauptsächlichsten Wilderer und Räuber ins Zuchthaus; die übrigen

Digitized by Google

verloren den Zusammenhalt und den Mut, und die Gutgesinnten erhoben freier ihr Haupt und wagten es, bei der Entdeckung der Bösewichter mit thätig zu sein. Allmählich kamen wieder geordnete Verhältnisse ins Ländchen. Die schlimmsten Bösewichter hatten freilich bei der Gefangennahme dem Großvater und den Gendarmen, die dabei thätig gewesen waren, offen den Tod geschworen, aber sie starben im Gefängnis. Der Großvater hatte die Befriedigung, Ruhe und Ordnung wieder eingeführt zu haben, und hoffte sich nach der Beendigung der schwierigen Servitutenablösung, die ihm noch bevorstand, endlich seiner Stellung wirklich freuen zu können.

Er meinte jedenfalls, sich den Dank aller Gutgesinnten durch sein energisches Vorgehen erworben zu haben, die Höflichkeit und unterwürfige Liebenswürdigkeit, mit der ihm überall in der Stadt und auf den Dörfern begegnet wurde, täuschte ihn wohl auch. Thatsächlich war er wohl recht unbeliebt. Man war freundlich zu ihm, weil man ihn fürchtete, denn seine scharfe, strenge Art war den Leuten unheimlich. Als Generalbevollmächtigter des Barons erschien er als Hauptvertreter der herrschaftlichen Gewalt, und diese war gehaßt. Es mögen ja, für unser modernes Empfinden wenigstens, gewisse Bedrückungen vorgekommen sein, im allgemeinen war aber ohne Zweifel die Herrschaft recht wohlwollend gegen die Unterthanen, ohne daß diese es anerkannten. Die Abgaben waren nun einmal verhaßt, die die Gutsunterthanen von alters her zu leisten hatten, die Laudemien (Abgaben beim Verkauf des Grundbesitzes) usw. Wie vorher erwähnt worden ist, lag es in der Absicht der Gutsherrschaft, diese Servituten abzulösen, und der Großvater hatte das durchführen sollen. Wenn es damit langsam vorwärts ging, so lag dies einmal an den mannigfachen andern Aufgaben, die der Großvater zu lösen hatte, und durch die er gehindert wurde, sich dieser Arbeit ordentlich zu widmen, andrerseits waren die Größe und die Schwierigkeit der Arbeit daran schuld und die entsetzliche Langsamkeit der damaligen Rechtspflege, die auch die besten Absichten vereitelte. Uns erscheint die Ablösung jener Verpflichtungen als selbstverständlich und notwendig, was es aber für die damalige Zeit bedeutete, mit dem ganzen Abgabenwesen zu brechen, welche Menge von Schwierigkeiten sich bei der Durchführung ergab, können wir gar nicht mehr ermessen. Und statt den guten Willen der Herrschaft anzuerkennen, schürte man gegen die Gutsherrschaft und ihre Beamten, ja sogar die Bemühungen des Großvaters, die Ordnung wieder herzustellen, mögen vielfach auch gegen die Herrschaft ausgespielt worden sein. Sie zeigten eben, daß die Besitzenden dem armen Manne nicht einmal einen Sonntaghasen gönnten; diese wollten alles für sich behalten, wollten die Armen vollständig in ihre Gewalt bekommen, wollten sie völlig aussaugen — so und ähnlich mögen die Vorwürfe gelautet haben. Und das Vorgehen gegen das Raubgesindel mögen auch die gegen die herrschaftliche Gewalt ausgespielt haben, die an sich allen Grund hatten, mit der Ordnung und Sicherheit im Lande zufrieden zu sein. An sich fürchtete und haßte man die Räuber und Diebe, aber wenn es den Gegensatz gegen die Herrschaft galt, ging man schließlich doch mit ihnen.

Diese Verkennung seiner besten Absichten, diese feindliche Stimmung gegen alles, was Herrschaft hieß, ist dem Großvater wohl vorher nie zum Bewußtsein gekommen. Die Ereignisse des Jahres 1848 offenbarten ihm diese schmerzliche Thatsache. Die Kunde von den Vorfällen in Berlin vom 18. und 19. März hatte sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Land verbreitet. Man wollte nicht hinter den Berlinern zurückbleiben. Von den staatsrechtlichen Forderungen der Revolution verstand man freilich auf dem Lande noch wenig, und für den nationalen Gedanken mögen sich dort im Osten auch nur ganz Vereinzelte erwärmt haben.

Digitized by Google

Auf dem Lande nahm die Revolution einen durchweg sozialen Charakter an. In Berlin hatte man mit den alten Autoritäten einmal scheinbar gründlich abgerechnet; so wollte man denn auch in Primkenau, oder wo es sonst war, dasselbe thun. Man wollte sich schadlos halten für manche erlittne Härte und Unbill, man wollte fordern, fordern, so viel als möglich. Es war ja eine Zeit, wo alles bewilligt werden mußte, wo auch der König weitgehende Forderungen hatte zugestehn müssen. Warum sollten es die Herrschaften nicht auch thun? Man mußte die Herren nur einmal in die Gewalt bekommen, mußte mit Dreschflegel und Sense drohen, dann würde sich auch vornehmer Stolz zu Zugeständnissen bequemen!

Gewöhnlich wohnte die Herrschaft auf dem einige Meilen von Primkenau entfernten Gute Modlau, in dieser Zeit hielt sie sich aber in Berlin auf. Als die Nachricht von den Berliner Märztagen nach Primkenau drang, war der Großvater in großer Sorge, wie es ihnen ergangen sein möchte. Ein Brief des Barons aus Köpenick, wohin er mit seiner Familie geflüchtet war, beruhigte ihn; der Baron stellte seine baldige Rückkehr nach Modlau in Aussicht. Auf verschiednen umliegenden Gütern war es mittlerweile zu Aufständen gekommen, und auch in Primkenau und Umgegend regten sich die Revolutionäre. Es verlautete, daß man nur die Ankunft der Herrschaft von Berlin abwarten wolle, um loszubrechen und sich im Guten oder Bösen die gewünschten Rechte und Freiheiten zu erringen. Um diesen Gelüsten keine Nahrung zu geben, beschloß der Großvater persönlich die Herrschaft zu warnen, jetzt nicht auf ihre Güter zurückzukehren. Der Post vertraute er diese Botschaft nicht an, denn in letzter Zeit wurden die Posten mehrfach gewaltsam angehalten, und auch in größern Städten, z. B. in Breslau, war das Briefgeheimnis verletzt worden.

Der Großvater faßte Samstag den 25. März diesen Entschluß und wollte am nächsten Tage, einem Sonntag, nach Berlin reisen. Als er gerade die Zurüstungen zur Reise treffen wollte, kam der Pastor des Orts zu ihm und brachte die Nachricht, daß in der Stadt eine sehr erregte Stimmung nicht nur gegen die Herrschaft, sondern auch gegen ihn, den Rentmeister, herrsche; man wolle ihn als Generalbevollmächtigten des Barons gefangen nehmen und hoffe, wenn man ihn als Geisel in Händen hätte, von der Herrschaft leichter Zugeständnisse erpressen zu können. Trotz der offenbar großen Gefahr beschloß der Großvater, auf seinem Posten auszuharren. Da erschien ein ungenannter Freund, ein Mann, dem der Großvater niemals solche Freundschaft zugetraut hätte, mit Thränen in den Augen und bat ihn, sich nicht der Gefahr auszusetzen. Er brachte ein Schreiben mit, das ihm zugegangen war, und das die Pläne der Aufrührer klar enthüllte. Es lautete nach den Aufzeichnungen des Großvaters ungefähr folgendermaßen: „Es lebe die deutsche Freiheit! Jetzt wollen wir auch frei werden von allen Lasten. Jetzt ist es Zeit, uns unsre alten Rechte zu erringen und festzustellen. Aber dazu müssen alle zusammenhalten. Heut abend um acht Uhr versammeln wir uns hier, und dann muß die ganze Kommunion nach Primkenau zu den Mühlen. Dort stoßen die andern dazu, und es muß beraten werden, wie wir ihn fangen, um sein Fleisch von den Knochen zu nagen wie die Raben. Um elf Uhr wird das Signal gegeben werden. Wehe dem, der sich nicht anschließt, dem wollen wir es schon gedenken.“

Das Schreiben war ja, wie bei derartigen Schriftstücken üblich, in sehr bombastischem Stile abgefaßt, man ersah aber ganz deutlich daraus, daß die Verschwörer den festen Plan hatten, den Großvater zu fangen. Er durfte es dazu nicht kommen lassen, denn durch seine Gefangennahme wäre die Herrschaft in eine

Digitized by Google

äußerst mißliche Lage versetzt worden; sie hätte, um den Großvater aus den Händen der Bösewichter zu befreien, schließlich doch Zugeständnisse machen müssen. Zudem war ja auch noch Schlimmeres als bloße Gefangennahme möglich, denn wenn auch die einzelnen zu einer Mordthat zu feige waren — die gefährlichsten Burschen hatte der Großvater ja dingfest gemacht —, so konnte doch das Gefühl, eine große Masse hinter sich zu haben, selbst Feiglingen Mut zu frecher That geben. Das hatte man damals gerade genug erfahren. Um ein Unglück zu verhüten, entschloß sich also der Großvater sofort zur Flucht. Die Großmutter hat ihn wohl selbst dazu gedrängt; sie nahm es auf sich, mit den Kindern allein in der aufgeregten Stadt zurückzubleiben; von ihrer Seite wurde ihm der Abschied jedenfalls gar nicht erschwert.

Samstag um elf Uhr vormittags wurde der Entschluß gefaßt. In aller Eile mußten die notwendigen Vorbereitungen getroffen werden; die Amtssachen mußten soweit thunlich noch besorgt und verschiednes in Sicherheit gebracht werden. Beim Packen tranken Großvater und Großmutter noch schnell zwei Tassen Kaffee mit einander — wer wußte, ob und wo sie das nächstemal wieder bei einander sitzen würden? Um vier Uhr gings nach einem bittern Abschied, aber mit gezwungen lächelnder Miene zum Thor und zur Stadt hinaus. Niemand durfte ja etwas von dem Plane merken, sonst hätte in letzter Stunde noch die Flucht vereitelt werden können. Der Großvater kam glücklich nach Sprottau.

Er berichtet selbst über die weitere Reise: „Die Not, welche ich hatte, um noch ein paar Schreiben zu expedieren und doch den Zug nicht zu versäumen, ließ mich meinen tiefen Seelenschmerz über die allgemeinen und meine damit zusammenfließenden eignen Verhältnisse nicht so heftig fühlen, als dies sonst der Fall gewesen bei dieser traurigen Flucht. Auf der Eisenbahn viel Soldaten, viel Erbitterung über Berlin. Auch im allgemeinen wenig verblendeten Freudenjubel, mehr Sorge und Kummer, wenngleich im Innern verschlossen. So gings fort bis Köpenick, wo ich ein paar Stunden warten mußte, da es noch zu früh war, um hineinzugehn in die Stadt. Als ich hinkam, hörte ich, daß die Herrschaft schon wieder fort sei, und man nicht wisse, wohin sie sich begeben hätte. Da ich vermutete, sie wären behufs Wegschaffung ihrer Sachen, da jetzt Ruhe in Berlin, dorthin zurückgekehrt, so fuhr ich sogleich mit dem $9^1/_2$ Uhr-Zuge wieder fort. Ach, es war eine betrübte Fahrt, ein trauriger Einzug, es war mir, als führe ich in die offne Hölle, wenn ich mir die Vorfälle der letzten Tage vergegenwärtigte und die Folgen bedachte. Äußerlich merkte man sehr wenig von dem gewesenen Greuel, ja wenn man die aus allen Häusern flatternden Freiheitsfahnen sah, so erschien die Stadt freudig und festlich geschmückt. Die Proletarier gingen stolzen Blickes umher, ebenso die mit Waffen aller Art versehenen Studiosen, Gymnasiasten usw., die sich als bewaffnete Freiheitsmänner gewaltig wichtig zu fühlen schienen. Sonst aber sah man an den gedrückten, kummervollen Gesichtern wohl, daß der Jubel im allgemeinen nur äußerlich war, innerlich Sorge und Gram herrschte. Ich fuhr in den Gasthof Prinz von Preußen, der aber schildlos geworden war und seinen Namen ändern mußte, um vor der Volkswut sicher zu sein. Ich eilte bald unter die Linden, die Herrschaften waren sämtlich in die Kirche gegangen. Endlich kamen sie. Ach welch ein betrübtes Wiedersehen! Aber doch war unser Dank und unsre Freude groß, daß wir uns so wohlbehalten wiedersahen."

Für das Ideal in der revolutionären Bewegung hat der Großvater kein Verständnis gehabt. Uns Spätern ist es leichter, diese zu erkennen und zu werten, als einem Manne, der die Schrecken der Revolution am eignen Leibe zu fühlen hatte

Digitized by Google

und in alledem nur eine Auflehnung gegen die gottgeheiligten Autoritäten sehen mußte. Mag er deshalb auch die Stimmung der Bevölkerung in allzu düstern Farben schildern, soviel ist klar, daß sich die besonnenern fortschrittlichen Leute nicht durch die augenblicklichen Erfolge blenden ließen, sondern besorgt beim Blick in die Zukunft fragten: Was nun? Die bisherige Entwicklung war einfach abgeschnitten, ohne daß man sich darüber klar war, wie man etwas Neues, Besseres an die Stelle setzen könnte.

Die Schilderungen des Großvaters bewogen natürlich die Herrschaft, sich zunächst von ihren Gütern fern zu halten. Er selbst begab sich zu seinen Eltern nach Neusalz a. O., nachdem er die Nachricht erhalten hatte, daß Frau und Kinder dort glücklich angelangt seien.

Anfangs war die Großmutter in großer Sorge um den Flüchtling gewesen. Da nichts davon bekannt wurde, daß er angehalten und gefangen sei, mußte sie annehmen, daß die Flucht gelungen wäre. Die Wut war groß, als die Aufrührer merkten, daß der Großvater entronnen sei. Die geplante Zusammenkunft an den Primkenauer Mühlen war nun ganz unnötig; zunächst waren die Verschwörer ratlos, aber bald faßten sie den Plan, sich wenigstens der Familie zu bemächtigen und dadurch einen Druck auf die Gutsherrschaft und den Großvater auszuüben. Durch Freunde war die Großmutter von diesen Plänen verständigt worden, und auch sie entschloß sich zur Flucht zu den Schwiegereltern im nahegelegnen Neusalz. Keinem Menschen teilte sie etwas von diesem ihrem Plane mit. Es war am Sonntag Nachmittag. Die Großmutter gab den Befehl zum Anspannen, um ein wenig spazieren zu fahren. Das konnte nicht auffallen. Die Sitze des Wagens waren Wagenkästen, die zu jeder Ausfahrt in der Wohnung abgeholt und nachher wieder dort abgeliefert wurden. In diese Wagenkästen hatte die Großmutter heimlich das nötigste gepackt. Dem Kutscher, der die Kästen abholte, fiel es nicht auf, daß die Kästen schwerer als gewöhnlich waren. Sonntäglich geputzt wurden die Kinder in den Wagen gesetzt. Alle waren sehr vergnügt. Die Großmutter gab Befehl zur Abfahrt, aber noch war der Wagen nicht zum Thor hinausgefahren, da fiel schon ein Mensch den Pferden in die Zügel. Wohin es denn gehn solle? Ein wenig spazieren fahren, antwortete ruhig der arglose Kutscher. Da an den Insassen nichts Verdächtiges zu bemerken war, was auf Fluchtgedanken schließen ließ, gab der Mensch den Weg frei. Man fuhr durch die Stadt, dann eine halbe Stunde weit auf der Landstraße. Der Kutscher fragte, ob er nicht umkehren solle. Wir wollen noch weiter fahren, hieß es. Nach einer Stunde Fahrt erneuerte der Kutscher seine Frage. Nein, Johann, wir fahren nach Neusalz, gab die Großmutter dem verblüfften Kutscher zur Antwort, und jetzt erst merkten die Kinder, daß man auf der Flucht begriffen wäre. Die Großmutter kam abends glücklich bei ihren Schwiegereltern an, und der Großvater fand sich nach einigen Tagen auch wieder zu ihnen.

In Primkenau war die Wut darüber groß, daß man sich auch diesen guten Fang hatte entgehn lassen. Man wollte sich deshalb an den Sachen schadlos halten, die die Großeltern sämtlich ohne Schutz in Primkenau hatten zurücklassen müssen. Aufrührerische Banden drangen in die herrschaftlichen Gebäude ein, und die Rentamtskanzlei wurde vollständig zerstört. Der Aktuarius des Großvaters entging mit genauer Not dem Tode; dem Amtmann, der den Unterstock bewohnte, wurde alle Habe vernichtet, und auch in die Wohnung der Großeltern im Oberstock wollte ein Haufe eindringen. Merkwürdigerweise war die Klinke der Eingangsthür glatt mit dem Beile abgehauen worden, ob von einem Freunde, der auf diese Weise das Eigentum der Großeltern hatte retten wollen, ob von wahnwitzigen Aufrührern,

Digitized by Google

ist niemals aufgeklärt worden. Ohne sich die Mühe zu geben, die Thür mit Werkzeugen zu öffnen, zog der Hause einfach wieder ab. Sie wollten die ganze Bude anstecken. Brennbare Stoffe wurden bei der Wohnung zusammengetragen und angezündet, gute Freunde des Großvaters aber eilten herbei und erstickten das Feuer. Darüber war die wilde Horde so aufgeregt, daß sie die Löschmannschaft um ihres guten Werkes willen mit verbrennen wollte. Man begann schon die Treppe abzuhacken, um die Männer droben im Haus lebendig zu braten, sie merkten aber noch rechtzeitig die Gefahr, kamen die Treppe herunter, und der Gedanke, das ganze Haus anzuzünden, schwand in der allgemeinen Kopflosigkeit und Unordnung. Auf diese Weise blieb das gesamte großväterliche Eigentum unversehrt. Das Mobiliar konnte freilich erst im November abgeholt werden; im Spätherbst war es nämlich anläßlich der Steuerverweigerung zu erneuten Exzessen gekommen, aber diesesmal rückte Militär ein und schaffte Ordnung, und unter seinem Schutze konnte die Wohnung ausgeräumt werden.

Auch der älteste Sohn des Großvaters, der als ganz junger Amtmann auf einem andern freiherrlichen Gute in Altenlohm angestellt war, kam beim Aufstande in Lebensgefahr. Er sollte auf dem Oberhofe in Altenlohm das Getreide von den Dreschern abnehmen. Die Drescher erhielten nämlich einen Teil des ausgedroschnen Getreides (soviel mir bekannt, den zehnten Scheffel) als Lohn für ihre Arbeit anstatt Geldes. Der Amtmann kam jedesmal auf die Tenne, um in dieser Form den Lohn auszuzahlen. Bei dieser Gelegenheit pflegten die Scheunenthore offen zu stehn, aber sie waren dieses einemal geschlossen, was den Onkel schon befremdete. Beim Abmessen bestand nun die Sitte, daß die Scheffel der Herrschaft knapp gestrichen wurden, der Scheffel der „Dreschgärtner“ dagegen, wie sie hießen, reichlich gemessen wurde. Der Amtmann pflegte bloß leise mit der Hand darüberzufahren und ließ dabei die Hälfte des Getreides über dem Scheffelrand stehn. Der junge Amtmann that das auch hier. Sofort begehrten die Arbeiter auf: Er solle den Scheffel vollgehäuft lassen, sie ließen sich solche Verkürzungen nicht mehr gefallen. Überhaupt wollten sie in Zukunft ganz anders gestellt sein, wollten keine Laudemien und andre Abgaben an die Herrschaft zahlen usw. Sie verlangten, er solle ihnen sofort all ihre Forderungen zugestehn, und wenn er es nicht thäte, schlügen sie ihn mit ihren Dreschflegeln tot wie einen räudigen Hund. Mein Onkel ließ sich nicht einschüchtern. Er erklärte, daß er gar kein Recht und keine Befugnis als bloßer Beamter hätte, solche Versicherungen zu geben, und daß, wenn er es thäte, diese Versicherungen für die Herrschaft keineswegs verbindlich wären. Er sei sich wohl dessen bewußt, in ihrer Gewalt zu sein, sie sollten es sich aber doch ordentlich überlegen, ob sie ihn wirklich erschlagen wollten. Sie sollten an ihre Weiber und Kinder denken, denn so viel wäre klar, daß, wenn sie ihn ermordeten, diese That schwer gerächt werden würde. Die Leute murrten weiter, erboten sich dann aber, ihm eine Bedenkzeit von acht Tagen zu geben. Wenn er aber bis dahin nicht ihren Willen gethan hätte, kämen sie zu ihm in seine Wohnung und erschlügen ihn dort ohne Gnade und Erbarmen. Der Onkel widerriet ihnen das aufs entschiedenste; zu Hause habe er Flinten und Waffen aller Art, er wolle keinem raten, zu ihm zu kommen. Aber hier sei er in ihrer Gewalt, hier möchten sie nur mit ihm thun, was sie vor Gott und Menschen verantworten könnten. Wohl drohten und schrieen die Leute weiter, aber keiner wagte Ernst zu machen. Schließlich öffnete sich der Kreis, der sich um den Onkel geschlossen hatte, und er konnte frei hinausgehn. Die Ruhe, mit der ihnen der junge Mann entgegengetreten war, und seine verständigen Worte hatten doch Eindruck auf die Arbeiter gemacht.

Digitized by Google

Der junge Amtmann hatte zu derselben Zeit neben seinen eignen Arbeitern noch eine Menge Maurer zu beaufsichtigen, da er den Bau eines neuen Schlosses für den jungen Baron zu überwachen hatte. Auch diese hatten aufrührerische Gelüste, aber der Onkel erstickte sie im Keim. Er ließ den Baumeister kommen und erklärte ihm, daß, wenn sich auch nur einer von seinen Leuten zu einer gesetzwidrigen Handlung verleiten ließe, er auf der Stelle alle Arbeiter entlassen und den Bau einstellen würde. Das wirkte. Die Maurer sahen denn doch ein, daß, so schön auch die freiheitlichen Ideen waren, ein sicheres Brot ihnen vorzuziehen sei; waren doch infolge der Unruhen fast alle Bauten eingestellt worden.

Vom März bis November 1848 hatte der Großvater aus der Ferne seine Geschäfte weitergeführt, so weit es in jener Zeit überhaupt möglich war, ein Amt zu verwalten. Aber er merkte mehr und mehr, daß alles das, was er in fast siebzehn Jahre langer Arbeit erbaut hatte, in ein paar kurzen Tagen wieder zerstört worden war. Er hätte ganz von neuem beginnen müssen, um wieder geordnete Verhältnisse herbeizuführen. Und ein solcher Neuanfang war deshalb besonders schmerzlich, weil sich gerade manche der Menschen, auf die er am meisten vertraut hatte, in diesen Schreckenstagen treulos erwiesen hatten. Er hätte auch darin neu anfangen müssen, hätte ganz allmählich erst wieder Vertrauen erwerben, Vertrauen auch seinerseits wiederfinden können. Und dieser Arbeit fühlte er sich nicht mehr gewachsen. Der Wiederanfang hätte ihn gemütlich viel mehr mitgenommen, viel mehr Überwindung gekostet, als zu der Zeit, wo er als Fremder in die Gegend gekommen war. Und deshalb legte er nach siebzehnjähriger Thätigkeit trotz der Versuche seines Prinzipals, ihn zu halten, alle seine Ämter nieder.

Der Großvater hatte wohl seine Thatkraft unterschätzt. Er war mit seinen fünfzig Jahren noch stark genug, noch einmal von vorn zu beginnen, aber verständlich ist der Schritt immerhin; es ist ihm selbst nicht leicht geworden. In die ruhige Entwicklung seines Lebens und seiner Arbeit hatte die Revolution, wie auch sonst in unzähligen Fällen, so vernichtend eingegriffen, daß er es nicht über sich brachte, den zerrissenen Faden wieder anzuknüpfen.

Wir Buben haben es immer lebhaft bedauert, daß der Großvater seinen interessanten Posten verlassen hat. Was hätte er dort noch für aufregende Abenteuer erleben können! Seine Thätigkeit in späterer Zeit trat für uns ganz zurück gegen die Erlebnisse der dreißiger und vierziger Jahre. Er ist als würdiger, friedlicher alter Herr gestorben. Wir aber hatten ihn immer im Gedächtnis als den thatkräftigen Rentmeister, der mit seinem schweren Reitersäbel durch die Wälder fuhr und die Wilderer und Mordbrenner strafte.

Walther E. Block

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Schutzzoll und Freihandel. Die imperialistischen Übertreibungen, in die unsre jüngern Volkswirte, soweit sie der Berliner kathedersozialistischen, extrem schutzzöllnerischen Schule ihre Karriere verdanken oder sie von ihr erhoffen, sich zu verrennen anfangen, machen es sehr wünschenswert, daß sich die ernsthaften und reifen staatswissenschaftlichen Forscher wieder etwas gründlicher mit der Frage nach

Digitized by Google

der Berechtigung und den Aussichten von Schutzzoll und Freihandel beschäftigen. Das Schlagwort vom „Schutz der nationalen Arbeit“ gerät in seinen Konsequenzen denn doch etwas scharf in Kollision mit dem Schlagwort vom „Zeichen des Verkehrs,“ und wenn die deutsche Wissenschaft nicht beizeiten dazwischen fährt, könnte es leicht geschehn, daß die deutsche Politik, indem sie beiden Schlagworten gerecht werden will, die nationale Arbeit ruiniert, statt sie zu schützen, und den Verkehr abgräbt, statt ihn fruchtbar zu machen. Es ist deshalb erfreulich, daß der Wiener Professor der Staatswissenschaften Dr. von Philippovich in dem eben erschienenen zweiten, die Volkswirtschaftspolitik behandelnden Bande seines Grundrisses der politischen Ökonomie (Freiburg i. B., J. C. B. Mohr) dem Kapitel „Schutzzoll und Freihandel“ vom wissenschaftlichen Standpunkte aus wieder einmal etwas ernsthafter zuleibe geht.

Die Freihandelstheorie, meint er, übertrage die für das Inland anerkannten Grundsätze des Freihandelsverkehrs auf den Verkehr der Nationen und sehe deshalb im freien Außenhandel das Mittel 1. zur besten Produktionsverteilung; 2. zu der für die regelmäßige Bedürfnisbefriedigung günstigsten Versorgung des Markts; sie erwarte 3. daß durch die allseitige Konkurrenz, die im Gefolge des Freihandels auftritt, jeder Stillstand in der Technik, in der wirtschaftlichen Organisation sowohl der Produktion wie des Verkehrs vermieden werde, während die Sicherung rentabler Preise für die gegebne Produktion durch staatlichen Schutz rückständige Produktionsformen konserviere und Antriebe zu Verbesserungen hemme; sie sehe endlich 4. in der durch den Freihandel geförderten allseitigen Berührung jedes Volks mit allen andern ein unvergleichliches Mittel, den Kulturkreis zu erweitern, Interessengemeinschaften zu schaffen und die Gleichmäßigkeit des wirtschaftlichen Fortschritts wie der allgemeinen Kulturentwicklung der Völker zu unterstützen.

Sehr gut charakterisiert Philippovich den „schwachen Punkt“ dieser Theorie. Er liegt nach ihm in dem Übersehen der Thatsache, daß die gegebnen Produktions- und Kulturstände „historisch“ geworden seien, auf staatlich und national getrennten Volksgemeinschaften beruhten, die neben weltwirtschaftlichen Interessen zahlreiche Sonderinteressen realer und eingebildeter Art hätten, die bewirkten, daß die weltwirtschaftlich beste Produktionsverteilung nicht immer als die für ihre Gemeinschaft nützlichste zur Geltung komme. Würden der Freihandelsverkehr und die damit verbundne Verbilligung der Produkte erkauft werden müssen durch ausgedehnte Kapitalentwertungen, Lohnminderungen, Arbeiterentlassungen, so könnte das schwerer empfunden werden als die beim Schutzsystem gegebne Verteuerung einzelner Produkte.

In dieser Notwendigkeit, führt er dann weiter aus, bestehende Produktionsorganisationen vor Erschütterungen zu bewahren, habe der Schutzzoll seine stärkste Begründung, neben der nur noch die von List gebrauchte, der den Schutzzoll als Erziehungszoll betrachte, auf unbestreitbaren Erwägungen beruhe. Die Begründung der Schutzsysteme seit 1878 greife aber weiter, indem sie den Schutz sei es der gesamten Industrie, sei es der nationalen Arbeit überhaupt für berechtigt erkläre.

Nach einer klaren und unbefangnen Würdigung der praktischen Konsequenzen des Schutzsystems gelangt er dann zu dem Ergebnis, daß die „wahrscheinliche Linie der künftigen Entwicklung“ insofern festgelegt sei, als „der nationalen Abschließung innere Gründe der Unausführbarkeit,“ dagegen „dem Freihandel historische und daher veränderliche Zustände“ entgegenträten: „Die Verbesserung und Verbilligung der Verkehrsmittel und das Wachsen des internationalen Verkehrs, Kapitalanlagen und Gründung von Unternehmungen, die Differenzierung der Produktion, das Wachsen der Bevölkerung mit seinem Druck auf die Ausdehnung der Produktion und seinem

Digitized by Google

Bedürfnis nach reichhaltiger Versorgung auch mit ausländischen Produkten, das Zunehmen internationaler Gemeinschaften (Eisenbahn-, Post-, Muster-, Marken- und Erfinderschutzverträge) drängen alle in der Richtung einer Minderung des Einflusses der dem Freihandel aus der historischen Entwicklung und staatlichen Sonderung der Völker entgegentretenden Hindernisse."

Was hier Philippovich im allgemeinen behauptet, hat unbestreitbar für die Zukunft der deutschen Wirtschaftspolitik eine ganz besondre Bedeutung. Auf der einen Seite drängt bei uns mehr als bei irgend einem andern Kulturvolk der Erde die starke und stark wachsende Volksdichte nach Ausdehnung der Produktion und nach reichhaltiger Versorgung mit ausländischen Produkten, und weist andrerseits die geographische Lage im Herzen Europas mit der Vervollkommnung und Verbilligung der Verkehrsmittel auf ihre größtmögliche Ausnutzung hin und befördert die schon früher vorhandne vielseitige Berührung mit fremden Nationen in außerordentlichem Maße, sodaß die nationale Abschließung für uns als besonders naturwidrig und undurchführbar erscheint. Es ist deshalb im höchsten Grade unpraktisch, bei dem die Gegenwart beherrschenden und dringend notwendigen Streben, für unsre zukünftige wirtschaftliche Entwicklung weit ausblickende Fürsorge zu treffen, den Schutz der nationalen Arbeit einseitig im Sinne der schärfern Absperrung im Auge zu haben, wie dies thatsächlich in den maßgebenden Kreisen noch immer der Fall ist. Es ist bei uns endlich eine Handelsvertragspolitik zu fordern, die sich über die kleinlichen, sich in allen möglichen statistischen Rechenexempeln zeigenden augenblicklichen Sonderinteressen einzelner Wirtschaftsgruppen erhebt, wobei immer das allmähliche Abbauen der Schutzzollschranken als Ziel zu berücksichtigen sein wird. Die geschützten Wirtschaftszweige müssen mehr und mehr aus der Treibhauspflege heraus an die freie Luft gebracht und abgehärtet werden, damit sie nicht für die natürliche Entwicklung unsrer Gesamtwirtschaft ein immer größeres Hindernis werden und schließlich — wenn die Natur, allen künstlichen Schutzvorrichtungen spottend, doch einmal ihr Recht verlangt — widerstandsunfähig den schwersten Schlägen ausgesetzt sind.

Es gilt das natürlich ganz besonders für die Agrarzölle, deren Berechtigung einerseits und Unhaltbarkeit andrerseits Philippovich vorzüglich beleuchtet. Er kommt dabei zu dem Schlusse, daß man die seit dem Jahre 1878 in die europäischen Zollsysteme eingeführten landwirtschaftlichen Zölle nicht als ein dauerndes Mittel der Handelspolitik betrachten dürfe. Man werde namentlich mit Entschiedenheit die Meinung bekämpfen müssen, daß der Staat die Aufgabe habe, die Zollgesetzgebung immer so zu handhaben, daß die zur Zeit im Besitz stehenden Landwirte auf Kosten einer Verteuerung der Lebenshaltung der ganzen Bevölkerung die Rentabilität ihres Besitzes gesichert sehen.

Eine Erhöhung der zur Zeit in Deutschland bestehenden Getreidezölle würde, wie wir oft genug hervorgehoben haben, den ohnedies schon künstlich in die Höhe getriebnen oder doch künstlich auf einer unnatürlichen Höhe erhaltnen Kaufpreis des landwirtschaftlichen Bodens noch weiter steigern und damit die Widerstandsfähigkeit der landwirtschaftlichen Unternehmungen noch weiter schwächen. Hier springt die Notwendigkeit der Abhärtungskur so klar in die Augen, daß es fast unbegreiflich erscheint, daß die Regierungen nicht der Spekulation auf höhere Güterpreise durch die bündige Erklärung, sie würden auf keinen Fall für eine Verschärfung des agrarischen Zollschutzes zu haben sein, einen Riegel vorschieben.

Aber auch unsre Kolonialpolitik sollte viel mehr, als es jetzt geschieht, von der Annahme eines endlichen Sieges der friedlichen, freihändlerischen Grundsätze in der

Digitized by Google

Weltwirtschaft aus beurteilt werden. Wenn auch die Regierungen bisher durch nichts imperialistische Regungen verraten haben, so scheinen sich doch die Kolonialfreunde im verehrlichen Publikum immer noch von der Einseitigkeit der Absperrungspolitiker und Gewaltmenschen beherrschen zu lassen. Dadurch wird die so notwendige Durchdringung des Volkes mit kolonialem Geist und Verständnis nicht gefördert, sondern gehindert. Der gesunde Menschenverstand lehnt sich nun einmal — und zwar Gott sei Dank — diesseits und jenseits der Mainlinie, links und rechts von der Elbe gegen den imperialistischen Unverstand auf. Das deutsche Volk ist wahrhaftig weit davon entfernt, einem beklagenswert unkriegerischen Geist zu verfallen. Es braucht nicht den Ruf: Vive l'armée! morgens, mittags und abends, denn es fühlt sich selbst als die Armee. Aber es hat gar keinen Sinn für die Lobpreisungen des Kriegs nach Treitschke und Stengel, es kann sich nicht begeistern für eine Kolonialpolitik, die mit jeder Erwerbung einer neuen Insel im Ozean für uns — wie die Imperialisten meinen — den Krieg bis aufs Messer immer näher bringen und unvermeidlicher machen soll. Es will deutsche Kolonien und eine starke deutsche Flotte neben dem starken deutschen Heere zum Schutz von Freiheit und Frieden in der Weltwirtschaft und im Weltverkehr.

Ganz vortrefflich hat Bastian in seinem kürzlich erschienenen kleinen Buche „Die Teilung der Erde und die Teilung Samoas" die Narrheit des deutschen Imperialismus dargelegt. Trotz seiner verzwickten Schreibweise ist es allen, die im Ernst der Kolonialpolitik im deutschen Volke Freunde werben wollen, zum Studium angelegentlichst zu empfehlen. Mit der Wahnvorstellung, daß in einer Zeit, die unter dem Zeichen des Verkehrs steht, die deutsche Wirtschaftspolitik eine Politik der chinesischen Mauer bleiben könne, und daß die deutsche Kolonialpolitik nur den Zweck habe, einige weitere Stücke Erdbodens in unsre chinesische Mauer hineinzuzwängen, räumt es gründlich auf. *β*

Ein neuer Geschichtsphilosoph. Houston Stewart Chamberlain ist am 9. September 1855 als Sohn des verstorbnen Admirals William Charles Chamberlain, eines ältern Bruders des Generals Neville Chamberlain, in Portsmouth geboren. Weil er das englische Klima nicht verträgt, muß er seit seinem Knabenalter auf dem Festlande leben. Er besuchte das kaiserliche Lyceum zu Versailles, dann die Universität Genf, wo er in Naturwissenschaften promovierte, und vollendete seine Studien in Wien, wo er als Privatdozent, nach einem Bericht der Saturday Review, dem wir diese Angaben entnehmen, über Kant, indische Philosophie und Richard Wagner liest. Nebenbei liefert er der Revue des Deux Mondes und deutschen Zeitschriften Beiträge und hat „ein enthusiastisches Buch über seinen Freund[?] Richard Wagner geschrieben." Jetzt tritt er mit einem Werke an die Öffentlichkeit, das man, wenn es hält, was der Anfang verspricht, zu den bedeutendsten Erscheinungen wird rechnen müssen: einer Naturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, die nichts andres ist als eine Geschichtsphilosophie. Der erste Teil, dessen erster Band vorliegt, soll Die Grundlagen des Neunzehnten Jahrhunderts (München, F. Bruckmann, 1899) darstellen. Die Germanen, das ist der Grundgedanke des Werkes, sind die heutigen Träger der Weltgeschichte. Diese ist nicht gleichbedeutend mit einer Entwicklung der Menschheit, und unsre heutige Zivilisation und Kultur ist nicht das Ergebnis eines allgemeinen Fortschritts der Menschheit, sondern das der Entfaltung der Anlagen der germanischen Rasse unter Mitwirkung des von den Griechen, den Römern und den Juden oder vielmehr von Christus übernommnen Erbes. Jede der ältern Kulturen, deren Früchte

Digitized by Google

wir geerbt haben, ist ihrerseits die Entfaltung einer Volksanlage gewesen, etwas einziges in seiner Art, das sich weder aus einem andern hat entwickeln können, noch von einem andern wiederholt oder fortentwickelt werden kann. Die alten Kulturen haben sich in ein Völkerchaos aufgelöst, aus dem sich die Eigenart der Germanen langsam zu selbständigem Dasein emporrang. Vom Jahre 1200 ab wird das werdende Neue deutlich sichtbar in der Blüte von Handel und Gewerbe, im Aufblühen von Kunst und Dichtung, in der englischen Magna Charta, die zum erstenmal feierlich den Grundsatz verkündigt, daß Recht und Gerechtigkeit weder verkauft noch verweigert werden dürfen, und daß keiner anders als nach den Gesetzen des Landes verurteilt werden darf; ferner im allmählichen Aufhören der Sklaverei und des Sklavenhandels und in Erscheinungen wie Franz von Assisi; „der Glaube und das Leben solcher Menschen verleugnen sowohl die Despotie der Kirche wie die Despotie des Staats, und sie vernichten die Despotie des Geldes.“ Der Verfasser scheidet daher die Zeit der Grundlegung unsers Jahrhunderts in die beiden Perioden vor und nach 1200. Die Jahreszahlen 500 und 1500, meint er, bedeuteten nicht anatomische Schnitte, sondern zerhackten die christliche Zeit, wie der Fleischer hackt. Die Bezeichnung Mittelalter sei ganz sinnlos. Ein wahres Mittelalter, eine Übergangszeit, sei die Zeit, in der wir leben, denn wir hätten die Harmonie des Daseins, deren sich die Alten erfreuten, noch lange nicht erreicht. „Wäre unser Jahrhundert wirklich ein Gipfelpunkt, dann wäre die pessimistische Weltansicht die einzig berechtigte: nach allen großen Errungenschaften auf geistigem und materiellem Gebiete die bestialische Bosheit noch so verbreitet und das Elend vertausendfacht zu sehen, das könnte uns nur veranlassen, Jean Jacques Rousseaus Gebet nachzusprechen: Allmächtiger Gott, erlöse uns von den Wissenschaften und verderbenbringenden Künsten unsrer Väter.“ Chamberlain unterscheidet gleich uns die materielle Kultur, zu der auch die exakten Wissenschaften gehören, von der Herzenskultur, nennt nur die zweite Kultur, die erste Zivilisation, und weist nach, wie Zivilisation ohne Gemüt und ästhetischen Sinn zur Bestialität führt.

Eine geschlossene Weltansicht kritisiert man nicht, man nimmt sie an oder lehnt sie ab, oder erklärt sie für mehr oder weniger sympathisch. Uns ist die hier oberflächlich skizzierte sympathisch, wenn wir sie auch nicht vorbehaltlos annehmen. Der erste Band entwickelt nun „das Erbe“ und beginnt mit der Charakteristik der „Erben.“ Die Bezeichnungen des Erbes weichen selbstverständlich von den hergebrachten nicht ab; auch Chamberlain kann nichts andres sagen, als daß wir von den Griechen Kunst und Wissenschaft, von den Römern das Recht und von den Juden die Religion geerbt haben, aber wie er nun dieses Erbe im einzelnen beschreibt, das muß man selbst lesen. Er vereinigt vier Eigenschaften, die man nicht oft beisammen findet: gründliches Wissen, Originalität der Auffassung, den Blick für das Wesen der Dinge und die Gabe schöner Darstellung; er schreibt deutsch wie ein geborner Deutscher, der sich an Lessing und Goethe gebildet hat. Das Wohlgefallen an glänzenden Antithesen verleitet ihn hie und da zu Übertreibungen. Wir stimmen ihm bei, wenn er die griechische Kunst und Homer unendlich hoch stellt, aber wären das politische Leben und der sittliche Charakter der Griechen so schlecht gewesen, wie er beides schildert (keine Freiheit, keine Sophrosyne!), so wären wohl die griechische Kunst und Homer und die großen Persönlichkeiten kaum möglich gewesen. Das eben soll die Leistung des Hellenentums sein, daß es „den Menschen entdeckt,“ die Persönlichkeit ermöglicht, eine Fülle großer Persönlichkeiten hervorgebracht habe; jedes Werk der Kunst setze immer und ausnahmslos eine starke charaktervolle Persönlichkeit voraus, daher es auch eine unverzeihliche Dummheit

Digitized by Google

sei, die Ilias und Odyssee für Kompilationen zu halten. Und den armen Aristoteles macht er vorzugsweise dafür verantwortlich, daß die edle, von allem Aberglauben freie Religion Homers und die echte Philosophie der großen Dichter von zwei Mächten zerstört worden sei, die, an sich einander feindlich, sich doch zum bösen Werke die Hand gereicht hätten: dem pfäffischen Aberglauben und der vernünftelnden Kausalitätsjägerei. Auf den prachtvollen Abschnitt über Rom, der am wenigsten anfechtbares enthält, kommen wir bei einer andern Gelegenheit zurück. Bei der Darstellung des Judentums arten die geistreichen Antithesen in Paradoxien aus. Auch wir sind weit entfernt davon, mit den Kirchenvätern den heidnischen Polytheismus zu verabscheuen und den jüdischen Monotheismus hoch über die Religion der Hellenen zu stellen. Aber es geht zu weit, wenn Chamberlain meint: „In Wahrheit sind die Semiten wahrscheinlich die einzigen Menschen auf der ganzen Erde, die überhaupt jemals echte Götzenanbeter waren und sein konnten.“ Und: „Von dem indoeuropäischen Standpunkt aus betrachtet wäre Jahve eigentlich eher ein idealisierter Götze oder, wenn man will, ein Antigötze zu nennen als ein Gott.“ Chamberlain findet nämlich das Wesen der indoeuropäischen Religion in der Anerkennung der die Welt durchwaltenden Gesetzmäßigkeit, das der jüdischen im Glauben an die Willkür Jahves. Aber gleich das stärkste Beispiel für diese vermeintliche Willkür, das er anführt, widerlegt ihn: der Befehl, die Palästinenser auszurotten. Chamberlain selbst hat wunderschön bewiesen, daß und warum die Karthager ausgerottet werden mußten, wenn sich die europäische Kultur behaupten sollte. Nun waren aber die dem Anathem verfallenen Palästinenser die Stammverwandten der Kathager. Wäre wohl Jesus denkbar gewesen, wenn er unter einer Horde von Moloch- und Astarteanbetern hätte leben sollen? Daß Jesus, obwohl arischer Abstammung, des Judentums zur Entfaltung seiner Eigenart bedurft habe, giebt auch Chamberlain zu. Die jüdische Eigentümlichkeit besteht nach ihm in der Vorherrschaft des Willens, in der Willkür, und Jesus, im Gegensatz zu Buddha keineswegs Willensverneiner, sondern Lebensbejaher, habe durch Umkehr der Willensrichtung den Zerstörer in einen Schöpfer und Erbauer, den Gott des Zorns in einen Gott der Liebe verwandelt. Das läßt sich hören, aber worin nun eigentlich die Umwendung der Willensrichtung besteht, weiß er uns nicht klar zu machen. Freilich leuchtet ein, daß Jesus mit seinem: „Sorget nicht für den morgigen Tag“ den auf Besitz erpichten Juden als ein frevelhafter Zerstörer der bürgerlichen Ordnung erscheinen mußte (S. 240). Aber den heutigen Engländern, und nicht bloß diesen, doch wohl auch, und es ist die Frage, ob die Menschheit mit dieser umgekehrten Willensrichtung überhaupt fortbestehen könnte. Chamberlain bemerkt ganz richtig, daß, wenn die kopernikanische Weltansicht, die doch gar kein Interesse verletzt, zweihundert Jahre gebraucht habe, um durchzudringen — eigentlich zweitausend, da schon Aristarch sie ausgesprochen hat —, so sei es kein Wunder, wenn die in so viele Interessen tief einschneidende Weltansicht Christi eine noch längere Zeit brauche. Dagegen wäre nach dem oben Gesagten zu erwägen, ob sie überhaupt durchdringen soll und kann; ob sie nicht von Anfang an von einer kleinen Schar richtig verstanden und angewandt worden ist und bis zum Ende das Eigentum einer kleinen Minderheit bleiben soll. Auch die Metaphysik Chamberlains bleibt vorläufig zweifelhaft; bald verweist er den Seelen- und Unsterblichkeitsglauben in den Bereich des Aberglaubens, bald feiert er Jesum als den Bringer des ewigen Lebens. Die Orthodoxen werden daher von ihm dasselbe sagen, was er von Augustinus sagt, daß es „in diesem so eminenten Kopfe heillos chaotisch“ zugehe. Chamberlain wird dagegen einwenden, das könne bei ihm schon aus dem Grunde nicht der Fall sein, weil er ein rassenreiner

Digitized by Google

Angelsachse sei, während bei dem „ehrwürdigen, durch Temperament und Gaben gleich ausgezeichneten Augustinus“ das Unglück von seiner Halbschlächtigkeit komme. Das Erbe, so wird nämlich im ersten Kapitel des zweiten Abschnitts ausgeführt, sei, ehe sich die eigentlichen Erben, die Germanen, seiner bemächtigt hätten, zunächst an das völlig rassenlose Völkerchaos des römischen Kaiserreichs übergegangen, und als Typus der begabten Individuen dieser rasselosen und daher charakterlosen, daher auch unschöpferischen Bastardbevölkerung wird der an Heine erinnernde Lucian sehr gut gezeichnet. Die Zeugungsunfähigkeit dieses Völkerbreis habe sich zwar eigentlich auf das geistige Gebiet beschränkt, allein aus Ekel an ihrem eignen Dasein hätten gerade die bessern Individuen auch das leibliche Zeugen eingestellt, seien Asketen geworden und hätten so für die Germanen Raum geschafft, was natürlich als ein Glück zu preisen sei. In diesem Kapitel liefert der Verfasser eine ausgezeichnete, der Gobineauschen schroff entgegengesetzte Theorie der Rassenbildung, die wir als die Vollendung unsrer eignen begrüßen. Die Rasse ist nichts ursprüngliches, sondern historisch geworden. Was im Anfange gewesen ist, wissen wir nicht und werden wir niemals wissen. Das eifrige Forschen nach den ersten Ursachen schadet nur, und reine Wissenschaft, „im Gegensatz zur industriellen,“ ist ein edles Spielzeug, das nichts nützt, im gewöhnlichen Sinne des Wortes Nützen. Vermuten müssen wir, daß die Menschen der frühesten Zeiten aller der charakteristischen Eigenschaften entbehrt haben, an die wir bei dem Worte Rasse denken. Wo edle Eigenschaften und scharf ausgeprägter Charakter gefunden werden, da ist Rasse. Renan frage mit Rücksicht auf die Beimischung von Slawenblut hämisch, ob man überhaupt berechtigt sei, die heutigen Deutschen Germanen zu nennen. Nun, mich dünkt, antwortet Chamberlain, „über Namen braucht man nicht zu streiten, was die heutigen Deutschen *sind*, hat Herr Renan im Jahre 1870 erfahren können.“ Solche Tüchtigkeit, die von Rasse zu sprechen berechtigt, ist, wie gesagt, nichts ursprüngliches, sondern bei Tieren das Ergebnis der Kunstzüchtung (die edelste aller Tierrassen, das englische Rennpferd, ist aus der Kreuzung des englischen mit dem arabischen Pferde entstanden), bei Menschen das der historischen Naturzüchtung. Soll eine neue edle Rasse entstehen, so muß 1. gutes Material vorhanden sein; woher das ursprünglich gekommen ist, weiß niemand. 2. Dieses Material muß von unedler Beimischung rein erhalten werden. 3. Es muß innerhalb dieses Stammes Zuchtwahl geübt werden durch Vernichtung der schlechten Exemplare. 4. Mehrere gute Stämme müssen ihr Blut vermischen. 5. Nur ganz bestimmte Blutmischungen fördern edle Eigenschaften; andre sind schädlich, namentlich Mischungen sehr unähnlicher Arten, und selbstverständlich solche mit schlechten Arten. Selbstverständlich gehören dann auch noch gewisse geographische Bedingungen dazu, wenn eine edle Rasse zustande kommen soll. Gobineaus reine Urrassen haben niemals existiert, und seine Ansicht, daß die fortwährende Mischung die eine edle Urrasse immer mehr verschwinden lasse, und daß als Ende der Weltgeschichte die heilloseste Verkümmerung und Verderbnis des Menschengeschlechts drohe, ist ein Hirngespinst; es können immerfort neue edle Rassen entstehen, wie sozusagen unter unsern Augen die zweifellos edeln Rassen der heutigen Engländer und der heutigen Deutschen entstanden sind.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Australien und die deutsche Kolonialbewegung

Die so tief gehende und heute von allen Patrioten als berechtigt anerkannte Kolonialbewegung wird hoffentlich auch dahin führen, daß man uns Deutsche in Australien nicht ganz vergißt. Seit der Erwerbung halb Neugineas, des Bismarckarchipels, der Kiautschoubucht in China und der spanischen Südseeinseln sind wir Deutschaustralier den politischen Interessen unsers Vaterlands näher gerückt. Außerdem hat der Handelsverkehr zwischen Deutschland und Australien derartig zugenommen, daß von Hamburg nach Fremantle eine besondre Frachtdampferlinie eröffnet worden ist; und der Bremer Lloyd, der Fremantle ebenfalls zur ersten und letzten Haltestelle in Australien gemacht hat, sendet außer den sechstausend Tonnen aufnehmenden Postdampfern jetzt auch solche von elftausend Tonnen Ladungskraft zu uns.

Dies beweist, daß unser schöner Kontinent des Südens trotz seiner noch so geringen Bevölkerung für den Welthandel immer wichtiger wird. Gold und Silber, Holz, Wolle, Felle und eine große Zahl landwirtschaftlicher Produkte sind die australischen Ausfuhrartikel. Dagegen steht die hiesige Industrie noch auf sehr schwachen Füßen, sodaß wir mit vielen Bedürfnissen dieser Art für Jahrzehnte noch auf das Ausland angewiesen bleiben. Cum grano salis gesprochen, steht Australien erst auf der Wirtschaftsstufe, die das Amerika der Vereinigten Staaten etwa vor fünfzig Jahren einnahm. Eine wirtschaftliche Konföderation der sieben australischen Kolonien wird zwar angestrebt, ist wiederholt auch schon beraten worden, doch in diesem Jahrhundert wird sie kaum verwirklicht werden. Derartig weitgreifende Regierungsbeschlüsse bedürfen, um Gesetz zu werden, der nachfolgenden Zustimmung durch das Volk, und der Partikularismus in Australien ist womöglich noch zäher als der in Deutschland.

Die schwache Bevölkerung und der noch so geringe Export zwingen jede

australische Regierung, das Geld zu allen größern Wirtschaftsaufgaben durch Anleihen zu beschaffen; der natürliche Geldmarkt dafür ist das Mutterland, vor allem London. Es ist daher wirklich nicht übertrieben, wenn man sagt, daß der wirtschaftliche Fortschritt Australiens von der Gnade des englischen Kapitals abhängt. Man wird es aber andrerseits begreifen, daß der Londoner Börse ein rascher Aufschwung der australischen Kolonien durchaus nicht erwünscht ist, da sich mit dem zunehmenden Wohlstande Australiens zuerst natürlich seine Industrie entwickeln würde. Nein, der englischen Regierung sowohl wie den Bankiers und Exporteuren Altenglands sind die gegenwärtigen Zustände auf dem südlichen Kontinent, insbesondre auch die hohen Löhne dort durchaus nach Wunsch. Ein politisch oder gar wirtschaftlich freies Australien ist schon aus diesen Gründen vorerst eine Unmöglichkeit.

Nur eine ganz wesentliche Verstärkung der eignen Bevölkerung kann Australien aus seiner jetzigen Ohnmacht befreien, gerade wie dies mit den Vereinigten Staaten der Fall geworden ist. In der Kolonialgeschichte scheint es eben ein Naturgesetz zu sein, daß die Mutter ihre Kinder füttert, bis diese kräftig genug geworden sind, das Joch der Bevormundung abzuschütteln und sich auf eigne Füße zu stellen. Das bisher kultivierte Australien stellt ein Landgebiet mindestens von der sechsfachen Größe Deutschlands dar und wird doch kaum von vier Millionen Menschen bewohnt! Ist dies ein auch nur annähernd richtiges Verhältnis? Alles Land unterhalb des dreißigsten Breitengrades sowie Tasmania und Neuseeland haben eine solche Ertragfähigkeit des Bodens, daß dort heute schon an sechs Millionen Arbeitsamer ihr Brot finden könnten. Wir Deutschen sind nun seit jeher überall willkommne Einwandrer gewesen, obwohl wir — oder vielmehr weil wir meist nur unsre Arbeitskraft mitbrachten. So wurde der Deutsche genötigt, sich auf dem Lande anzusiedeln und Ackerbau zu treiben. Südaustralien insbesondre gesteht es freimütig zu, daß es den deutschen Bauern seine hochentwickelte Landwirtschaft verdankt; aber auch in den übrigen Kolonien sowohl des Festlandes wie der Inseln sind die wirtschaftliche Begabung, der unermüdliche Fleiß und die Genügsamkeit des Deutschen allseits geschätzt. Seit kurzem machen namentlich die Regierungen von Queensland und Western Australia alle Anstrengungen, deutsche Landansiedler heranzuziehen, und in beiden Kolonien ist in den regnerischen und daher fruchtbaren Südstrichen noch Raum für Tausende unsrer Landsleute, die arbeiten wollen.

Eine planmäßige Übersiedlung von Deutschen nach Australien hat leider erst zweimal stattgefunden, damals nämlich, als in den vierziger Jahren altlutherische Geistliche ihre mit der protestantischen Union nicht einverstandnen Gemeinden nach Südaustralien verpflanzten. Der Erfolg war ein durchschlagender. Denn nur in dieser australischen Kolonie hat sich das Deutschtum zu erhalten vermocht. Dort in der Umgebung Adelaides sind deutsche Städte

Digitized by Google

und deutsche Dörfer, deutsche Kirchen und deutsche Schulen, dort werden deutsche Zeitungen gelesen, und auch der politische Einfluß dieser deutschen Bevölkerung ist noch so groß, daß mehrere deutsche Abgeordnete das Wohl der Gesamtheit im Parlament mitberaten. Allmählich freilich müssen diese Pflanzstätten deutscher Kultur doch dem Anglizismus verfallen, denn es fehlt an einem Nachzuge aus der alten Heimat; mit jeder neuen Generation wird auch das südaustralische Deutschtum weniger widerstandsfähig, ganz wie dies den deutschen Zentren in Nordamerika ergangen ist und noch ergeht. Außerhalb Südaustraliens sind unsre australischen Landsleute leider ohne alle politische und wirtschaftliche Organisation. Nur in den paar Großstädten ist es zu einem Zusammenschluß deutscher Elemente gekommen, doch lediglich zu geselligen Zwecken. Auf dem Lande ist der Deutsche von englischen Nachbarn umgeben; außerhalb seiner Familie hört er kaum einen heimatlichen Laut, seine Kinder besuchen die englische Volksschule, und er muß schon ein sehr energischer Hausvater sein, will er es durchsetzen, daß Söhne und Töchter wenigstens im Elternhause noch deutsch sprechen. Es fehlt eben an deutschen Ackerbaukolonien, die allein dem Deutschtum Halt gewähren könnten.

In den Städten ist der Deutsche meist Geschäftsmann. Die Weltklugheit verlangt es einfach von ihm, daß er seine deutsche Art nach Möglichkeit zurückdrängt. Er spricht daher grundsätzlich nur noch englisch; er denkt auch bald in englischen Bildern, bis er schließlich sogar englisch träumt; und die Heirat mit einer Engländerin oder einer Australierin macht die Metamorphose dann vollständig. Im deutschen Verein, falls er einem solchen überhaupt angehört, erwacht zwar das Germanenblut noch für kurze Stunden, aber sobald er auf dem Heimwege an sein Geschäft denkt, schüttelt er das Deutschtum auch schon wie eine lästige Schneeflocke ab. Traurig, daß es so ist — aber es ist so. Eine Geschichte des australischen Deutschtums braucht nicht erst geschrieben zu werden; sie würde nur ein Spiegelbild der amerikanischen Erfahrungen sein. Millionen Deutsche haben wir durch Auswanderung an die Vereinigten Staaten verloren, für immer verloren. Die englische Nation hat diesen Kulturbissen behaglich verdaut. Soll dies aber in allen Ländern, wo sich Deutsche niederlassen, in aller Zeit so fortgehn? Will Deutschland das Herzblut seiner Söhne dauernd an jeden ersten besten preisgeben, der seine Hand danach ausstreckt? Ich meine, die auswandernden Elemente sind zu gut, zu wertvoll für das Vaterland, als daß man sie wie Ismaele in die Wüste stoßen sollte. Die große Mehrzahl deutscher Auswandrer hat doch nur der wirtschaftlichen Not gehorchend die Heimat verlassen; andre sind jugendlichen Leichtsinns wegen freiwillig gegangen oder abgeschoben worden; ganz wenige von ihnen gehören zur Pariakaste der Verbrecher. Weiß England sich alle diese deutschen Menschen zu nutze zu machen — warum sollte Deutschland, die natürliche Mutter, nicht ein gleiches können?

Digitized by Google

Die klimatisch begünstigte Erde ist leider schon in staatsrechtlichen Besitz genommen; daß wir Deutschen dabei zu spät kamen, ist zu bedauern, aber ganz gewiß keines Seekriegs wert. Ein solcher würde in englischen, von Weißen bevölkerten Kolonien jedenfalls alles dort vorhandne Deutschtum vollends zerstören. Ob Sieger oder Besiegte — wir Deutschen in englischen Kolonien würden den brutalen Übermut oder aber die noch brutalere Wut des Engländers zu fühlen haben; nur auf unsrer vernichteten Existenz ließe sich in den von Deutschland eroberten Kulturkolonien Englands ein neues Deutschtum zwangsweise aufbauen. Das klingt selbstsüchtig, unpatriotisch, feige. Aber vergessen wir es doch nicht, daß Großbritannien seit der Zeit seiner Meerherrschaft noch niemals ein von Engländern bevölkertes Stück Erde an ein Volk fremder Zunge verloren hat. Sollte dies der Fall werden, die zähe Verbissenheit der englischen Rasse würde noch weit schwerer zu überwinden sein wie der polnische Widerstand in Preußen. Daheim mag man sich über die Tragweite eines Kolonialkonflikts mit England hinwegtäuschen; wir Deutschen im Auslande wissen die Folgen eines solchen besser vorauszusehen. Es ist unsre Pflicht, vor einer solchen Möglichkeit zu warnen, deren strategischer Erfolg unter Umständen gesichert sein mag, deren sonstige Konsequenzen aber dem Deutschtum im Auslande und dem deutschen Handel insbesondre tiefe Wunden schlagen würden.

Mit der Erwerbung englischer Kolonien, in denen kein Europäer zu leben vermag, kann uns, um dorthin die überschüssige Bevölkerung zu leiten, nicht gedient sein. Nur das Kapland Südafrikas oder Australien kommen für diesen Zweck in Frage. Wäre es eine grundfalsche Politik, etwa in China größere Territorien erwerben zu wollen, eben weil dort für deutsche Auswandrer kein Raum, kein Nährboden mehr vorhanden ist, so würde es andrerseits ebenso verkehrt sein, in dem noch schwach bevölkerten Südafrika oder Australien statt auf friedliche, auf kriegerische Weise für uns Deutsche Platz zu schaffen. Dem freiwilligen Zuzuge von Deutschen nach Australien steht auch in Zukunft nichts entgegen. Obwohl fremder Nationalität, können wir dort unter ganz denselben politischen und wirtschaftlichen Bedingungen leben wie jeder, der aus England einwanderte. Wenn wir klagen — und dies liegt einmal im deutschen Blute —, so thun wir dies nicht deswegen, weil wir benachteiligt wären, sondern lediglich deshalb, weil wir in sozialer Beziehung so vieles anders wünschen. Fragte man aber z. B. uns australische Deutschen, ob wir die englische Oberhoheit mit einer deutsch gedachten vertauschen möchten — ich bin des ganz gewiß, auch bei geheimer Abstimmung würde sich unter zehn Stimmen nicht eine für eine Änderung des status quo aussprechen. Die in Deutschland notwendige starke Heeresorganisation, die in Deutschland historisch gewordne straffe Verwaltung, die in Deutschland vorhandnen Beschränkungen der Rede-, Preß- und Vereinsfreiheit sind uns auf den australischen Kontinent nicht nachgefolgt; wir

Digitized by Google

atmen leichter, freier hier, wie die dünne Luft des Südens es durchaus wünschenswert macht. Was wir dagegen aufs schmerzlichste vermissen, das sind die Menschen mit deutscher Verstandes- und Gemütsbildung, das ist der Zauber einer naturfrischen deutschen Geselligkeit, die deutsche Ausdauer und die Gewissenhaftigkeit — Güter, deren vollen Wert man erst im Auslande würdigen lernt.

Schon einmal, vor 1450 Jahren, ist England bekanntlich durch urdeutsches Angeln- und Sachsenblut aufgefrischt worden. Damals konnte dies freilich nur mittels roher Gewalt geschehen; in unserm Zeitalter aber ist ein andres, ein besseres Mittel geboten. Bekanntlich verlangen alle australischen Regierungen nach deutscher Einwanderung. Würde die Reichsregierung diesem Bedürfnisse in zweckmäßiger Weise entsprechen, würde sie die Auswanderung nach Australien nicht aus militärischen und innerpolitischen Gründen hemmen, sondern ihr freie Bahn geben, ja mehr als dies, sie wirksam unterstützen — eine so geleitete Auswanderung müßte ein Segen werden sowohl für die Auswandrer selbst wie mittelbar für das ganze Reich.

In wohlerwogner Vereinbarung mit den australischen Regierungen wären geschlossene deutsche Ansiedlungen auf gutem australischen Boden leicht zu verwirklichen. Alle unsre deutschen Großstädte beherbergen Hunderte von Landwirtssöhnen, die zwar selbst den Acker nicht mehr durchfurchen, in deren Adern aber das Landmannsblut noch fortrollt. Diese, jedenfalls soweit sie als Großstadtproletarier vegetieren, sind in ihres Herzens Grunde doch nicht befriedigt von dem Großstadttrubel; bewußt oder unbewußt sehnen sie sich doch zurück nach der Erdscholle, aus der sie hervorgegangen sind. Dem landwirtschaftlichen Berufe daheim verloren, würden aber gerade sie für ein neues Landmannsleben im Auslande wie geschaffen sein. Außerdem gehört eine große Zahl von ihnen ganz zweifellos zu den Unzufriednen, von denen eine förderliche Mitarbeit am Ausbau des Deutschen Reichs kaum erwartet werden darf. Ohne sie für immer zu verlieren, könnte eine weitsichtige Regierung sie ohne große Kosten auf australischen oder südafrikanischen Boden verpflanzen, wo sie als Menschen, als Deutsche neue Wurzeln schlagen würden, falls man sie dort nicht im Stiche ließe, sondern ihnen weitere Mitarbeiter deutschen Blutes nachsendete.

Von Kolonialvereinen und vereinzelten Philanthropen kann ein ebenso wichtiges wie folgenschweres Unternehmen nicht durchgeführt werden; nur unter der Mitwirkung der Reichsregierung ist einer solchen deutschen Auswanderung ein dauernder Erfolg gesichert. Die australischen Regierungen als der begehrende Teil würden sich zweifellos zu den allergünstigsten Konzessionen den unter Reichsschutz ausgesandten Einwandrern gegenüber verstehn. Hier in Westaustralien z. B. und ebenso in Queensland sind die Landansiedlungsgesetze die liberalsten, die je bekannt geworden sind. Oder kann man mehr erwarten,

Digitized by Google

als daß es jedem Landansiedler gesetzlich erlaubt ist, sich im kostbaren Hochwalde Südwestaustraliens nach Belieben hundertsechzig Morgen Land auszusuchen, diese wenn notwendig mit Geldvorschuß der Regierung anzubauen und dann nach sechs Jahren eine solche Heimstätte (homestead) sein eigen zu nennen? Und das ohne irgend welche Pachtzahlung, lediglich mit der Verpflichtung, seinen Grund und Boden nach australischer Wirtschaftsmethode allmählich wirklich nutzbar zu machen! So milde Erwerbsbedingungen, die mehr einer Schenkung gleichen, kann nur eine Regierung bieten, der an einem Zuwachs ihrer Bevölkerung à tout prix gelegen ist. Auch Nordamerika machte einst ähnliche Anerbietungen, und die Nachkommen derer, die sie annahmen, sind heute wohlhabende und einflußreiche Leute, wenn auch jenseits des Ozeans.

Seien wir doch nicht chauvinistisch blind gegen uns selbst! Aus unsern deutschen Kolonien kann nur allenfalls der Großkaufmann seinen Nutzen ziehen; für den Mittel- und Arbeiterstand des deutschen Volkes aber sind sie so gut wie wertlos. Wo Fieberklima und Neger hausen, wird der deutsche Handwerker, Bauer und Arbeiter niemals festen Fuß fassen können; dem Chinesen aber es an Bedürfnislosigkeit gleich thun, das ist keinem deutschen Manne gegeben, der nicht für Gehalt, sondern gegen Tagelohn arbeitet. Auch der Versuch einer Germanisierung unsers südwestafrikanischen Küstenstrichs ist von vornherein verfehlt. Die Bodenverhältnisse sind dort so dürftig, daß ich nicht auszurechnen wage, wie hoch sich die Kosten für einen jeden Morgen kulturbar gemachten Landes belaufen werden; dazu die nimmer rastenden Zwistigkeiten und Guerillakriege mit den eingebornen Völkerschaften. Wie soll der deutsche Landmann da in Frieden leben, und ein friedliches Dasein ist fast der einzige Wunsch seiner Seele.

So liegen die Dinge; wer sie anders beurteilt, spricht aus Unkenntnis oder aus Vorurteil.

Während der Jahrzehnte, in denen die Vereinigten Staaten unsern Volksüberschuß aufnahmen, war Deutschland in Kleinstaaterei zerrissen. Als aber das junge Deutsche Reich auferstand, bedurfte es aller Staatskunst, die äußere Einigung bis zur innerlichen Verschmelzung durchzuführen. Es war keine Zeit, auch kein Geld vorhanden, für die Wohlfahrt der Auswandrer und für deren fernere Verbindung mit der Heimat von Staats wegen einzutreten. Inzwischen aber ist die Verschmelzung der Deutschen — so weit es möglich ist — zur Thatsache geworden, und die politische Machtstellung des Deutschen Reichs ist damit einflußreicher geworden, als sie es je zuvor war. Nun erst ist die Möglichkeit gegeben, uns auch der Landesbrüder anzunehmen, die ihr Deutschtum noch im Auslande so gern fortsetzen würden. Verstehe ich die gegenwärtige Kolonialbewegung in der alten Heimat recht, so liegt ihr in Wahrheit doch auch nur der heiße Patriotenwunsch zu Grunde, die Deutschen nicht mehr

Digitized by Google

eine Beute fremden Volkstums werden zu lassen. Der Handel bahnt sich schließlich zunächst auch ohne eine starke Reichsflotte seinen Weg nach dem Auslande, obwohl ihm eine solche die Unternehmungen natürlich erleichtern wird. Der deutsche Auswandrer aber hat von dem Aufblühen des heimischen Handels selbst keine Besserung seiner isolierten Volksstellung zu erwarten; ihm kann nur ein die See beherrschendes Deutschland das Nationalgefühl bewahren. Darum nehmen wir australischen Deutschen den allerunmittelbarsten Anteil an der so plötzlich durchgebrochnen Kolonialbewegung und hoffen, daß ihr mehr als ein Tag Sonnenschein beschieden sei.

Geht Deutschland auch zur See als Friedensmissionar durch die Welt, erobert es nicht mit Gewalt, sondern durch seinen überlegnen Geist, seinen Fleiß und sein Gemüt, dann wird die welthistorische Aufgabe der germanischen Rasse damit im christlichen Sinne erfüllt werden, und die Errungenschaften einer solchen Kulturarbeit würden unser Deutschtum in der That zum Salz der Erde machen. Zerstören ist leicht — Aufbauen schwer! Mit dieser wohlgemeinten Warnung aus der Ferne möchte ich meine Ausführungen schließen.

R. Lehmann

Der Schutz der Arbeitswilligen im Reichstage

3

Es ist in den Grenzboten wiederholt beklagt worden, daß die in der deutschen Staatswissenschaft seit einem Menschenalter immer mehr zur Alleinherrschaft gelangte und in sich selbst immer einseitiger und extremer gewordne sozialistische Richtung auf den wirtschafts- und sozialpolitischen Sinn und Takt der am öffentlichen Leben teilnehmenden und die öffentliche Meinung machenden Bevölkerungskreise einen nachteiligen Einfluß ausgeübt hat und noch ausübt. Es sollen damit keineswegs die wissenschaftlichen Leistungen der deutschen Nationalökonomen und Soziologen, die sich zu den sogenannten Kathedersozialisten rechnen, herabgesetzt werden, da sie zum Teil nur das geerntet haben, was vor ihnen gesäet war. Auch ihr Anteil an der sozialpolitischen Gesetzgebung der letzten zwei Jahrzehnte, auf die wir stolz sein dürfen, soll damit nicht bestritten und ebenso wenig das Verdienst verkannt werden, das sie sich um die Schärfung des sozialen Gewissens im Volk erworben haben. Die Klage richtet sich vielmehr immer nur gegen die Einseitigkeit und das Extrem der Doktrin und gegen die Anmaßung, mit der eine wachsende Anzahl ihrer Vertreter die Herr-

Digitized by Google

schaft auch in der praktischen Sozialpolitik in Anspruch nehmen möchte, wo doch Doktrinarismus und Einseitigkeit von der verantwortlichen Stelle aus entschieden zurückgewiesen werden müssen. Vor allem aber ist dem entgegen zu treten, daß solche Kathederpolitiker ihr Streben nach Herrschaft, wo ihnen die Staatsgewalt nicht nachgiebt, in agitatorischer Einwirkung auf die Massen oder doch in der Form einer politischen Fronde zu verwirklichen suchen.

Was die Stellung der heutigen Staatswissenschaft zu der gegen die sogenannte Zuchthausvorlage inszenierten Entrüstungskomödie betrifft, so liegt ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der die Katheder beherrschenden sozialistischen Doktrin und dem Vorgang im Reichstage auf der Hand. Es giebt sicher Professoren und Doktoren der Staatswissenschaft, die ihre helle Freude an der Komödie haben und sich ihrer vielleicht als einer Frucht des Kathedersozialismus rühmen, wenn sie nicht etwa gar als Regisseure und Souffleure unmittelbar daran teilgenommen haben. Aber trotzdem ist durch die deutsche Staatswissenschaft die Ablehnung der Vorlage in Wahrheit nicht nur nicht gerechtfertigt, sondern vielmehr als eine sachlich ganz unbegründete, man möchte fast sagen, launenhaft vom Zaune gebrochne Demonstration gekennzeichnet worden.

Zunächst sei daran erinnert, daß sich ein so arbeiterfreundlicher Kathedersozialist wie Professor Schönberg noch 1898 in seiner Volkswirtschaftslehre (Handbuch der politischen Ökonomie. Vierte Auflage, zweiter Band, zweiter Halbband) über die notwendige Einschränkung der Koalitions- und Streikfreiheit genau auf den Boden gestellt hat, auf dem die verbündeten Regierungen in der Vorlage von 1899 stehn. Er sagt darüber unter anderm wörtlich:

Aber die an sich berechtigte Freiheit darf nicht so weit gehn, daß Arbeiter, welche streiken wollen oder streiken, auf andre einen Zwang (durch Drohung, Ehrverletzung, Verrufserklärung, Mißhandlung usw.) ausüben dürfen, gleichfalls die Arbeit einzustellen oder nicht bei den betreffenden Unternehmern in Arbeit zu treten. Dies ist als widerrechtliche Freiheitsbeschränkung Dritter zu bestrafen. Diese Grenze hat zwar die Gesetzgebung aller Staaten gezogen, aber nirgends in genügender Weise. Alle großen Streikbewegungen der neuern Zeit zeigen, daß es in dieser Hinsicht an einem genügenden Schutz gegen die thatsächliche Vergewaltigung fehlt, welche von den Führern und ihren Werkzeugen gegen Arbeiter, die sich einem Streik nicht anschließen oder nach ausgebrochnem Streik die Arbeit wieder aufnehmen wollen, ausgeübt wird.

Eine weitere Einschränkung des Koalitionsrechts und des Streikrechts hält er aus Gründen des öffentlichen Interesses in den Fällen für gerechtfertigt, wenn durch allgemeine Arbeitseinstellungen die Befriedigung unabweisbarer und unaufschiebbarer Bedürfnisse verhindert oder „in gemeingefährlicher Weise“ erschwert wird. Es handle sich dabei „namentlich um Arbeiter an Transportunternehmungen, in Gas- und Wasserwerken, in manchen Nahrungsmittelgewerben, unter Umständen auch in Kohlenbergwerken usw.“ Dieses

Digitized by Google

kathedersozialistische Urteil ist besonders der Entrüstung über den sogenannten Zuchthausparagraphen gegenüber zu beachten.

Kurz berührt seien ferner die Verhandlungen des neunten Evangelisch-sozialen Kongresses vom 2. und 3. Juni 1898, wo Professor Stieda über die Arbeiterorganisation referierte. Stieda forderte zweierlei: erstens die gesetzliche Verleihung der Rechtsfähigkeit an die sogenannten Berufsvereine und zweitens Arbeiterkammern. Es ist darüber in Heft 33 der Grenzboten von 1898 ausführlich gesprochen worden. Der Verlauf der Verhandlungen stellte die Unwichtigkeit der ersten Forderung für den Zweck der Arbeiterkoalitionen außer Zweifel, und die zweite Forderung lehnte der Kongreß ab. Ein so maßvoller Kathedersozialist wie Stieda wird wohl nicht geneigt sein, dem demonstrativen Verhalten des Reichstags in der Frage das Wort zu reden. Die Verhandlungen des Kongresses überhaupt lassen die jetzt herausgekehrte Entrüstung eher lächerlich als berechtigt erscheinen.

Ungleich bedeutsamer für die hier behandelte Frage ist es, daß der Verein für Sozialpolitik, der doch auch die wissenschaftliche Vertretung der Arbeiterinteressen in besonderm Maße als seine Domäne betrachtet, für die im September 1897 in Köln abgehaltne Generalversammlung das Thema: „Die Handhabung des Vereins- und Koalitionsrechts der Arbeiter im Deutschen Reiche" auf die Tagesordnung gesetzt hatte, fünfundzwanzig Jahre nachdem in der konstituierenden Versammlung des Vereins zu Eisenach (am 6. und 7. Oktober 1872) dasselbe Thema (Arbeitseinstellungen und Gewerkvereine) lange und lebhaft besprochen worden war, und schon ganze drei Monate nach der Bielefelder Kaiserrede. Die Agitation gegen den Schutz der Arbeitswilligen war schon im Gange, und die Berlepschische Fronde gegen den neusten Kurs war schon gebildet. Hier hatte die deutsche Staatswissenschaft, soweit sie es für nötig hielt, ganz besonders Veranlassung und Beruf, Stellung zur Sache zu nehmen, und wenn sie Grund sich zu entrüsten fand, ihrer Entrüstung Luft zu machen. Es muß deshalb auf diese Versammlung des Vereins für Sozialpolitik ausführlicher eingegangen werden, um so mehr, als ihr Ergebnis in der jetzt schwebenden akuten Frage bisher viel zu wenig gewürdigt worden ist.

Es kommt dabei in erster Linie das Urteil des mit dem Hauptreferat betrauten Professors Löning (Halle) in Betracht. Er hatte schon vor der Versammlung einen schriftlichen Bericht veröffentlicht, worin er eine erschöpfende Übersicht über das in den verschiednen Staaten geltende Recht gab und im besondern über das Bedürfnis nach einer Verschärfung und Erweiterung der Strafmittel gegen den Mißbrauch der Koalitions- und Streikfreiheit — unter wärmster Befürwortung dieser Freiheit für die Arbeiter, und zwar auch für die landwirtschaftlichen — in der Hauptsache folgendermaßen urteilte: Indem der Staat die Koalitionsfreiheit gewähre, sei er auch verpflichtet, dafür Sorge zu tragen, daß nicht von einem Teil der Arbeiter gegen den andern ein Koali-

tionszwang ausgeübt werde. Die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, insbesondre auch die Erfahrungen, die der große Ausstand der Hamburger Hafenarbeiter 1896/97 gebracht hätte, rechtfertigten die Frage, ob die Bestimmungen des Strafgesetzbuchs und des § 153 der Gewerbeordnung zum Schutze der persönlichen Freiheit der Arbeiter gegen einen solchen Koalitionszwang ausreichten. Soweit in den durch § 153 verbotnen Handlungen nicht zugleich der Thatbestand eines mit härterer Strafe bedrohten Delikts enthalten wäre, würden sie nur mit Gefängnis von einem Tage bis zu drei Monaten bedroht. Die Vorschriften des § 153 träfen aber auch nicht die Fälle, wo durch Drohung usw. der Versuch gemacht werde, Arbeiter zur Einstellung der Arbeit zu bestimmen, ohne daß eine Verabredung getroffen wäre und nachgewiesen werden könne. Ferner beziehe sich § 153 nicht auf die Fälle, wo Arbeiter durch Drohung, Verrufserklärung, Einschüchterung versuchten, Arbeitgeber zur Entlassung von Arbeitern zu bestimmen oder an der Annahme von Arbeitern zu verhindern. Die in § 153 unter Strafe gestellten Handlungen könnten zwar nicht nur von Arbeitern gegen Arbeiter, von Arbeitgebern gegen Arbeitgeber verübt werden, sondern überhaupt „gegen andre," aber sie müßten bezwecken, wenn sie von Arbeitern verübt würden, andre zur Teilnahme an „Verabredungen der Arbeiter," wenn sie von Arbeitgebern verübt wurden, andre zur Teilnahme an „Verabredungen von Arbeitgebern" zu bestimmen, oder sie von dem Rücktritt von solchen Verabredungen abzuhalten. Die Bestimmungen richteten sich weder gegen die Bestrebungen der Arbeiter, unmittelbar auf die Willensentschließung der Arbeitgeber in rechtswidriger Weise einzuwirken, um sie zur Bewilligung ihrer Forderungen zu nötigen, noch gegen derartige Bestrebungen der Arbeitgeber, wenn sie eine Einwirkung auf die Arbeiter bezwecken.

Er kommt danach zu dem Ergebnis: „daß nach den Erfahrungen, die in Deutschland gemacht sind, die Strafbestimmungen des deutschen Gesetzes nicht ausreichen, um die persönliche Freiheit der Arbeiter gegen Angriffe, die von den Arbeitern selbst ausgehn, zu schützen."

In dem mündlichen Referat ergänzte Professor Löning am 25. September 1897 diese Ausführungen unter anderm noch durch folgende Bemerkungen: Er sei der Ansicht, daß die Strafbestimmungen des § 153 nicht im Interesse der Arbeitgeber, wohl aber in dem der Arbeiter notwendig seien und einer Erweiterung bedürften. Hier handle es sich darum, daß die Arbeiter geschützt werden gegen einen Zwang, der von ihren eignen Genossen gegen sie ausgeübt werde. Das Interesse der „Partei" verlange allerdings, daß während eines Streiks mit allen Mitteln, rechtmäßigen und unrechtmäßigen, der Zuzug abgehalten und die Arbeiter verhindert würden, den Streik zu brechen. „Wer könnte es leugnen, sagte er wörtlich, daß die Erfahrungen des Hamburger Streiks uns vor Augen geführt haben, zu welchen Mitteln die Führer greifen,

Digitized by Google

um die Arbeiter am Streik festzuhalten und in den Streik hineinzuziehen? Es mag ein Streik noch so berechtigt sein — ich will hier nicht untersuchen, ob der Hamburger Streik berechtigt war oder nicht; ich glaube, daß er in sich berechtigt war, aber ohne genügende Vorbereitung und nicht zur rechten Zeit begonnen worden ist —, so müssen doch die Arbeiter gegen Zwang, gegen Verrufserklärungen, gegen Belästigungen und Einschüchterungen geschützt sein. Der Arbeiter muß frei sein in der Entschließung, ob er sich an den Streik anschließen will oder nicht, er soll nicht, auch nicht durch indirekte Mittel, dazu gezwungen werden dürfen." Natürlich müßten die Arbeiter auch gegen solche Einwirkungen der Arbeitgeber geschützt werden. Er glaube nicht, daß es dem wahren Interesse der Großindustrie entsprechen würde, wenn den Arbeitgebern die Möglichkeit gegeben wäre, die Koalitionsfreiheit thatsächlich zu beschränken.

Auch könne die Koalitionsfreiheit nicht in dem Sinne unbeschränkt sein, als allen Klassen der Arbeiter ohne Unterschied Koalitions- oder, besser gesagt, Streikfreiheit zu gewähren sei. Es sei z. B. unmöglich, der Schiffsmannschaft auf der Fahrt diese Freiheit einzuräumen. Auch für die Eisenbahnarbeiter könne die Frage aufgeworfen werden. Es handle sich dabei nicht um die Interessen der Eisenbahnunternehmer, sondern um ein „großes öffentliches Interesse."*)

Entschieden wies Professor Löning im Schlußwort noch den Einwand zurück: die Arbeiter selbst wollten von dem Schutz der Arbeitswilligen nichts wissen. Um sich darüber Klarheit zu verschaffen, dürfe man nicht in die Arbeiterversammlungen gehn, sondern müsse, wie er vielfach gethan habe, während eines großen Streiks die einzelnen Arbeiter fragen und namentlich die Frauen; dann werde man, manchmal mit bittern Thränen, darüber klagen hören, daß sie nur durch den Druck, der auf sie ausgeübt werde, genötigt seien, nicht zu arbeiten.

*) Es sei hier bemerkt, daß Löning das englische Gesetz von 1875 ausdrücklich als härter und umfassender bezeichnete als das deutsche Recht, indem nach ihm auch auf „harte Zwangsarbeit (hard labour) erkannt werden darf, die nach deutschem Recht nur mit der Zuchthausstrafe verbunden ist," und ferner nicht nur, wie im deutschen Recht, der Zwang an „Verabredungen" teilzunehmen oder die Verhinderung, davon zurückzutreten, unter Strafe gestellt ist, sondern der sich danach strafbar macht, der in der Absicht, eine andre Person zu einer Handlung oder Unterlassung zu nötigen: „1. gegen sie oder ihre Ehefrau oder Kinder Gewalt anwendet oder sie einschüchtert oder ihr Vermögen beschädigt; oder 2. ihr beständig von Ort zu Ort folgt; oder 3. Werkzeuge, Kleidungsstücke oder andre Sachen, die dieser Person gehören oder von ihr gebraucht werden, verbirgt oder ihr wegnimmt, oder sie an ihrem Gebrauch hindert; oder 4. das Haus oder andre Plätze, wo sie wohnt oder arbeitet oder Geschäfte betreibt oder zufällig sich befindet, oder den Zugang zu einem solchen Haus oder Platz bewacht oder besetzt; oder ihr mit zwei oder mehreren Personen in ungehöriger Weise auf oder durch Straßen und Wege folgt."

Digitized by Google

Mit aller Bestimmtheit sehen wir also den Hauptreferenten des Vereins für Sozialpolitik für die Erweiterung und Verschärfung des § 153 der Gewerbeordnung eintreten. Schon nach dem bisher Mitgeteilten muß eigentlich jeder, der bei nüchternem Verstande ist und die Wahrheit sagen will, anerkennen, daß, wenn sich der Verein für Sozialpolitik nicht über Lönings Referat von 1897 entrüstete, der Reichstag keinen Grund hat, sich über die gesetzgeberische Absicht der verbündeten Regierungen von 1899 zu entrüsten.

Aber wie urteilte Löning über den Stand des Vereins- und Versammlungsrechts überhaupt? Hat er wenigstens insoweit den Entrüsteten ein Recht gegeben, sich auf ihn zu berufen, als sie das Vereinsrecht und seine Handhabung als so entsetzlich ungerecht, arbeiterfeindlich, unerträglich und deshalb die Arbeitermassen so aufs äußerste erbitternd hinstellten, daß vor einer vollständigen Umgestaltung der Vereinsgesetzgebung von einer Existenz der Koalitionsfreiheit überhaupt nicht die Rede sein könne, und schon deshalb die Verschärfung der Strafen für den Mißbrauch dieses Rechts als unvernünftig mit Entrüstung zurückgewiesen werden müsse?

Er äußerte sich darüber im wesentlichen wie folgt: Es sei unrichtig, wenn behauptet werde, daß durch die enge Umgrenzung, die der § 152 der Gewerbeordnung seinen die Aufhebung des alten Koalitionsverbots enthaltenden Bestimmungen gegeben habe, die Koalitionsfreiheit selbst in diese engen Schranken gebannt und damit zum großen Teil illusorisch gemacht worden sei. Schon die große Zahl der Arbeiterkoalitionen, die Jahr für Jahr erstünden, lieferten den Gegenbeweis. Vereine und Versammlungen, die günstigere Lohn- und Arbeitsbedingungen zu erlangen suchten, seien deshalb noch nicht verboten, weil in ihnen allgemeine öffentliche Angelegenheiten erörtert würden, oder weil sie auf öffentliche Angelegenheiten einzuwirken suchten, sondern sie stünden dann eben nur unter dem Landesrecht über „politische“ Versammlungen und Vereine. In dem größten Teile von Deutschland seien die politischen Versammlungen und Vereine *nicht* solchen Beschränkungen unterworfen, „daß dadurch die Arbeiter in der Bethätigung der Koalitionsfreiheit beschränkt würden, abgesehen von den Vorschriften, daß politische Vereine mit andern Vereinen nicht zu gleichen Zwecken in Verbindung treten und Frauen und Minderjährige an ihnen und an politischen Versammlungen nicht teilnehmen dürfen.“

Er ist dabei aber der Meinung, daß, solange Frauen kein politisches Stimmrecht haben — und die Zeit dafür dürfte, wie er glaubt, noch lange nicht gekommen sein —, die Frau auch den „politischen“ Vereinen und Versammlungen fern bleiben solle. Bei dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung seien dadurch die Frauen allerdings in ungerechter Weise in der Ausübung des Koalitionsrechts beschränkt, und eine Änderung in dieser Richtung sei erforderlich. Er halte es ferner auch für gerechtfertigt, daß Minderjährige nicht an „politischen“ Vereinen teilnehmen dürften.

Digitized by Google

Auch in dem Recht des Staats, Vereine und Versammlungen aufzulösen, kann natürlich unter Umständen eine Beeinträchtigung des Koalitionsrechts der Arbeiter gefunden werden, wodurch die Notwendigkeit des staatlichen Auflösungsrechts selbstverständlich nicht bestritten ist. „Der einzige deutsche Staat, sagte darüber Löning wörtlich, in dem Vereine und Versammlungen gegen willkürliche Auflösungen gesetzlich so weit geschützt sind, als dies durch Gesetz überhaupt möglich ist, ist Preußen.“

Und das alles hat der Verein für Sozialpolitik keineswegs mit Entrüstung zurückgewiesen. Der Vorsitzende hat zwar in seiner zu einer scharfen Kritik geradezu herausfordernden Zusammenfassung der Ergebnisse der Debatte einfach gesagt: „Die größte Meinungsverschiedenheit blieb aber bestehn in der Frage: Sollen die Strafbestimmungen des § 153 aufrecht erhalten bleiben, verschärft oder vermindert werden; darüber hat sich eine abschließende Anschauung nicht gebildet.“ Schon das würde ja dem Entrüstungsschwindel jede Berechtigung nehmen; das Verhandlungsprotokoll ergiebt aber, daß Löning von niemand widerlegt und auch nur von einer Anzahl Exaltados, die ganz gewiß nicht als Stimmführer der deutschen Staatswissenschaft angesehen werden können, ausdrücklich angefochten worden ist.

Natürlich hat es an Opposition oder doch an scharf abweichenden Ansichten nicht gefehlt. Außer dem Hauptopponenten Dr. Jastrow (Berlin) thaten sich dabei hervor der Mitreferent Professor Herkner (Karlsruhe) und Professor Tönnies (Kiel). Sie hatten sich auch unter den gelehrten Schürern und Protektoren des Hamburger Hafenarbeiterausstands besonders hervorgethan. Dann ist der um die Schulung gewisser dazu geeigneter Arbeiterkreise zum verständigen Gebrauch des Koalitionsrechts gewiß hochverdiente Dr. Max Hirsch hier zu nennen, der von seiner Parteibefangenheit zu argen Extravaganzen getrieben wurde. Schließlich sind Professor Pierstorff (Jena) und der so rühmlich bekannte Professor Quidde nicht zu vergessen, wenn sie auch direkt gegen Lönings Referat nichts von irgend welcher Bedeutung vorzubringen wußten. Brentano und Schmoller sprachen überhaupt nicht.

Die Professoren Neumann (Tübingen), Wagner (Berlin), Gierke (Berlin), Hasbach (Kiel) und Dr. Ehrenberg (Altona, jetzt Professor in Göttingen) wiesen dagegen die Übertreibungen der Opponenten zum Teil scharf zurück, zum Teil übten sie eine Kritik an dem Wesen und am Wert der ganzen Koalitionsschwärmerei, die an dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum ihrer Pflege durch den Verein für Sozialpolitik um so lehrreicher war und praktisch nichts weiter bedeutete, als einen Verzicht der ehrlichen, ernsthaften Kathedersozialisten darauf, die Staatsgewalt fernerhin in ihrer verantwortlichen Sorge für das Gemeinwohl und die öffentliche Ordnung mit dieser unklaren und verantwortungsfreien Lehrmeinung und Doktorfrage zu behelligen. Professor Hasbach sagte in dieser Beziehung wörtlich folgendes:

Digitized by Google

Ist so die Koalitionsfreiheit sowohl eine Konsequenz unsrer Wirtschaftsordnung, wie sie andrerseits im Widerspruch zu ihr steht, so ist die Herbeiführung der Verständigung ein Problem fast ebenso schwer wie die Lösung der Quadratur des Zirkels. Da die Grenzen der Gerechtigkeit zwischen den beiden Parteien gar nicht allgemein bestimmt werden können, so ist die Koalitionsfreiheit meines Erachtens keine wissenschaftliche Frage, sondern eine Machtfrage, und sie wird auch immer nur durch die Macht gelöst werden. ... Sollte es den Gewerkvereinen gelingen, sich zu föderieren, so werden die Unternehmer gezwungen sein, dasselbe zu thun; immer größere Heere marschieren gegen einander auf; der soziale Frieden ein Gegenstück des politischen. Ich will die möglichen Ausgänge des Kampfes hier nicht erörtern, sondern nur meine Ansicht aussprechen, welche dahin geht, daß wir die Befriedigung der berechtigten Ansprüche der Arbeiter nicht von dem unsichern wirtschaftlichen Ringen abhängig machen, sondern die Wohlthaten, welche Koalitionsfreiheit und Gewerkvereine erweisen sollen, auf dem sichern Wege der Gesetzgebung zu erreichen suchen.

Es ist das in der Hauptsache dasselbe, was schon in der Eisenacher Versammlung von 1872 Rudolf Meyer dem damaligen Referenten, Professor Schmoller und seiner Streikfreudigkeit entgegengehalten hatte, indem er sagte: „Im allgemeinen ist ja der Kampf ganz gut, aber der Friede ist doch eine bessere Sache! Wir sind hier, um zu suchen, wie man dem gewerblichen Kriege überhaupt ein Ende macht, und das kann nur geschehn, wenn der Staat die Sache in die Hand nimmt." Damals ist Rudolf Meyer im Verein für Sozialpolitik niedergeschrieen worden, und Schmoller ist ihm nicht zu Hilfe gekommen. Hier ist nicht der Raum, die sehr lehrreiche Parallele zwischen den Verhandlungen von 1897 und 1872 weiter zu ziehn, aber das muß ausgesprochen werden, daß die Koalitionstheorie, wie sie die Opposition im Reichstage von heute noch als Allheilmittel, die Schreier in Eisenach von 1872 kopierend, austrumpft, schon in Köln 1897 bankrott gemacht hat.*)

Daß der Staat nicht waffenlos oder mit als unzureichend erkannten und anerkannten Waffen dem sich immer schärfer zuspitzenden Koalitionskampfe**) zusehen kann, bis die kathedersozialistischen Professoren erklären werden: Jetzt ist der „Übergangszustand" zu Ende, jetzt sind die „berechtigten Ansprüche der Arbeiter" und die „Wohlthaten, die Koalitionsfreiheit und Gewerkvereine erweisen sollen," auf dem „Wege der Gesetzgebung erreicht," wie Hasbach sagt — das liegt für die verbündeten Regierungen doch klar auf der Hand. Es hieße

*) Es sei hier erwähnt, daß sich in Eisenach 1872 der Fabrikant Karl Metz rühmen konnte, schon vor 1848 den Satz in der badischen Kammer ausgesprochen zu haben: Die Industrie stehe jetzt in einem despotischen Zustand; es werde die Zeit kommen, wo wir für sie einen konstitutionell-monarchischen Zustand erhalten würden, und wer könne wissen, ob nicht auch für sie republikanische Zustände kommen. — Es ist recht schade, daß diese herrliche Phrase, die übrigens unter den jüngsten Soziologen wieder als Neuheit kolportiert wird, den Mehrheitssprechern im Reichstag entgangen ist.

**) Professor Ehrenberg erinnerte in Köln 1897 an die in Amerika von Unternehmern gemachten Versuche, die Arbeitswilligen durch eigne Schutztruppen gegen die Streiker zu verteidigen.

Digitized by Google

das einfach den Kriegszustand, die Anarchie in infinitum sanktionieren, denn auf die Quadratur des Zirkels kann man nicht warten, oder eben einfach die bestehende „Wirtschaftsordnung“ durch eine ausgesprochen sozialistische, sei es eine sozialdemokratische, sei es eine sozialdespotische oder sozialzünftlerische zu ersetzen. Das aber wäre ein ziemlich gleichwertiger „Umsturz,“ mit dem weder eine konservative, noch eine liberale das Gemeinwohl im Auge behaltende Regierung heute rechnen könnte.

Sehr beachtenswert ist es schließlich noch, daß von den ernsthaft zu nehmenden kathedersozialistischen Professoren 1897 in Köln die Angriffe gegen die Handhabung der Gesetze durch die Gerichte, worin sich namentlich Dr. Jastrow auszeichnete und sich die Entrüsteten im Reichstag 1899 ganz besonders ergingen, sehr energisch zurückgewiesen wurden. Professor Gierke sagte u. a. darüber: „Dem Herrn Dr. Jastrow und seinen maßlosen Übertreibungen muß ich entschieden entgegentreten. Er hat die ganze Frage verschoben, er schiebt in allen wesentlichen Punkten die beklagte Ungerechtigkeit auf die Rechtsprechung, er hat dem Oberverwaltungsgericht, dem Kammergericht ungerechte Urteile vorgeworfen und das begründet durch Zerfaserung einzelner Rechtsfälle, die hier zu erörtern schlechthin nicht mehr die Zeit ist. . . . Herr Dr. Jastrow hat sogar die bei Anwendung des § 153 der Gewerbeordnung möglichen Erkenntnisse ausgemalt, lauter Schreckbilder dessen ausgeführt, was ein unverständiger Richter alles aus dem Gesetz heraus interpretieren kann. Und auf diese Beispiele hat er das Urteil gegründet, daß in Deutschland und speziell in Preußen eine Klassenjustiz bestünde.“ — Auch Professor Löning legte dem Verein ans Herz: „Wenn wir die Autorität unsrer Gerichte untergraben, untergraben wir die Grundlagen des Staats.“ Und doch erging sich die Reichstagsmehrheit vom 19. bis 22. Juni d. J. fortgesetzt in Schmähungen gegen die deutschen Richter.

Spricht man von der Stellung der deutschen Staatswissenschaft zu der Entrüstungskomödie im Reichstag, so kann man die Rede Schmollers im preußischen Herrenhause vom 5. Juli nicht ganz mit Stillschweigen übergehn. Daß das Herrenhaus durch den Antrag des Grafen Mirbach und Genossen überhaupt veranlaßt worden ist, in die Sache hineinzureden, hat nur insofern ein Interesse, als es zeigt, wie schnell die preußische Reaktion bei der Hand ist, wenn es gilt, einen Bockstreich des deutschen Liberalismus dazu auszunutzen, um den verbündeten Fürsten zu Gemüte zu führen, daß eine monarchische Regierung nur von der Junker Gnaden leben könne. Hoffentlich wird es sich hier bewahrheiten: „Man merkt die Absicht, und man ist verstimmt.“

Was die Rede Schmollers betrifft, so soll aus ihr nicht auf die Bedeutung und die unstreitig hohen Verdienste des Redners als Sozial- und Wirtschaftshistoriographen irgend ein unfreundlicher Schluß gezogen werden, es kommt hier vielmehr auf sein Eingreifen als eines hervorragenden Vertreters

Digitized by Google

der deutschen Staatswissenschaft in eine akute politische Frage an, und dieses Eingreifen muß unumwunden als höchst ungeschickt und verfehlt bezeichnet werden. Auf die historische captatio benevolentiae, mit der er begann, ist nichts weiter zu sagen. Mögen sich die liberalen Wirtschafts- und Sozialpolitiker mit ihr abfinden.

Schmoller hat zur Sache zunächst erklärt, sein Ziel für die fernere Zukunft sei ganz dasselbe, wie das des Grafen von Mirbach: „Wir müssen aus diesem Zustande der Kämpfe, Störungen, gegenseitigen Schädigungen, aus dieser Hereinziehung Unbeteiligter in die Lohnkämpfe der Streikenden mit der Zeit herauszukommen suchen." Er hat weiter gesagt: „Über das Einzelne der Gesetzesvorlage lasse ich vollständig mit mir sprechen. Ich gebe vollständig zu, daß fast sämtliche Paragraphen der Gesetzesvorlage diskutabel sind." — Und doch würde er, wie er bekannte, als Mitglied des Reichstags mit der Majorität gestimmt, d. h. das Ersuchen der verbündeten Regierungen, mit ihnen über den grundsätzlichen Inhalt der Vorlage zu diskutieren, schroff abgelehnt haben.

Wie hat er diese Stellung begründet? — Unmittelbar allein durch die in verschiednen Variationen wiederholte Behauptung: die Vorlage müsse von den Arbeitern als eine Ungerechtigkeit empfunden werden; sie sei gewiß in der besten Absicht geplant, aber sie habe einen „falschen Schein" erweckt, und auch „mit solchem Scheine müsse man bei den Massen, bei den Millionen rechnen"; die Regierung habe den „Schein" nicht vermieden, als ob sie mehr und überwiegend im Interesse der Unternehmer die Feder geführt habe als im Interesse der Gesamtheit und der Arbeiter, und diesen „Schein" beklage er tief; der Minister Brefeld habe im Reichstage den Kartellen der Unternehmer ein „wahres Loblied" gesungen, was er (Schmoller) in einer Richtung wohl unterschreiben könne. Aber die Kartelle hätten doch auch ihre Schattenseiten. Wenn die Regierung wenigstens nur einmal gesagt hätte: Das verurteilen wir ebenso wie die Schattenseiten der Arbeiterkoalitionen, und wir werden versuchen, dagegen ebenso eine Gesetzgebung zu erlassen, so würde er schon über die Vorlage „etwas andres empfunden" haben. Aber hier habe man nur Licht, dort nur Schatten gesehen, und so habe der Unbefangne die Empfindung, es werde mit ungleichem Maße gemessen, und solange dieser „Schein" existiere, könne er nur mit der Reichstagsmehrheit stimmen.

Ist zunächst die Ausbeutung eines aus der Rede des Ministers Brefeld herausgegriffnen, in der Bekämpfung der Masse unmotivierter Angriffe der Opposition gelegentlich abgegebnen Urteils über gewisse Seiten der Unternehmerkartelle zu dem hier von Schmoller gewollten Zweck eine, gelinde gesagt, unbegreifliche Unzulässigkeit, so stellt sich überhaupt das ganze Manöver gegen den „Schein," den die verbündeten Regierungen hätten vermeiden sollen, als eine bei den Haaren herbeigezogne Ausrede dar, als ein bewußtes Verlegenheitsmanöver der Fronde, die sich allzu tief und auffällig ins Unrecht gesetzt

Digitized by Google

hatte. Der berufne Sozialhistoriograph der preußischen Krone, Professor Schmoller, wird doch wohl pflichtschuldigst in seinen Akten zur Geschichte der Gegenwart registrieren, daß die Berlepschische Fronde, und zwar im Verein mit der sozialdemokratischen und demokratischen Parteileitung, Jahr und Tag alle Hebel in Bewegung gesetzt hat, den „falschen Schein," der jetzt ausgespielt wird, bei den „Massen und Millionen" zu erregen. Er wird dabei auch wahrheitsgemäß zu notieren haben, bei welchem Teil der Massen sie dabei Erfolg gehabt haben. Die Wahrheit darüber ist schon dahin festgelegt worden, daß dieser Erfolg, abgesehen von den den Führern blind folgenden, schon bestehenden Kampf- und Agitationsorganisationen, minimal ist. Es ist eine ganz horrende, einem Historiker niemals zu verzeihende Übertreibung, wenn Schmoller sagte, wir hätten zwölf bis vierzehn Millionen Arbeiter, von denen die Sozialdemokraten doch nur ein bis zwei Millionen ausmachten: „Auch die übrigen Arbeiter haben sämtlich diese Vorlage als gegen sie, ihre Interessen, ihr berechtigtes vereinsmäßiges Auftreten gerichtet empfunden."

Nun hat Schmoller außerdem noch Umstände bezeichnet, die den von ihm ausgespielten „falschen Schein" verursacht hätten und so mittelbar seine Zustimmung zu dem Entrüstungsvotum des Reichstags begründen sollen. Zunächst die Reformbedürftigkeit des Arbeitervereinsrechts und des Koalitionsrechts überhaupt, das er „für so unvollkommen, unsicher, ungleichmäßig in der Anwendung in wichtigen Punkten, für so ungerecht" erklärt, daß er es „als unerträglich bezeichnen möchte." Er erwähnte nur ein — doch wohl besonders sprechendes — Beispiel, aber man höre, was für eins: „die Unsicherheit in Bezug darauf, ob die Versicherungsgesetze auf die Arbeitervereine angewendet werden sollen, die Wander-, Streik-, Krankenunterstützungen geben." Dadurch also sollen die Massen und Millionen so verbittert werden, daß die Regierungen die an sich von Schmoller selbst als „diskutabel" erklärte Abänderung der Strafbestimmungen des § 153 der Gewerbeordnung, die gar nichts mit jenen Gesetzen zu thun haben, nicht zur Diskussion zu stellen hätte wagen dürfen, ohne zugleich alle derartigen Mängel des bestehenden Vereins-, Versicherungs- usw. Rechts auszumerzen? Besser konnte Schmoller die Stellung des Abgeordneten Dr. Lieber, die er ganz zu der seinen macht: „die Strafparagraphen seien nur diskutierbar im Zusammenhang mit einer Reform des Arbeitervereinsrechts und des gesamten bestehenden Koalitionsrechts" — nicht in ihrem wahren Wert illustrieren, als durch dieses eine Beispiel. Hier kann im übrigen einfach auf das, was über Liebers Rolle in der Entrüstungskomödie gesagt ist, verwiesen werden.

Ferner hat Schmoller behauptet, die Regierung fördre alle andern Korporations- und Vereinsbildungen, z. B. die Innungen, die Landwirtschaftskammern usw., nur die der Arbeiter nicht, ja sie erschwere den Fach- und Gewerkvereinen das Leben. Die letzte, ganz ohne Beweis gelassene Behauptung

Digitized by Google

interessiert hier nicht. Soweit aber die neuen gesetzlichen Organisationen für Landwirte und Handwerker dafür ins Treffen geführt werden, daß nun auch sofort die Arbeiter ähnlich von Gesetzes wegen organisiert werden müßten, wenn sie nicht mit Recht erbittert werden sollten, so ist das eine Forderung, die die verbündeten Regierungen natürlich nicht ernst nehmen können. Die Erfahrungen, die bei den bisherigen Organisationen gemacht worden sind, müssen den Staat im Gegenteil dazu bringen, recht vorsichtig mit solchen korporativen Neubauten vorzugehn. Als Kinderspiel sollten doch auch die Herren Professoren solche Fragen nicht länger behandeln.

Und endlich verlangt nun Schmoller noch — nach bekanntem parlamentarischen Rezept —, ehe er über die Strafbestimmungen für den Mißbrauch der Koalitions- und Streikfreiheit mit sich sprechen lassen will, daß die „Thatsachen, um die es sich handelt, durch eine zuverlässige, absolut öffentliche Enquete festgelegt“ würden, „sodaß man unbedingtes Zutrauen von seiten aller Klassen und Parteien auf den behaupteten Umfang der Mißbräuche, ihre Art, ihre Folgen hegen könnte.“ Es ist schlechterdings nicht anzunehmen, daß er bei seinen Erfahrungen nicht von der bis zur Absurdität gehenden Unmöglichkeit einer solchen Enquete überzeugt sein sollte. Wenn irgendwo, hat hier der Staat sich seiner eignen Seh- und Hörorgane, d. h. seiner verantwortlichen, pflichttreuen, über den Parteien stehenden Beamten zu bedienen, wenn er die Wahrheit erfahren will. Wenn sie ihn belügen, so soll er sie zum Teufel jagen, aber sich bei den Interessenten selbst ganze Bände von Lügen, Übertreibungen und Entstellungen einsammeln, um daraufhin seine Hände in Unschuld zu waschen, das darf der Staat in dieser Sache nicht. Schmoller hat für die weitere parlamentarische Behandlung der Sache — ob wissentlich oder unwissentlich, mag unerörtert bleiben — mit diesem Enquetevorschlag eine überaus verhängnisvolle Parole ausgegeben. Die zweite Lesung wird das wohl deutlich erkennen lassen. Die Schuld — oder wie die Entrüsteten sagen werden: das Verdienst, verhindert zu haben, daß der Reichstag die gehässige Demonstration gegen die verbündeten Regierungen und den Kaiser wieder gut macht, daß der durch eine frivole Agitation über die Absichten der Regierungen und des Kaisers in den „Massen“ erweckte „falsche Schein“ baldmöglichst durch ehrliche, auf dem Boden der Wahrheit fußende Beratungen vernichtet wird, diese Schuld oder dieses Verdienst wird ihm dann niemand mehr abzusprechen versuchen.

Hoffentlich werden die Grenzbotenleser dann wissen, ob auf Schuld oder ob auf Verdienst zu erkennen ist.

Digitized by Google

Die kulturgeschichtliche Stellung der heutigen Griechen

Von Karl Dieterich

(Schluß)

Wie wenig die Griechen des Mittelalters es auch in der Führung des häuslichen Lebens zu einer eignen Kultur gebracht hatten, haben wir schon bei der Besprechung der italienischen Entlehnungen auf diesem Gebiete gesehen. Nun kommt von der andern Seite das Türkische dazu. Und gerade im häuslichen Leben tritt der türkische Kultureinfluß besonders stark hervor in Bezeichnungen für Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, häusliche Einrichtung und Geräte. Der Grieche ist äußerst mäßig im Essen und Trinken und war es im Mittelalter offenbar noch mehr; er konnte daher aus sich selbst heraus nie die raffinierte Vielseitigkeit in der Zubereitung kulinarischer Genüsse entwickeln, wie wir sie bei den Türken und überhaupt den Vollorientalen finden. Wollte er daher seinen Küchenzettel bereichern, so mußte er bei den Türken in die Lehre gehen und alle die Speisen und ihre Bezeichnungen entlehnen, in deren Herstellung sie Meister sind, also vor allem die verschiednen Fleischspeisen und Süßigkeiten. Das ist denn auch in reichlichem Maße geschehen, und man kann sagen, daß die griechische Küche mindestens zu zwei Dritteln aus türkischen und nur zu einem Drittel aus europäischen Gerichten besteht. Man könnte angesichts dessen mit Parodierung eines bekannten Verses ausrufen: „Ein guter griech'scher Mann mag keinen Türken leiden, doch seine Speisen ißt er gern."

Besonders charakteristisch ist der türkische Einfluß auf die nationale Tracht der Griechen, die jetzt natürlich nur noch bei der Landbevölkerung zu finden ist. Überhaupt ist das neugriechische Kostüm das Gebiet, auf dem mit den Überlieferungen der Antike am gründlichsten aufgeräumt worden ist. Nicht ein einziges altgriechisches Wort für ein Kleidungsstück ist uns bekannt, vielmehr finden sich für europäische Kleidung lateinische und italienische, für einheimische slawische und türkische Wörter.

So sind türkisch die Namen für verschiedne orientalische Stoffe wie Damast, Taffet, Saffian, Filz; für Schuhe, den Fez, die Pluderhosen, wie sie namentlich

Digitized by Google

auf den Inseln getragen werden, für den Waffengürtel, die Tasche, sowie besonders für die mannigfachen Ober- und Unterkleider der Frauen und für weibliche Schmucksachen, wie Halsband, Borte, Juwel, Halsschmuck usw. Auch in der Ausstattung des Wohnhauses waren die Türken für die Griechen vorbildlich geworden, was sich daraus erklärt, daß gerade zu der Zeit, wo die meisten technischen Fortschritte im modernen Häuserbau gemacht wurden, die Griechen schon dem occidentalischen Kulturkreise entfremdet und somit auf türkische Vermittlung angewiesen waren anstatt der ältern italienischen. So haben im Neugriechischen folgende Teile des Hauses türkische Bezeichnung: Flur, Decke, Rauchfang, Thürangel, Fensterscheibe. Von Gebrauchsgegenständen sind zu nennen: Kessel, Feuerzange, Kohlenbecken, Schüssel, Tasse, Deckel, Krug, Mörser, Kuchenblech sowie der Begriff Hausgerät im allgemeinen. Andrerseits werden wir später sehen, daß die Griechen ihrerseits in der Technik des Häuserrohbaus einen starken Einfluß sowohl auf die Türken wie auch auf die übrigen Balkanvölker ausgeübt haben. Ebenso haben die Türken den Griechen die Kenntnis mancher orientalischen Spiele und Musikinstrumente vermittelt, wie des Schach- und Würfelspiels, der Zither, der Sackpfeife, der Flöte, sowie auch bestimmter Arten von Liedern, der sogenannten amanés, leidenschaftlicher Liebesklagen mit orientalischem Charakter, wie ja die ganze volkstümliche Musik der heutigen Griechen und der übrigen Balkanvölker orientalisch ist.

Auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, in Handwerk und Handel haben zwar die Griechen, namentlich im Handel, von jeher das Feld behauptet. Dennoch sind auch hier mehrere türkische Kunstausdrücke eingedrungen. Für das Handwerk ist hierbei eine merkwürdige und bezeichnende Erscheinung zu beobachten: während die Benennungen von Handwerksgeräten im allgemeinen griechisch, zum Teil italienisch, fast nie aber türkisch sind, finden wir für die Bezeichnung ganzer Handwerksberufe fast ausschließlich türkische Wörter, z. B. für Fleischer, Blechschmied, Gerber, Schuhmacher, sowie für Gemüsehändler. Das erklärt sich wohl zunächst daraus, daß der Grieche für schwere körperliche und überhaupt niedere Arbeit (auch die Wörter für Lastträger und Fuhrmann sind türkisch) wenig tauglich war, aus dem Handwerk einen Beruf zu machen, sodann daraus, daß überhaupt Sinn und Bedürfnis der Griechen für gewerkschaftliche Organisation und Zunftwesen sehr wenig entwickelt ist (ist doch das Wort für „Zunft“ selbst türkisch), endlich auch daraus, daß bei der im ganzen und besonders in früherer Zeit noch herrschenden patriarchalischen Wirtschaftsordnung aller Bedarf durch die Hausarbeit gedeckt wurde, sodaß es zur Bildung besondrer Gewerbe erst unter türkischem Einfluß kam, wo dann auch die türkische Berufsbezeichnung mit übernommen wurde. Die Erscheinung ist also eine ganz ähnliche wie die früher besprochne, mit dem Englischen verglichne, wo das Tier mit dem einheimischen, das daraus

Digitized by Google

zubereitete Fleisch aber mit dem französischen Namen bezeichnet wird, und wo ebenfalls „Fleischer" durch das französische boucher (butcher) ausgedrückt wird. Die Türken standen also auch in dieser Beziehung zu den Griechen in einem ähnlichen Verhältnis wie die Normannen zu den Angelsachsen.

Bei der bekannten Überlegenheit der Griechen im Handels- und Geldwesen muß es zunächst befremden, wenn sie auch hier vielfach unter türkischer oder vielmehr arabischer Flagge segeln — denn die ganze orientalische Handelspraxis stammt von den Arabern, von denen sie die unspekulativen Türken erst übernahmen —, während doch, wie wir sahen, die Venezianer ihre eigentlichen Lehrmeister im Handel waren. Aber es kommt hierin eben jene häufiger zu beobachtende eigentümliche Mittelstellung der Griechen zwischen Orient und Occident zum Ausdruck, die sie bald zum Anschluß an jenen, bald an diesen zwang, und die sich auch darin zu erkennen giebt, daß für manche Dinge italienische und türkische Bezeichnungen zugleich im Gebrauch sind, z. B. *βάρκα* und *καΐκι* für „Boot," *ἰντιανός* und *κοῦρκος* für „Truthahn," *κάλτσα* und *τσουράπι* für „Strumpf," *ἀρμάρι* und *ντουλάπι* für „Schrank," *μακελλάρις* und *χασάπης* für „Fleischer" usw. Daher sind auch die türkisch-arabischen Lehnwörter im Handelswesen größtenteils auf die noch heute unter türkischer Herrschaft stehenden Gebiete beschränkt. Allgemein durchgedrungen sind nur die Münz- und Maßbezeichnungen *ὀκᾶ* 2¼ Kilo, *παρᾶς* kleine Geldmünze, im Plural „Geld" überhaupt; ferner für Wechsler, Pfand, Bazar; trotzdem kann man behaupten, daß die Griechen im Handel, besonders im Kleinhandel, noch ganz Orientalen sind; schon ihr Grundsatz, daß Zeit nicht Geld ist, macht sie dazu. Auch im Verkehrswesen ist der türkische Einfluß zu bemerken, z. B. in den Wörtern für Absteigequartier, Herberge, Gast.

Ganz geringfügig sind, wie begreiflich, die Spuren des Türkischen im Seewesen. Außer einigen Bootsnamen, wie Kaïk, Sandal, verdienen nur die Namen zweier Winde Erwähnung, des Südwest- und der Inselwinde (Meldemien). Im Verwaltungs- und Kriegswesen ist der Einfluß der Türken stärker und nachhaltiger gewesen. Besonders im Kriegswesen haben sie auf die Griechen einen ähnlichen Einfluß ausgeübt wie im spätern Altertum die Römer. Die ganze neuere Kriegführung und Ausrüstung haben sie von den Türken zuerst übernommen, samt der Terminologie, und wenn diese auch offiziell beseitigt und durch möglichst altgriechisch aussehende künstliche Bezeichnungen ersetzt worden ist, so gebraucht man doch noch allgemein für Gewehr, Pulver, Patrone, Kugel türkische Wörter, die daran erinnern, daß die Feuerwaffen den Griechen zuerst durch die Türken bekannt wurden. Was aus der langen Zeit der türkischen Verwaltung in der griechischen Sprache auch des freien Griechenland zurückgeblieben ist, sind nur wenige Spuren, die aber das ganze Verwaltungssystem der Türkei vorzüglich charakterisieren: es sind die Worte für Streit, Gewalt, Schererei und Nepotismus!

Digitized by Google

Wenn selbst Bezeichnungen für geistige und körperliche Eigenschaften, besonders für ungünstige, wie faul, dumm, bucklig, schwatzhaft, aus dem Türkischen in das Griechische eingedrungen sind, so ist das wohl so zu erklären, daß es zunächst Schimpfwörter waren, die man von den Türken hörte und dann selbst gebrauchte, indem man sie zunächst auf diese anwandte. Immerhin setzt dieser Vorgang eine sehr innige Berührung der beiden Völker voraus und hat ein hohes psychologisches Interesse. Haben sich doch selbst in neugriechischen Eigennamen türkische Prä- und Suffixe festgesetzt, wie in den vielen mit Hatzi-, Deli-, Kara- und -oglu gebildeten Familiennamen.

Wie man sieht, ist der neugriechische Wortschatz stark mit türkischen Elementen durchsetzt. In seinen Wirkungen teils wohlthätiger Art, wie in der Vermittlung zahlreicher Natur- und Kulturgüter, teils weniger erfreulich wie in der Verwaltung, hat das Türkentum dazu beigetragen, dem modernen Griechentum das orientalische Kolorit zu geben, das in seiner noch unausgeglichnen Verbindung mit modern-europäischem Wesen ein zwar etwas zwiespältiges, aber kulturgeschichtlich doch reizvolles Ganze ausmacht. Übrigens sei noch bemerkt, daß sich der bei weitem größte Teil der osmanischen Elemente des Neugriechischen auch in den übrigen Balkansprachen wiederfindet, im Albanesischen, Serbischen, Bulgarischen und Rumänischen, da ja alle Balkanvölker einst zum byzantinischen Reiche gehörten und nach dessen Fall unter die türkische Herrschaft gerieten.

Fassen wir die sprachlichen Entlehnungen, die die Griechen in den letzten 1800 Jahren in ihre Sprache aufgenommen haben, noch einmal zusammen, und zwar jetzt nach sachlich zusammengehörigen Gruppen, so erhalten wir mosaikartig bunt zusammengesetzte Bilder, die uns erst einen wirklichen Begriff geben von der eigentümlichen Mischkultur der spätern und der heutigen Griechen. Betrachten wir beispielsweise das Haus und seine Teile, so finden wir daran drei Sprachen beteiligt, nämlich außer dem Griechischen selbst das Lateinische und das Türkische. Griechisch sind die Bezeichnungen für: Fundament, Mauer, Keller, Schwelle, Diele, Balken, Fenster, Schloß, Riegel, Küche, Herd, Dach, Dachrinne, Ziegel. Lateinisch: Haus, Thür, Treppe, Zimmer. Türkisch: Flur, Altan, Rauchfang, Sims, Decke, Fensterscheibe, Thürangel. Ähnliche Schichtungen lassen sich in der Bezeichnung des Mobiliars beobachten: nur die einfachsten Geräte tragen griechische Namen: Tisch, Bett (nebst Laken und Decke), Stuhl, Spiegel. Dazu kamen in der römischen Zeit Worte für Schrank, Kissen, Gardine, Schemel. Die Türken führten dann noch Sofa (oder Divan) und Teppich ein. Namen für Gebrauchsgeräte verteilen sich etwa so: griechisch sind Glas, Messer, Gabel, Schere, Kerze, Nagel, Hammer, Kamm, Nadel. Lateinisch: Lampe, Napf, Löffel, Tuch. Italienisch: Teller, Serviette, Bindfaden, Flasche, Uhr, Rahmen. Türkisch: Tasse, Topf, Deckel, Docht, Kohlenbecken, Feuerzange, Taschenmesser.

Digitized by Google

Bezeichnend für die große Umwälzung in der Tracht ist es, daß sämtliche Bekleidungsstücke fremde Namen tragen, und zwar Hemd, Hose, Tuch, Pelz, Ärmel lateinische; Hut, Mütze, Kragen, Beinkleider, Überrock, Strumpf, Futter italienische; Frauenkleid, Weste, Tasche, Schuh türkische. Dagegen ist das Wort für „Anzug" im allgemeinen und für „Schneider" griechisch geblieben. Von andern Berufsnamen sind griechisch: Bäcker, Müller, Gärtner, Fischer, Schiffer, Kutscher, Glaser, Maler, Lehrer, Arzt, Kaufmann. Lateinisch: Fleischer, Handwerksmann. Italienisch: Tischler, Stiefelputzer, Henker. Türkisch: Lastträger, Gemüsehändler, Gerber, Blechschmied, Schuster, Schlächter. Je mehr wir aus dem Kreise des höhern Kulturlebens hinabsteigen in die Niederungen des physischen, des Tier- und Pflanzenlebens, um so geringer wird die Mischung, um so stärker herrscht das griechische Element, ein deutlicher Beweis — wenn es eines solchen noch bedarf —, daß das griechische Volk zwar seit dem Beginn des Mittelalters aus der Reihe der Kulturvölker immer mehr ausgeschieden ist, ohne aber seine physische Existenz einzubüßen; vielmehr lebte es mit der Zähigkeit eines gesunden Naturvolks ungeschwächt weiter. Es erinnert, um einen Vergleich zu gebrauchen, an einen antiken Tempel, dessen Säulen, Gebälk und plastischen Schmuck zwar die Jahrhunderte zerstört haben, dessen Grundmauern aber noch fest und unerschüttert in der Erde ruhn, und die stark genug geblieben waren, einen neuen Oberbau aus fremdem Material zu tragen.

Eine wie starke physische Kraft das griechische Volk auch noch im Mittelalter hatte, zeigt sich nicht nur daran, daß es so jugendkräftige Völker wie Slawen und Albanesen assimilierte und schließlich aufsog, sondern noch mehr darin, daß es auf diese selben Völker einen guten Teil seines angestammten Sprachguts übertrug und sie somit aus der gänzlichen Unkultur zu einer gewissen Höhe primitiver Kultur führte. Alle nichtgriechischen Stämme der Balkanhalbinsel waren ja ursprünglich Glieder des großen byzantinischen Reichs und mußten daher an dessen Kultur Anteil haben. Es ist nun begreiflich, wenn sich in den Sprachen aller dieser Völker griechische Elemente als Zeugnisse einer höhern Kultur festgesetzt und erhalten haben. Selbst die später eingefallnen Türken konnten sich diesem Einfluß nicht ganz entziehen, und so zeigt sich auch ihre Sprache mit griechischen Wörtern durchsetzt.

Sämtlichen christlichen Balkanvölkern gemein sind zunächst alle sich auf den kirchlichen Ritus beziehenden Wörter, da sie ja von Byzanz aus dem Christentum zugeführt wurden und mit den Kulturformen auch deren Bezeichnungen übernahmen.

In die engste Berührung mit den Griechen und infolge ihrer niedrigen Kulturstufe stärkste Abhängigkeit von ihnen gerieten die — übrigens urverwandten — Albanesen, die seit dem vierzehnten Jahrhundert in großer Zahl in Griechenland eindrangen. Ihre Sprache zählt gegen neunhundert neu-

Digitized by Google

griechische Lehnwörter. Der griechische Kultureinfluß erstreckt sich hier auf alles, was die Grundlage des Wirtschaftslebens, zum Teil auch des sozialen und geistigen Lebens darstellt. In dem weitern Ausbau ihres Kulturlebens sind freilich auch die Albanesen wie die Griechen selbst von Italienern und Türken abhängig gewesen. Noch nicht so durchsichtig ist wegen Mangels an genügenden Materialsammlungen der griechische Einfluß auf die südslawischen Sprachen, das Serbische und Bulgarische; doch läßt sich wenigstens soviel erkennen, daß er sich auf die gleichen Kulturgebiete erstreckt wie bei den Albanesen, wenn auch nicht in dem gleichen Umfang, also besonders auf den Häuserbau, die Weinkultur, sowie auf See-, Bildungs- und Rechtswesen. Insbesondre müssen die Serben von den Griechen in der feinern Bäckerei und in der Kochkunst gelernt haben, wie die griechischen Bezeichnungen für feines Brot, Semmel, Flugmehl, Brotbrett, Pfanne, Rost, Koch bezeugen.

Durch südslawische Vermittlung, sowie durch die griechische Herrschaft der Phanarioten in der Moldau und Walachei und schon früher durch den Handelsverkehr mit Griechen sind dann auch viele Gräzismen in das Dakorumänische gedrungen, wo sich zahlreiche griechische Bezeichnungen für Pflanzen, Tiere, Geräte, für Körperteile, ferner im Handel und Seewesen, in Recht und Verwaltung, sowie endlich für abstrakte Begriffe, im ganzen an 300 Wörter, finden. Alle diese Völker waren eben, wie schon bemerkt worden ist, von Byzanz aus der Kultur zugeführt worden, und die Sprachentlehnungen aus dem Mittel- und Neugriechischen bezeichnen den letzten Vorstoß, den die griechische Sprache im Mittelalter in diese Gebiete gemacht hat, leider auch deren Unfähigkeit, sich der slawischen Übermacht gegenüber zu behaupten oder gar das Slawische zu verdrängen und sich an dessen Stelle zu setzen. Hieran kann man sich übrigens deutlich den gewaltigen Abstand in der Machtstellung des byzantinischen und des spätern römischen Reiches klar machen: während es diesem gelungen ist, nicht nur Goten und Langobarden, sondern auch Iberer und Kelten zu romanisieren, ist Byzanz, weit entfernt, Slawen und Türken zu gräzisieren, schließlich deren Ansturm erlegen. Hätte die byzantinische Kulturwelt mehr geistige Elastizität und Spannkraft gehabt, wäre sie nicht in ödem kirchlichem Dogmatismus, staatlichem Büreaukratismus und geistigem Scholastizismus verknöchert, so kann kein Zweifel daran bestehen, daß ebenso wie heute auf der Apenninenhalbinsel italienisch, auf der ganzen Balkanhalbinsel griechisch die herrschende Sprache sein würde, und daß dieses gemeinsame Band der Sprache auch eine politische Einheit unter den verschiednen Rassen geknüpft hätte, sodaß es heute nur einen Staat auf der Balkanhalbinsel gäbe, den griechischen; dann gäbe es auch keine Türken in Europa, und somit auch keine orientalische Frage, und keine ohnmächtige Vielheit von künstlichen Balkanstaaten, die sich in gegenseitiger Eifersucht nach außen und in politischem Parteigetriebe im Innern erschöpfen. Es gäbe dann natürlich auch keine

Digitized by Google

Balkanfrage oder die Möglichkeit der Bildung eines Balkanbundes, sondern einen natürlichen, organisch gewachsenen Balkanstaat mit der Hauptstadt Konstantinopel.

Statt dessen blieb diese einzig natürliche Entwicklung auf halbem Wege stehen: zwar ist es Byzanz gelungen, sich die nichtgriechischen Elemente seines Reiches wenigstens in Religion und Kultur unterthan zu machen; denn es ist eine offenkundige, wenn auch noch immer nicht genügend beachtete Thatsache, daß das ganze Volksleben der Balkanvölker in allen seinen Äußerungen, in Volkslied und Volkssage, in Gebräuchen und Aberglauben, in Sprichwörtern, Rätseln und Musik einen einheitlichen Charakter trägt, desgleichen in den Erscheinungen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Sie alle gehören einem Kulturmilieu an, das man als „balkanisch" bezeichnen könnte, und das zuletzt auf griechisch-byzantinischen Ursprung zurückgeht. Doch wird diese geistige Verwandtschaft durch die Verschiedenheit der Sprachen verdeckt, und der Unkundige vermutet dahinter natürlich auch einen Unterschied in der geistigen Physiognomie dieser Völker, deren Ausdruck die Sprache ist. Aber gerade an der Sprache, speziell der slawischen, erwies sich die Kolonisierungskraft von Byzanz als unzulänglich. So erklärt sich das merkwürdige geschichtliche Resultat: eine gleichförmige Kulturschicht auf einer in der Sprache und — wenigstens ursprünglich — auch ethnologisch vierfachen Grundlage, einer griechischen, albanesischen, rumänischen und südslawischen.

Es bleibt uns schließlich noch übrig, den Einfluß des Griechischen auf die orientalischen Sprachen, auf das Arabische und Türkische, festzustellen. Die Berührung der Griechen mit dem Orient ist ja seit der hellenistischen, besonders seit der alexandrinischen Zeit sehr eng gewesen und wurde es noch mehr in der byzantinischen und türkischen Zeit. Am frühesten traten die Griechen, etwa seit dem siebenten Jahrhundert, mit den Arabern in Verkehr, und zwar infolge der arabischen Eroberung Ägyptens. Obwohl die Unterworfnen, behaupteten die Griechen den fremden Eroberern gegenüber immer noch eine genügend hohe Kulturstufe, um sie auch in der Sprache zu beeinflussen. Daher ist der Umfang des entlehnten Sprachguts im Arabischen verhältnismäßig am größten unter den orientalischen Sprachen, deckt sich aber doch zum größten Teile mit dem des Türkischen, so z. B. in Ausdrücken des Seewesens, des Häuserbaus und der Pflanzenwelt, wo zum Teil dieselben Wörter vorkommen wie Leuchtturm, Schiffer, Fisch; Fundament, Dachziegel; Tisch, Bett; Bohne, Kohl. Während aber im Türkischen der griechische Spracheinfluß auf diese drei Gebiete beschränkt ist, erstreckt er sich im Arabischen auch auf Benennungen für Stoffe (Seide), Spezereien (Balsam, Salböl, Myrrhen), Metalle und Münzen (Silber, Phollis, Karat), Kostümstücke (Schuh, Gürtel, Riemen), Geräte (Kessel, Topfarten, Schale), d. h. merkwürdigerweise häufig auf solche Gegenstände, deren Bezeichnungen die Griechen später von den Türken entlehnten, ein deutlicher

Digitized by Google

Beweis für den Kulturabstand der Griechen zu der Zeit der arabischen von denen zu der Zeit der türkischen Eroberung!

Dennoch konnten die Griechen den Türken immer noch genug bieten. Wie begreiflich, deckt sich zwar der griechische Einfluß auf das Türkische nur zum kleinern Teile mit dem auf die christlichen Balkanvölker. Zunächst war eine Einwirkung auf das religiöse Leben von vornherein ausgeschlossen. Aber auch in sonstiger Beziehung war die osmanische Kultur zu exklusiv und fest gefügt, als daß sie von einem ganz verschiednen, dazu politisch wie geistig verfallnen Staatswesen wie Byzanz hätte befruchtet werden können. Es bleibt also nur das übrig, was auch für die Türken in ihrer neuen Heimat nicht zu entbehren war, und womit sie durch die Griechen bekannt wurden; das aber war besonders Häuserbau, Landwirtschaft und Seewesen.

Im Häuserbau finden sich aus dem Griechischen entlehnte Worte für: Hof, Fundament, Keller, Dach, Ziegel, Fenster, Riegel, Schlüssel, auch für Instrumente wie Steinhammer und Winkelmaß, sowie für Möbel wie Bett, Tisch und Schemel. Der Landwirtschaft gehören an Bezeichnungen für Furche, Mist, Heubündel, Hürde, Sichel, Hacke, Jochring, sowie mehrere Worte für Gemüsearten und Früchte wie Artischocke, Bohne, Spinat, Kohl, Pilze, Lauch; Himbeere und Kirsche; von Blumen nur Melisse, Kamille, Klee, Fünffingerkraut. Entlehnungen auf dem Gebiete des Seewesens sind die Worte für Seemann, Fähre, Galeere, Befrachtung, Ruderpflock, Pfeife; für Strand, Golf, Hafen, Leuchtturm; Woge, Sturm, Nord-, West- und Südwind, sowie für sämtliche Fischarten, die den Türken als Steppenvolk unbekannt sein mußten.

Auf diesen drei Gebieten sind also die Griechen für sämtliche Balkanvölker, einschließlich die Türken, vorbildlich gewesen, außerdem im Kirchen-, Staats- und Bildungswesen für die christlichen Balkanvölker. Auffallen muß daran dem Kenner der heutigen griechischen Verhältnisse der starke Einfluß auf dem landwirtschaftlichen Gebiete, das doch heute gerade die schwächste Seite Griechenlands ist, und auf dem die Griechen hinter den Albanesen, der eigentlich ackerbautreibenden Bevölkerung des Landes, weit zurückstehen. Man muß also wohl annehmen, daß sich die griechische Landwirtschaft in byzantinischer Zeit einer bessern Pflege erfreute, und daß sie erst nach der mit der türkischen Eroberung verbundnen Verwüstung und Verarmung des Landes vernachlässigt wurde, eine Beobachtung, die wir auch sonst gemacht haben.

Wir können jetzt zurückblickend den gesamten, sowohl in das Griechische eingegangnen wie von ihm ausgegangnen Wortschatz dreifach zusammenfassen, nämlich danach, von welchen Völkern die Griechen nur Begriffe und Worte entlehnt, welchen sie nur aus ihrem eignen Wortschatze mitgeteilt, und welchen gegenüber sie sich sowohl gebend als empfangend verhalten haben. Fast nur empfangen haben sie in späterer Zeit von Römern und Italienern, fast nur gegeben haben sie den Albanesen und Rumänen, während sie Slawen und

Digitized by Google

Türken sowohl gegeben als auch von ihnen empfangen haben, und zwar haben sie den Slawen mehr gegeben, von den Türken mehr empfangen. Dieses Verhältnis entspricht durchaus der sowohl dem Orient wie dem Occident zugekehrten Stellung der spätern Griechen: von beiden Seiten ist ihnen neuer Kulturstoff zugeführt worden, während sie auf der Balkanhalbinsel selbst überwiegend Geber waren, am stärksten den Albanesen, weniger den Südslawen und Rumänen gegenüber.

Um die Kulturstellung der spätern Griechen ganz klar zu bezeichnen, können wir sie uns als solche mit drei Fronten vorstellen, einer westlichen (Italien), einer nördlichen (albanesisches und südslawisches Gebiet) und einer östlichen (türkisch-kleinasiatisches Gebiet). Die westliche war die schwächste, insofern sie einem kulturstarken Gegner gegenüberstand und sich daher lediglich passiv verhielt, sodaß die Linie stark von fremden Elementen durchbrochen wurde. Die nördliche Linie war am stärksten; sie hat den weitesten Vorstoß in fremdes Gebiet unternommen und nur wenige Positionen verloren. Die östliche Linie hält etwa die Mitte zwischen den beiden andern: sie ist stärker als die westliche, aber schwächer als die nördliche; sie hat starke Niederlagen erlitten, aber auch einige Siege errungen. — Im Norden hat also die griechische Sprache die meisten Eroberungen gemacht, im Osten schon weniger, im Westen die wenigsten.

Daraus ergiebt sich, was auch der spätern Geschichte und der geographischen Lage des Landes entspricht, daß das Griechentum des Mittelalters seine festeste Fühlung mit dem Norden und Osten hatte, während sie mit dem Westen nur locker war, wenigstens in aktiver Beziehung. Dagegen war Griechenland doch zu stark dem occidentalischen Einfluß geöffnet, besonders seit den Zeiten der Kreuzzüge, als daß man es schlechthin zum Orient rechnen könnte. Es ist vielmehr wie in der Sprache und dem physischen Habitus so auch im Temperamente des Volkes eine starke, noch nicht ganz fertig vollzogne und ausgeglichne Mischung zu bemerken, eine Mischung südlicher Leidenschaft und Lebendigkeit mit orientalischem Phlegma und slawischer Innigkeit.

Die Zukunft muß es lehren, ob es dem griechischen Volke gelingt, die verschiedenartigen Elemente, die es in sich aufgenommen hat, so zu verarbeiten, daß es sie zu einer eignen Individualität gestaltet. Sein Mischcharakter steht ihm dabei durchaus nicht im Wege, noch braucht es sich dessen zu schämen oder ihn gar zu leugnen, im Gegenteil, er kann ihm nur förderlich sein, wie das Beispiel der Engländer zeigt, die trotz aller Mischung in Blut und Sprache das am individuellsten entwickelte und zäheste Volk von Europa sind. Daß die Bedingungen dazu — mutatis mutandis — auch in Griechenland gegeben sind, lehrt das Schicksal der Albanesen, die immer mehr von dem griechischen Elemente aufgesogen und assimiliert werden. Vielleicht gelingt es Griechenland auch noch, europäische und orientalische Kultur, d. h. die guten Seiten

Digitized by Google

von beiden, zu einem neuen, organischen Ganzen zu verschmelzen und so, wie einst im Altertum, wieder eine feste Kulturbrücke zu werden zwischen Asien und Europa. Nur darf diese Brücke nicht, wie die Griechen noch immer vielfach glauben, aus antiken Trümmern erbaut werden, sondern aus modernem, lebendigem Kulturmaterial.

Der moderne Holzschnitt und seine Zukunft

Von Konrad Lange

Seitdem die Photographie erfunden und zu der hohen technischen Vollendung gelangt ist, die sie gegenwärtig zeigt, erschallt immer von Zeit zu Zeit einmal eine Stimme, die den übrigen vervielfältigenden Künsten einen baldigen Untergang prophezeit. Es liegt ja auch für den oberflächlichen Beobachter nahe genug anzunehmen, daß die Photographie, diese billigste und zugleich „treuste" Vervielfältigungsart, alle graphischen Künste mit der Zeit verdrängen müsse. Leider — oder vielmehr glücklicherweise — wollen sich aber diese Weissagungen bisher durchaus nicht erfüllen. Ebensowenig wie bisher die Porträtmalerei durch die Photographie verdrängt oder auch nur beeinträchtigt worden ist, hat die Radierung, die Lithographie, der Holzschnitt usw. auch nur im geringsten unter ihr gelitten. Im Gegenteil, mehrere dieser Techniken sind gerade in den letzten Jahren erst recht aufgeblüht, und zwar teilweise unter Beihilfe der Photographie. Diese Beihilfe ist eine positive oder negative gewesen. Das heißt, die Künstler haben sich entweder der Photographie als eines wichtigen technischen Hilfsmittels bedient und sich dadurch die Arbeit erleichtert, oder sie haben im Gegensatz zu der einerseits sklavischen, anderseits doch wieder hinter der Natur zurückbleibenden Photographie ihre eignen spezifischen Ausdrucksmittel um so konsequenter und zielbewußter ausgebildet. Es wäre deshalb wohl an der Zeit, daß man die Kassandrarufe einstellte und der Photographie auch in Zukunft ein rechtes Blühen und Gedeihen zum Heil und Nutzen aller graphischen Künste wünschte.

Neuerdings ist es vor allem der Holzschnitt, dem man mit der Photographie bange zu machen sucht. Und zwar regt sich seit einigen Jahren in Deutschland eine ganz besonders starke Opposition gegen den modernen malerischen Holzschnitt, den sogenannten „Tonschnitt." Man behauptet, daß dieser, der mit Tönen statt mit Linien arbeitet, eine stillose Gattung sei, daß er der

Digitized by Google

Photographie und den photomechanischen Vervielfältigungsarten eine unberechtigte Konkurrenz mache, daß er deshalb sehr bald von der Autotypie (Netz- oder Kornätzung) verdrängt werden würde. Man spricht ihm geradezu die Daseinsberechtigung ab und will unsre Holzschneider zwingen, wieder zu dem alten derben Linienschnitt des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zurückzukehren.

Diese Bewegung steht in engem Zusammenhang mit der Reform unsers ganzen Buchgewerbes, die neuerdings im Anschluß an das Vorbild Englands auch bei uns immer weitere Kreise zieht. Die Vertreter dieser Reform wollen bekanntlich das Buch vor allem als ein dekoratives Ensemble fassen und meinen nun, zu diesem dekorativen Ensemble passe nur ein Holzschnitt von kräftigen, einfachen Linien. Denn nur ein solcher könne sich dem kräftigen Charakter der Drucktypen anpassen, und die Drucktype bestimme den Eindruck der ganzen Seite, der Holzschnitt habe sich ihr einfach zu fügen. Das könne aber nur der alte Linienschnitt, nicht der moderne malerische Schnitt, der Tonschnitt, bei dem alle Linien in Töne, in einheitliche Schattenflächen aufgelöst seien. Ja manche Kritiker gehn sogar so weit, zu behaupten, dem Wesen des Holzschnitts, dieser „kräftigen, derben" Kunst, entspreche nur der Linienschnitt, nur ein Schnitt mit Umrissen und einfachen wenigen Schraffierungen sei dem Charakter des Materials und der Technik angemessen. Der Tonschnitt dagegen, als Nachahmung der Malerei, sei dem Wesen des Holzschnitts entgegen, widerspreche seinem Material und seiner Technik, kurz, sei ästhetisch durchaus verwerflich. Da ich fast in allen diesen Punkten der entgegengesetzten Ansicht bin und einmal die Aufgabe übernommen habe, die verdrehten ästhetischen Anschauungen, die wir seit einiger Zeit vom Auslande zu übernehmen pflegen, zurückzuweisen, sei es mir erlaubt, diese Frage hier einmal vom deutschen, nicht vom englischen Standpunkte aus zu behandeln.

Man unterscheidet bekanntlich beim Holzschnitt, abgesehen von den bunten Gattungen, die uns hier zunächst nicht interessieren, zwei ganz von einander verschiedne Techniken, den Linien- (oder Faksimile)schnitt und den Ton- (oder malerischen) Schnitt. Beim Linienschnitt, der nach linearen Federzeichnungen arbeitet, wird die Zeichnung faksimiliert, d. h. so wie sie ist, im Holzstock ausgeschnitten, wobei die Linien, die im Abdruck schwarz erscheinen sollen, erhaben stehn bleiben und der Grund um sie herum vertieft wird. Beim Tonschnitt dagegen, der nicht nach Linienzeichnungen, sondern nach tonigen Originalen, seien es nun Photographien oder Aquarelle oder Gemälde, arbeitet, werden die Töne dadurch hergestellt, daß in die Fläche des Holzstocks vertiefte Linien oder Punkte eingekratzt werden, die dann beim Abdruck weiß auf schwarzem Grunde erscheinen. Je nachdem diese Linien enger oder weiter auseinander stehn, dünner oder dicker sind, erhält die betreffende Fläche einen hellern oder dunklern Ton. Da der Abdruck beim Linienschnitt

Digitized by Google

schwarze, beim Tonschnitt dagegen weiße Linien und Punkte zeigt, wird jener auch wohl Schwarzlinien-, dieser Weißlinienschnitt genannt. Auf die Art der Einschwärzung und des Abdrucks hat das natürlich keinen Einfluß. Beide male haftet die Schwärze beim Einwalzen auf den erhaben stehngebliebnen Teilen und druckt sich von diesen auf das Papier ab. Der Unterschied ist nur der, daß beim Linienschnitt die Zeichnung, beim Tonschnitt dagegen der Grund erhaben stehn bleibt. Beim Linienschnitt erscheint also die Zeichnung schwarz auf weißem, beim Tonschnitt weiß auf schwarzem Grunde. Der Tonschnitt ist von dem Engländer Thomas Bewick zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfunden worden, aber erst seit einigen Jahrzehnten zuerst in England, Amerika und Frankreich, dann auch in Deutschland zur Herrschaft gelangt. In Deutschland war sein Bahnbrecher Adolf Closs in Stuttgart. Diese Technik konnte erst ausgebildet werden, als man sich statt des bis dahin gebräuchlichen Langholzes (aus Birnbaum) des Hirnholzes (aus Buchsbaum) und statt des bis dahin üblichen Schneidemessers des Grabstichels bediente.

Schon diese kurze Schilderung der beiden Techniken zeigt, daß der moderne Tonschnitt bedeutend höhere Ansprüche an die technische Geschicklichkeit und das künstlerische Verständnis des Arbeiters stellt als der alte Linienschnitt. Denn während es bei diesem nur darauf ankam, die von dem Zeichner vorgezeichneten Linien genau so, wie sie waren, in Holz auszuschneiden, muß der Holzschneider bei jenem die Form der Linien und Punkte, mit denen er die schwarzen Flächen aufhellen will, selbständig bestimmen. Giebt doch die Vorlage ihm nur eine einheitliche Fläche, einen gleichmäßigen Ton, und es ist nun seine Aufgabe, diesen Ton mit seinem spezifischen Charakter in die Technik des Holzschnitts zu übersetzen. Zu diesem Zweck muß er die Linien und Punkte, die er in den Grund einschneidet, so bilden und so anordnen, daß dadurch nicht nur der Eindruck einer bestimmten Schattentiefe, sondern auch eines bestimmten Stoffes erzeugt wird. Es ist ein großer Unterschied, ob eine auf dem Holzstock darzustellende Fläche der Zeichnung Fleisch oder Haar, Gewand oder Gras, Himmel oder Wasser darstellt. Die Art der Behandlung wird in jedem Fall anders sein, und es ist klar, daß eine richtige und wirksame Charakteristik der Flächen in diesem Sinne ein viel feineres Verständnis für die Intentionen des erfindenden Meisters voraussetzt als das mechanische Nachschneiden von Linien, die eben nur so wie sie sind nachgeschnitten werden müssen.

Dabei kann man durchaus nicht sagen, daß der Tonschnitt den Bedingungen des Materials und der Technik nicht oder auch nur weniger entspräche als der Linienschnitt. Im Gegenteil, viel eher könnte man behaupten, daß er den Bedingungen der Technik in besonders hohem Maße Rechnung trägt, daß der Holzschnitt niemals in höherm und reinerm Sinne Holzschnitt gewesen ist als gerade jetzt, wo er in der Form des Tonschnitts ausgeübt wird.

Digitized by Google

Denn es ist doch ohne Zweifel eine viel natürlichere Art, einen Schattenton herzustellen, wenn man den schwarzen Grund durch eingestochne Linien aufhellt, als wenn man ihn aus schwarzen Linien herstellt, deren jede, um im Holzstock stehn zu bleiben, sorgfältig umschnitten werden muß. Das erste Verfahren ist ein positives, indem die Linie unmittelbar mit dem Stichel in den Holzstock gekratzt wird, das letzte ein negatives oder indirektes. Es war in der That das Ei des Kolumbus, als Bewick das bis dahin herrschende Verfahren einfach umdrehte, und man begreift nicht, daß der Tonschnitt nicht schon viel früher erfunden worden ist, zumal da schon in den Schrotblättern des fünfzehnten Jahrhunderts im wesentlichen dasselbe Prinzip, wenn auch zunächst ohne malerische Tendenz, angewandt worden war.

Gewissermaßen eine Mittelstufe zwischen dem ältern Linienschnitt, wie ihn Dürer und seine Zeitgenossen übten, und dem Tonschnitt, dessen Beispiele man heutzutage in jedem illustrierten Journal finden kann, nimmt der moderne Faksimileschnitt ein, der bei uns in den vierziger Jahren des Jahrhunderts besonders durch die Anregung Menzels von Kretzschmar, den beiden Vogel, Unzelmann u. a. in Berlin und Leipzig ausgebildet worden ist. Mit dem Tonschnitt hat er gemein das Streben nach malerischer Wirkung, mit dem Linienschnitt das Arbeiten in Linien, d. h. in schwarzen Linien auf weißem Grunde. Nur sind diese nicht wie beim ältern deutschen Linienschnitt mit der kräftigen Rohrfeder oder dem spitzen Pinsel, als parallele oder sich kreuzende Schraffierungen, sondern mit der spitzen Feder, als feine malerische und unregelmäßig angeordnete Striche auf den Holzstock gezeichnet. Die Wirkung ist infolgedessen ähnlich wie bei einer Radierung, die ja auch einer ganz frei und malerisch behandelten Federzeichnung ähnelt. Es ist dies die Technik, die neben dem Tonschnitt gegenwärtig am meisten gebräuchlich ist, und in der alle die Illustrationen unsers Jahrhunderts ausgeführt sind, die keine Nachahmungen des altdeutschen Linienschnitts und doch auch keine Tonschnitte sind. Das Verfahren bildet, historisch und ästhetisch betrachtet, ein Übergangsstadium zwischen dem altdeutschen Linienschnitt, wie ihn besonders Bürkner in Dresden und seine Nachfolger nach Rethel, Richter, Schwind, Schnorr usw. handhabten, und dem Tonschnitt, den in Frankreich besonders Doré kultivierte, und der in den siebziger Jahren zu uns gelangt ist. Die Entwicklung des Holzschnitts in unserm Jahrhundert stellt also eine immer größere Annäherung an malerische Prinzipien dar und im Zusammenhang damit eine immer größere Vergeistigung der Technik. Der altertümliche Linienschnitt, mit dem nach der Wiedererweckung des Holzschnitts natürlich angefangen werden mußte, und auf den auch die romantische Bewegung mit Notwendigkeit hinwies, war rein zeichnerisch, d. h. ein Abbild der Federzeichnung oder Bleistiftzeichnung in Konturen, wie sie damals herrschte. Der moderne Faksimileschnitt trug den malerischen Bestrebungen Rechnung, die seit den vierziger Jahren von Frankreich und Belgien her in Deutschland Eingang gefunden

Digitized by Google

hatten, und war eine Nachbildung der malerischen Federzeichnung. Und der Tonschnitt entspricht den koloristischen Bestrebungen des modernen Realismus und ist eine Nachbildung des Aquarells, der tonigen lavierten Zeichnung.

Die Frage ist nun die: Haben wir es hier mit einer natürlichen, im Wesen des Holzschnitts liegenden Entwicklung zu thun, oder mit einer Verirrung, einem Verleugnen seiner reinen Stilprinzipien? Wenn wir den Wortführern der modernen Bewegung glauben wollten, müßten wir das zweite annehmen. Diese Reformer bezeichnen den Tonschnitt als stillos, wollen die Technik auf den alten Linienholzschnitt zurückschrauben. Und zwar nicht etwa auf den Linienholzschnitt Dürers — der ist ihnen schon viel zu entwickelt —, sondern auf den des fünfzehnten Jahrhunderts. Vallotton und Otto Eckmann zeichnen etwa im Stil der Inkunabeln um 1400, Sattler im Stil der anspruchslosen italienischen Holzschnitte aus der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts. Zuweilen ist man sogar noch über den Stil der Inkunabeln zurückgegangen und hat ihn durch einen frei erfundnen Embryostil ersetzt, der dem Lallen eines kleinen Kindes gleicht. Man behauptet, die spezifischen Wirkungen des Holzschnitts liegen in dem schroffen Gegensatz von Schwarz und Weiß, in klotzigen Umrissen und Vermeidung aller Mitteltöne. Und man begründet das, indem man behauptet, nur so könne sich der Holzschnitt dem Charakter der Druckertype annähern, nur so ein harmonisches Ensemble von Satz und Illustration entstehen.

Ich will nun durchaus nicht leugnen, daß die Holzschnitte der erwähnten Künstler und andrer, die in ihrem Sinne arbeiten, höchst amüsante und anregende Experimente sind, die man sich ganz gern einmal gefallen läßt, weil man das Gefühl hat: das sind Leute, die etwas können, die es verstehn, mit den denkbar geringsten Mitteln überraschende Wirkungen hervorzubringen. Aber die Behauptung, daß dieser Stil den Beginn einer neuen Ära des Holzschnitts darstelle, daß er der Stil der Zukunft sei, vor dem der ganze „stillose" Tonschnitt die Segel streichen müsse, kann ich nur für eine arge Selbsttäuschung halten. Wie sehr sie das ist, lehren ein paar sehr einfache Erwägungen, die — wahrscheinlich ihrer Einfachheit wegen — von den meisten Kritikern bisher nicht angestellt worden sind.

Zunächst erlaube ich mir zu bemerken, daß der Holzschnitt selbst, d. h. die Technik als solche, mit dieser Reform nicht das geringste zu thun hat. Wenn unsre Illustratoren plötzlich aus irgend welchen Gründen, sagen wir einmal, weil es in England und Frankreich Mode geworden ist, anfangen, ihre Illustrationen statt malerisch mit dem Pinsel oder der spitzen Feder vielmehr mit der dicken klotzigen Rohrfeder zu zeichnen, so kann man darüber ja verschieden urteilen, je nachdem man den Archaismus in der Kunst für etwas Gesundes oder Ungesundes hält. Den Holzschnitt als solchen geht aber diese Frage nichts an. Der Holzschnitt kann auf der Stufe, die er im Ton-

Digitized by Google

schnitt erreicht hat, alles, was man von ihm verlangt, ausführen. Er strebt wie jede normal entwickelte Kunst nach höchster Steigerung des technischen Könnens. Ein besserer Xylograph kann die feinste Pinselzeichnung, das malerischste Gemälde mit verblüffender Wahrheit wiedergeben. Er kann natürlich auch einfachere Vorlagen ausführen. Verlangt man das von ihm, giebt man ihm Vorlagen, die statt mit dem Grabstichel auch allenfalls mit einem Küchenmesser oder einem rostigen Nagel in den Holzstock eingekratzt werden könnten, nun gut, so wird er sie mit einem Küchenmesser oder einem rostigen Nagel einkratzen. Oder besser gesagt, er wird sie einem Lehrling oder Stümper überlassen, der einer solchen Arbeit genau so gut gewachsen ist wie er, dessen Arbeitskraft verhältnismäßig teuer bezahlt werden muß. Dem Vorstand einer xylographischen Anstalt könnte gewiß nichts Angenehmeres passieren, als wenn ihm lauter solche Zeichnungen zur Ausführung übergeben und die danach ausgeführten Holzschnitte als Kunstleistungen ersten Ranges bezahlt würden. Er würde sofort die bessern und teurern Arbeiter entlassen und sich mit den schlechter bezahlten behelfen. Man sage nicht: Zur Ausführung dieser Zeichnungen gehören denkende Künstler, die den Intentionen der geistreichen Zeichner bis in die feinsten Feinheiten nachzukommen verstehen. Denn wenn man nur einige Kenntnis der Technik hat, so weiß man, daß diese Zeichnungen durch die Photographie, also rein mechanisch auf den Holzstock übertragen werden, und daß es nachher — da es sich ja um Faksimileschnitt handelt — nur noch darauf ankommt, Strich für Strich so genau wie möglich nachzuschneiden. Und das ist natürlich umso leichter, je gröber die Striche sind, mögen sie auch im künstlerischen Sinne noch so ausdrucksvoll sein. Die einfache Folge dieser Reform wäre also die, daß die wirklich guten Holzschneider entweder verhungerten oder sich einem lohnendern Beruf zuwendeten. Der Holzschnitt würde unrettbar verfallen.

Aber auch die schlechten Holzschneider würden es so nicht lange treiben, da ja Zeichner und Besteller sehr bald auf den schlauen Gedanken kommen würden, daß für Zeichnungen dieser Art nicht der Holzschnitt, sondern die Zinkographie die gegebne Technik ist. Was hat es für einen Zweck, die menschliche Hand und die teure menschliche Arbeitskraft in Anspruch zu nehmen, wo die Zinkhochätzung mit photographischer Übertragung der Zeichnung auf die Platte genau dasselbe leistet? Hier würde also thatsächlich der Holzschnitt von der photomechanischen Vervielfältigungsart verdrängt werden. Und wenn dann der Verleger schließlich eine auf diesem Wege hergestellte Zinkplatte durch einen Xylographen retouchieren ließe, so würde sich dieser mit dem erhebenden Bewußtsein trösten können, daß diese Thätigkeit das einzige wäre, was alsdann die moderne Rückwärtsreform noch vom modernen Holzschnitt übrig gelassen hätte.

Man kann es den modernen Holzschneidern nicht übel nehmen, wenn sie

sich gegen diese Art von Reform mit Händen und Füßen wehren. Denn es ist nicht leicht, sich ohne weiteres einen andern Beruf zu wählen, nachdem der, dem man sich bisher gewidmet hat, durch längeres Rückwärtsreformieren schließlich zu Tode reformiert worden ist. Aber sie können ganz ruhig sein. Die Kunst wird nicht vom Schreibtisch der Gelehrten und auch nicht in den Nachtcafés unsrer Großstädte und noch weniger beim Glase Absinth auf den Pariser Boulevards gemacht. Sie wird vielmehr gemacht von gesunden, lebenskräftigen und normalempfindenden Menschen. Und sie entwickelt sich nicht auf Grund der archaisierenden Schrullen einiger Kunstgelehrten, sondern kraft der ihr innewohnenden Gesetze, die sich aus ihrer Technik und aus ihrer historischen Entwicklung ergeben.

Was nun die Geschichte des Holzschnitts betrifft, so zeigt sie zweierlei mit voller Deutlichkeit; nämlich erstens, daß der Schwerpunkt der historischen Entwicklung dieser Technik nicht in der Illustration, sondern im Einzelblatt liegt, und zweitens, daß der Holzschnitt von Anfang an Ersatz für die Malerei gewesen ist und deshalb von jeher danach gestrebt hat, die Wirkungen der Malerei, soweit es seine jeweilige Technik erlaubte, nachzuahmen. Das wird allerdings denen, die den dekorativen Charakter des alten Holzschnitts immer so sehr betonen und ihn dem modernen Holzschnitt gewissermaßen als ein Ideal vor Augen halten, sehr sonderbar vorkommen, läßt sich aber dennoch leicht nachweisen.

(Schluß folgt)

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

1. Ein Stadtjubiläum

Der Umstand, daß sich der Herr Oberprediger an einem heißen Sommernachmittage, um den Fliegen seines Wohnzimmers zu entgehn, in die Sakristei setzte und in alten Schriften blätterte, war für die amtliche und außeramtliche Thätigkeit der Leiter unsers freundlichen Städtchens von „ungeahnter" Bedeutung. Denn bei dieser Gelegenheit fiel dem Herrn Oberprediger ein Pergamentstreifen in die Hände, auf dem zu lesen war: Ek Diderik van Nemen bekenne vor mek ande myn eliken huswrowen, dat we hebben ghegheben den Pevelern to Twybecken dat bleek van unsem hove bynnen Smaltleve achter Hannsen Emmern syn swynstal to eyner dechtnisse ... Hier war der Streifen abgeschnitten, doch las man auf der Rück-

Digitized by Google

seite: ghegheben na goddes bort dusent jar drehundert jar in den achte und negentigesten jare in sante Marien Magdelenen avende. Der Herr Oberprediger erkannte mit dem ihm eignen Scharfblick den eminenten Wert dieser Urkunde, denn hier wurde der Name unsrer Stadt Schmalzleben und das Datum 1398 genannt. Die älteste bis jetzt bekannte Jahreszahl stand auf einem Steine, der von der Siechenkapelle stammte und jetzt in einem Winkel des Ratsarchivs aufbewahrt wurde. Diese Zahl wies aber auf das Ende des folgenden Jahrhunderts. Hier war nun die Jahreszahl 1398 urkundlich festgestellt.

Der Herr Oberprediger löste den Streifen, der als Rücken einer alten Hebeliste gedient hatte, los und nahm ihn mit in den Bürgergarten, wo sich die Honoratioren der Stadt beim Bier zu versammeln pflegten. Der Fund erregte das größte Aufsehen und gab Anlaß zu eingehenden historischen Erörterungen, bei denen festgestellt wurde, daß es noch vor einigen Jahrzehnten einen alten Andreas Emmer gegeben habe, und daß die Stelle zwischen der alten Stadtmauer und dem Siechenhofe noch heute im Volksmunde „hinter den Schweineställen" genannt werde. Die Urkunde war also unanfechtbar. Der Herr Bürgermeister hatte sich an der Diskussion nicht beteiligt, sondern war seinen eignen Gedanken nachgegangen, nun aber seufzte er tief auf und sprach: Meine Herren, Sie ahnen nicht, von wie großer Bedeutung der Fund des Herrn Oberpredigers ist. Er giebt uns Anlaß, ein Jubiläum zu feiern, das Fest des fünfhundertjährigen Bestehens unsrer Stadt.

Man sah sich mit etwas zweifelnden Blicken an. Die Stadt war doch sicher älter als Hanns Emmern syn Swynstall; aber der Herr Bürgermeister wies nach, daß alle Städtejubiläen auf ähnlichen Nachrichten gefußt haben wie vorliegendes Dokument, und daß, wenn später ein noch älteres Dokument bekannt werden sollte, nichts im Wege stehe, das Jubiläum zu wiederholen. Dieser letzte Grund leuchtete ein, und die Versammlung machte sich mit dem Gedanken vertraut, im Jahre 1898 ein „noch nie dagewesenes" Fest zu feiern.

Ein guter Gedanke ist wie ein Samenkorn, das gepflanzt wird. Ein solches Korn bedarf zum Aufgehn auch eines guten Bodens. Und dieser war für den Gedanken des Herrn Bürgermeisters vorhanden. Schmalzleben ist eine aufstrebende Stadt. Sind doch in den letzten zehn Jahren nicht weniger als drei neue Häuser am Marktplatz entstanden. Die Reihe von Scheunen, die sonst den Eingang zur Stadt verunzierten, ist weggebrochen worden. Sogar einen Fabrikschornstein weist unsre Stadt auf. Und regsam ist unsre Bürgerschaft, das muß man sagen. Wenn es irgend ein Unternehmen gilt, einen Gedenktag oder ein Vergnügen, so zeigt sich der städtische Gemeinsinn. Keiner bleibt zurück. Ja, wer für eine solche wirklich gute Sache an den Opfersinn der Bürgerschaft appelliert, kann gewiß sein, nicht im Stiche gelassen zu werden.

Unser Herr Bürgermeister erfreut sich wegen seiner jovialen Art und seiner Fertigkeit, jeder Sache ihre feuchte Seite abzugewinnen, einer ungewöhnlichen Beliebtheit. Selbst die Herren Stadtverordneten schlagen ihm so leicht nichts ab. Wir sind stolz auf unsern Herrn Bürgermeister. Seit er das Szepter führt, und seit die Stadt durch die Sekundärbahn mit der Haupteisenbahnstrecke verbunden ist, hat sich der Handelsumsatz der Stadt, zum Beispiel ihr Bierkonsum, sichtlich gehoben. Auch die Kommunalsteuern haben sich vermehrt, aber das gehört zu einer aufstrebenden Stadt, und dafür haben wir auch neues Pflaster, neue Laternen und einen uniformierten Polizeidiener erhalten. Und schließlich, Geld ist ja da. Wenn jetzt der Herr Bürgermeister ein Stadtjubiläum plante, durch das die aufstrebende Stadt verherrlicht, und wodurch den Handwerkern, Kaufleuten und Wirten Ver-

Digitized by Google

dienst zugewiesen wurde, so konnte er sicher sein, die freudige Zustimmung der Bürgerschaft zu finden.

Nicht weniger beliebt ist der Herr Oberprediger. Das ist keiner von den Schwarzröcken, die immer nur von Sünde reden und keinem ein Vergnügen gönnen; er ist ein moderner Prediger, der auf der Höhe der Zeit steht. Als Prediger leistet er nichts hervorragendes. Aber der Herr Oberprediger legt auch auf die Predigt weniger Gewicht als auf die Pflege christlicher Vereine und christlicher Vergnügen. Und in der That versteht er es auch, seinen Männerverein, Jünglingsverein und Jungfrauenverein durch immer neue und fesselnde, besonders dramatische Veranstaltungen beisammenzuhalten. Deshalb erfreut er sich in der Stadt einer wohlverdienten Beliebtheit. Man hatte beabsichtigt, den Herrn Oberprediger auch in das Vergnügungskomitee des Kasinos zu wählen. Er muß das aber übel genommen haben, denn er hat die Wahl schroff abgelehnt.

Wir dürfen auch nicht unsre Künstler vergessen, Herrn Malermeister Giesecke, Herrn Tischlermeister Knauff und Herrn Schneidermeister Krickel. Herr Giesecke ist ein wirklicher Künstler in allem, was Farbe heißt. Was ihm Spaß macht, das betreibt er mit unermüdlichem Eifer, wie das so Künstlerart ist, die Anstreicherei kommt dabei freilich zu kurz. Herr Knauff dagegen besitzt sämtliche Bände des Kunst- und Gewerbeblattes und kann über alle Stile reden. Seine „Motive" sind großartig, und seine „stilvollen" Möbel sollen selbst von dem Herrn Grafen in Rastenbeck gerühmt worden sein. Da er auch Tapezierarbeiten ausführt und einige Ballen von grünem, braunem und rotem Futterkattun und ein paar Dutzend Fahnen in Phantasiefarben besitzt, so ist er bei allen festlichen Veranstaltungen höchst unentbehrlich. Und der Herr Schneidermeister Krickel ist auf der Bühne von unübertrefflicher Würde. Wenn er als Kaiser oder König seine Getreuen um sich versammelt, oder sie gnädig entläßt, diese Handbewegung, diese Haltung — großartig! wirklich großartig! Auch in Musik leisten unsre Damen hervorragendes. Doch es würde zu weit führen, alle Kräfte, die wir in Schmalzleben haben, aufzuzählen. Leider fehlt uns ein Dichter. Da es nun klar ist, daß zu einem Jubiläum auch gedichtet werden muß, so war dies ein empfindlicher Mangel.

Natürlich trat zur Vorbereitung des Jubiläums ein Komitee zusammen, das aus den Spitzen der Stadt bestand, sich in zwangloser Form im Bürgergarten versammelte, Bier trank und sich über das Jubiläum unter Wahrung der „weitesten Gesichtspunkte" unterhielt. Darüber kam die Sache nicht vorwärts. Man hatte ja aber auch noch viel Zeit. Das Jubiläumsjahr kam heran, und es war nichts geschehn, als daß man darin einig war, es müsse etwas geschehn. Der Herr Oberprediger hatte im Kirchenarchiv und Stadtarchiv nach alten Nachrichten geforscht, aber nichts gefunden; begreiflicherweise, denn die städtischen alten Akten, Schöppenbücher und Rechnungen, waren vom alten Bürgermeister Hennebein — die ältesten Leute erinnerten sich dessen noch — zu Wurstpapier verkauft worden, und die kirchlichen Nachrichten reichten nicht über den Anfang des Dreißigjährigen Krieges hinaus, und was will das bei einem fünfhundertjährigen Jubiläum sagen. Dagegen fand er in einer Zeitschrift den Abdruck eines Achtbriefs Kaiser Wenzels von Böhmen wider „Halberstat, Quedlingenburg und Aschersleyben und gegen Herman von Ackenburg, Hansen von Peyn und Gebharten von Hoyme" vom 19. März 1389, worin die genannten Städte und Personen aus dem Frieden genommen und jeder Schandthat straflos preisgegeben wurden, wohingegen alle Ehrenmänner aufgefordert wurden, dem Landgrafen Sygijost zu dem Leutenberg zu Dienst und Willen zu sein. Da nun Schmalzleben im Bezirke dieser Städte

Digitized by Google

liegt, so konnte angenommen werden, daß es von der Achterklärung mitgetroffen war, oder es konnte angenommen werden, daß die Stadt dem König Wenzel Treue und Gehorsam erwiesen hatte, oder es konnte angenommen werden, daß Schmalzleben durch bedeutende Dienste, die es beiden Parteien erwiesen hatte, zum Frieden und zur Versöhnung geholfen habe. Jedenfalls lag hier ein ausgezeichneter dramatischer Stoff vor, der sich zu einem Festspiel eignen mußte. Kaiser Wenzel, der Bischof von Halberstadt, Gebhard von Hoyme, Sigost von Leutenberg, Diderik von Nemen und Hansen Emmern und syn Swynstal boten ein reiches Material, aus dem ein Dichter ein vaterländisch-historisches Festspiel aufbauen konnte. Aber wo war dieser Dichter? Der Herr Oberprediger war zu bescheiden, um an sich zu denken, und der Herr Rektor, der sich mit Feuereifer an die Arbeit machte, brachte nichts fertig als eine Seeschlange, eine Epistel, in der etliche Beteiligte ein Kapitel Geschichte mit verteilten Rollen aufsagten. Diese Seeschlange war nicht zu brauchen, was den Herrn Rektor sehr verdroß.

Meine Herren, sagte der Herr Bürgermeister zu dem rastlosen Komitee, seien Sie unbesorgt. In Berlin laufen die Dichter herum wie die Hammel. Wir bieten so einem dreihundert Mark, so schreibt er uns, was wir nur haben wollen.

Meinen Sie, Herr Bürgermeister?

Natürlich meine ich. Was andre können, das kann Schmalzleben auch. Und Geld ist ja da.

Ja, Geld ist da.

Richtig, es dauerte nicht lange, so hatte der Herr Bürgermeister einen Dichter eingefangen, einen Doktor Felix Mandelstein, der für dreihundert Mark ein Festspiel schreiben wollte, denn bar Geld lacht, und ein Drama auf die Bühne zu bringen, lacht auch. Dieser Dichter kam denn auch eines Tags an, um Ortsstudien zu machen und sich in das „Milieu" zu versetzen, und quartierte sich beim Herrn Oberprediger ein. Bald darauf konnte man ihn in nachdenklicher Haltung, den Bleistift ans Kinn gedrückt, auf dem Kirchplatze, dem breiten Wege und auf der alten Stadtmauer „hinter den Schweinställen" stehn sehen. Dies machte auf die Bürgerschaft tiefen Eindruck, und man flüsterte sich bedeutungsvoll zu, daß jetzt große Dinge im Werke seien. Als der Dichter nun auch in die Sakristei, wo ja der bewußte Streifen gefunden war, trat, schauten ein Dutzend neugierige Kinder durch die Eisengitter des Fensters; aber man konnte nichts weiter erblicken als den Dichter in nachdenklicher Haltung, den Bleistift ans Kinn gedrückt.

So wertvoll nun auch der vorliegende geschichtliche Stoff war, er wollte doch für ein dreiaktiges Drama nicht ausreichen. Und so reiste Doktor Mandelstein nach Halberstadt, um dort seine Studien fortzusetzen, was er auch mit glänzendem Erfolge that. Denn er fand in dem Urkundenbuche dieser Stadt, noch dazu sauber gedruckt, folgende wertvolle Urkunden. Erstens: Eine Schrift des Domkapitels und andrer kirchlicher Körperschaften vom 25. September 1386, in der der Bischof Albrecht zur Schlichtung einer Streitigkeit mit dem Magistrate zu Halberstadt angerufen wurde umme Dannele, dat de ut de borch (d. h. der Domfreiheit) genommen is, vortmer umme Hanse van Düssem, de ut eym closterhove to sente Paule ghenommen is, unde ein wertlik gherichte da gheheghet is, wodurch das Recht der Geistlichkeit, eignes Gericht auf ihrem Besitz zu halten, geschädigt worden sei. Zweitens das Urteil des Bischofs vom 18. Oktober 1386, das natürlich gegen die Stadt ausfiel, und drittens ein Protest der Bürgerschaft wider dieses Urteil, worin gesagt wird, wenn die Geistlichkeit in der Burg Leute aufnehme, die von da aus der Stadt Schaden thäten, so hole man die Übelthäter, wo sie auch seien.

Digitized by Google

Und was Hanse van Düßem angehe, so sei es gar kein Klosterhof, sondern ein Stück öffentlicher Straße gewesen, wo er gefaßt worden sei. Dieser Protest wird den befreundeten Städten mitgeteilt. Von hier aus bedarf es nur noch eines Schrittes, um zu dem Achtbriefe König Wenzels zu kommen, worin steht, daß die Städte sich auch einem königlichen Gerichte nicht gefügt hätten. Die Domherren hatten sich also vermutlich an den König gewandt, nachdem auch das Interdikt nicht gefruchtet hatte. Dieser hatte die Städte vor Gericht gefordert, man hatte diese Ladung mißachtet, und so war die Acht ausgesprochen worden.

Nachdem nun Herr Doktor Felix Mandelstein noch den Huywald aufgesucht und sinnend, den Bleistift ans Kinn gedrückt, in das dunkle Loch geschaut hatte, das dort im Felsen zu finden ist und den Namen Dannehlshöhle trägt, kehrte er nach Schmalzleben zurück, um unter der Wirkung der frischen Eindrücke und an Ort und Stelle das Drama zu entwerfen.

Er hatte noch schwierige Aufgaben zu lösen. Denn was er gefunden hatte, war doch Halberstädter, nicht Schmalzleber Geschichte, und es kam nun darauf an, die Verbindungslinien zwischen beiden zu ziehn. Aber es ist auch wunderbar, wie unter den Händen eines „gottbegnadeten“ Dichters das Widerstrebende willig, das Unklare klar und das Widersinnige folgerichtig wird. Unser Dichter formte seinen Stoff, seine Personen und Thatsachen, wie wenn sie von Wachs gewesen wären. So entstand ein Drama folgenden Inhalts: Erster Akt. Der Rat von Schmalzleben hält Sitzung. Klage über die Unsicherheit der Wege, besonders über Dannehl und Hans von Düßem, die einen Schmalzleber Kaufmann niedergeworfen und beraubt hatten. Man konnte der Räuber nicht habhaft werden, da sie sich in geistlichen Schutz zu flüchten pflegten. Ein Bote von Halberstadt erscheint, verkündet den Streit der Halberstädter mit ihrem Bischof und fordert zu einem Bündnis der befreundeten Städte zur Wahrung städtischer Rechte und städtischer Gerichtsbarkeit auf. Sogleich entbrennt ein Streit der Schmalzleber Ratsherren unter einander, von denen die einen auf die städtische, die andern auf die bischöfliche Seite treten. Besonders stehn sich gegenüber Dietrich van Nemen, der Bürgermeister und Hinze von Harsleve, ein Verwandter des Abtes von Twybeck. Es giebt einen heftigen Zusammenstoß und tödliche Verfeindung. Natürlich ist Dietrich van Nemen der Vater seiner Tochter Brigitte, und Hans von Harsleben der Vater seines Sohns Rolf, und ebenso natürlich stehn beide jungen Leute in einem zärtlichen Verhältnis; es ist also Gelegenheit gegeben, die jungen Leute in die Tinte zu bringen. Dies geschieht im zweiten Akte in gründlicher Weise. Hinze von Harsleve sagt sich von seinem Sohne, der zur Bürgerpartei hält, los und schließt sich der Gesandtschaft an, die beim Kaiser klagbar wird, und Dietrich van Nemen erlebt den Schmerz, daß seine Tochter von Dannele gefangen und in das Kloster zu Twybecke gebracht wird. Dritter Akt. Sigost von Leutenberg rückt mit einem Heere vor Schmalzleben, um den Achtbefehl des Kaisers auszuführen. Die Bürger rüsten sich zur Gegenwehr; die bischöfliche Partei spinnt Verrat, und Rolf kommt durch die Bosheit eines Nebenbuhlers in den Verdacht, dabei beteiligt zu sein. Rolf verzichtet auf Glück und Liebe und beschließt, im Kampfe für Bürgerrecht und Bürgertreue zu sterben. Die Feinde stürmen das Stadtthor, die Katastrophe naht — da stirbt der Bischof von Halberstadt; sein Nachfolger Ernst sendet Friedensboten, die Wogen ebnen sich, man versöhnt sich, die Liebenden kriegen sich, und zur Sühne und gottwohlgefälligem Opfer schenkt Dietrich van Nemen dat bleek achter Hannsen Emmern syn swynstal den Predigermönchen zu Twybecke to eyner dechtnisse.

Digitized by Google

Der Dichter hatte das Festkomitee an seiner Arbeit teilnehmen und hatte vor dessen Augen das Drama entstehn lassen; und das war ein Fehler gewesen. Denn als er das fertige Werk an seine Auftraggeber sandte, kam es in die Hände von Leuten, denen inzwischen auch ein paar Dichterfedern gewachsen waren, und denen ein Dichtermanuskript nicht mehr heilig war. Man war mit der Arbeit zwar sehr zufrieden, man versprach sich eine große patriotische Wirkung, aber man hätte doch manches gern anders gehabt. Erstens war das Stück viel zu lang; es mußte unbedingt gekürzt werden. Der Herr Rektor, der für seine abgelehnte Seeschlange Rache schnob, betonte dies alle Tage und ging ohne Rotstift gar nicht mehr aus. Zweitens mußte mehr fürs Auge geschehen. Dannehl und Düßem mußten gefesselt über die Bühne geführt, und die Schlußszene mußte ans Stadtthor verlegt werden. Man konnte von Meister Giesecke erwarten, daß er eine Kulisse von großartiger Wirkung auf die Leinwand zaubern werde. Drittens mußte eine komische Figur in das Drama hineingebracht werden. Hierzu eignete sich Hannsen Emmern, der als eine Art Hanswurst auftreten, Botschaften bringen und überall Malheur haben konnte. Viertens mußte das Drama noch deutlicher lokale Färbung tragen. Es mußte mehr von Bürgertugend und Bürgersinn die Rede sein. Fünftens mußte Fräulein Emmi, die die Brigitte spielen sollte, ihr allbeliebtes Abschiedslied aus dem Trompeter von Säckingen singen. Wenn Brigitte in der Stadt geblieben und Rolf davongezogen wäre, so hätte das keine Schwierigkeit gehabt, da die Sache aber umgekehrt stand, so waren einige tiefgreifende Änderungen nötig. Der Herr Rektor hielt sich jedoch für durchaus befähigt, diese Änderungen vorzunehmen. Sechstens mußte für Herrn Schneidermeister Krickel eine Königsrolle geschaffen werden. Die unvergleichliche Würde seines Auftretens durfte nicht fehlen. Überdem war ja auch schon ein Königsmantel da, der doch nicht unbenutzt bleiben durfte. Man strich also den Tod des Bischof Albrecht und zitierte den König Wenzel aus Böhmen, ließ ihn als Friedensengel auftreten, alles in Ordnung bringen, die Schmalzleber wegen ihres Bürgersinns und Todesmuts beloben und ihre Stadt mit Gerechtsamen begaben. Siebentens: Wenn im letzten Akte das Stadtthor erscheinen sollte, so konnte man ja eine Stadtsage verwenden, die jeder kannte, von der aber niemand gern sprach. Die Schmalzleber heißen in der Gegend spottweise Weckenstecher. Als nämlich die Stadt im Dreißigjährigen Kriege oder in der Völkerwanderung einmal belagert war und die Feinde das Stadtthor berannten, soll der Vorstecker des Thores gefehlt und ein mit Geistesgegenwart begabter Schmalzleber eine Brotwecke vorgesteckt und so die Stadt gerettet haben. Die Wecke war natürlich nicht zu brauchen, aber nachdem die Bischöflichen an der Stadt Verrat geübt und den Vorstecker beseitigt hatten, konnte Rolf sein Schwert vorstecken und so die Stadt retten.

Alle diese Änderungen wurden freilich nicht auf einmal vorgenommen, sondern im Laufe der Vorbereitungen. Zuletzt sah sich das Drama selbst nicht mehr ähnlich, und das Manuskript sah schauderhaft aus. Aber das schadete nichts. Man hatte seine dreihundert Mark gezahlt und konnte mit seinem Eigentum machen, was man wollte.

Jetzt trat der Herr Oberprediger in Aktion, sehr zur Unzufriedenheit seiner lieben Frau, die leider für nichts Interesse hatte, als was innerhalb ihrer vier Wände lag, und was sich auf sie, auf ihre vier Kinder und deren defekte Kleidungsstücke bezog. — Lieber Ferdinand, sagte sie zu ihrem lieben Manne, wenn du dich doch nicht um solche Dinge kümmern wolltest. Du wirst gewiß noch Ungelegenheit davon haben.

Digitized by Google

Ach was, erwiderte Tante Toni, die wohlbeleibte und resolute Schwester des Oberpredigers, wer will ihm denn was thun? Und wenn ich dabei bin, Klara, brauchst du gar nichts zu besorgen, ich sehe zum Rechten, darauf kannst du dich verlassen.

Also der Herr Oberprediger trat in Aktion, versammelte seine bühnenkundigen Jünglinge und Jungfrauen und verstärkte seine Gesellschaft durch einige würdige Meister und Bürger, die die Ratsherren darstellen sollten, besonders durch Meister Krickel, der die Rolle des Königs Wenzel „kreieren“ und außerdem das gesamte Garderobefach übernehmen sollte, sowie durch Herrn Rentier Schlacke, der ein unübertrefflicher Souffleur war, verteilte die Rollen und begann die Proben, für die Beteiligten das schönste von der ganzen Geschichte.

Während dessen machte sich Meister Giesecke an die Dekorationen. Zu den Kulissen des ersten und zweiten Aktes konnten die Zimmerdekorationen genommen werden, vor denen alle Bühnenverlobungen der letzten zehn Jahre stattgefunden hatten; aber für den dritten Akt mußte eine neue Dekoration, das Stadtthor von Schmalzleben darstellend, noch dazu mit beweglichem Thor, angefertigt werden. Meister Giesecke erwog die Sache reiflich und machte sieben Entwürfe, die er jedermann zeigte. Darauf zog er in Nachbar Rübesams Scheune, hängte daselbst seine Leinwand auf und begann mit der Arbeit. Leider schritt diese nur langsam fort, da Meister Giesecke viel Besuch erhielt, und da er jedem Besucher von neuem seine künstlerischen Absichten auseinandersetzen und immer wieder sein Werk vom perspektivischen Hauptpunkte aus durch die hohle Hand und mit geneigtem Kopfe betrachten mußte.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die deutsche Seemacht vor fünfzig Jahren. Im Mai 1849 erschien aus der Feder des bekannten Marineschriftstellers J. von Wickede in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ ein Aufsatz über „Die deutsche Kriegsflotte in ihrer Gegenwart und Zukunft,“ worin die ganze Misere und Ohnmacht der deutschen Nation zu jener Zeit um so deutlicher zum Ausdruck kommt, je begeisterter und hoffnungsreicher der Verfasser für die damaligen Flottenpläne eintritt. Es ist nötig, die deutschen Jingopolitiker des fin de siècle, die noch vor kurzem in der Samoaangelegenheit Kaiser und Reich der Lässigkeit und der Rückständigkeit in der Machtentfaltung zur See ziehen, mit Vorwürfen überhäuften und ohne Sinn für die Geschichte Deutschlands und ohne jede Kenntnis und Pietät für das, was ohne sie errungen ist, die Wahrung der nationalen Ehre und Macht als Monopol für sich in Beschlag nehmen möchten, ab und zu einmal an das, was war, zu erinnern.

Wickede hatte schon im Jahre 1844 in derselben Wochenschrift, angeregt durch das Gedeihen des Zollvereins, die Einführung einer gemeinsamen Nationalflagge für die Handelsflotte eifrig befürwortet und ebenso im Juni 1848 für die Schaffung einer deutschen Kriegsflotte die Trommel gerührt. „Was wollen wir machen,

Digitized by Google

hatte er dabei geklagt, wenn es jetzt dem Pascha von Ägypten oder dem Dei von Tunis oder dem König von Sardinien einfällt, der deutschen Flagge den schimpflichsten Hohn anzuthun? Nichts, gar nichts als demütiges Bitten und Flehen, selbst wenn wir auch das größte Recht haben sollten, bleibt uns übrig, oder wir müssen, wie es bisher immer in solchen Fällen von unsrer Seite geschah, uns an andre Staaten wenden und diese bitten, doch unsre Partei zu nehmen, uns Schutz zu gewähren." Immer, bei allen Gelegenheiten müsse der Deutsche, sagt er, im Ausland nachstehn, stets werde er zurückgesetzt, und andre Nationen würden ihm vorgezogen. Dem Engländer wie dem Franzosen gäbe das Gefühl, immer und überall unter dem Schutz des Vaterlandes zu stehn, den hohen Grad von Nationalstolz, den wir Deutschen nicht hätten. Gerade diese Sicherheit verleihe beiden Völkern ein so großes Vertrauen, ermutige sie zu so vielen glücklichen Unternehmungen und sichere dadurch ihrem Handel solchen Erfolg. Solange wir keine Flotte hätten, könne unsre Industrie nicht zu der Entwicklung gebracht werden, die ihr nötig sei, und könne unser auswärtiger Handel nicht gedeihen. Freilich könnten wir nicht daran denken, sogleich eine Flotte herzustellen, die es im offnen Seetreffen mit der englischen, französischen, ja in der ersten Zeit auch nur mit der russischen aufnehmen könnte. England und Frankreich hätten Jahrhunderte dazu gebraucht und Milliarden über Milliarden ausgegeben, um ihre Flotten dazu zu machen, was sie wären, und lange würden wir zu streben haben, wenn wir nur so viel Schiffe beisammen haben wollten, wie eine einzige englische Flottendivision enthalte.

Das war im Juni 1848 geschrieben. Im Mai 1849 freut sich Wickede, doch wenigstens schon von einer deutschen Flotte „sprechen" zu können. Zwar hielten zehn bis zwölf dänische Fregatten und Korvetten auch jetzt wieder den gesamten deutschen Seehandel danieder und blockierten unsre Küste von Memel bis Emden, während die neu erworbnen deutschen Kriegsfahrzeuge ruhig im Hafen liegen müßten. Wir müßten auch diesmal wieder unsre Ohnmacht zur See bekennen, aber wir hätten wenigstens die „Aussicht, daß das auch das letztemal" gewesen sein werde.

Was war nun in dem einen Jahre für die deutsche Seemacht gethan worden? Die Nationalversammlung hatte 6 Millionen Thaler zur Errichtung einer Flotte bewilligt. Aber Österreich erklärte von vornherein, nicht mit zu machen, Bayern, Sachsen, Luxemburg und Limburg hatten bis zum Mai 1849 den größten Teil der auf sie fallenden Beiträge noch nicht gezahlt, nur 3263762 Thaler waren von den bewilligten Geldern überhaupt verfügbar geworden. An freiwilligen Beiträgen waren außerdem 97000 Thaler eingegangen. Schon im November 1848 hatte man eine eigne Marineabteilung im deutschen Handelsministerium als Zentralbehörde aller Flottenangelegenheiten begründet, der nun die Aufgabe, aus nichts etwas zu schaffen, zufiel.

„Das erste, erzählt Wickede wörtlich, wonach mit Recht die Marineabteilung trachten müßte, war, sich einige tüchtige Oberoffiziere des Seewesens zu verschaffen. Man richtete auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika zuerst seine Blicke, da die Marine derselben als sehr tüchtig bekannt ist, und man bei den wiederholten Äußerungen der Freude über das endliche Zustandekommen eines einigen kräftigen Deutschlands von Washington aus sich der Hoffnung hingeben durfte, brauchbare Offiziere von dort zu bekommen." Der Marinesekretär der Vereinigten Staaten sei auch auf das Gesuch der Zentralgewalt zunächst eingegangen, „mehrere tüchtige Oberoffiziere, Schiffsbaumeister und womöglich auch einen Kommodore, der die Stelle

eines Admirals bei uns bekleiden sollte, zu senden." Mitte Januar traf Kommodore Parker aus Washington in Frankfurt a. M. ein. „Leider, sagt unser Gewährsmann, hatte derselbe aber zuvor Berlin berührt, und dort, wo die Zentralgewalt und alle Bestrebungen nach deutscher Einheit dem Ministerium Brandenburg-Manteuffel und der reaktionären Hofpartei von jeher sehr mißliebig waren, mußte man ihn auf alle Weise gegen dieselbe einzunehmen und ihm die Schöpfung eines einigen Deutschlands und also auch einer deutschen Flotte als Unmöglichkeit darzustellen. Im geheimen suchte man ihn auch speziell für den preußischen Dienst anzuwerben, was er aber sehr entschieden abgelehnt hat." Parker riet daraufhin seiner Regierung ab, Offiziere nach Deutschland zu schicken, wonach sich das Marinedepartement der Vereinigten Staaten dann auch richtete.

„Für die Kriegsschiffe in der Nordsee, erzählt Wickede weiter, wurde darauf der griechische Fregattenkapitän Brommy (Bromme), ein geborner Sachse, mit dem Oberbefehl betraut, den Oberbefehl über die schleswig-holsteinische Flottille erhielt Kapitän Donner, ein geborner Altonaer, der früher in der dänischen Marine gedient hatte. Preußen engagierte sich einen Obersteuermann der holländischen Marine, Schröder, einen gebornen Preußen, zum Oberbefehlshaber seiner Kanonenboote, die es in großer Anzahl auf seinen Werften baute. Zum Vorstande der technischen Sektion der Marineverwaltung in Frankfurt erwählte man gleich anfangs im November 1848 den Prinzen Adalbert von Preußen, einen jungen Mann, der sich schon früher theoretisch dem Studium der Marine gewidmet und eine recht gute Schrift über den Gegenstand geschrieben hatte. Mit großem, anerkennenswertem Eifer widmete sich derselbe auch anfänglich dieser Ehrenaufgabe und hat manches darin geleistet, bis es endlich den Intriguen des erwähnten preußischen Ministeriums und der rastlos thätigen Kamarilla gelang, ihn zu bewegen, seinen Posten aufzugeben und im März (1849) nach Berlin zurückzugehn. Da man aber außer den Kommandeuren noch andre Offiziere brauchte, die leider auch nicht in Deutschland zu finden waren, so engagierte man für die größern Schiffe der Nordsee vorläufig wenigstens sechs englische und zwei belgische Flottenoffiziere, die alle durch die günstigsten Zeugnisse empfohlen waren. Zu Schiffsfähndrichen und Leutnants ernannte man aber junge, seeerfahrne und dabei auch theoretisch in ihrem Fach gebildete Kapitäne und Steuerleute deutscher Handelsschiffe. Von diesen sind (immer Mai 1849) in Bremen, Hamburg und Kiel einige dreißig angestellt worden, wodurch vorläufig wenigstens das dringendste Bedürfnis gedeckt ist. Wahrscheinlich werden übrigens auch einige amerikanische höhere Offiziere in unsre Dienste treten, und es sind jetzt namentlich wieder Unterhandlungen mit einem sehr tüchtigen nordamerikanischen Kommodore angeknüpft worden."

Als Unteroffiziere suchte man zunächst deutsche Bootsleute, die auf ausländischen Kriegsschiffen gedient hatten, zu gewinnen. Auch einige geborne Engländer und Holländer — „oft mit sehr hohem Gehalt" — wurden vorläufig angestellt, im übrigen mußten Bootsleute der Kauffahrteischiffe herhalten. Auch die Gewinnung der Mannschaften machte Schwierigkeiten, doch berichtet Wickede, daß auf den deutschen Kriegsschiffen der Nordsee etwa 700 Mann, auf den Kriegsschiffen in Schleswig-Holstein etwa 450 Mann und auf den preußischen Kanonenbooten und der Korvette „Amazone" in der Nordsee etwa 400 bis 500 Mann eingestellt seien, im ganzen also 1700 bis 1800 Mann. Diese Leute seien aber in der Bedienung der Geschütze noch ungeübt, und deshalb würden noch zwei Monate zu ihrer Ausbildung verwandt werden müssen, ehe man den Kampf gegen die dänischen Schiffe aufnehmen könnte.

Digitized by Google

Was die Bereitstellung von Kriegsschiffen bis zum Mai 1849 betrifft, so berichtet Wickede in der Hauptsache folgendes. Auf deutschen Werften konnte man, abgesehen von Kanonenbooten, keine bauen lassen. In England, Holland und Nordamerika durften gute Kriegsschiffe nach den bestehenden Gesetzen nicht verkauft werden. Man wollte auch möglichst nur Dampfschiffe erwerben. Die ersten Schiffe waren die der sogenannten Hamburger Flottille, die zunächst von einem Hamburger Privatkomitee unter Beihilfe aus der Bundeskasse angeschafft, bald aber (im Oktober 1848) von der Zentralgewalt übernommen worden waren. Die Flottille bestand aus dem großen, früher nordamerikanischen Kauffahrteischiff „Deutschland," das zur Korvette umgewandelt und mit 32 Kanonen armiert worden war; ferner aus den drei Dampfschiffen der Hamburg-Huller Dampfschiffahrtskompagnie „Hamburg," „Bremen" und „Lübeck" von je 250 Pferdekraft. Weiter waren für die Nordsee in England die beiden großen Postdampfschiffe „Acadia" (in „Barbarossa" umgetauft) und „Britannia" (später: „Erzherzog Johann") je von 500 Pferdekräften zusammen für 700000 Thaler angekauft worden. Der „Erzherzog Johann" hatte aber das Unglück, an der holländischen Küste zu stranden, und mußte einer langwierigen Reparatur unterzogen werden. „Außer diesen Dampffregatten, schreibt Wickede, ist noch eine viel größere, die United-States, von 880 Pferdekräften und völlig armiert, in Nordamerika für Rechnung der Zentralgewalt angekauft worden, und man erwartet ihre baldige Ankunft mit Zuversicht." — „Im Bau für Rechnung der Zentralgewalt sind gegenwärtig auf fremden Werften noch eine große und zwei kleinere Dampfkorvetten, bei deren Erbauung und Ausrüstung man alle neuern Erfindungen anzuwenden gedenkt. Außer diesen größern Fahrzeugen besitzt die Zentralgewalt jetzt in der Nordsee schon 17 kleine Kanonenboote, und 10 dergleichen liegen noch auf dem Stapel. Mit der Armierung dieser Kanonenboote wird jetzt begonnen, und jedes wird zwei schwere Geschütze erhalten. Leider fehlt es an der gehörigen Mannschaft für dieselben, die wegen der Ruderarbeiten nicht unbedeutend ist. Dies ist der Stand unsrer Marine in den Nordseehäfen."

In den schleswig-holsteinischen Ostseehäfen waren, von der provisorischen Regierung der Herzogtümer zuerst ausgerüstet, später von der Zentralgewalt übernommen, eine kleine neuerbaute Kriegskorvette „General Bonin" und 10 vollständig armierte Kanonenboote. Ferner lag im Hafen von Eckernförde unter deutscher Flagge die frühere dänische Fregatte „Gefion" (in „Eckernförde" umgetauft), „von unsern heldenmütigen Strandbatterien in dem heißen Kampfe am 5. April erobert."

Über den preußischen Anteil an der Ostseeflotte sagt Wickede wörtlich: „Fahren auch schmählicherweise die preußischen Kriegsschiffe noch nicht unter deutscher Flagge, so wollen wir dieselben in der sichern Hoffnung, daß die jetzige undeutsche Verwaltung des Ministeriums Brandenburg-Manteuffel bald ihr Ende erreicht haben wird, doch hier schon mit anführen. Preußen besitzt jetzt 39 neue kleine Kanonenboote, die größtenteils schon alle armiert und meistens auch wohl bemannt sein werden. Ferner eine kleine Korvette, die „Amazone," von 18 Kanonen, die schon vor mehreren Jahren erbaut wurde und schon Übungsreisen in das Mittelländische Meer und nach Nordamerika gemacht hat. Dieselbe ist vollständig bewaffnet und bemannt. Außerdem hat man zwei der preußischen Regierung zugehörige Postdampfschiffe notdürftig mit einigen kleinen Kanonen bewaffnet."

Wickede hat gewiß recht, wenn er über diese Resultate seine ehrliche Freude mit folgenden Worten ausdrückt: „Bedenkt man, daß vor einem Jahre noch nichts, gar nichts von einer Flotte, nicht einmal auf dem Papier vorhanden war, so wird

Digitized by Google

man mit einiger Gerechtigkeit erkennen müssen, daß in diesem kurzen Zeitraum viel, sehr viel geschehen ist. Aufrichtigen Dank zollt Deutschland den Männern, welche seit dem Herbst vorigen Jahres sich dieser so wichtigen Sache angenommen haben."

Und diesen Dank kann es auch nicht schmälern, wenn es der so schnell geschaffnen deutschen Flotte nicht vergönnt gewesen ist, außer der notdürftigen Sicherung der Küste, im deutsch-dänischen Kriege damals irgend etwas nennenswertes zu leisten. Und auch dafür konnten die Begründer nichts, daß im Jahre 1852 die ganze Herrlichkeit durch Bundesratsbeschluß unter den Hammer kam. Die deutsche Flotte hörte wieder auf zu existieren, selbst auf dem Papier.

Preußen hat dann allein für Deutschlands Seemacht gesorgt. Es hatte 1848 nur 1 Segelkorvette, die „Amazone," und 2 Kanonenboote; Ende 1853: 1 Segelfregatte, 1 Segelkorvette, 2 Dampfkorvetten, 42 Kanonenboote und 5 andre Kriegsfahrzeuge mit zusammen 186 Kanonen. Die österreichisch-ungarische Flotte zählte 1853 im ganzen 100 Schiffe mit 716 Kanonen. Tempora mutantur! Wir begnügen uns hier mit diesem kurzen Rückblick in eine noch nicht zwei Menschenalter hinter uns liegende Vergangenheit. Er lehrt, wieviel seitdem erreicht ist, er lehrt aber auch, was uns fehlt: die von den Großvätern vorgethane Arbeit, die den Enkeln ein müheloses Genießen erlaubt. Wir haben noch schwere Arbeit nötig, bis wir uns selbst genügen können.

Ethik und Religionsphilosophie. Die von Richard Avenarius gegründete Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie wird jetzt von Paul Barth herausgegeben (bei O. R. Reisland in Leipzig) und will fortfahren, „eine möglichst enge Verbindung zwischen den Einzelwissenschaften und der Philosophie aufrecht zu erhalten." Das erste Heft des laufenden 23. Jahrgangs enthält u. a. eine interessante Studie des Herausgebers über die Frage des sittlichen Fortschritts der Menschheit. Er versucht darin die Behauptung Buckles zu widerlegen, daß sich weder die sittlichen Grundsätze noch die sittlichen Gefühle ändern. Wenn nun auch die Veränderung nachgewiesen wäre, so wäre damit noch nicht der Fortschritt außer Zweifel gestellt; glaubt doch Barth selbst, daß „die Gegenwart einen absteigenden Ast der Entwicklung" darstelle. Wir selbst bekennen uns, wie die Leser wissen, zu Buckles Ansicht, können aber Barths Arbeit als einen wertvollen Beitrag zur Erkenntnis des schwierigen Gegenstandes empfehlen. — Dr. Thomas Achelis hat in Gestalt eines Bändchens der Sammlung Göschen im vorigen Jahre eine kleine Ethik herausgegeben, die in drei Abschnitte gegliedert ist: Geschichte der Ethik und Kritik ihrer Systeme, die Erscheinungen der Sittlichkeit, die Prinzipien der Sittlichkeit. Das Büchlein ist sehr brauchbar als Leitfaden für die Orientierung, aber seine Ergebnisse befriedigen nicht ganz. Die beiden Sätze: „daß wir es in der Ethik nicht mit einem von vornherein feststehenden Kanon sittlicher Normen zu thun haben, sondern mit einem organischen Entwicklungsprodukt" (S. 41), und daß „die Welt des Sittlichen beherrscht wird durch die höchste Norm der Zwecke, die das individuelle Dasein dem sozialen und sogar dem kosmischen System unterordnen" (S. 74), kann man unter Vorbehalt beide gelten lassen; aber sie widersprechen einander, und wie der Widerspruch zu lösen sei, wird nicht klar gemacht. Daß ferner Sittlichkeit nur in der Gemeinschaft möglich und der Individual-Eudämonismus in seinen rohern Formen unzulässig sei, wird heute nicht leicht jemand bestreiten, aber indem sich Achelis bemüht, den Weltzweck, das höchste Gut, aus dem Individuum hinaus zu verlegen, verliert er zuletzt den Boden unter den Füßen, denn es giebt außerhalb der geistigen In-

Digitized by Google

dividuen überhaupt nichts Wirkliches in der Welt, am wenigsten etwas Objektives; der „oberste objektive Zweck“ kann also nirgend wo anders liegen als in den Subjekten. Nach Seite 146 soll „die rastlose und allseitige Erfüllung der großartigen Kulturaufgaben“ das „konkrete höchste Gut“ sein; also wohl das Bauen am Suezkanal, am Mittellandkanal, an der Jungfraubahn? Haben die aber Sinn und Zweck, wenn sie nicht einer Anzahl von einzelnen Menschen zu gute kommen? Auf derselben Seite heißt es dann noch: „Diese organische, freilich gelegentlich durch verhängnisvolle geistige Krisen und Rückschläge unterbrochne Gestaltung des wahrhaft Menschlichen“ enthalte die Summe alles sittlich Wertvollen, bilde somit das höchste Gut. Dem können wir beistimmen, müssen aber daran erinnern, daß dieses wahrhaft Menschliche nicht etwa ein Entwicklungsprodukt ist, das erst in ferner Zukunft zustande kommen wird, sondern schon in der Odyssee vorliegt, und daß es sinnlos wäre, die „Gestaltung“ als Zweck zu denken, anstatt dessen, was die Gestalteten von ihrem Dasein haben, nämlich ihre Glückseligkeit. Zu loben ist, daß Achelis den Gedanken eines unbewußten Willens zurückweist und einen andern als den bewußten Willen nicht gelten läßt. Ob er daran gedacht haben mag, daß er damit die Persönlichkeit Gottes bewiesen hat? Einige Verwunderung wird es bei vielen erregen, daß er in der historischen Übersicht von den Epikuräern unmittelbar auf Augustinus und von Thomas von Aquin auf Bacon von Verulam überspringt ohne weder die Bibel noch die Reformatoren zu nennen. Eine Ethik hat ja weder Matthäus noch Luther geschrieben, aber für die Entwicklung der ethischen Begriffe haben beide doch wohl etwas geleistet. — Ein sehr gutes Buch ist: Darstellung und Kritik der Kantischen Lehre von der Willensfreiheit mit einem geschichtlichen Rückblick auf das Freiheitsproblem von Dr. phil. P. Salits (Rostock, Adlers Erben, 1898). Der Verfasser beleuchtet die wichtigsten Aussprüche der bedeutendsten Philosophen über die Freiheit und führt diese Aussprüche im Urtexte an. Bei Kant gelangt er zu dem Endergebnis, daß dieser große Apostel der sittlichen Freiheit seine eigne Ethik unmöglich gemacht habe, da die „intelligible,“ die „transcendente“ Freiheit eine leere Fiktion sei und weder für die Moralität noch für die Pädagogik die Grundlage abgeben könne; Kant sei in einem unlösbaren Widerspruch stecken geblieben, indem er den kategorischen Imperativ verkünde, den empirischen Menschen aber, den allein dieser Imperativ etwas angehe, dem durch die Kausalität unabänderlich bestimmten Naturlauf unterwerfe. Die Unbefangenheit, mit der Salits dieses betrübende Ergebnis darlegt, muß ihm um so höher angerechnet werden, als sie ihm ohne Zweifel große Selbstüberwindung gekostet hat, denn er ist ein begeisterter Verehrer Kants und glaubt an die Freiheit, wenn er auch einzugestehen genötigt ist, daß noch niemand das Rätsel gelöst hat, wie Kausalität und Freiheit zusammen bestehen können. Er nennt nirgends den modernen Mystiker du Prel; ob er nicht weiß, daß dieser ziemlich populäre Okkultist die Platonisch-Kantische Lehre von der Bestimmung des Menschenschicksals durch einen vorzeitlichen Willensentschluß der präexistenten Seele zum Angelpunkt seiner Lehre erwählt hat? — Etwas voreilig schreibt ein Denker, der sich nicht nennt, eine Philosophie für das XX. Jahrhundert. (Berlin, Conrad Skopnik, 1899.) Der erste Teil enthält eine neue Naturphilosophie, die der Ätherthеorie ein Ende machen soll. Ihre Hauptsätze sind: die Strahlen des Lichts, der Wärme, der Elektrizität usw. sind nicht Stoß- sondern Zugwirkungen und sind dasselbe wie die Gravitation; sie sind nicht Ätherbewegungen, sondern Bewegungen des Stoffs. Alle gegenwärtigen Naturerscheinungen, einschließlich der Aggregatzustände, sind aus andern gegenwärtigen Erscheinungen, das heißt Stoffbewegungen abzuleiten, nicht aus frühern,

Digitized by Google

also nicht z. B. aus allmählicher Abkühlung der Erde, womit die Kant-Laplacesche Hypothese und sonstige Entwicklungstheorien beseitigt sind. Der zweite Teil enthält Phantasien à la Verne: Reisen nach andern Himmelskörpern usw., deren Verwirklichung durch die neue Theorie verbürgt sein soll. Der Mensch wird zuerst die Außenschicht der Erde einschließlich der Atmosphäre, dann das Erdinnere durchdringen und nach seinen Zwecken willkürlich verändern, also auch der Witterung und der Erdbeben Herr werden. Im dritten Teile werden volkswirtschaftliche, soziale, politische und ethische Nutzanwendungen gemacht. Über das Schicksal dieser nicht uninteressanten Philosophie werden zunächst die Physiker des zwanzigsten Jahrhunderts zu entscheiden haben. — Die moderne Seele von Max Messer (Leipzig, Hermann Haacke, 1899) enthält Betrachtungen und Bekenntnisse eines frommen Mystikers in poetisch schöner Sprache. Die Dinge gehen von Gott, dem allliebenden, aus und kehren in ihn zurück. Jesus hat das Gemüt, das Herz, von der grausamen Verstandesherrschaft befreit, hat die Seele des Weibes, des Kindes verstehen gelehrt, die Gott näher stehen als der entwickelte Verstand des Mannes und daher das Höhere sind. Modern nennt der Verfasser die Seelen, „welche die lebensunfähige Vergangenheit abschütteln wollen und Raum machen zur Entdeckung neuer Daseinsmöglichkeiten.... Die Veden sind modern, Plato ist modern, Swedenborg ist modern und die Evangelien! Und zu jeder Zeit gab es Unmoderne, Rückständige. Die Richter des Sokrates, die Mörder Christi, die Feinde Luthers und Huß [so!], die Zweifler an Columbus und die Folterer Galileis waren unmodern.“ Von solchen Gesichtspunkten aus überschaut er die verschiednen Lebensgebiete: Kunst, Religion, Liebe, Leiden, Erziehung. — Die Gottwerdung des Menschen von Nikolai Mikalowitsch (Chicago Ill., im Selbstverlag, 1898) ist eine gut gemeinte sozialdemokratische Dummheit, die tief unter den Utopien von Bebel, Bellamy und Hertzka steht; denn diese haben sich wenigstens bemüht, die technische Möglichkeit des Zukunftsstaats nachzuweisen, der kindliche Mikalowitsch dagegen bildet sich ein, man brauche bloß die Nichtexistenz Gottes und die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen zu proklamieren, so sei die Sache fertig. Die Einkleidung ist läppisch. Der Verfasser läßt vom Mars, dessen Bewohner uns Terrestriern etliche tausend Jahre voraus sein sollen, ein Paar Weise herunterkommen und einen Pfarrer zu der angeblichen Marsweisheit belehren, die auf Erden der alte Lucrez schon vor zweitausend Jahren verkündet und vor noch längerer Zeit der Psalmist mit dem unhöflichen Worte abgethan hat: Der Narr spricht in seinem Herzen, es ist kein Gott. — Professor Schell ist jetzt wahrscheinlich eifrig damit beschäftigt, seinen Satz, daß der Katholizismus das Prinzip des Fortschritts sei, einer gründlichen Nachprüfung zu unterwerfen. Vor anderthalb Jahren, wo er noch unentwegt in der Arena stand, Ultramontane wie Protestanten gleichermaßen herausfordernd, hat sein kühnes Paradoxon zusammen mit dem stark antifortschrittlichen Teufel Vitru und seiner Miß einen braven Protestanten, Dr. Karl Feyerabend, zu einem Waffengange mit den Katholiken gereizt. Er beleuchtet im 172. Hefte der von Ungern-Sternberg und Th. Wahl (bei Chr. Belser in Stuttgart) herausgegebnen Zeitfragen des christlichen Volkslebens Katholizismus und Protestantismus als Fortschrittsmächte. Er liefert eine nützliche Stoffsammlung in ansprechender Form, bringt aber natürlich die alte Debatte nicht weiter; das kann nicht vom konfessionellen, sondern nur vom philosophischen Standpunkte aus geschehen. — Das Beste zuletzt! Der Weg zu Gott für unser Geschlecht, ein Stück Erfahrungstheologie von Dr. Adolf Bollinger, Professor der Theologie in Basel (Frauenfeld, J. Huber, 1899)

Digitized by Google

ist eines der winzigen Bücher, die eine ganze Bibliothek ersetzen, und von denen kaum alle fünfzig Jahre einmal eins erscheint. Weil wir wünschen, daß es von allen gelesen werde, verraten wir nichts von seinem Inhalt, sondern sagen nur: falls der Theologie noch eine Wiederauferstehung beschieden sein sollte, würde sie von hier aus erfolgen. Damit ist zugleich auch schon gesagt, daß die Schrift so ziemlich das Gegenteil von dem ist, was heute noch Theologie genannt wird; sind doch deren Erzeugnisse alle gleich ungenießbar; Bollingers Büchlein dagegen kann jedes Kind verstehn und kann sich dran erfreuen.

Anton Springers Handbuch der Kunstgeschichte hat bald nach dem Erscheinen der von uns an dieser Stelle eingehend gewürdigten vierten Auflage die fünfte erreicht. Der Text des 2. bis 4. Bandes ist in liebevoller Pietät gegen den verstorbnen Verfasser nur wenig umgestaltet worden, doch sind verschiedne neuere Forschungen, z. B. auf dem Gebiete mittelalterlicher Baukunst, venezianischer Plastik und flandrischer Malerei, gebührend berücksichtigt worden. Durchaus neu bearbeitet ist der erste Band mit seiner Schilderung des klassischen Altertums; Professor Michaelis in Straßburg, der Freund Springers, hat sich dieser Mühe unterzogen und, wie nicht anders zu erwarten war, die Aufgabe glänzend gelöst. Eine wesentliche Verbesserung ist der illustrativen Ausstattung zu teil geworden, zahlreiche alte Klischees sind ausgeschieden und durch neue ersetzt worden. Daß man noch weitergehende Wünsche in dieser Richtung hegen kann, ist selbstverständlich. Es wird aber kaum möglich sein, ein andres deutsches Verlagswerk nachzuweisen, das bei demselben Preise (25 Mark für vier Bände in Quart mit 1588 Textabbildungen und 14 Farbendrucken; der einzelne Band 7 Mark) eine anerkannte Meisterschöpfung der wissenschaftlichen Litteratur auch nur in annähernd gleicher Ausstattung bietet. Ich glaube, daß hier ein Verdienst des Verlegers (E. A. Seemann) vorliegt, das öffentliche Anerkennung verdient. Vermehrung und Vertiefung der kunstgeschichtlichen Bildung ist trotz des in den letzten Jahren erfolgten Umschwungs unserm deutschen Volke noch immer in hohem Maße zu wünschen; Springers Handbuch wird, wie wir nicht zweifeln, in seinem neuen Gewande wesentlich zur Erfüllung dieses Wunsches beitragen. E.

Reisebücher

Der Harz. Fünfzehnte Auflage. Meyers Reisebücher. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899. — Reliefkarte Harzburg-Brocken, herausgegeben auf Veranlassung des herzoglichen Badekommissariats in Bad Harzburg. Maßstab 1 : 25000. Kommissionsverlag von H. Woldags Buchhandlung. — Der Harz. Von Hans Hoffmann unter Mitwirkung von Geh. Bergrat Prof. Dr. von Köuen, Prof. Dr. Regel, Prof. Dr. Peter, Prof. Dr. Marshall, Major a. D. Förtsch, Archivrat Dr. Jacobs. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1899.

Zur gegenwärtigen Reisezeit empfiehlt sich das altbewährte Meyersche Reisehandbuch, der Harz. Es hat seine alten Vorzüge bewahrt und hält sich auf dem Laufenden. Neuerdings wendet es sich auch an die Radfahrer. Die neuste Auflage bringt das Erforderliche über die Brockenbahn. Harzburg empfiehlt sich durch

Digitized by Google

die oben angezeigte, schöne und sehr deutliche Spezialkarte, die den Raum von Harzburg bis zum Brockengipfel umfaßt, und Hans Hoffmann bietet ein Harzbuch dar, das sich in der Sommerfrische zur Lektüre oder im Winter zur Auffrischung der Erinnerung eignet. Der Herausgeber selbst hat Wanderbilder aus dem Harze, Landschaftsschilderungen, Städtebilder, Darstellungen über Land und Leute beigesteuert, wobei der Oberharz im Vordergrunde des Interesses steht. Vorauf gehn Darstellungen des Harzes von geschichtlichen und naturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus, die von berufenster Feder geschrieben sind. Professor von Könen hat das geologische, Prof. Regel das geographische und das klimatische Gebiet behandelt, und Prof. Peter schreibt über die Flora, Prof. Marshall über die Tierwelt des Harzes. Dr. Förtsch giebt eine Darstellung der vorgeschichtlichen, Archivrat Dr. Jacobs eine solche der geschichtlichen Vergangenheit des Harzes. Wir begrüßen in dem Hoffmannschen Buche eine wertvolle, gut geschriebne Veröffentlichung. Die Ausstattung ist lobenswert, und die zahlreichen beigegebnen Autotypien leisten, was man von Autotypien verlangen kann. —

Außer diesen Harzbüchern ist uns noch eine Reihe andrer Reisebücher zugegangen, zum Teil neue Auflagen altbewährter Führer, wie Baedekers Schweiz, Meyers Rheinlande, Schwarzwald, Deutsche Alpen (dritter Teil), von denen nicht mehr gesagt zu werden braucht, als daß sie sorgfältig durchgesehen und durch neue Karten und Notizen bereichert worden sind; ihr Wert, ihre Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit sind ja bekannt. Neu ist der Meyersche Band: Ostseebäder und Städte der Ostseeküste. Für die Radler bringen auch Meyers Rheinland und Schwarzwald Reisepläne und Ratschläge, denen hier der beigefügt werden soll, daß es klüger ist, sein Rad bergan zu schieben, als tretend hinanzukeuchen und sich Herzerweiterung zu holen. Für die aber, die nach Höherm streben in den Alpen als die große Sektion Thalsohle, wird die neue Auflage des „Hochtouristen" von Purtscheller und Heß eine besonders willkommne Erscheinung sein.

(Baedeker, Die Schweiz, nebst angrenzenden Teilen von Oberitalien, Savoyen und Tirol, achtundzwanzigste Auflage mit 54 Karten, 12 Stadtplänen und 12 Panoramen. — Meyers Reisebücher [Leipzig, Bibliographisches Institut]: Ostseebäder und Städte der Ostseeküste. Mit 12 Karten und 16 Plänen. — Rheinlande, neunte Auflage. Mit 20 Karten, 17 Plänen und 7 Panoramen. — Schwarzwald, Odenwald, Bergstraße, Heidelberg und Straßburg, achte Auflage. Mit 15 Karten und 9 Plänen. — Deutsche Alpen, Dritter Teil, Wien, Ober- und Niederösterreich, Salzburg und Salzkammergut usw., vierte Auflage. Mit 12 Karten, 6 Plänen und 6 Panoramen. — Der Hochtourist in den Ostalpen von L. Purtscheller und H. Heß. Drei Bände. Zweite Auflage. Mit 49 Karten.)

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Grenzboten
32

Kritische Studien
zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

Von Otto Kaemmel

2. Versailles

Dieses Kapitel behandelt in vier Abschnitten den Gegensatz zwischen Bismarck und der Heeresleitung, genauer genommen dem Generalstabe während des Feldzugs von 1870/71, die Frage der Beschießung von Paris und die Gefahr fremder Intervention, endlich die Erneuerung des Kaisertums. Der Fürst hat also einige Gruppen von Ereignissen, bei denen er hervorragend beteiligt gewesen ist, herausgegriffen, aber gänzlich darauf verzichtet, auch nur die politische Geschichte des Krieges im Zusammenhange zu geben. Die Thatsachen des ersten Abschnitts lassen sich aus der sonstigen Überlieferung lediglich bestätigen, hier und da auch ergänzen. Die „Verstimmung" zwischen Bismarck und den sogenannten „Halbgöttern," den höhern Generalstabsoffizieren unter Moltke, datierte vom böhmischen Kriege her, wo Bismarck am 30. Juni in Reichenberg gegen die mangelhaften Sicherheitsvorkehrungen zum Schutze des Königs Bedenken geäußert und am 12. Juli im Kriegsrat von Czernahora bei Brünn den Beschluß, auf Presburg abzubiegen statt geradeswegs auf Wien loszugehn, durchgesetzt, später den Einzug in Wien verhindert hatte (G. u. E. II, 32. 357 ff.). Den ersten Vorfall hat er auch sonst gelegentlich mit Behagen erzählt.[1]) Die „Halbgötter" vergalten ihm diese Einmischung in ihr „Ressort" 1870 mit einer Art von militärischem Boykott, eine Absicht, von der Bismarck schon auf der Fahrt nach Mainz (31. Juli bis 2. August) aus Podbielskis Munde unfreiwillig und unbemerkt erfuhr; sie schlossen ihn von dem täglichen

[1]) So am 30. Oktober 1892, Poschinger, Tischgespräche usw. I, 226.

„Generalsvortrage," den Laien Kriegsrat zu nennen pflegten, aus und machten ihm diese Feindseligkeit, wie er annahm, „bis in das Gebiet der Naturalverpflegung und Einquartierung fühlbar." Über diesen Punkt beschwerte er sich schon am 10. August in einem amtlichen Schreiben an Roon, aber die Klagen dauerten auch in Versailles fort und veranlaßten ihn einmal, am 22. November, zu der kräftigen Äußerung: „Es ist die reine Flegelei, die Art, wie man gegen mich verfährt." [1]) Auch dort wurde bis gegen das Ende hin alles Militärische sorgfältig vor ihm geheim gehalten, sodaß „die unbeschäftigten hohen Herren" im Hôtel des Réservoirs, ja sogar der englische Korrespondent Russell mehr davon wußten als der Bundeskanzler, und dieser sich nur durch vertrauliche Beziehungen zu einigen von ihnen die ihm unentbehrliche Kenntnis verschaffen konnte. Die Klagen darüber wiederholen sich in vertraulichem Kreise während des ganzen Versailler Winters, so z. B. am 10. Oktober, 16. und 24. November. [2]) Erst „nach langer Bettelei" wurden ihm wenigstens die Sachen geschickt, die den deutschen Zeitungen telegraphiert wurden; [3]) dagegen hatte eine Vorstellung des ihm befreundeten Grafen Eberhard Stolberg beim König gegen „die Unzuträglichkeiten der Ausschließung seines verantwortlichen politischen Ratgebers" [vom Generalsvortrag] keinen Erfolg (G. u. E. II, 95). Der Gegensatz verschärfte sich wohl noch durch die Verhandlungen über die Kapitulation von Metz, die Bismarck benützen wollte, um zu einer politischen Verständigung zu kommen, die Militärs dagegen von rein militärischem Standpunkte aus ansahen. [4]) Erst im Januar 1871 brachte eine Eingabe beim König mit der Bitte, ihm die Telegramme des Generalstabs vor der Absendung nach Berlin vorzulegen, da sie auch von politischer Wichtigkeit sein könnten, und zu befehlen, daß er ausführlichere Kenntnis von den militärischen Vorgängen erhalte, einige Abhilfe; ja der König teilte ihm am 12. Januar noch abends elf Uhr das Telegramm über den Sieg bei Lemans in eigenhändiger Abschrift mit. [5]) Endlich, als Jules Favre die Kapitulationsverhandlungen begann, wurde Bismarck auch zum Generalsvortrage zugezogen; [6]) wobei nun freilich „das Mißverhältnis zwischen dem Reichskanzleramte und dem Generalstabe des Oberkommandos wieder schärfer hervortrat"; ja Bismarck klagte jetzt seinerseits über „das erobernde Eindringen der Soldaten in die Zivilgeschäfte." [7])

[1]) Poschinger, Bismarckportefeuille II, 189 f. Busch, Tagebuchblätter I, 421.

[2]) Tagebuch des Kronprinzen vom 10. Oktober, Deutsche Rundschau 1888, Oktoberheft. Busch I, 408. 429.

[3]) Busch I, 408.

[4]) Busch I, 294 f. 298 f. Verdy du Vernois, Im großen Hauptquartier 1870/71, 214.

[5]) Busch II, 20. 34. 40.

[6]) Schneider III, 170.

[7]) Schneider 173. Roon, Denkwürdigkeiten III⁴, 291. Bismarckbriefe (vom 4. Januar) 464.

Digitized by Google

Dies dauerte bis zum Präliminarfrieden von Versailles, wobei die Militärs wohl auch besonders deshalb grollten, weil der von ihnen wie vom Kaiser Wilhelm selbst dringend gewünschte feierliche Einzug in Paris vereitelt worden war.[1]) Erschwert wurde das Einvernehmen zwischen beiden „Ressorts“ offenbar noch dadurch, daß ein ähnlicher Streit auch zwischen dem Generalstabe und dem Kriegsministerium bestand, und daß dessen Vertreter Roon nicht nur mit Bismarck befreundet war, sondern auch in wichtigen Fragen seine Partei, nicht die des Generalstabs ergriff. Denn während Moltke dem Generalstabschef allein die militärische Beratung des königlichen Kriegsherrn im Felde vorbehalten, den Kriegsminister auf die Aufstellung und Ausrüstung der Armee beschränkt und deshalb während eines Krieges nicht von Berlin entfernt wissen wollte, betonte Roon die Mitverantwortlichkeit des Kriegsministers bei allen militärischen Beschlüssen, also die Notwendigkeit seiner Anwesenheit im Hauptquartier.[2])

Wenn Bismarck so entschieden auf seiner Mitwirkung an wichtigen militärischen Entschlüssen bestand, so that er das, weil er Krieg und Politik für untrennbar, den Krieg nur für ein Mittel zu politischen Zwecken hielt, die daher natürlich als die an sich höhern auch die Kriegführung bestimmen müßten (G. u. E. II, 96). Indem Wilhelm von Blume, damals Major im großen Generalstabe, zuletzt kommandierender General des XV. Armeekorps in Straßburg, diese Auffassung grundsätzlich anerkennt, sucht er doch nachzuweisen, daß der Bundeskanzler 1870/71 aus rein sachlichen Gründen nicht zum Generalsvortrage zugezogen worden sei, weil die Gerechtigkeit verlangt habe, daß dann die Militärs umgekehrt auch bei politischen Entschlüssen gehört worden wären, weil die politischen Verhältnisse 1870 einfacher gelegen hätten als 1866, wo sie beständig auf die Kriegführung hätten einwirken müssen, und weil endlich auch der König wohl befürchtet habe, Bismarcks übermächtige Persönlichkeit werde im Kriegsrat selbst den Generalstabschef in den Hintergrund drängen. Bismarcks Verstimmung über seine Ausschließung will er nicht nur aus der Erinnerung an 1866 erklären, sondern auch daraus, daß sein „Thätigkeitsdrang“ 1870 nicht voll befriedigt worden sei.[3]) Der verdiente General wird für diese Ausführungen wenig Glauben finden. Bismarcks politischer „Thätigkeitsdrang“ fand auch 1870/71 vollauf Genüge in den schwierigsten Verhandlungen mit den Franzosen, den süddeutschen Staaten und den interventionslustigen fremden Mächten, so sehr Genüge, daß er oft über Mangel an Zeit klagte und seine Umgebung, indem sie seine ungeheure Arbeitskraft bewunderte, häufig um sein

[1]) Abeken 523. Schneider III, 188. 196. 198 f.

[2]) Moltke, Geschichte des deutsch-französischen Kriegs 423, A., dagegen Graf Waldemar von Roon in Roons Denkwürdigkeiten III[4], 499 ff.

[3]) von Blume, Die Beschießung von Paris 1870/71 und die Ursachen ihrer Verzögerung (1899) 12 ff.

Digitized by Google

Befinden sehr besorgt war.[1]) Und was er verlangte, das war ja gar nicht die regelmäßige Teilnahme am Generalsvortrage, wozu er nicht einmal die Zeit gehabt hätte, sondern nur die genaue, amtliche Kenntnis der militärischen Ereignisse, um gelegentlich seine politischen Anschauungen bei den zu fassenden Beschlüssen zur Geltung bringen zu können. Ihm diese Kenntnis zu versagen, dafür kann es keine sachlichen Gründe gegeben haben, das verschuldete lediglich die Ressorteifersucht des Generalstabs, nicht Moltkes selbst, und die Berechtigung der Beschwerden Bismarcks darüber hat ja auch der König anerkannt, indem er sie schließlich abstellte. Schlimme Folgen hat einzig und allein der König verhütet, denn er und nur er vereinigte in seiner Hand die politische und die militärische Oberleitung, er allein übersah alle diese verwickelten Beziehungen, er allein konnte also beurteilen, wie beides aufeinander einwirken mußte, und behielt sich die letzte Entscheidung in Politik und Kriegführung in jedem Falle vor.

Auf dem Grunde dieser Gegensätze erwuchs der harte Kampf um die Frage, wie der Angriff auf Paris durchzuführen sei. Ihn behandelt der zweite und der dritte Abschnitt des Kapitels, ein zuweilen etwas weitschweifiges Stück ohne recht präzisen Gedankengang, nicht ohne mannigfache Wiederholungen und Abschweifungen, das offenbar nicht in einem Zuge entstanden, sondern aus einzelnen, zu verschiednen Zeiten niedergeschriebnen Diktaten des Fürsten nachträglich zusammengeschweißt worden ist. Militärische und politische Gründe, so führt er aus, empfahlen gleichmäßig eine rasche Entscheidung vor Paris, also die Beschießung der Stadt, nicht die langsame Aushungerung. An sich schon war die Lage des schwachen deutschen Einschließungsheeres zwischen der von viel stärkern Truppenmassen verteidigten Riesenfestung, deren schweren Geschützen es dazu nur Feldartillerie entgegenzusetzen hatte, und den fortwährend wachsenden französischen Provinzialheeren sehr ungünstig. Sodann erblaßte der Glanz der deutschen Erfolge bei der langen, thaten- und entscheidungslosen Zögerung vor Paris, und das konnte die neutralen Mächte zur Einmischung reizen, die den Deutschen den Siegespreis verkümmern und die Vollendung der deutschen Einheit verhindern konnte. Eine solche Einmischung war zunächst von Italien und Österreich her zu fürchten, aber auch Rußlands war man keineswegs ganz sicher, denn hier war zwar Alexander II. der deutschen Sache freundlich, Gortschakow aber ihr feindlich und bestrebt, Deutschland und Rußland von einander zu trennen, wie er das später auf dem Berliner Kongreß 1878 bewiesen hat. So bot sich die Pontusfrage als „eine Gunst des Schicksals," um Rußland einen für Deutschland unschädlichen Dienst zu erweisen, wobei der russische Militärbevollmächtigte Graf Kutusow und der Großherzog von Weimar die Verbindung mit dem russischen Hofe vermittelten. Von England vollends war nichts als Mißgunst zu er-

[1]) Abeken 433 (vom 20. Oktober). Busch I, 306.

Digitized by Google

warten. Wenn somit alle sachlichen Gründe für die Beschleunigung der Einnahme von Paris durch „Beschießung“ rieten, so konnten die Generale gegen eine solche keine sachlichen Einwendungen erheben, konnten nicht anders denken als Roon, der hier ganz mit Bismarck übereinstimmte. Was dagegen geltend gemacht wurde, das waren also Scheingründe oder selbstbereitete Hindernisse, die Verlangsamung der artilleristischen Eisenbahntransporte durch Lebensmitteltransporte für Paris, für den Fall, daß dieses durch Aushungerung bezwungen werde, und die Zögerung in der nötigen Beschaffung eines leistungsfähigen deutschen Fuhrparks für die Anfuhr der Geschützmunition. Der wahre Grund lag in einer falschen Humanität, die der Beschießung dieses „Mekka der Zivilisation“ die Aushungerung durch Einschließung vorzog und vor allem von fürstlichen Damen in Deutschland und England beim Kronprinzen vertreten wurde. Als jene Scheingründe durch Bismarcks und Roons Energie endlich beseitigt worden waren, wurden die Vorbereitungen zur Beschießung sehr rasch beendigt, und der Erfolg blieb nicht aus.

Diese Darstellung wird nun durch eine Fülle von gleichzeitigen, also nicht in der Rückerinnerung gefärbten Äußerungen teils bestätigt, teils erläutert, in einigen Punkten auch berichtigt. Von der einen Seite sind Bismarcks Meinungen und Urteile in den Tagebüchern von Busch, die sich hier wieder als eine der allerwichtigsten Geschichtsquellen erweisen, fast Woche für Woche, zuweilen Tag für Tag zu verfolgen und Roons Anschauungen aus seinen Briefen urkundlich festzustellen. Von der andern haben wir das Kriegstagebuch des Kronprinzen, die amtlichen Schriftstücke Moltkes und Blumenthals, die Aufzeichnungen Verdys und Blumes; auch Schneider, der Vorleser, und Wilmowski, der Kabinettsrat des Königs, bieten hier und da Wertvolles, namentlich über die persönliche Stellung ihres Herrn.

Zur Bezwingung von Paris kamen an sich drei Mittel in Betracht: die Aushungerung der Stadt durch Einschließung, die Beschießung und der regelmäßige gewaltsame Angriff auf eine oder mehrere Fronten der Festungswerke, also die förmliche Belagerung, die ganz etwas andres war als die Beschießung, mit der sie doch oft zusammengeworfen worden ist.

Bismarck selbst war, wenn man nicht sofort am 19. September einen Sturmangriff wagen wollte, der im Augenblick der ersten Verwirrung vielleicht nicht ohne Aussicht gewesen wäre, überhaupt nicht dafür, Paris einzuschließen, sondern für die möglichst rasche Vernichtung der sich damals erst langsam bildenden Provinzialheere, um im Hinblick auf die sonst drohende Einmischung der Neutralen möglichst bald den Frieden zu erzwingen.[1]) Sehr lebhaft äußerte er dann seinen Unmut, daß ganz anders verfahren wurde, und verwahrte sich mehrfach dagegen, daß etwa er daran schuld sei.[2]) Die Schuld schrieb er auch

[1]) Busch I, 274 (7. Oktober), 424 (23. November), 441 (28. November).

[2]) Busch I, 350 (4. November), 365 f. (7. November).

Digitized by Google

nicht dem Könige zu, der vielmehr den artilleristischen Angriff befohlen habe,[1]) sondern den Militärs. Noch in Ferrières hätten sie den gewaltsamen Angriff auf die Südfront gewollt und für aussichtsvoll gehalten; erst vor Paris sei der Gedanke aufgekommen, nicht zu schießen, obwohl ein Beschluß derart niemals gefaßt worden sei, sondern man erkläre jetzt nur, warten zu wollen, bis alles bereit sei.[2]) Übrigens dachte er bei der „Beschießung" vor allem auch an ein Bombardement der Stadt selbst, wie bei Straßburg.[3])

Wie gut Bismarck hier unterrichtet war, läßt sich jetzt bis ins einzelne nachweisen. Schon in den ersten Tagen des Vormarsches auf Paris wurden die ersten Maßregeln zum gewaltsamen Angriff auf die Hauptstadt getroffen, also zu einer Zeit, wo Toul die einzige zur Verfügung stehende Bahnlinie noch sperrte. Schon von Reims aus ordnete Moltke am 8. September auf Befehl des Königs die „schleunige Heranführung der erforderlichen Festungsartillerie" an, da „voraussichtlich zwischen dem 25. und 30. d. M. der ernsthafte Angriff auf Paris beginnen wird"; von Ferrières aus befahl er am 23. September nach dem Falle von Toul telegraphisch dem Oberkommando der III. Armee die bisher dort verwandten schweren Geschütze mit Bahn bis Nanteuil östlich von Meaux zu bringen, dann mit requirierten Geschirren bis vor Paris.[4]) „Die Ausladung und der weitere Landtransport des per Bahn bis Nanteuil s. Marne heranzuführenden schweren Belagerungsgeschützes auf Paris" sollte am 28. September beginnen, den Anfang der Beschießung erwartete Moltke damals (am 27. September) „kaum vor Ende dieser Woche," also um den 1. Oktober, und er sollte mit der Verlegung des königlichen Hauptquartiers nach Versailles oder St. Germain-en-Laye zusammenfallen. In der That ging der erste Geschütztransport am 27. früh von Nancy nach Nanteuil ab mit der Bestimmung gegen die Forts Issy und Vanves.[5]) Ebenso wurde noch in Ferrières nach einem Gutachten der Generale von Hindersin und von Kleist vom 30. September, die dafür am 2. Oktober 420 Belagerungsgeschütze verlangten, der Hauptangriff auf die Südwestfront und ein Nebenangriff auf die Nordostfront (St. Dénis) beschlossen, sobald ausreichende Mittel vorhanden seien, was man jetzt erst für „die ersten Tage des Dezember" erwartete.[6])

[1]) Busch I, 415 (20. November), vgl. 493.

[2]) „Der Generalstab behauptete, daß sie ein paar Forts (Issy und Vanves) in drei Tagen zusammenschießen und dann gegen die schwache Enceinte vorgehn könnten," Busch I, 454 (30. November), 463 (1. Dezember), 511 (12. Dezember).

[3]) Busch I, 441.

[4]) Moltke an Roon Reims 8. September, Moltkes Militärische Korrespondenz III, 2, Nr. 267 an das Oberkommando der III. Armee in Versailles 23. September, a. a. O. Nr. 292.

[5]) Moltke an Stiehle 27. September, an Blumenthal von demselben Tage, Militärische Korrespondenz III, 2, Nr. 297. 298.

[6]) Moltke an den König 22. Dezember, a. a. O. Nr. 531. Vergl. Generalstabswerk II, 1, 190 f. Dazu Wilmowski, Feldbriefe 74 f. Der König an Moltke 28. November a. a. O. S. 415.

Digitized by Google

Soviel steht also fest: im Anfang hegte die deutsche Heeresleitung die Absicht, Paris möglichst bald durch einen gewaltsamen Angriff zu bezwingen, keineswegs durch bloße Einschließung und Aushungerung, und noch weniger durch eine bloße „Beschießung“ der Stadt. Dafür wurden die Vorbereitungen so eifrig gefördert, daß schon Ende Oktober 235 Belagerungsgeschütze, also gewiß eine genügende Anzahl, um wenigstens den Angriff auf die Südwestfront zu beginnen, bei Villa Coublay (5 Kilometer östlich von Versailles) bereit standen und mit dem Bau von Belagerungsbatterien begonnen worden war.[1]) Nur an der nötigen Munition fehlte es noch. Woher kam also dann die Verzögerung in deren Zufuhr und damit im Beginn der förmlichen Belagerung?

Bismarck hat damals wie später rundweg gesagt: Die Generale, namentlich Stosch, Treskow und Podbielski verzögerten diese absichtlich aus Rücksicht auf den Kronprinzen, machten daher Schwierigkeiten aller Art, verlangten namentlich viel mehr Munition, als thatsächlich nötig sei, täglich neunzig Wagen, gerade wie vor Straßburg, wo man schließlich zwei Drittel der herbeigeschafften Munition übrig behalten habe, „und Straßburg war gegen Paris ein Gibraltar.“ Denn der Kronprinz wolle keine Beschießung, weil sie inhuman sei, sondern die Aushungerung.[2]) Über die fürstlichen Damen, die den Kronprinzen in dieser Richtung zu beeinflussen suchten, hat er sich in Versailles gegenüber seiner Umgebung natürlich viel rückhaltloser ausgesprochen als in den Gedanken und Erinnerungen zwanzig Jahre nachher. „Mehrere Königinnen“ seien es, also neben Königin Viktoria von England auch Königin Augusta, die, ihrerseits wieder von Dupanloup (Bischof von Orleans) beeinflußt, auf ihren Gemahl zu wirken suche, dann die Kronprinzessin.[3]) An solche Einwirkungen glaubte man ebenso gut in der Armee vor Paris wie in Berlin, und Bismarck trug kein Bedenken, sie in der Presse energisch bekämpfen zu lassen.[4]) Roon sprach dieselbe Meinung in seinen Briefen zwar nicht offen aus, teilte sie aber, und selbst der sehr zurückhaltende Abeken deutete gelegentlich dasselbe an.[5]) Auf dieselben Einflüsse führte es Bismarck zurück, wenn zu Anfang Dezember die Rede davon war, zwischen den deutschen Linien Magazine für die Verpflegung der ausgehungerten Pariser nach der Übergabe anzulegen.[6]) Daß solche „humanen“

[1]) Generalstabswerk II, 2, 767. II, 1, 191.

[2]) Busch I, 366 f. (7. November), 415 (20. November), 440 (28. November).

[3]) Busch I, 424 (23. November), 430 (25. November), 439. 443 (28. November), 463 (1. Dezember), 473 (4. Dezember).

[4]) Busch I, 442 f. (28. November).

[5]) Roon, 28. November, Denkwürdigkeiten III[4], 257: „Wenn doch die sonst so vorlaute Presse einmal diese Unthätigkeit und Faulheit tüchtig geißeln möchte! Aber ihr wißt nicht, wer dahinter steckt!“ Abeken S. 461 vom 7. Dezember: „Was die Beschießung verhindert, darüber wäre viel zu sagen, aber nicht zu schreiben. Neben den militärischen Gründen, deren Stichhaltigkeit und Aufrichtigkeit ich nicht beurteilen kann, mögen noch andre Einflüsse mitwirken.“

[6]) Busch I, 473 (4. Dezember).

Digitized by Google

Einwirkungen versucht worden sind, kann nach diesen Angaben der am besten unterrichteten Zeugen gar keinem Zweifel unterworfen sein.

Was sie nun aber auch ausgerichtet haben mögen, Bismarck hat doch zunächst zweierlei unterschätzt. Zuerst die Unmöglichkeit einer wirksamen Beschießung, wie er sie vor allem im Auge hatte, bei einer Riesenstadt wie Paris, einer Ellipse von 11 zu 9 Kilometer Durchmesser, von der die deutschen Batterien, da sie von den Forts noch 2500 bis 3000 Meter entfernt bleiben mußten und höchstens 7500 Meter weit trugen, nur einen schmalen Randstreifen der Stadt überhaupt bestreichen konnten, noch ganz abgesehen davon, daß sich ein solches Bombardement z. B. schon bei Straßburg als unwirksames Mittel erwiesen hatte. Sodann die Schwierigkeiten, die sich den artilleristischen Transporten, vor allem der Anfuhr der Munition, in der That entgegenstellten. Auch nachdem die einzige zur Verfügung stehende Eisenbahnlinie von Nancy her mit der Übergabe von Toul am 23. September freigeworden war, mußte sie alle Ersatzmannschaften und zum größten Teil auch die Lebensmittel für die Armee vor Paris, oft genug sogar große Truppenteile, nach der Einnahme von Straßburg anfang Oktober die ganze Gardelandwehrdivision, nach der Kapitulation von Metz zu Anfang November fast das gesamte II. Armeekorps bis Paris befördern; erst am 21. November, als auch Soissons gefallen war, kam für die Maasarmee eine Zweiglinie von Reims über Soissons nach Mitry (nördlich von Paris) hinzu.[1] Aber auch jene Eisenbahn endete zuerst bei Nanteuil s. Marne, fast 100 Kilometer, dann bei Lagny, immer noch 50 Kilometer von der deutschen Einschließungslinie entfernt, und auf dieser ganzen Strecke mußten auf bald gründlich zerfahrnen Wegen über Marne und Seine hinweg sowohl Geschütze als Munition mit Geschirr befördert werden. Dafür reichten weder die bei den Fuhrparks der Armee entbehrlichen Gespanne aus, noch waren dazu die landesüblichen zweirädrigen Karren überhaupt brauchbar. Denn es handelte sich schon bei der ersten Munitionsrate für 300 schwere Geschütze und für die ersten zehn Tage der Belagerung um eine Last von etwa 50000 (oder gar 100000) Zentnern Munition, 500 Schuß auf das Geschütz gerechnet. Die Eisenbahn bewältigte diese Transporte, sodaß um Mitte November die ganze erste Munitionsrate bei Nanteuil aufgehäuft lag, aber dort blieb sie auch, weil jene Schwierigkeiten nicht überwältigt wurden.[2])

Abgesehen von der Unterschätzung dieser technischen Gründe hat Bismarck auch wohl übersehen, daß ein scharfer rein sachlicher Gegensatz der Anschauungen

---

[1]) Blume, Beschießung von Paris 31 f. 39. Moltke, Militärische Korrespondenz III, 2, Nr. 300 (Befehl vom 28. September). Nr. 336. 359. 360 (Befehle vom 23. Oktober und 1. November). Geschichte des deutsch-französischen Krieges 138 (über die Schwierigkeiten der Verpflegung). Brief vom 11. Oktober, Briefe II, 178.

[2]) Blume, Beschießung von Paris 41 ff. und die Berichte vom 29. und 30. November 66 ff. als Anlage zu Nr. 454. Moltke, Geschichte des deutsch-französischen Krieges 262 f.

Digitized by Google

innerhalb der leitenden Kreise über die gegen Paris zu verwendenden Angriffsmittel bestand. Die eine Meinung war für den möglichst raschen Beginn des Artillerieangriffs auf die Forts, und von diesem Standpunkte aus sind die grundlegenden Beschlüsse in Ferrières gefaßt worden. Die andre erwartete, von der Ansicht ausgehend, daß Paris nicht für so gar lange mit Lebensmitteln versehen, auch das Besatzungsheer ohne strenge Disziplin und die provisorische Regierung ohne festen Halt sei, die Stadt also rasch zur Übergabe kommen werde, den Erfolg von der Einschließung und betrachtete die Belagerung oder gar die Beschießung der Stadt nur als ein letztes Mittel, von dessen Anwendung sie obendrein nicht viel hoffte; sie wollte aus diesem Grunde jedenfalls nicht eher damit beginnen, als bis genug Munition da sei, um dann mit vollem Nachdruck auftreten zu können und nicht etwa aus Mangel an Material wieder aufhören zu müssen. Der ersten Ansicht war unbedingt Roon; Moltke hat zwar die Befehle zur Einleitung des gewaltsamen Angriffs in Ferrières gegeben, aber er scheint im Grunde auf dem zweiten Standpunkte gestanden zu haben, denn in seinem „Promemoria" für den König vom 30. November[1]) sagt er: „Letztere [die Beschießung der Südforts] ist überhaupt immer nur als das äußerste Mittel zur Bezwingung des Widerstands angesehen worden. Als ein wenn auch langsamer wirkendes, aber sicher zum Ziele führendes Mittel mußte zunächst die enge Einschließung und Aushungerung betrachtet werden. Da die Entscheidung des Feldzugs nicht hier, sondern darin liegt, daß die noch im freien Felde operierenden feindlichen Armeen geschlagen werden,[2]) dürfte es sich auch nicht empfehlen, über die Beschießung der Forts hinaus die eigentliche förmliche Belagerung vorzubereiten, welche bedeutende Opfer an Menschen erfordern würde." Überhaupt würde ein artilleristischer Angriff „in der Hauptsache wenig entscheiden." Kurz zuvor soll Moltke geäußert haben, „es sei der dümmste Streich in diesem Kriege, daß man überhaupt Belagerungsgeschütze nach Paris habe transportieren lassen." Natürlich teilte der Generalstab die Meinung seines Chefs. Verdy du Vernois hat noch am 14. Dezember in diesem Sinne eine Denkschrift ausgearbeitet, in der er ausführte, daß „bei der allgemeinen Kriegsverhältnissen überhaupt eine regelrechte Belagerung und

---

[1]) Militärische Korrespondenz III, 2, Nr. 454. Vergl. Generalstabswerk II, 1. 49 ff.

[2]) Also ganz Bismarcks Ansicht! Moltke glaubte lange nicht an die ausdauernde Widerstandskraft von Paris, s. die Briefe an Stiehle vom 12. und 21. September und 9. Oktober, an seinen Bruder Fritz vom 11. September: „Eigentlich müßte der Krieg aus sein," an seine Schwester Auguste 16. September: „Ich hoffe auf einen baldigen Frieden ohne neues großes Blutvergießen." Am 27. November erwartete er die Kapitulation von Paris „möglicherweise schon in den nächsten Tagen." Militärische Korrespondenz III, 2, Nr. 272. 287. 319. 430. Briefe II, 94. III, 484. Das war ein sehr verzeihlicher Irrtum, denn in Paris selbst dachte der Oberbefehlshaber Trochu nur bis Mitte November aushalten zu können, in der Provinz hatte man die Ansicht, daß dies bis zum 1. Dezember möglich sein werde, s. Freycinet, La guerre en province (1871) 73 f.

Digitized by Google

ein gründliches Bombardement nicht möglich" sei und eine Beschießung erst dann Eindruck machen werde, wenn die Hoffnung der Pariser auf Entsatz geschwunden sei (also nur eine moralische Bedeutung habe); Blume hat nachher 1871 in einem Aufsatze diesen Standpunkt vertreten.[1] Wichtiger war, daß auch Blumenthal, der Generalstabschef der III. Armee, also des Kronprinzen, derselben Ansicht war wie Moltke, dem er dies in einem längern Briefe vom 21. November auseinandersetzte.[2] Er sah in einer „partiellen Beschießung" eine „Halbheit," hielt es für „unzweifelhaft, daß Paris spätestens bis Ende dieses Jahres, vom Hunger bezwungen, fallen muß," und wollte nur für den Fall, daß dies nicht geschehe, „alles zur förmlichen Belagerung parat" haben, „die dann nach allen Regeln der Kunst und mit möglichst geringen Opfern Schritt für Schritt auszuführen ist." Er nannte gelegentlich in seiner lebhaften Art die Forderung des Bombardements einfach eine „Kinderei."[3] Seinem Generalstabschef und Moltke stimmte auch der Kronprinz begreiflicherweise völlig zu. Am 26. Oktober trug er in sein Tagebuch ein: „Moltke ist mit mir einig, Paris durch Hunger zu zwingen, und gegen Eröffnung von Parallelen," und am 28. November: „Ich will nicht anfangen, bis alle Munition da; mit bloßem Schießen hätten wir längst anfangen können, hätten aber wegen Munitionsmangel bald aufhören müssen."

(Fortsetzung folgt)

Eine Weltgeschichte auf ethnographischer Grundlage

Es entspricht der engen Verbindung, in die der moderne Weltverkehr und die großen binnenländischen Entdeckungsreisen des neunzehnten Jahrhunderts alle Teile der Erde mit einander gebracht haben und immer mehr bringen, wenn der Begriff der Weltgeschichte einen ganz neuen Inhalt angenommen hat. Wie man längst davon abgekommen ist, sie erst dort zu beginnen, wo die schriftliche Überlieferung einsetzt, so beschränkt man sie auch nicht mehr auf den Umfang der europäischen und der westasiatischen Kulturvölker, die zusammen nur einen

[1]) Verdy, Im großen Hauptquartier 177 ff. Busch I, 404 ff. Wilmowski 73 (22. November). Tagebuch des Kronprinzen vom 25. November.

[2]) Moltke, Militärische Korrespondenz III, 2, 446 ff. Anlage zu Nr. 486. Er galt allgemein als ein „großer Widersacher des Bombardements," Wilmowski 77. vgl. Busch II, 59.

[3]) H. Delbrück, Bismarck-Historiographie, im Juniheft der Preußischen Jahrbücher 1899, S. 472 nach Äußerungen des Feldmarschalls.

Digitized by Google

der großen Völker- und Kulturkreise darstellen, sondern man erkennt die Pflicht an, alle Völker der Erde historisch zu begreifen. Bei der dadurch gesteigerten Schwierigkeit der an sich schon ungeheuern Aufgabe kann nun freilich das Verfahren in der Darstellung zweifelhaft sein, denn der riesig angewachsene Stoff droht die überlieferten Formen zu sprengen. Da versucht nun ein neues, groß angelegtes und vorzüglich ausgestattetes Unternehmen einen ganz neuen Einteilungsgrund aufzustellen und durchzuführen.*) Dabei hat der Herausgeber, Hans Helmolt in Leipzig, von dem vorliegenden ersten Bande nur die Einleitung über den Begriff der Weltgeschichte geschrieben und sich auch künftig wohl nur einzelne Teile vorbehalten, die Hauptmasse einer Anzahl von teilweise namhaften Fachmännern, im ganzen dreißig, von denen wir hier nur Friedrich Ratzel, Johannes Ranke, Karl Pauli, Julius Jung, Konrad Häbler, Graf Eduard Wilczek, Hans von Zwiedineck-Südenhorst nennen wollen, zugewiesen, eine Teilung der Arbeit, die natürlich manches bedenkliche hat, aber, wenn der wissenschaftliche Charakter des Werkes gewahrt werden sollte, unvermeidlich war. Indem der Herausgeber damit auf die Einheit der Gesamtauffassung verzichtete, hat er vier grundlegende Kapitel vorausgeschickt. Im ersten entwickelt er selbst, unter Ablehnung früherer Auffassungen, sein Programm. Die Aufgabe der Weltgeschichte ist es nach ihm, alle Völker der Erde in allen ihren Lebensäußerungen zu umfassen und soweit, als es möglich ist, zurückzuverfolgen. Sie darf sich also nicht auf die sogenannten Kulturvölker beschränken, denn alle Werturteile über die Bedeutung eines Volks sind subjektiv oder beruhen auf einer unvollständigen Erfahrung. So der Satz von der absoluten Überlegenheit der weißen Rasse, der durch die hohen und sehr alten Kulturleistungen der gelben Rasse in Ostasien und der hamitischen Ägypter widerlegt wird; so die Behauptung, ein Volk gehe unter, sobald es seine Aufgabe erfüllt habe, denn seine Kulturerrungenschaften gehn nicht unter, sondern nur auf andre Völker über, endlich die Meinung von der Vorbildlichkeit der Entwicklung mancher Völker, da doch jedes unter ganz verschiednen Bedingungen aufwächst. Sodann muß die Geschichte jede Teleologie und jede geschichtsphilosophische Systematisierung ablehnen. Denn ein allgemein verbindliches System zur Erklärung des Weltganzen ist prinzipiell unmöglich, weil kein Mensch die ganze Entwicklung zu übersehen vermag. Deshalb soll sie auch keine sogenannten historischen Gesetze aufstellen, wie es die Naturwissenschaft thut und thun kann, denn alle derartigen, von der Erfahrung abstrahierten Sätze bedeuten thatsächlich nur Möglichkeiten, aber keine bindenden Notwendigkeiten. Sie soll sich ferner kein sittenrichterliches Amt anmaßen — eine alte,

*) Weltgeschichte. Herausgegeben von Hans F. Helmolt. Erster Band. Mit 3 Karten, 4 Farbendrucktafeln und 16 schwarzen Beilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1899. X und 630 S. Lexikon-Oktav.

Digitized by Google

selbstverständliche Forderung —, und sie soll endlich von jeder Subjektivität, ja selbst von jeder subjektiven Weltanschauung absehen. Ihr einziges Ziel ist die Nachweisung des Kausalnexus; sie soll zeigen, wie die Dinge geworden sind, nicht wozu. Vollständig wird sie auch dazu nicht imstande sein, denn sie verfügt über keine lückenlose Erkenntnis, und nur ein Teil der Dinge läßt sich mit der Vernunft begreifen, ein andrer liegt darüber hinaus; es kann nur die Aufgabe sein, diesen zweiten Teil möglichst einzuengen. Vollends die Persönlichkeit bleibt ein nicht völlig auflösbares X; die Historie kann hier nur die Grenze ziehn, innerhalb deren die persönliche Freiheit wirksam werden kann, indem sie die Zustände, die „Umwelt," die jeden Menschen bestimmen, darlegt. Von diesem jede wie immer geartete Systematisierung ablehnenden Standpunkt aus verwirft Helmolt alle bisherigen Einteilungsgründe, die Rassen, die Kulturformen, sogar die „sozialpsychologischen" Kulturzeitalter Lamprechts, und indem er von der entscheidenden Bedeutung des Bodens für die menschheitliche Entwicklung ausgeht, will er die Weltgeschichte auf den großen Völkerkreisen, also auf rein geographisch-ethnographischer Grundlage aufbauen — ein neuer, kühner Versuch; ob ein durchführbarer, das muß sich erst zeigen.

Schon gegen die Leitsätze dieser Einleitung läßt sich, so sehr viele davon volle Zustimmung verdienen, manches einwenden. Mögen alle Werturteile nur relative Berechtigung haben, so ist es doch unmöglich, ganz darauf zu verzichten. Denn ohne Werturteil läßt sich überhaupt Wichtiges von weniger Wichtigem nicht unterscheiden, der Stoff wird also zum Chaos. Mag die Schätzung der weißen Rasse einseitig sein, leugnen läßt sich doch nimmermehr, daß sie bisher, völlig objektiv betrachtet, im ganzen größere Leistungen vollbracht hat als die Neger oder die Rothäute, ja selbst als die asiatischen Kulturvölker, daß ihre Geschichte also der jener Rassen an Wichtigkeit voransteht. Mögen solche Werturteile auch keine absolute Geltung haben, so hat doch jede Zeit das Recht, ja die Pflicht, von ihren Erfahrungen aus ein Weltbild zu gestalten. Eben deshalb kann sie auch auf gewisse geschichtsphilosophische Grundlinien nicht verzichten, denn ohne solche fehlt jeder innere Zusammenhang der Dinge; nur soll sie nicht die Thatsachen in ein fertiges System hineinpressen und nicht der menschlichen Freiheit Gewalt anthun wollen. Historische „Gesetze" im Sinne naturwissenschaftlicher Gesetze kann es gewiß nicht geben; aber die Annahme, daß sich verschiedne Völker unter gleichen oder vielmehr unter ähnlichen Voraussetzungen in ähnlicher Weise mit Wahrscheinlichkeit entwickeln, ist in der Einheit des menschlichen Geistes begründet. Helmolt will, indem er der Weltgeschichtschreibung einen so vielseitigen Verzicht zumutet, wohl zu viel erreichen: er will etwas schaffen, was für alle Zeiten absolute Geltung hat. Das würde schließlich auf eine empirische wohlgeordnete Stoffsammlung hinauslaufen, also zwar in der einen Beziehung einen Fortschritt, in der andern, der geistigen

Digitized by Google

Durchdringung, aber einen Rückschritt bedeuten. Es kann eben keine Zeit aus ihrer Haut heraus, und nur auf mathematischem Gebiete ist es dem Menschen vergönnt, absolute Wahrheiten zu finden.

Diesem etwas schwerflüssigen, aber unzweifelhaft gedankenvollen, wenngleich mannigfach anfechtbaren Kapitel folgen drei weitere einleitende Abschnitte: die Grundbegriffe einer Entwicklungsgeschichte der Menschheit von Joseph Kohler, die Menschheit als Lebenserscheinung der Erde von Friedrich Ratzel, die Vorgeschichte der Menschheit von Johannes Ranke, alle drei treffliche, übersichtliche Zusammenfassungen eines ungeheuern Materials aus der Feder hervorragender Fachmänner. Die geschichtliche Darstellung beginnt mit dem Kapitel Amerika von Konrad Häbler und führt dann die geschichtliche Bedeutung des Stillen Ozeans vor (von dem verstorbnen Grafen Eduard Wilczek und Karl Weule); dann sollen folgen: Ostasien und die Inselwelt des Großen Ozeans (II. Band), Afrika und Westasien (III. Band), das Mittelmeerbecken, Mittel- und Westeuropa (IV. bis VII. Band). Man sieht: das ethnographische Programm ist streng durchgeführt; es tritt gleich zu Anfang an darin charakteristisch hervor, daß nach einem Worte Ratzels, Amerika sei der Ostrand der Alten Welt, eben Amerika, die bisher sogenannte Neue Welt an die Spitze der gesamten Weltgeschichte gestellt wird. Dem gegenüber kann die Historie nur trocken sagen: Gewiß kann die historische Darstellung immer nur auf einem Schauplatze chronologisch verfahren, muß also das zeitliche Nacheinander durch ein räumliches Nebeneinander ergänzen, aber das Wesen der Geschichte ist doch, daß sie sich in der Zeit bewegt; daher kann sie der Hauptsache nach nur nach zeitlichen, also chronologischen, nicht nach räumlichen Kategorien, also nicht nach geographisch-ethnographischem Einteilungsgrunde geordnet und geschrieben werden. Wer das thut oder zu thun versucht, der setzt sich mit dem Wesen dieses Wissensgebiets genau in denselben Widerspruch, als wenn jemand eine Geographie nach historischen Richtlinien schreiben, also etwa von dem Weltbilde Homers und der Chinesen ausgehn und nun die Entwicklung dieses Weltbilds bis auf die Gegenwart verfolgen wollte; das würde eine Geschichte der Erdkunde werden, wie sie Oskar Peschel geschrieben hat, aber nimmermehr eine Erdkunde. Eine ethnographisch-geographische Anordnung des historischen Stoffs ist nur möglich, ja aus praktischen Gründen geradezu geboten in Zeiten, wo die einzelnen Völkerkreise noch verkehrslos, also isoliert neben einander standen, und wo sogar die parallele Chronologie unsicher ist, also im größten Teile der vorchristlichen Zeit. Sobald die Verbindung zwischen den großen Völkerkreisen hergestellt und rege wird, also etwa von der Zeit des persischen Reichs und vor allem der Alexanders des Großen an, die zuerst den mittelmeerländischen Völkerkreis mit dem iranischen, ja mit dem indischen in Beziehung setzte, muß die chronologische Einteilung in große Perioden eintreten, innerhalb deren nun wieder die einzelnen Völkergruppen für sich behandelt werden mögen, bis die

Digitized by Google

Zunahme ihrer Beziehungen dazu nötigt, die Zeitabschnitte immer kürzer zu machen, um das, was thatsächlich zusammenhängt, auch in der Darstellung zusammenzufassen. Diese Methode der Weltgeschichtschreibung spaltet also gewissermaßen den Stamm der Menschheitsentwicklung in seinem obern Teil in Querschnitte, die nach oben immer dünner werden, nur den untersten Teil in Längsschnitte, Helmolt aber spaltet den ganzen Baum von oben nach unten in Längsschnitte.

Die eigentümlichen Folgen dieser Anordnung zeigt schon der vorliegende erste Band. Wenn er Amerika voranstellt, so mag dies damit begründet werden, daß auch dieses den Grundstock seiner Bevölkerung dereinst von Asien her erhalten hat, und daß uns dort die Reste der prähistorischen Zeit nicht nur vollständiger entgegentreten als irgendwo sonst, sondern daß auch diese uralte Vorkultur dort vielfach bis zur Gegenwart dauert, sodaß wir also hier Zustände der Menschheit noch mit Augen sehen, die bei uns längst verschwunden sind. Aber diese Begründung reicht doch nur aus für die selbständige Entwicklung Amerikas, also für die Zeit bis zur Entdeckung des Erdteils durch die Europäer. Die Darstellung ist jedoch bis auf die Gegenwart herabgeführt, behandelt also auch die Geschichte der europäischen Kolonial- und Staatenbildungen in der Neuen Welt. Dies ist, historisch betrachtet, völlig unorganisch. Einmal hat diese spätere Entwicklung mit der selbständigen Vorzeit des Erdteils gar keinen innern Zusammenhang; sodann ist die dorthin fertig hinüber getragne europäische Kultur ohne die Geschichte Europas, von der sie ausging, gar nicht verständlich, denn das moderne Amerika ist trotz aller politischen Selbständigkeit und trotz der bei jungen Gemeinwesen üblichen Selbstüberhebung nichts weiter als eine große europäische Kolonie; die Vergangenheit, auf der es erwuchs, liegt also gar nicht in Amerika, sondern in Europa, und es bedeutet nicht einmal eine höhere Entwicklungsstufe der europäischen Gesittung, sondern es zeigt die echt koloniale Verbindung jugendlicher Unreife und greisenhafter Überkultur. So reißt diese neue Gliederung des Stoffs schon hier das innerlich Zusammengehörige aus einander und berichtet das Spätere vor dem Frühern. Das wird sich nach der vorliegenden Disposition in dem ganzen Werke beständig wiederholen; nirgends werden wir zu einer Gesamtanschauung irgend welcher Periode kommen, niemals wird es möglich sein, den großartigen Gang der Weltgeschichte von der Barbarei zur Kultur, von dem Nebeneinander isolierter Völkerkreise zur lebendigen Verbindung aller Teile der Erde und der Menschheit zu verfolgen, niemals wird die trotz aller mehr oder weniger interessanter schwarzer und brauner Naturvölker nun einmal nicht wegzuleugnende Herrscherstellung des mittelmeerländischen Völkerkreises und des kleinen Europa, die gerade in der Gegenwart zum überwältigenden Ausdruck kommt, auf diese Weise klar hervortreten. Unzweifelhaft wird das Werk eine Reihe trefflicher Sondergeschichten einzelner Völkergruppen und damit

Digitized by Google

viel Neues und Interessantes namentlich aus entlegnern Gebieten des historischen Wissens bringen; dafür bürgt schon Konrad Häblers Geschichte von Amerika, die einen ungeheuern Stoff in lichtvoller Darstellung zusammenfaßt, wie sie in dieser Form wohl kaum schon irgendwo geboten worden ist; aber die eigentliche Aufgabe der Weltgeschichte kann es seiner ganzen Anlage nach nicht lösen. Der an sich interessante und geistvolle Versuch ist doch nur ein neuer Einbruch der naturwissenschaftlichen Methode in das Gebiet der Geschichte; er wird die Historiker anregen, die Grundlagen ihrer Arbeit erneut zu prüfen, und wird sie jedenfalls dazu führen, die Grenzen ihrer Forschung und Darstellung dauernd zu erweitern, aber an der natürlichen Methode wird er nichts ändern können, ebenso wenig wie sich die Historiker dem Versuche unterworfen haben, ihrem Stoffe mechanische Naturgesetze aufzuzwingen. *

Der Römerstaat

2. Soziale Kämpfe

Soll es zu der Bildung eines bedeutenden Staates kommen, so ist erstens ein geeignetes Land erforderlich — diese geographische Bedingung lassen wir in unsern Betrachtungen beiseite —, zweitens ein tüchtiges Volk. In naiven Zeiten offenbart sich der Charakter eines Volks deutlich in seiner Religion, und an ihrer Religion haben wir die Römer charakterisiert. Drittens gehört zur Staatenbildung eine Fülle von Gegensätzen; denn bei völliger Gleichartigkeit der Gesinnungen und Stimmungen, der Bildung und der sozialen Lage, und wenn Interessenkonflikte fehlen, ist weder für Gesetzgebung und Entwicklung von Verfassungen noch für auswärtige Unternehmungen eine Veranlassung vorhanden. Es kommt dann zu keinem politischen Leben, zu keinem Staat; ein solches Volk lebt als friedlich weidende Herde, oder als friedlich fischende; denn die Eskimos dürften diesem Kulturideal am nächsten kommen. Mommsen schreibt vom patrizischen Adel Roms: „Hätte er es vermocht, die reichen und ansehnlichen Plebejer zu voller Rechtsgleichheit zuzulassen, so mochten beide noch lange ungestraft regieren und spekulieren. Allein die Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit, welche die eigentlichen und unverlierbaren Privilegien alles echten Junkertums sind, verleugneten sich auch in Rom nicht und zerrissen die mächtige Gemeinde in nutz-, ziel- und ruhmlosem Hader.“ Ich erlaube mir, abweichend von dem zweitgrößten aller Verfasser einer römischen Geschichte, diesen Hader keineswegs für nutzlos zu

Digitized by Google

halten. Nur in dieser beständigen Weckung aller Lebensgeister und Spannung aller Kräfte, wie sie der Parteikampf bewirkte, konnte die ungeheure Kraftfülle entbunden werden, die zur Gründung des Weltreichs erforderlich war. Für Rom war die Zwietracht um so nötiger, als das feste Gefüge des römischen Geistes und Lebens, die unbedingte Herrschaft der Autorität in Staat und Haus die Gefahr des Steifwerdens nahe brachte, wenn auch die geographische Lage des Ländchens Latium dafür gesorgt haben würde, daß die Steifheit nicht bis zur chinesischen Versteinerung gediehen wäre. Auch halte ich die Ansicht, die Mommsen bei der Beurteilung des Instituts der Volkstribunen ausspricht, nicht für richtig, es sei ein Unglück für Rom gewesen, daß es die Monarchie erst so spät erhalten habe. Eine Dynastie, oder gar ein einzelner Monarch hätte das wunderbare Gefüge des römischen Weltreichs nicht zu stande gebracht; das konnte nur das Werk eines ganzen Volkes sein, und dessen Kräfte durften nicht vorzeitig gebunden, mit ihrer Thätigkeit aus dem polischen Gebiet ins Privatleben und in die Munizipien verwiesen werden, wie es später durch das Kaisertum geschah; Monarchen bringen rascher als Republiken durch Eroberung ein großes Reich zusammen, aber ihre Schöpfungen zerfallen auch rasch wieder.

Wir haben nun nachzusehen, was die römischen Parteikämpfe mit unsern heutigen gemein haben, und worin sie sich von diesen unterscheiden. Die Kämpfe der ersten Periode, von 510 bis 300, sind die bei weitem merkwürdigsten. Daß sich die Armen mit den Reichen, die misera contribuens plebs mit den Privilegierten, die Unterdrückten mit den Herrschenden jahrhundertelang herumbalgten, das ist nichts besondres, sondern bildet sozusagen den Inhalt der Weltgeschichte. Und auch daß ein privilegierter Stand gestürzt wird, durch eine Revolution oder in einem Kriege, kommt öfter vor; wie alles Irdische, so nimmt auch jede Herrschaft ein Ende. Aber daß ein Stand zweihundert Jahre lang, den Blick fest aufs Ziel gerichtet, um Gleichberechtigung ringt, den Gegner nicht in einer Revolution über den Haufen rennt, sondern schrittweise zurückdrängt und ihm seine Vorrechte eins nach dem andern abringt, bis das Ziel erreicht, die völlige Gleichberechtigung errungen, der Standesunterschied verschwunden ist, das hat man nur einmal im ganzen Verlauf der Weltgeschichte gesehen. Und auch das andre ist kein zweitesmal gesehen worden, daß sich die Parteien in diesem zweihundertjährigen Kampfe streng innerhalb der Schranken der Gesetze gehalten, diese zwar manchmal zu umgehn gesucht, aber niemals frech durchbrochen haben, und daß in ihnen trotz der Erhitzung der Leidenschaften zur Glühhitze kein Bürgerblut geflossen ist, wenn wir von ein paar Meuchelmorden absehen und von ein paar unter dem Schein von Hinrichtungen verübten politischen Morden. Straßenkämpfe mit Fäusten hat es zwar einigemal gegeben, aber vor der Zeit der Gracchen keinen mit Knüppeln und mit blanker Waffe, wie die Griechen Dionys von Halikarnaß, Appian,

Digitized by Google

Plutarch mit ehrfurchtsvollem Staunen hervorheben. Weit wichtiger als die Kriegsgeschichten, schreibt Dionys 7, 66, sei die innere Geschichte der Staaten. In der innern Geschichte Roms aber sei das bewundrungswürdigste und ruhmvollste, daß weder das Volk die Reichen abgeschlachtet und beraubt, noch der Adel das Volk mit Hilfe von Mietsoldaten unterdrückt habe; sondern wie in einem guten Hause Brüder mit Brüdern, Kinder mit Eltern ihre Rechtsstreitigkeiten in ruhiger Aussprache schlichteten, so hätten es in Rom die Parteien gehalten, irgend etwas frevelhaftes und gottloses aber einander nicht zugefügt.

Unterscheidet sich so dieser Ständekampf ganz allgemein von den politischen Kämpfen aller Völker und Zeiten, so scheint er namentlich mit unsern modernen gar nichts gemein zu haben. Er war kein Kampf zwischen Stadt und Land. Es gab eben im alten Latium keinen Unterschied, geschweige denn einen Interessengegensatz zwischen Stadt und Land. Man hat die antiken Staaten Ackerbürgerschaften genannt. Doch drückt diese Bezeichnung die Sache noch nicht genau genug aus. Der antike Bürger war nicht ein Stadtbürger, der draußen vorm Thor einen Ackerfleck hat, sondern er war ein Bauer, der auf seinem Hofe wohnt, und der nur in die Stadt, den die Heiligtümer umschließenden Versammlungsort der Markgenossenschaft, zu Markte kommt. Während des Marktes erfüllt er auch seine Bürgerpflichten — die Volksversammlungen und Wahlhandlungen wurden regelmäßig an den Markttagen abgehalten —, und erforderte es die Not, oder wollte er an den Festen und andern städtischen Vergnügungen teilnehmen, so konnte er ein paar Tage, auch ein paar Wochen in der Stadt bleiben, denn er hatte ein Haus darin. In Kriegszeiten barg er seine Familie und sein Vieh hinter den Stadtmauern. Mittellose Einwandrer und freigelassene Sklaven werden es zuerst gewesen sein, die, sich in der Stadt eine Hütte bauend und beständig darin wohnend, mit Handwerksarbeit ihr Brot verdienten, was der Grundbesitzer selbstverständlich unter seiner Würde achtete und auch gar nicht nötig hatte. Griff er auch selbst manchmal zu Axt und Säge, zu Hammer und Amboß oder zu andern Werkzeugen, so arbeitete er für seine eigne Wirtschaft, wie Immermanns Hofschulze, der meint: „Ein Narr, der dem Schmied giebt, was er selbst verdienen kann." Was so die Natur der Sache mit sich bringt, hat spätere Grübelei einem weisen Gesetzgeber als Verdienst angerechnet. Romulus, schreibt Dionys 1, 28, „wußte aus Erfahrung, daß nicht Belehrung, sondern nur Gewöhnung an heilsame Arbeit die Masse dahin bringt, das Gerechte dem Gewinnbringenden vorzuziehen, bei anstrengender Arbeit freiwillig auszuhalten und kein Gut höher zu schätzen als die Tugend. Deshalb überließ er die Sitz- und Ofenarbeiten, die schändliche Lüste nähren und Leib und Seele verderben, den Sklaven und den Fremden; den freien Bürgern aber ließ er nur zwei Beschäftigungen übrig: den Ackerbau und den Krieg. Denn bei diesen beiden Beschäftigungen bleiben die Menschen mäßig, werden nicht so leicht zu gesetzwidrigem Liebesgenuß ver-

Digitized by Google

leitet und suchen Gewinn nicht durch Schädigung ihrer Mitbürger, sondern durch Überwindung von Feinden. Er machte es aber nicht wie die Lacedämonier, bei denen diese Beschäftigungen zwei verschiednen Klassen von Bürgern zugeteilt sind, da er meinte, daß jede für sich allein unvollkommen sei und zu mancherlei Tadel Anlaß gebe; sondern dieselben Bürger sollten den Acker bestellen und die Kriege führen. In Friedenszeit gewöhnte er sie, bei ihrer Ackerarbeit zu bleiben und nur jeden achten Tag (an den Nundinen) des Marktes wegen in die Stadt zu kommen. So oft aber ein Krieg ausbrach, leitete er sie an, den Krieg selbst zu führen und weder die Kriegsarbeit noch die Kriegsbeute andern zu überlassen.“ Also es gab Handwerker im ältesten Rom, sogar acht Zünfte werden in der Königszeit erwähnt: Flötenbläser, Goldschmiede, Kupferschmiede, Zimmerleute, Walker, Färber, Töpfer und Schuster. Aber sie waren ein so unbedeutender Bestandteil dieses Bauernstaats, daß sie keine Gelegenheit hatten, im Ständekampf eine Rolle zu spielen. Sie werden dabei gewesen sein, so oft die Armen auf dem Markte lärmten, aber kein Chronist hat sich veranlaßt gesehen, sie zu erwähnen. Aus diesem Mangel an Bedeutung erklärt es sich auch, daß wir nichts vernehmen von einem Kampf zwischen Großindustrie und Kleingewerbe, obwohl dieses thatsächlich — allerdings wahrscheinlich erst nach 300 v. Chr., vielleicht sogar erst nach dem zweiten Punischen Kriege — von der mit Sklaven betriebnen Manufaktur vernichtet worden ist. In Rom selbst wenigstens, in den kleinen Städten wohl nicht. Und zwar machte der große Sklavenhalter den Handwerker auf zweifache Weise brotlos, zunächst ließ er alles, was er selbst brauchte, von seinen Sklaven anfertigen, dann aber begnügte er sich damit noch nicht, sondern er ließ auch in seinem Hause Waren für den Markt anfertigen. Übrigens flossen den Reichen zu derselben Zeit, wo sie ihre Manufakturen anlegten, die Mittel zu, etwa brotlos gewordne freie Handwerker zu entschädigen; diese wurden ja bekanntlich späterhin teils auf Staatskosten ernährt und amüsiert, teils von ihren reichen Patronen als Stimmvieh gefüttert und als Paradepferde geputzt. Unter den Kaisern ist dann aus den freigelassenen Handwerkssklaven der großen Unternehmer ein neuer Stand freier Handwerker hervorgegangen, dessen Zünfte im christlichen Mittelalter zu so hoher Blüte gelangt sind. Aber alle diese Wandlungen des Handwerks sind den Chronisten so unwichtig erschienen, daß sie sie keiner Erwähnung wert gehalten haben; und das würde nicht der Fall gewesen sein, wenn die Gewerbtreibenden je einmal eben als Gewerbtreibende, nicht bloß als arme Leute in die Bewegung eingegriffen hätten. Als Andeutung einer Teilnahme der Gewerbtreibenden an den Unruhen kann man die wiederholt vorkommende Notiz auffassen, daß die Kramläden geschlossen worden seien, was allerdings auch auf Befehl der Obrigkeit geschah, wenn in großer Kriegsgefahr alle Mann aufgeboten werden mußten, wie nach Livius 3, 27 bei einem Überfall der Sabiner.

Digitized by Google

Der Parteikampf war ferner kein Kampf zwischen einer Kapitalmacht und den produktiven Ständen. Die wuchernden Reichen waren ebenfalls Bauern, Großbauern, allerdings adliche, also nach heutiger Sprechweise Rittergutsbesitzer, nur daß ihre Höfe vor dem Jahre 200 den Umfang des heutigen durchschnittlichen Ritterguts nicht erreichten. Es war also ein Kampf der kleinen Landwirte gegen die großen, die, nur in einem bedeutend weitern Bezirk, ungefähr die Rolle spielten, wie heute der russische Dorfwucherer in seiner Gemeinde. Die ärgsten Geldjuden, die es je in der Geschichte gegeben hat, nennt Rodbertus die adlichen Gutsbesitzer Altroms. Mommsen weiß, gestützt auf den berühmten Handelsvertrag Roms mit Karthago vom Jahre 509, auf Münzfunde und andre Beweisstücke, sehr viel zu erzählen von der Bedeutung Roms als einer Handelsmacht schon in vorhistorischer Zeit. Wie immer es damit stehen mag, jedenfalls hat er darin Recht, daß wie die Kapitalisten, so auch die Handelsherren Roms niemand anders gewesen sind als seine großen Bauern. Ein ähnlicher Zustand kehrt im Anfange des deutschen Städtelebens, im zehnten und elften Jahrhundert wieder, wo zuweilen die sämtlichen Bürger einer Stadt als Kaufleute bezeichnet werden. Es waren die Grundbesitzer, die auch außerhalb der Stadtmauern großen Besitz und das Recht hatten, die Überschüsse ihrer Wirtschaft zu exportieren und Gegenstände des Luxus dafür einzuführen. Es gab also in Rom während des großen Ständekampfs keinen besondern Handelsstand, weder einen solchen von Warenhändlern noch einen von Geldhändlern. Einzelne Getreidehändler, deren Aufgabe es war, in Zeiten des Mangels Getreide aus dem Auslande herbeizuschaffen, scheint es nach Dionys 9, 25 gegeben zu haben. Die Krämer gehörten zur unangesehenen und einflußlosen Klasse der Gewerbtreibenden.

Endlich handelte es sich niemals um einen Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern. Freie Lohnarbeiter hat es zwar, wie es scheint, jederzeit gegeben, aber in so geringer Anzahl, daß sie nicht in Betracht kamen. Die Masse der besitzlosen Arbeiter bestand aus Sklaven, und diese waren für die Politik nicht vorhanden, denn sie waren de jure nicht Menschen, sondern Sachen, instrumenta vocalia, stimmbegabte Arbeitsmaschinen. Sie waren der eine der beiden Bestandteile des antiken Kapitals, dieses Wort im volkswirtschaftlichen Sinne genommen. Da es Maschinen gar nicht gab, und das Inventar an Werkzeugen und Geräten weder sehr vielfach noch sehr kostbar war, so bestand das Kapitalvermögen des römischen Pater familias der Hauptsache nach aus familia et pecunia, Sklaven und Vieh. Die Sklaven konnten ausbrechen und Unheil anrichten wie durch Mißhandlungen wild gemachte Bullen, aber sie konnten weder Forderungen an den Staat richten, noch Revolutionen machen. Man darf jedoch nicht glauben, daß mit dem empörenden juristischen Begriff des Sklaven im Privatleben Ernst gemacht worden wäre, und daß man den Sklaven weder für einen Menschen gehalten, noch als solchen behandelt hätte;

Digitized by Google

bis zum Ende des ersten Punischen Kriegs haben es die Sklaven nicht sehr schlimm gehabt. Was von der gesetzlichen Gewalt des Hausvaters über Frau und Kinder gesagt worden ist, das gilt auch von der über die Sklaven; gesetzlich unumschränkt, war sie durch Religion, Sitte, Vernunft, Gemüt und Interesse beschränkt, und der Mann, der vor dem Gesetz als eine käufliche und der Willkür des Herrn schutzlos preigegebne Sache galt, wurde auf dem Acker als treuer Arbeitsgenoß und daheim als ein Hausgenoß geschätzt, mit dem man nach gemeinsam vollbrachter Arbeit am Herdfeuer gemütlich plauderte. Die Haustiere sind auch bei uns de jure Sachen und werden das wohl immer bleiben, aber daraus folgt nicht, daß sie grausam oder auch nur roh behandelt werden müßten. Bei den Römern der ältern Zeit kam noch hinzu, daß ihre Sklaven Gefangne waren, die sie im Kriege mit stammverwandten Völkern erbeutet hatten, und daß, da oft genug auch Römer in Kriegsgefangenschaft gerieten, die Furcht vor Wiedervergeltung nicht minder wie die Achtung vor der Stammverwandtschaft eine menschliche Behandlung der Sklaven anriet; das wechselnde Kriegsglück konnte schon morgen den Sklaven des Römers in den Herrn seines Herrn verwandeln. Der Römer war kein weichlicher Mensch; er hatte weder ein empfindsames Gemüt, noch eine empfindliche Haut; der Schläge war auch der Freie nicht ganz ungewöhnt. Er bekam solche im Felde vom Feinde und daheim mitunter von der Polizei, die ja Rutenbündel als Abzeichen ihrer Vollmacht führte. Als Schuldknecht erlitt er im Karzer seines Gläubigers Mißhandlungen, und dieser konnte ihn in die Sklaverei nach auswärts verkaufen (nicht daheim zum Sklaven machen; kein Römer durfte einen andern römischen Bürger zum Sklaven haben, sondern nur wie einen Sklaven halten). So wird denn auch der römische Sklave so manchen Schlag bekommen haben, aber für gewöhnlich wird seine Lage nicht unerträglich gewesen sein, um so erträglicher, als er keine Ursache hatte, seinen Herrn um irgend etwas außer der Freiheit, der Ehre und des Familienglücks zu beneiden. Denn der Herr führte kein Lotterleben und erfreute sich keiner Genüsse und Bequemlichkeiten, die dem Sklaven unzugänglich gewesen wären; er verrichtete dieselbe schwere Arbeit, genoß dieselbe grobe Kost und war mit demselben einfachen Lager zufrieden wie sein Knecht. Nur an den Markttagen, schreibt Dionys 7, 57 in der Geschichte Coriolans, seien die Bürger in die Stadt gekommen; an den sieben dazwischen liegenden Tagen hätten sie auf dem Lande gelebt, „weil die meisten arm waren und mit eignen Händen arbeiteten.“ Zudem sahen Herr und Sklave die Sklaverei für eine ebenso unabänderliche als unentbehrliche Einrichtung an, in die sich der Betroffne zu fügen habe, und gegen die sich aufzulehnen nichts nütze; sich durch Gehorsam, Fleiß und Treue die Zufriedenheit seiner Herrschaft erwerben, war das einzige, was der Sklave zur Verbesserung seiner Lage thun konnte, und ist daher sicherlich als das klügste von der überwiegenden Mehrzahl der Sklaven gewählt worden. Winkte freilich die

Digitized by Google

unmittelbare Aussicht auf Befreiung, so hatte die Ergebung ein Ende, und es kam zu einem Aufstande. Aber die Sklavenaufstände der frühern Zeit waren nicht wie die spätern ziellose Ausbrüche der Verzweiflung, sondern Versuche, den römischen Staat umzustürzen; so sollen im Jahre 500 die Tarquinier eine Verschwörung von Plebejern und Sklaven zum Sturze der Adelsherrschaft angestiftet haben. Eine verhältnismäßige Selbständigkeit wurde vielen Sklaven schon in der ältern Zeit dadurch zu teil, daß sie nicht als Gesinde auf dem Hauptgute beschäftigt, sondern auf ein Pachtgütchen gesetzt wurden, wo sie auch ein ordentliches Eheleben führen nicht bloß durften, sondern mußten; denn einen Bauern giebts nicht ohne Bäuerin. Die spätern Ackerbauschriftsteller heben denn auch die wichtige Stellung der Meierin in der Wirtschaft gebührend hervor. (Sogar ihre nicht gerade zur landwirtschaftlichen Qualifikation gehörigen Eigenschaften läßt Columella nicht außer acht; sie dürfe, meint er, nicht so häßlich sein, daß ihr Mann vor ihr davonläuft und in der Stadt Ersatz sucht, aber auch nicht so schön und liebreizend, daß er ihr den ganzen Tag nachläuft und darüber das Feld versäumt.) Der Ertragsüberschuß von einem solchen Pachtgütchen oder einer Villikation, später auch von andern gewinnbringenden Beschäftigungen, die ihm der Herr überträgt, und woran er ihm einen Gewinnanteil läßt, gewähren ihm die Mittel zum Loskauf, sodaß jedem fleißigen und tüchtigen Knecht die Aussicht auf Freiheit nicht verschlossen ist.

Im dreiundzwanzigsten Kapitel des vierten Buches des Dionys finden wir eine Erzählung, die sicherlich nicht im strengen Sinne des Wortes historische Wahrheit enthält aber die Sklaverei der ältern Zeit sehr gut beleuchtet. Vorher ist über die Gesetzgebung des Servius Tullius berichtet und zuletzt mitgeteilt worden, daß dieser König auch den Freigelassenen das Bürgerrecht verliehen habe. Da die Patrizier darüber gemurrt hätten, erzählt er weiter, habe er eine Volksversammlung einberufen und sich vor dieser wie folgt gerechtfertigt: Er wundre sich über die ihm Zürnenden; diese schienen zu glauben, der Freie unterscheide sich seiner Natur nach vom Sklaven, während doch nur der Zufall den Unterschied begründe. Sie schienen den Menschen nicht nach seinem Charakter, sondern nach seinem Glück oder Unglück abzuschätzen, und übersähen dabei auch noch, wie rasch die Geschicke wechselten, und daß auch der Glücklichste nicht wisse, wie lange ihm das Glück treu bleiben werde. Er bat sie zu bedenken, wie viele Städte der Griechen sowohl als der Barbaren aus der Knechtschaft zur Freiheit gelangt, wie viele aus der Freiheit in die Knechtschaft gestürzt worden seien, und er rügte ihre Thorheit, daß sie den der Freiheit für würdig Erklärten das Bürgerrecht nicht gönnten. Halte man einen Knecht für einen schlechten Menschen, so solle man ihn nicht freilassen; halte man ihn dagegen für rechtschaffen und tüchtig, so solle man ihn nicht mißachten und wie einen Ausländer behandeln. Es sei doch ungereimt, wenn

Digitized by Google

sie Fremden das Bürgerrecht einräumten, ohne nachzuforschen, ob nicht mancher der so Begnadigten ursprünglich Sklave gewesen und erst später frei geworden sei, solche aber, die bei ihnen selbst gedient hätten, dieser Gnade unwürdig erachteten. Sie dünkten sich klüger als alle andern Menschen und sähen nicht einmal ein, was doch auch dem Dümmsten einleuchten müsse, daß die Herren zwar sichs wohl überlegen müßten, ehe sie einem Knechte das höchste aller Güter gewährten, daß dagegen die Knechte voller Eifer sein würden, ihren Herren zu nützen, wenn sie wüßten, daß ihnen nicht allein die Freiheit winke, sondern auch die Aussicht, sofort nach der Freilassung Bürger einer großen und glücklichen Stadt zu werden. Und wer es etwa noch nicht wisse, den wolle er hiermit belehrt haben, daß einer Stadt, die sich zu großem berufen fühle und nach Herrschaft strebe, nichts mehr not thue als Menschenreichtum; sodaß sie alle ihre Kriege mit den Waffen ihrer Bürger durchkämpfen könne und nicht nötig habe, ihren Schatz durch Besoldung von Mietlingen zu erschöpfen; aus diesem Grunde hätten auch seine Vorgänger fremden Anzüglern das Bürgerrecht erteilt. Nähmen sie seinen Gesetzvorschlag an, so werde es ihnen niemals an einer kriegstüchtigen Jugend fehlen, und deren Zahl werde hinreichen, sollte man auch mit aller Welt Krieg zu führen gezwungen sein. Übrigens werde die Maßregel nicht bloß dem Staate, sondern den einzelnen reichen Bürgern nützen; denn deren Freigelassene würden aus Dankbarkeit in der Volksversammlung und bei Wahlen nach ihren Wünschen stimmen, und die Nachkommen dieser Freigelassenen würden den Nachkommen ihrer frühern Herren anhänglich bleiben und sich ihnen als Klienten nützlich erweisen.

Durch diese Rede hätten sich die Patrizier überzeugen lassen; das Gesetz sei angenommen worden und gelte bis auf den heutigen Tag, d. h. bis auf die Zeit des Augustus. An diese Erzählung knüpft Dionys eine Betrachtung über die Gegenwart an. Die Römer seien in den ältesten Zeiten auf die gerechteste Weise zu ihren Sklaven gekommen. Entweder hätten sie sie sub hasta gekauft, wenn Kriegsgefangne für den Staat versteigert wurden, oder die Feldherren hätten ihnen erlaubt, die von ihnen selbst Gefangnen nebst der andern Beute zu behalten. Servius Tullius habe also sicherlich nichts Unehrenhaftes angeordnet, wenn er gestattete, daß Leute, die im Kampfe für Freiheit und Vaterland beides verloren hätten, beides von denen wiedererlangten, an die sie es verloren hatten. Den meisten sei die Freiheit ihrer Bravheit wegen geschenkt worden, und das sei die schönste Art der Freilassung. Andre zahlten ein Lösegeld, das sie sich mit rechtschaffner und untadelhafter (*ὁσίων*) Arbeit verdient hätten. In der Gegenwart aber sei die Würde des Römerstaats so tief gesunken, daß Freiheit und Bürgerrecht mit dem Gewinn erkauft würden, den die Sklaven durch Straßenraub, gewerbsmäßige Unzucht und andre Schändlichkeiten erzielt hätten. Andre würden mit dem Bürgerrecht dafür belohnt, daß sie ihren Herren bei Mord, Giftmischerei und dergleichen

Digitized by Google

Frevel geholfen hätten, noch andre würden freigelassen, weil ihre Herren durch sie die Korn- und sonstigen Spenden ziehn wollten, die der Staat an arme Bürger austeile; manche verdankten die Freiheit auch dem bloßen Leichtsinn und der Eitelkeit ihrer Herren. Komme es doch vor, daß ein Mann alle seine Sklaven testamentarisch freilasse, nur damit er nach seinem Tode als ein edler Mann gepriesen werde und ein recht langer Zug von Mützenträgern*) seiner Leiche folge. (Petronius hat im Trimalchio einen solchen eiteln Wohlthäter geschildert.) In diesem Zuge aber sehe man manchen, der kurz vorher als Verbrecher im Gefängnis gesessen, und der tausendmal den Tod verdient hätte. Daß solche unverbesserliche Schandbuben zu Bürgern der gebietenden Stadt gemacht würden, schmerze die guten Bürger.

Dieser Gedankengang des Dionys verdient die ernsteste Beachtung. Stadt- und Staatsbürger — beides fiel ja zusammen — konnte ursprünglich nur der Grundbesitzer sein. Für sein Wohlverhalten bürgte einerseits sein Grundbesitz — seine Aktie, wie es Möser nennt, an die man sich halten konnte, wenn er entweder einen Frevel beging oder seine Pflichten gegen den Staat, die Aktiengesellschaft, nicht erfüllte — und seine Eingliederung in eine Gemeinde von mäßigem Umfang, die jedes einzelne ihrer Mitglieder kannte und keine Unordnungen aufkommen ließ. Bei solcher Verbürgtheit des Charakters, bei der Gleichheit der Bildung und der Gleichartigkeit der Interessen aller Bürger — das Gleichgewicht der Interessen wurde freilich beständig gestört, aber die Parteikämpfe waren eben das beständige Streben, es wieder herzustellen — konnte die Bürgerschaft nicht allein sich selbst regieren, sondern die Selbstregierung war die einzige angemessene Regierungsform. In der alten Zeit nun wurde durch die Verleihung des Bürgerrechts an Sklaven die Selbstregierung noch keineswegs gefährdet, weil diese Sklaven ursprünglich Bürger von Nachbarstaaten waren, die sich ebenfalls selbst regierten. Wenn dann aber später Krethi und Plethi, Besitzlose und sogar Verbrecher zu Bürgern gemacht wurden, und wenn zugleich die Zahl der Bürger durch Ausdehnung des Staatsgebiets in die Hunderttausende stieg, so waren damit die Lebensbedingungen der Republik vernichtet. Nach Dionys soll der sittlich Unfreie nicht einmal persönlich und wirtschaftlich frei sein, und damit hat er zweifellos Recht; wie ungereimt aber ist es vollends, so sagen wir mit ihm, einem, dem nicht einmal die Verantwortung für seine eignen Angelegenheiten anvertraut werden kann, das Bürgerrecht zu verleihen und ein Stückchen vom Geschick des Vaterlands in seine Hände zu legen!

Insofern glich der Parteienkampf Altroms den heutigen Klassenkämpfen,

*) Bei der Freilassung wurde dem Begnadeten eine Mütze aufgesetzt. Im Gastmahl des Trimalchio hat der gebratne Eber eine Mütze auf dem Kopf. Die Gäste des vorhergehenden Tages haben ihn nämlich nicht gemocht, deshalb erscheint er mit einer Freiheitsmütze geschmückt.

Digitized by Google

als er ein Kampf zwischen arm und reich war. Aber Reichtum und Armut waren ihrer Art, ihrer Entstehungsweise und den zwischen ihnen liegenden Streitpunkten nach von allem heutigen durchaus verschieden, und außerdem war der Kampf um das Vermögen mit einem politischen Kampfe verquickt, der, oberflächlich gesehen, seit der Einführung der modernen Verfassungen bei uns nicht mehr vorkommen kann. Die Ungleichheit der Rechte in den alten Staaten entsprang daraus, daß sich die Bürgergemeinden irgend einmal in vorgeschichtlicher Zeit konstituiert und von da ab den Neuangezognen das Vollbürgerrecht nicht mehr eingeräumt haben. Daß dieses besitzlosen Einwandrern, die sich in ihrer neuen Heimat mit Handwerk oder Tagelöhnerei zu nähren gedachten, nicht gewährt werden konnte, versteht sich bei der Natur solcher Staaten von selbst. Aber auch solchen Einwandrern gegenüber, die Geld zum Landkauf mitbrachten, verhielt man sich zurückhaltend; teils aus Stolz auf die Würde des eingebornen und altangesessenen Geschlechts, teils weil das Bürgerrecht zugleich ein Recht auf die Nutzung der im Kriege eroberten Domänen war. Wer von den Ankömmlingen sich Gunst zu erwerben verstand oder durch die Größe seines Besitzes imponierte, der mochte immerhin in den geschlossenen Kreis der Altbürger eindringen, wie jener Etrusker griechischer Abstammung, der die tarquinische Dynastie begründete, und der Stammvater der Claudier, die, kaum ins Patriziat eingedrungen, am leidenschaftlichsten für dessen starre Absperrung und für die Aufrechterhaltung seiner Privilegien kämpften. Hatten in Rom die Eingewanderten samt den durch die Unterwerfung der kleinen Nachbarstädte ohne Verlust der persönlichen Freiheit dahin Verpflanzten anfangs nur als Schutzbürger von Altbürgern, als Klienten eines Patrons, an den Wohlthaten der bestehenden Rechtsordnung teilgenommen, so wurden sie dann durch die servianische Verfassung in ein unmittelbares Verhältnis zum Staate gebracht; sie wurden zum Kriegsdienst und vorkommendenfalls zu Geldleistungen verpflichtet und erhielten ein Stimmrecht, das freilich nach dem Zensus abgemessen und daher für die große Masse der Ärmern illusorisch war; Servius Tullius habe die Ärmern um das Stimmrecht betrogen, meint Dionys, durch ein Scheinstimmrecht ihren Unwillen über die ihnen aufgelegten Lasten beschwichtigt, würde es richtiger ausgedrückt heißen. Sobald die Altbürgerschaft eine ansehnliche Menge von Passivbürgern neben sich hatte, die ihr die Staatslasten tragen halfen, aber verfassungsmäßig von den Ämtern, mißbräuchlich und thatsächlich von der Nutzung des Staatsvermögens ausgeschlossen waren, stand sie als ein privilegierter Adel da. Und bald waren sie, die Altbürger, es auch, die den Besitz und damit nach der aristokratischen Anschauung aller Zeiten die Tugend repräsentierten gegenüber der besitzlosen und darum nach derselben Anschauung liederlichen Menge. An sich fiel der Gegensatz von arm und reich mit dem von plebes und patres nicht zusammen. So mancher Adliche verarmte, weil er sich mit mehreren Geschwistern in die

Digitized by Google

väterliche Hufe — die Bürgerhufen scheinen ursprünglich nicht mehr als zwanzig Morgen enthalten zu haben — zu teilen hatte und im Besitzerwerb auf Unkosten der Gemeinde nicht geschickt genug war. Mit ihrem Cincinnatus, der von seiner Hände Arbeit auf einem winzigen Gütchen gelebt haben und zweimal nackt vom Pfluge geholt worden sein soll, um das Vaterland als Diktator zu retten, haben sich die Römer bis in die Kaiserzeit hinein gebrüstet, und er soll beidemal gejammert haben, nun werde er nach der Ernte nichts zu essen haben, da er sein Feld brach liegen lassen müsse. Auch den Menenius Agrippa, den man sich wie Shakespeare gern als gemütlichen Bonvivant mit einem ansehnlichen Bauche denkt, läßt die historische Sage blutarm sterben. Den Fabricius läßt Dionys zu Pyrrhus sagen, er habe nur ein ganz kleines Gütchen und außer dessen Ertrag keine Einnahmen, weder von ausgeliehenem Gelde noch von Sklavenarbeit. Andrerseits gab es unter den Plebejern Leute von Vermögen. Aber da die Patrizier von Haus aus Vollhufner waren, die Verfügung über den Staatsacker hatten und bei Streitigkeiten Recht sprachen, die Plebejer der Mehrzahl nach von Haus aus arm waren und den Zugang zur Reichtumsquelle verschlossen fanden, so begann der Grundbesitz gar bald sich in den Händen der Privilegierten anzuhäufen.

(Fortsetzung folgt)

Das deutsche Königsdrama

Die religiösen und politischen Bewegungen der vierziger Jahre hatten den höher Gebildeten unter den Deutschen mit besondrer Deutlichkeit zum Bewußtsein gebracht, durch welche breite Kluft das geistige Leben der großen Volksmassen geschieden war von der Gedankenwelt der Schicht, die ihr Wissen und ihre Einsicht vom Unterricht der Hochschulen herleitet. Deshalb zeigte sich im darauffolgenden Jahrzehnt bei einer Reihe trefflicher Gelehrten der lebhafte Drang, an der Herzensfreude über die Fortschritte der neu erwachten Naturstudien auch weitere Kreise von Lernbegierigen teilnehmen zu lassen. Es erwuchs eine reiche, ja überreiche, der Popularisierung der Naturwissenschaften gewidmete Litteratur. Wie nicht zu verwundern ist, übertrieb der Eifer für die an sich gute und löbliche Sache doch ganz gewaltig die Bedeutung und Tragweite der neu errungnen Erkenntnis. Ein seichter Materialismus glaubte in der einfachen Verneinung des Geistes die Formel gefunden zu haben, womit sich alle Rätsel,

die seit Jahrtausenden das Menschenherz beunruhigen und quälen, ohne weiteres lösen, sich alle Mängel und Schäden, die unserm staatlichen und gesellschaftlichen Leben anhaften mochten, leichter Hand beseitigen ließen.

Gegen derartige Auffassungen, die so ziemlich das Gegenteil von echter Wissenschaftlichkeit sind, wurde Widerspruch erhoben von denkenden Männern, die zwar nicht minder eifrig den Fortschrittsideen der Zeit huldigten, aber zugleich durchdrungen waren von der Einsicht, daß die großen Fragen des politischen und sozialen Lebens aus dem Geist der Geschichte heraus ihre Lösung erhalten müßten. In erster Linie ist hier zu nennen Ferdinand Lassalle. Schon zu einer Zeit, wo noch an keine Arbeiteragitation gedacht wurde, stand der Gedanke klar vor seiner Seele, daß in dem großen Gang der nationalen Entwicklung der Augenblick eingetreten sei, wo die Deutschen mit Bewußtsein den Staat schaffen müßten, an dessen Errichtung sie bis dahin weit überwiegend nur als unbewußtes Werkzeug der großen historischen Entwicklungsideen mitgearbeitet hatten. Sollte nun die deutsche Nation ihre feste Begründung erhalten im deutschen Gesamtstaat, so mußte demgemäß auch die Gesamtheit des deutschen Volkes, ohne Ausschließung irgend einer Schicht oder Klasse, zur politischen Mitarbeit berufen werden.

Ein besonders wirksames Mittel, um im gesamten deutschen Volke das Bewußtsein seines historischen Daseins und der ihm dadurch gestellten Aufgaben zu wecken, schien das Theater zu sein. „Ich möchte — schreibt Lassalle in der Vorrede zu seiner Tragödie »Franz von Sickingen« — den gewaltigen historischen Prozeß, auf dessen Resultaten unsre ganze Wirklichkeit lebt, der aber nur noch den Gelehrten bekannt, vom Volk dagegen bis auf einige Stichworte vergessen ist, zum innern bewußten Gemeingut des Volkes machen. Ich möchte, wenn möglich, diesen historischen Prozeß noch einmal in bewußter Erkenntnis und leidenschaftlicher Ergreifung durch die Adern alles Volkes jagen. Die Macht, einen solchen Zweck zu erreichen, ist nur der Poesie gegeben."

Lassalle hoffte aber nicht nur, durch poetische Verdichtung und Verkörperung der geschichtlichen Ideen, aus denen das moderne Deutschland erwachsen ist, der politischen Selbsterkenntnis der Nation einen machtvoll fördernden Anstoß zu geben, er glaubte auch durch die ihm vorschwebende Idee einer erweiterten Aufgabe des historischen Schauspiels die dramatische Dichtung selbst auf eine höhere Stufe zu heben und ihr einen umfassendern, der Bedeutung eines vertieften nationalen Gesamtlebens entsprechendern Inhalt zu geben. Das deutsche Theater hat, ihm zufolge, über Shakespeare hinaus einen bedeutsamen Fortschritt gemacht, indem Goethe und Schiller, insbesondre Schiller, das historische Drama im engern Sinne erst geschaffen haben. Aber, wie verschiedne Litterarhistoriker vor ihm, hebt auch Lassalle hervor, daß selbst bei Schiller die großen Gegensätze des historischen Geistes nur erst als der Boden erscheinen, auf dem sich der tragische Konflikt bewegt. Was auf diesem historischen Untergrunde

als die eigentliche dramatische Handlung hervortritt und ihre Seele ist, ist doch wieder das rein individuelle Interesse und Geschick, der formelle Ehrgeiz, die Familien- und dynastischen Zwecke. Selbst bei dem Meisterwerk „Tell," mit dem Schiller dem Begriff des historischen Dramas am nächsten gekommen ist, macht sich dies noch insofern geltend, als die eigentliche rettende That nicht aus dem ringenden nationalen Freiheitspathos der Rütlimänner, sondern aus der gerechten Gegenwehr des in seiner individuellen Gefühlswelt, in seinen teuersten Familieninteressen angegriffnen und sich in diesen verteidigenden Helden hervorgeht.

Das echte, tiefere Verständnis für Geschichte gewinnt ein Volk, gewinnen auch dessen führende Geister erst dadurch, daß es anfängt, selbst Geschichte zu machen. Für uns, die wir die Schlachten dreier nationalen Kriege und die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. und Fürst Bismarck hinter uns haben, ist es ein Leichtes zu erkennen, worin Lassalle irrte, wenn er der Meinung war, die moderne dramatische Dichtung würde Schillers große historischen Tragödien „Wallenstein" und „Tell" noch übertrumpfen, wenn sie ihre Aufgabe wesentlich darein setzte, die „großen historischen Prozesse der Zeiten und Völker, zumal des eignen, zum eigentlichen Subjekte der Tragödie, zur dramatisch gestalteten Seele derselben zu machen." Lassalle verkannte die Bedeutung der Persönlichkeit, und zwar gleichermaßen in der Geschichte wie im Drama.

Welche Art von Wesen sind denn eigentlich die „historischen Ideen," aus denen die deutsche Philosophie eine Art von Untergöttern gemacht hat, die im Namen des allbeherrschenden Logos, der Weltvernunft, die einzelnen Phasen im Evolutionsprozeß der Menschheit regieren? Bei Lichte betrachtet sind sie nichts andres als der in eine abstrakte Formel gekleidete ideologische Reflex der großen Interessen, durch die das Vorwärtsstreben der verschiednen Abteilungen und Schichten der Menschheit im tiefern Grunde bestimmt wird. Die bedeutsamern Willensvorgänge eines sich um ein derartiges Interessenzentrum bildenden Kreises spiegeln sich wieder in der Vorstellung der dabei mitbeteiligten Gruppen von Individuen, sie finden in deren Bewußtsein ihren ideologischen Ausdruck. Zu voller Klarheit und zum lichten, erkenntnisfreudigen Bewußtsein ihrer selbst, ihrer Ziele und ihrer Macht ist aber eine historische Idee bis jetzt immer erst dann gelangt, wenn sie sich verkörperte in einer großen Persönlichkeit, im Genius, der aber dann seinerseits auch wieder der Idee das Gepräge seiner eignen machtvollen Natur aufdrückte. Um die Geschichte einer Zeit, eines Volkes zu verstehen und darzustellen, müßten wir uns also bemühen, die großen Männer dieser Zeit, dieses Volkes in ihrem innersten Wesen, in den Tiefen ihres Denkens und Strebens zu begreifen und das warm und lebendig Erfaßte in einer anschaulichen, von der geistigen Ergriffenheit beseelten Sprache zur Mitteilung zu bringen.

Digitized by Google

Nun, zeigt sich uns da nicht zugleich die einfachste und schönste Lösung der Aufgabe, ein Heldendrama zu schaffen, das im echten Sinne historisch und dabei von ergreifender dramatischer Wirkung wäre? Um den dramatischen Helden zu bekommen, brauchen wir, so scheint es, nur hineinzugreifen in die Reihe hervorragender Persönlichkeiten, die in irgend einer Richtung das jeweilige höchste Streben ihres Volkes oder sonst einer bestimmten Menschheitsgruppe mit Aufbietung aller Energie des Geistes und des Charakters vertreten haben.

Leider tritt hier ein einziges, aber äußerst schwer zu überwindendes Hindernis störend in den Weg. Dieses Hindernis ist in der unveränderlichen Natur des Menschen begründet und beruht auf der Thatsache, daß für unsre Auffassung dramatisches und historisches Interesse, an sich und prinzipiell genommen, feindliche Gegensätze sind und das eine nur auf Kosten des andern zu seinem Rechte kommen kann. Was uns zur Geschichte hinführt und was uns am Shakespearischen oder Schillerschen Drama immer wieder neuen Genuß finden läßt, ist beidemale im tiefsten Grunde dasselbe: der Drang nach Wahrheit. Aber während wir in der Geschichte vorzugsweise den Zusammenhang der großen Zwecke und Ideen zu erkennen suchen, die den großen Mann in ihren Dienst zwingen, richtet sich im Drama unsre gespannte Aufmerksamkeit auf das Innere der Individualität, auf deren ewig menschlichen Kern, um dem verwickeltsten und rätselhaftesten aller Wesen, der menschlichen Seele, ihre Geheimnisse abzulauschen. Ecce homo! — diese Inschrift müßte im echten Drama ihre Stelle noch vor der finden, die Lessing seinem „Nathan" vorgesetzt hat: Et heic Dii sunt. Vor allem der Mensch, das menschliche Selbst, das Ewige und zugleich Einmalige der Menschennatur! Ja im dramatischen Gedicht nimmt die Kunst gleichsam Rache an der Geschichte, die immer bestrebt ist, den Stempel der Freiheit auf der Stirn des Helden zu verwischen.

Auch der gekrönte Held, der Herrscher, kann sich dieser Tücke der Geschichte nicht entziehen, ja vielleicht gerade er am allerwenigsten. „Werden Sie denn auch als König so bleiben, wie Sie jetzt sind?" fragte Henriette Herz den bayrischen Kronprinzen, spätern König Ludwig I., mit dem sie in Rom zusammengetroffen war. „Was der Jüngling verspricht, leistet der Mann auch gewiß," lautete die selbstbewußte Antwort. Freiherr von Hertling aber macht in seiner Gedenkrede auf den König dazu die elegische Bemerkung: „Ein kühner Ausspruch, aber ohne Zweifel vollkommen aufrichtig gemeint und auch vollkommen erklärlich aus den Illusionen der Jugend. Aber nur die Gestirne am Himmel setzen in unentwegter Folgerichtigkeit ihre Bahnen fort, nur die Pflanze, eingewurzelt im mütterlichen Boden, bringt in stiller Wirksamkeit zur Entfaltung, was im Keime angelegt war. Wie ganz anders sind die Geschicke der Menschen!"

Was die Natur dem höhern Menschen als Jugendillusion mitgiebt, das Vertrauen zu seinem Selbst, daß es sich im Leben ganz aus sich heraus und

Digitized by Google

den idealen Anlagen der Persönlichkeit entsprechend gestalte — was, beiläufig bemerkt, auch Grundforderung Nietzsches ist —, muß das Drama am Helden durch die Mittel der Kunst dem Zuschauer vorzaubern. Dieser Aufgabe ist Shakespeare im höchsten Maße gerecht geworden, eben weil sein Gemüt, wie es dem persönlichkeitsbewußten Aristokratismus der Renaissance entsprach, frei war von jeder Rücksicht auf geschichtliche Zwecke und Ideen, und weil in der Elisabethischen Zeit auch das Publikum der Dichterphantasie erlaubte, mit dem Historischen in kindlicher Unbefangenheit, möchte man fast sagen, ihr Spiel zu treiben.

In unserm Zeitalter, das von der Einsicht durchdrungen ist, daß an allen Großthaten des künstlerischen wie des staatlichen Schaffens und Gestaltens immer die kollektive Energie des Volksgeistes einen wesentlichen Anteil hat, wird sich das Verlangen nicht abweisen lassen, im geschichtlichen Drama das innere Leben und das daraus hervorgehende Handeln des Helden in bedeutungsvollen Zusammenhang gebracht zu sehen mit den historischen Vorgängen und Ideen, die sein Leben bestimmten und wiederum durch sein Leben und Wirken bestimmt wurden. Und neben diesem dramatischen Interesse behauptet sicherlich auch die Forderung der nationalen Erziehung ihr Recht, den idealen Gehalt der geschichtlichen Vorgänge, deren Ergebnis die Begründung des Deutschen Reiches ist, in lebendigster Verkörperung und ausgestattet mit der Zaubermacht der Poesie dem Volksgemüt nahe gebracht zu sehen.

Wie groß indessen der Reichtum unsrer preußischen Geschichte sein mag, so wird doch der Natur der Sache nach die Zahl der heldenhaften Persönlichkeiten, an denen die Idee des von der Zeit geforderten historischen Schauspiels zur vollen Erscheinung gebracht werden könnte, beschränkt sein. Ein Bühnendichter, der sich, wie Schiller, an das Höchste wagen wollte, würde wohl den einzigen seiner Aufgabe genügenden, aber auch wirklich einen von der Geschichte prächtig vorbereiteten Stoff in den Thaten des Großen Kurfürsten finden, des ersten Dieners der preußischen Staatsidee, der aber zugleich ihr Schöpfer war. Weit großartiger als Wallenstein, der ehrsüchtige Führer einer plündernden Soldateska, müßte auf der Bühne der Herrscher erscheinen, der mit der Macht seines Willens die schlummernden Kräfte eines Staates beseelte, dem in der Fülle der Zeiten das große Werk gelingen sollte, die deutsche Nation zu einigen und die Herrlichkeit ihres alten Reiches wieder herzustellen. Aber freilich, damit die Beschwörung gelinge, müssen die Götter das Eine, was not thut, gewähren — einen der Größe des Helden ebenbürtigen Dichter.

Karl Trost

Digitized by Google

Der moderne Holzschnitt und seine Zukunft

Von Konrad Lange

(Schluß)

Die ältesten Holzschnitte, die „Inkunabeln der Holzschnittkunst," waren keine Illustrationen, sondern Einzelblätter. Diese Einzelblätter waren Vervielfältigungen von Zeichnungen, die man, meist wohl in Nachahmung berühmter oder wunderthätiger Heiligenbilder, in Masse anfertigte und auf den Messen, an den Thüren der Wallfahrtskirchen usw. an die gläubige Menge verkaufte. Solche Zeichnungen pflegte man mit der Feder auszuführen und zu bemalen, damit sie dem Eindruck der Malerei möglichst nahe kamen. Noch im sechzehnten Jahrhundert hat man Heiligenbilder in Holzschnitt kopiert, wie Altdorfers schöne Marie von Regensburg zeigt. Und die größten und schönsten Holzschnitte Dürers sind nicht Illustrationen, sondern Einzelblätter. Daß diese Einzelblätter oft serienweise zusammengefaßt und als Bücher gebunden, auch wohl auf der Rückseite mit einem gedruckten Texte oder auf der Vorderseite mit einer kurzen Unterschrift versehen wurden, ändert nichts an der Sache. Künstlerisch wirkten sie als Einzelblätter, nicht als Teil eines Ensembles, in dem der Druck eine wesentliche Rolle spielte. Die Illustration dagegen wird immer in kleinerm Maßstabe ausgeführt, zeigt folglich eine vereinfachte abgekürzte Technik und kann schon deshalb, wenigstens in der frühern Zeit, nicht der Träger der Entwicklung sein. Die technisch vollendetsten Blätter sind immer die großen Holzschnitte ohne Text, die Illustration — obwohl der Masse nach überwiegend — bildet sich immer nach ihnen, folgt ihnen auch zeitlich meistens nach. Für Dürers Holzschnitttechnik sind die großen Blätter der Apokalypse wichtiger als die Illustrationen zu den Werken des Celtes, das große Blatt der Dreieinigkeit wichtiger als die kleine Passion. Auch die Blätter in Schnorrs Bilderbibel und Rethels Totentanz sind ihrem Charakter nach Einzelblätter, ebenso wie die modernen Gemäldeholzschnitte unsrer illustrierten Zeitungen.

Wenn also unsre Modernen fordern, daß der Holzschnitt sich in seinem Stil dem Charakter des Buches anpassen müsse, so könnte das, falls es überhaupt Geltung hätte, nur für die Illustration, nicht für den selbständigen Holzschnitt gelten. Oder mit andern Worten, es könnte aus dieser Forderung

Digitized by Google

höchstens ein Stil der Illustration, nicht des Holzschnitts überhaupt abgeleitet werden. Aber selbst für die Illustration wäre es fraglich, ob diese sich nach dem Druck oder nicht vielmehr der Druck nach ihr zu richten habe. Es ist doch eine seltsame Forderung, daß der Holzschneider stilistisch vom Drucker oder Schriftgießer, d. h. also der Künstler vom Handwerker abhängig sein soll. Und haben sich denn die mittelalterlichen Miniatoren in ihren figürlichen Miniaturen jemals nach dem „Stil“ der Schrift gerichtet?

Nach der Auffassung der Reformer ist das Buch ein dekoratives Ensemble, bei dem Schrift, Illustration, Vorsatzpapier und Einband zu einem harmonischen Eindruck zusammenwirken sollen. Das wäre gewiß ein schönes Ziel, wenn es erfüllt werden könnte, und kein vernünftiger Mensch wird leugnen, daß unsre Buchindustrie gut thäte, soweit das überhaupt möglich ist, nach einer einheitlichen Wirkung in diesem Sinne zu streben. Aber kann dieses Ziel denn überhaupt erreicht werden, hat es überhaupt allgemeine Geltung?

Der moderne Tonschnitt findet seine Hauptverwendung in unsern illustrierten Zeitungen, und die Opposition, die sich heutzutage gegen ihn regt, bezieht sich in erster Linie auf die Art, wie er in ihnen verwandt wird. Gerade diese Zeitungen sind aber alles andre eher als Bücher im eigentlichen Sinne des Wortes. Ein kunterbunt zusammengewürfelter Inhalt, Romane, Novellen, Ausstellungsberichte, Tagesereignisse, Biographien berühmter Männer, dazu eine Menge Textillustrationen, besondre Kunstbeilagen, halbseitige, ganzseitige, doppelseitige Abbildungen, wie kann man da eine Einheitlichkeit der Ausstattung verlangen? Schon der Druck ist ja ganz verschieden, die Einteilung der Seiten wechselnd, was hätte es da für einen Zweck, den Holzschnitt dem Druck anzupassen? Man denke sich alle diese Illustrationen in Linienschnitt ausgeführt, und das Ganze wird um keinen Deut einheitlicher werden. Selbst die Fliegenden Blätter, die bestillustrierte Zeitschrift, die wir jetzt haben, ja selbst der Pan, die Jugend, der Simplicissimus, also Blätter, an denen die modernsten Künstler und Kräfte ersten Ranges mitarbeiten, sind alles andre eher als einheitliche Schöpfungen. Eine Kunstzeitschrift wie der Pan, bei der der Schwerpunkt in den Blättern außer Text liegt, und bei dem diese Blätter in den verschiedensten Techniken, Radierung, Lithographie, Holzschnitt, Lichtdruck, Heliogravüre hergestellt werden, kann doch auf Einheitlichkeit der Wirkung niemals Anspruch machen. In der That hat man hier ja auch anfangs ausdrücklich das Prinzip des buntesten Wechsels in der Schrift und in den Abbildungen proklamiert. Entweder also man verwirft diese Art Zeitschriften ganz, oder man verzichtet auf die Erfüllung von Forderungen, die sich von vornherein als unerfüllbar darstellen.

Was aber die eigentlichen Bücher, d. h. die Werke von einheitlichem Inhalt betrifft, so ist auch da ein Unterschied zu machen zwischen wissenschaftlichen Werken, bei denen die Illustration den Zweck der Belehrung hat, und

Digitized by Google

Werken der schönen Litteratur, bei denen sie nur ergötzen soll. Natürlich kann man auch bei jenen, schon wegen der Zugabe besondrer Tafeln, keine Einheitlichkeit verlangen, und höchstens bei diesen ist von einem geschlossenen dekorativen Charakter die Rede. Aber auch hier gilt, daß ein Buch zunächst kein Dekorationsstück, sondern eine Quelle des ästhetischen oder sonstigen geistigen Genusses ist. Dementsprechend wird die Illustration in den meisten Fällen dazu dienen, den Inhalt zu veranschaulichen, d. h. was der Text schildert oder erzählt, im Bilde vorzuführen. Es ist eine ganz willkürliche Behauptung einiger Hypermodernen, daß die Illustration gar keine Illustration, sondern eine Dekoration des Blattes oder eine Gelegenheit für phantastische Einfälle des Zeichners sei. Die Illustration ist in der Geschichte des Holzschnitts von jeher Illustration gewesen, von Wolgemut über Dürer und Holbein bis herab auf Doré und Menzel und wird es auch immer bleiben. Sie hat sich allezeit bemüht, das, was der Text sagte, anschaulich im Bilde vorzuführen, die bildliche Phantasie des Lesers durch Übersetzung des Wortes in die Form anzuregen. Deshalb hat sie sich auch jederzeit dem ästhetischen Gesetz der Illusion gefügt, d. h. immer danach gestrebt, das, was sie darstellte, so deutlich und lebendig und wahr wie nur irgend möglich darzustellen. Wenn ihr das im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert infolge der Beschränkung der Technik nicht so recht gelungen ist, wenn der Holzschnitt dieser Zeit zuweilen einen flachen dekorativen Charakter zeigt, so liegt für uns, die wir eine entwickeltere Technik haben, kein Grund vor, diese Beschränkung als eine besondre Weisheit anzustaunen und nachzuahmen. Die Illustration wird zu jeder Zeit, und das ist ein unverbrüchliches ästhetisches Gesetz, die Naturwahrheit anstreben, die sie mit der jeweilig herrschenden Technik und der jeweilig herrschenden Formensprache erreichen kann. Daß uns Modernen die Leistungen des sechzehnten Jahrhunderts einen dekorativen, einen stilisierenden Eindruck machen, beweist natürlich nicht, daß sie einen solchen auch nach der Absicht ihrer Verfertiger machen sollten. Denn es kommt nicht auf den Eindruck an, den sie uns machen, sondern auf den, den sie den Zeitgenossen machten. Diese aber sahen, wie wir bestimmt wissen, in den Illustrationen keine ornamentalen Elemente eines größern dekorativen Ensembles, sondern bildliche Schilderungen der Wirklichkeit, die sie um so höher schätzten, je mehr sie in ihnen die Vorstellung dieser Wirklichkeit erzeugten.

Dies wird auch durch die Geschichte der Illustration bestätigt. Ebenso wie das Einzelblatt Nachahmung einer Zeichnung oder eines Bildes, ist die Illustration Nachahmung der Miniatur. Das ist jetzt längst nachgewiesen und wird auch dadurch bestätigt, daß diese ältesten Holzschnitte entweder bemalt oder wenigstens auf Farbe berechnet waren. Die Miniatur aber hatte, als der Holzschnitt auftrat, längst realistische Formen angenommen. Sie wollte nichts andres sein als Darstellung des Lebens, in bunten natürlichen Farben,

Digitized by Google

in plastischer Modellierung, mit landschaftlichen oder architektonischen Hintergründen, kurz, mit möglichster Naturwahrheit. Daß der Holzschnitt ihr das nicht sofort gleichthun konnte, war nicht die Folge einer besonders feinen dekorativen Erwägung — denn eine solche hätten ja auch die Miniatoren anstellen können —, sondern einfach eine Folge seiner technischen Ungeschicklichkeit. Es gehört eine gewisse Naivität dazu, zu behaupten, daß diese ältesten Illustratoren, die doch wahrhaftig keine Künstler, sondern einfache biedere Handwerker waren, absichtlich auf Naturwahrheit verzichtet hätten, um ihren Holzschnitten einen dekorativen Charakter zu verleihen, den die Miniatoren selbst, ihre Vorgänger und Lehrer, schon lange nicht mehr anstrebten.

Und so geht denn auch die weitere Entwicklung des Holzschnitts immer mehr in der Richtung auf größere Naturwahrheit, auf stärkere Illusion. An die Stelle der rohen Schraffierung mit kurzen parallelen Linien tritt die Kreuzschraffierung, die geradlinigen Schattenstriche werden durch gebogne ersetzt, die die Illusion der körperlichen Rundung besser hervorbringen, die Farbe, die jetzt überflüssig wird, und deren Auftrag auch technisch zu viel Mühe macht, wird weggelassen, dafür entwickelt sich aber der Linienschnitt immer mehr nach der malerischen Seite. Freilich ist er im sechzehnten Jahrhundert in dieser Beziehung nicht über eine bestimmte Stufe hinausgekommen, aber schon die spätern Holzschnitte Dürers im Vergleich mit den frühern zeigen, daß die Entwicklung in dieser Richtung ging. Immer und überall ist der Holzschnitt Nachahmung der Zeichnung und durch Vermittlung der Zeichnung Nachahmung der Malerei. Und wo immer die Zeichnung einen Ansatz zur malerischen Entwicklung macht, wie z. B. bei der weißgehöhten Zeichnung auf getöntem Papier oder dem bunten Aquarell, folgt der Holzschnitt a tempo nach. Der Clairobscurholzschnitt und der Farbenholzschnitt mit drei und mehr Platten sind Beweise dafür.

Daß diese Versuche im sechzehnten Jahrhundert zunächst keine weitere Entwicklung fanden, erklärt sich sehr einfach aus der Kostspieligkeit der Verwendung mehrerer Platten und daraus, daß noch keine Technik bestand, die wie der Tonschnitt malerische Wirkungen mit einer Platte hätte erzielen können. Diese Technik konnte aber damals noch nicht erfunden werden, weil die deutsche Malerei selbst noch einen vorwiegend zeichnerischen Charakter hatte. In Italien, wo im sechzehnten Jahrhundert die malerischen Tendenzen schon stärker hervortreten, findet der Holzschnitt mit mehreren Platten eine eifrige Pflege. Und daß auch er seine höchste Aufgabe in der Nachahmung der Malerei sah, zeigen z. B. die Clairobscurholzschnitte Andreanis nach dem Triumphzuge Cäsars von Mantegna.

Von da an hat sich der Holzschnitt immer parallel zur Malerei und im Zusammenhang mit ihren Fortschritten entwickelt. Der Aufschwung des malerischen Empfindens, der uns in der niederländischen Schule des siebzehnten Jahrhunderts entgegentritt, findet sein Seitenstück in der Thätigkeit der beiden

Digitized by Google

letzten großen Zeichner des ältern Holzschnitts, Christoph Jegher und Jan Lievens. Jener übersetzt den Stil des Rubens, dieser den des Rembrandt in seine Technik. Und die Stiche nach Lievens zeigen schon die freie, an die Radierung erinnernde Strichführung, die in unserm Jahrhundert wieder in dem neuern Faksimileschnitt auflebt. Daß diese beiden Richtungen keine Nachfolge fanden, und der Holzschnitt nun auf zwei Jahrhunderte hinaus verfiel, erklärt sich daraus, daß inzwischen in der Radierung eine Technik erstanden war, die damals wenigstens die malerische Wirkung besser herausbringen konnte als der Holzschnitt. Schon damals ist aber der dekorative Charakter des Buchs so sehr vergessen, daß zur Illustration überhaupt nicht der Holzschnitt, sondern der Kupferstich verwandt wird.

So ist also der Zug zum Malerischen, den der moderne Tonschnitt zeigt, nicht etwa ein Abweg, der der innern historischen Notwendigkeit widerspräche, sondern im Gegenteil die natürliche Konsequenz der bisherigen Entwicklung. Eine Technik, die von jeher, seit ihrem Auftreten, Surrogat für Malerei und Zeichnung gewesen ist, mußte sich, nachdem die Malerei einmal den Weg zum Kolorismus und Realismus gefunden hatte, so und nicht anders entwickeln. Billigt man also diese Entwicklung der Malerei, so muß man folgerichtig auch die des Holzschnitts billigen. Von dem Augenblick an, wo der Zeichner zum Pinsel griff und seine Gedanken am liebsten in malerisch lavierten Zeichnungen aussprach, mußte sich auch im Holzschnitt eine Nachahmung dieser Zeichenweise, d. h. eben der Tonschnitt entwickeln. Der Tonschnitt repräsentiert nicht nur die höchste künstlerische und technische Stufe des bisherigen Holzschnitts, sondern auch die größte Annäherung an die Malerei und somit an die Natur, die dieser Technik bisher vergönnt war. Und wenn wir von der unzweifelhaften Thatsache ausgehn, daß der Holzschnitt zu jeder Zeit das geleistet hat, was er technisch zu leisten imstande war, d. h. der Natur so nahe gekommen ist, wie es seine jeweilige Entwicklungsstufe erlaubte, so ist der Tonschnitt ohne Zweifel die eigentliche klassische Form dieser Technik in der Gegenwart.

Darum ist natürlich nicht gesagt, daß die andern Gattungen neben ihm keine Daseinsberechtigung hätten. Im Gegenteil, der große Reiz und die eigentliche Stärke des Holzschnitts beruht gerade in seiner außerordentlichen Vielseitigkeit. Man kultiviere ruhig neben dem Tonschnitt den malerischen Faksimileschnitt, der ja nun auch eine so ruhmvolle Vergangenheit hinter sich hat. Und wenn man einmal besondern Wert auf den dekorativen Eindruck einer Seite oder eines Buchs legen will, so bediene man sich ruhig des ältern Linienschnitts und halte das Ganze im Stil des fünfzehnten oder sechzehnten Jahrhunderts. Nur bilde man sich nicht ein, daß dies das einzig Richtige sei, und daß gerade die letzte Art dem Holzschnitt einen Anstoß zu neuer Entwicklung geben könne. Eine solche ist immer nur in der Richtung der höchsten technischen Vollendung möglich, nicht in der Richtung vergangner primitiver Formen.

Digitized by Google

Keine gesunde Kunst verschleudert das technische Gut, das frühere Generationen angesammelt haben. Man predigt doch sonst immer das Evangelium der Selbständigkeit und Modernität und erklärt z. B. in der Malerei die Nachahmung der alten Meister für verwerflich. Warum gerade der Holzschnitt seine Zukunft in der Nachahmung, im Archaismus suchen soll, ist nicht recht einzusehen.

Im Grunde sind ja auch alle Einwände, die man gegen den malerischen Tonschnitt erhebt, gar nicht gegen ihn, sondern gegen gewisse Mißbräuche gerichtet, die gewöhnlich mit seiner Ausübung verbunden sind. Wenn z. B. die Verleger unsrer illustrierten Journale, statt wirklich künstlerische Zeichnungen zur Vervielfältigung in Tonschnitt anfertigen zu lassen, zu billigerm Preise das Vervielfältigungsrecht moderner Gemälde erwerben, oder wenn sie den Holzschneider aus Sparsamkeitsgründen statt nach dem Original oder der Natur nach einer Photographie arbeiten lassen, so ist das ja freilich nicht zu billigen. Aber dieser Vorwurf trifft den Holzschneider nicht und noch weniger die malerische Richtung des modernen Holzschnitts. Und wenn der Verleger, um dem schlechten Geschmacke des Publikums entgegenzukommen, gerade die süßlichsten und fadesten Bilder der Ausstellungen, z. B. die bekannten großäugigen Mädchenköpfe mit den poetischen Namen und die „interessanten" sentimentalen Genrebilder wählt, so ist das seine Sache und fällt dem Holzschneider nicht zur Last. Und wenn er schlechte künstlerische Spezialreporter für sich reisen und die bekannten miserabeln Bilder vom Kriegsschauplatze oder der Einweihung dieses oder jenes Denkmals u. dgl. anfertigen läßt, so ist wohl der Holzschneider zu bedauern, der dieses elende Zeug reproduzieren muß, aber es wäre sehr unrecht, ihm einen Vorwurf aus Mißständen zu machen, die er weder selbst geschaffen hat, noch auch zu ändern imstande ist. Jede Technik kann natürlich mißbraucht werden. Aber es gehört nur wenig Überlegung dazu, einzusehen, daß derartige Mißbräuche nicht zur Grundlage von Urteilen über ihre größere oder geringere ästhetische Berechtigung gemacht werden können. Gerade diese schlechten Gattungen des Tonschnitts werden ohne Zweifel mit der Zeit immer mehr von der Momentphotographie und Autotypie verdrängt werden, wie wir das ja z. B. in England sehen. Das ist aber kein Schade, sondern für den künstlerischen Holzschnitt nur ein Gewinn. Denn gerade dadurch wird er zur Betonung der künstlerischen Seite gedrängt.

Auch daß der moderne Holzschneider seine höchste Aufgabe in der Reproduktion von Gemälden sieht, ist nicht so tadelswert, wie es meistens dargestellt wird. Denn der Holzschnitt ist eben von jeher Surrogat für die Malerei gewesen, und es ist nicht einzusehen, warum er in der Wiedergabe der Gemälde an einem bestimmten Punkte — den übrigens noch kein Mensch zu fixieren gewußt hat — Halt machen soll. Der Radierung läßt man es ruhig hingehn, wenn sie Gemälde so genau kopiert, daß man die Pinselstriche, den pastosen Farben-

Digitized by Google

auftrag, ja sogar gewisse Zufälligkeiten der Oberfläche erkennen kann. Dem Holzschnitt dagegen will man es verbieten. An Übertreibungen hat es ja auch hier nicht gefehlt. Aber auch hier darf man nicht die ganze Richtung für sie verantwortlich machen. Und was der Radierung recht ist, ist dem Holzschnitte jedenfalls billig. Ja in noch höherm Grade. Denn die Radierung ist eine Künstlertechnik, die auch von wirklichen Malern zum Ausdruck ihrer Gedanken benutzt werden kann, während der Holzschnitt seiner ganzen Natur nach auf Reproduktion angewiesen ist. Ist doch seine Technik viel zu schwierig, als daß er jemals eine Künstlertechnik in dem Sinne der Radierung oder der Lithographie werden könnte. Und wo sich Maler, wie das neuerdings zuweilen geschehen ist, einbilden, sie müßten ihren Gedanken in selbstgeschnittnen Zeichnungen Ausdruck geben, da kommt eben nichts heraus als Primitivismus und Stümperei. Gerade deshalb aber muß der Holzschnitt seine reproduktiven Fähigkeiten vor allem und möglichst konsequent auszubilden suchen. Die Gefahr, daß er bei diesem Bemühen von der Autotypie ausgestochen werden könne, liegt nicht sehr nahe. Denn während die Zinkographie, d. h. die Linienhochätzung wohl imstande ist, lineare Federzeichnungen annähernd ebenso gut wiederzugeben wie der Holzschnitt, wird bei allen tonigen Originalen der Holzschnitt wegen seiner größern Reinheit, Gleichmäßigkeit und Fernwirkung immer den Vorrang vor der Autotypie behalten. Ist schon die Photographie, besonders was die Tonwerte betrifft, keineswegs eine treue Reproduktion, so noch viel weniger die Autotypie, die noch immer mit den größten technischen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Und gerade die Konkurrenz mit der Autotypie wird den Holzschnitt zwingen, seine spezifisch künstlerischen Seiten, nämlich die geistreiche Charakteristik der Stoffe, die Kraft und Reinheit der Flächenwirkung, das effektvolle Zusammenhalten der Töne, besonders auszubilden. Schund giebt es natürlich in jeder Technik, ebenso wie in jeder Kunst. Aber die Frage nach der Berechtigung einer Technik darf man nicht auf Grund des Schunds beantworten, sondern auf Grund ihrer besten Leistungen. Wenn also die Maler selbst, wie Menzel, Boecklin, Lenbach, Max, Bartels, neuerdings auch die Worpsweder, dem Holzschnitt die Reproduktion ihrer Werke anvertrauen, so haben wir Kritiker eigentlich keine Veranlassung, etwas dagegen einzuwenden. Diese Maler wissen natürlich sehr wohl, daß die Radierung eine schönere und vornehmere Reproduktionsart ist, und würden, wenn der Kostenpunkt nicht mitspräche, vielleicht selbst eine Heliogravüre vorziehen. Aber sie wissen auch, daß der Holzschnitt für den billigen Preis, zu dem man ihn haben kann, und für die Leichtigkeit, mit der er sich dem Letternsatz einfügt, sehr Respektables leistet. Der Holzschnitt ist eben auch jetzt noch wie früher die eigentlich populäre Vervielfältigungsgattung, die dem großen Publikum die Fortschritte unsrer Malerei vermittelt. Er ist deshalb für die Wiedergabe von Gemälden niemals ganz zu entbehren. Sein größter Nachteil ist immer noch das glänzende weiße

Digitized by Google

Papier, das einen eigentlich vornehmen Eindruck nicht aufkommen läßt. Aber es wäre vielleicht möglich, einmal ein Papier herzustellen, das diese Eigenschaft nicht hätte und doch zum Abdruck feinerer Tonschnitte geeignet wäre.*)

Können wir also den Gemäldeschnitt nicht völlig verbieten, so werden wir allerdings sagen müssen, daß die höchsten und befriedigendsten Leistungen der Technik nicht auf diesem Gebiete, sondern auf dem der Wiedergabe von Originalzeichnungen liegen, die eigens für den Tonschnitt mit dem Pinsel in Gouachefarben gemalt sind. Die Verleger unsrer illustrierten Zeitungen sollten sich — nach dem Vorbilde der Fliegenden Blätter — noch mehr als bisher darauf werfen, solche Zeichnungen zu erwerben. Daß es an vortrefflichen Zeichnern, die diese Technik beherrschen, nicht fehlt, lehren eben die Fliegenden Blätter. Und ich wüßte nicht, was man sich Reizenderes und Vollendeteres denken könnte, als eine Zeichnung von Marold oder René Reinicke in Tonschnitt übertragen. Dies ist das eigenste und spezifischste Gebiet des Holzschnitts, hier liegt auch ohne Zweifel vor allem seine Zukunft.

Skizzen aus unserm heutigen Volksleben

Von Fritz Anders

Dritte Reihe

1. Ein Stadtjubiläum

(Schluß)

Die Stadt nahm an den Vorbereitungen zu dem Festspiele lebhaften Anteil. In den verschiednen Damenkaffees wurden die Personalfragen jeglicher Art bis auf die vermutlich auf die Proben folgenden Verlobungen erörtert. Im Magistrate erwog man die Ausschmückung der Stadt und die zu bewilligenden Kosten, und in der Bürgerschaft, besonders am Stammtische im Bürgergarten, brach sich die Überzeugung Bahn, daß zwar das Festspiel sehr schön zu werden verspreche, daß aber auch für die Beteiligung der Allgemeinheit am Feste etwas geschehen müßte. Noch fehlte ja die allgemeine Begeisterung, es fehlten die Arbeitsausschüsse, die Debatten, die Kommissionen und Subkommissionen, die doch auch dazu gehörten, es fehlte vor allem der Gegenstand, der des Schweißes der Edeln wert war. — Meine Herren, sagte der Herr Bürgermeister, der als kluger Volksführer immer erst seinen Kuchen in den Ofen schob, wenn er warm war, ich will dem Verdienste des Herrn Ober-

*) Dies läßt sich dadurch sehr schön erreichen, daß geeignetes Papier mit matter Oberfläche vor dem Druck satiniert und danach wieder aufgeweicht wird. D. H.

Digitized by Google

predigers nicht zu nahe treten, aber Sie haben ganz recht, wir bedürfen einer Aufgabe, die die ganze Bürgerschaft beschäftigt. Meine Herren, ich habe an ein Volksfest gedacht.

Die versammelten Herren sahen sich gegenseitig an, wiegten die Häupter und murmelten Beifall. — Meine Herren, fuhr der Herr Bürgermeister fort, wenn wir ein Fest feiern, so muß das Geld rollieren, die Handwerker, Kaufleute und Wirte müssen etwas verdienen. — Die anwesenden Handwerker und Kaufleute sahen sich wiederum an und murmelten lautern Beifall. — Meine Herren, ich habe an einen Festzug gedacht.

Meine Herren, fiel hier Herr Tischlermeister Knauff ein, dieser Festzug muß ein historischer Festzug sein. Alle Festzüge sind heutzutage historisch.

Aber, Meister Knauff, wandte man ein, die Kostüme!

Kleinigkeit! Wir müssen zum Festspiele sowieso Kostüme haben, diese verwenden wir auch zum Festzuge, kostet uns keinen Groschen. — Wieder sahen sich die Bürger kopfnickend an und murmelten Beifall.

Aber, meine Herren, der Festzug muß auch eine Idee haben. Eine Idee zu haben, dieses, meine Herren, ist die Schwierigkeit. Aber ich garantiere Ihnen. Ich besitze alle Bände des Kunst- und Gewerbeblattes und werde Ihnen eine Idee nebst den zugehörigen Motiven unterbreiten.

Als die Bürger am Abend nach Hause gingen, erscholl das Lob des Bürgermeisters aus jedem Munde. Es ist doch ein tüchtiger Mann. Man soll uns doch einmal eine Stadt nennen, die so einen Bürgermeister hat wie Schmalzleben. Leben und leben lassen und den Leuten etwas zu verdienen geben, das ist das richtige, und das versteht unser Herr Bürgermeister.

Meister Knauff machte sich gleich am andern Morgen über sein Kunst- und Gewerbeblatt her, um eine Idee zu finden, leider nur mit geringem Erfolge. Denn alle darin enthaltnen Ideen liefen auf unbekleidete Personen hinaus, und so etwas konnte man doch der Schmalzleber ehrbaren Bürgerschaft nicht zumuten. Dagegen fand die Absicht, einen Festzug zu arrangieren, in der Bürgerschaft großes Wohlgefallen. Es ist doch auch eine schöne Sache, in die Öffentlichkeit zu treten und etwas vorzustellen, ohne etwas lernen zu müssen, bloß indem man einen andern Rock anzieht. Auch wußte man aus der Illustrierten Zeitung, daß Festzüge der Hauptsache nach aus Festwagen bestehn, und so zog man denn alles in Betracht, was in der Stadt Räder hatte. Meister Giesecke übernahm es, die Räder der Wagen rot oder blau oder grün anzumalen — mit Leimfarbe, damit es hernach wieder abgewaschen werden konnte; und Meister Knauff übernahm es, die Wagen mit seinem Futterkattun zu bekleiden und die erforderlichen „Motive“ zuzufügen. Jetzt entstanden die Arbeitsausschüsse, die Kommissionen und Subkommissionen in Masse. Zuletzt war kein Bürger von Ansehen in der Stadt, der nicht in irgend einer Beziehung mit ausgeschossen war. Schließlich fand sich auch noch die Idee des Festzugs, unter der die verschiednen Veranstaltungen zusammengefaßt werden konnten: die Darstellung des Lehr-, des Wehr- und des Nährstands mit einer historischen Einleitung.

Der Zug sollte durch eine Gruppe von Reitern eröffnet werden. Dies war die Aufgabe der Fleischer, die bekanntlich geborne Kavalleristen sind. Dann sollte ein Herold folgen, der auf der Frau Bürgermeisterin ihrem roten Sofakissen den Zettel mit der Schenkungsurkunde des bleeks achter Hannsen Emmers syn swynstal, gleichsam die Stiftungsurkunde der Stadt trug. Darauf König Wenzel und sein Gefolge. Leider war es durch keine Kunst der Über-

Digitized by Google

redung möglich, Meister Krickel aufs Pferd zu bringen, und so mußte denn der Oberinspektor vom Stadtgute den Königsmantel anlegen, obwohl es der nicht halb so gut machte als jener. Dann folgten, ebenfalls zu Pferde, Hansen von Peyn und Gebhard von Hoyme in mittelalterlicher Phantasietracht, dann Ratsherrn und, von Stadtknechten geführt, in Fesseln, Dannele und Düßem. Hierauf trugen vier phantasievoll gekleidete Männer auf einer bekränzten Bahre den Stein von der Siechenkapelle mit dem städtischen Wahrzeichen, einer Brotwecke mit der Jahreszahl 1488. Das war keine leichte Arbeit, denn der Stein wog seine zwei Zentner. Dies war der Schluß der geschichtlichen Abteilung. Jetzt kam ein Festwagen, auf dem eine Smaltlevia, umgeben von den Bürgertugenden, vier jungen Mädchen in aufgelöstem Haar, weißen Kleidchen und mit Schleifen in den Stadtfarben thronte. Darauf trat die Festzugidee in die Erscheinung. Zuerst der Herr Rektor mit der Rektorklasse, die unterwegs schöne, passende Lieder wie: „Nun adee, du mein lieb Heimatland“ und „Lützows wilde verwegne Jagd“ singen sollten. Darauf der Festwagen mit dem Sinnbilde der Weisheit. Man wählte hierzu wegen ihrer sehr ansehnlichen Körperformen Dortchen Leiter, ein junges Mädchen, das ihr Lebtag die größte und die letzte in ihrer Klasse gewesen war. Man stellte hinter ihr die Schultafel auf einer Staffelei auf und umgab sie mit den Symbolen des Wissens, dem Schulglobus und einigen schweinsledernen Folianten aus der Kirchenbibliothek. Vier Genien, kleine, wohl pomadisierte Mädchen, nahmen die Ecken ein. Was diese vorstellten sollten, ist nicht recht klar geworden. Einige meinten, die vier Spezies. Am vordern Teile des Wagens wurde eine Eule befestigt. Da man leider keine ausgestopfte Eule hatte, so nahm man eine solche, die zuvor an Rübsamens Scheunenthor angenagelt gewesen war. Die nächste Gruppe stellte den Wehrstand dar. Sie wurde eingeleitet durch eine Anzahl von „Geharnischten.“ Diese Geharnischten sollten von den Klempnern dargestellt werden. Es blieb diesen überlassen, sich ihre Ausrüstung selbst zu beschaffen. Der Festwagen stellte eine von Mitgliedern des Kriegervereins gestellte Lagerszene dar; Essen und Trinken war hierbei die Hauptsache. Darauf folgte die Schützengilde, sowie die Nachtwächter und Feldhüter. Die Darstellung des Nährstands verursachte — nicht aus Mangel, sondern aus Überfluß an Stoff — Schwierigkeiten. Denn in Schmalzleben gehört eigentlich alles zum Nährstande. Schließlich einigte man sich auf einen Wagen, der landwirtschaftliche Geräte tragen, und der von Schnittern und Schnitterinnen umgeben sein sollte.

Und, meine Herren, sagte Meister Knauff, vor den Wagen werden Stiere gespannt.

Ach, Sie meinen Ochsen, erwiderte ein landwirtschaftliches Mitglied des Arbeitsausschusses.

Nein, Herr Elzner, Stiere. Wo es sich um künstlerische Bethätigung handelt, nimmt man bloß Stiere.

Ich dächte aber doch, wir nähmen lieber Maiersen seine Perscherongs, ein paar Staatspferde, besonders das Sattelpferd.

Nein, das geht nicht, Herr Elzner, Pferde kommen in der Kunst nur in kriegerischer Beziehung vor, in friedlicher Beziehung sind Pferde sozusagen stillos. Und er setzte es wirklich durch, daß „Stiere“ vor einen Erntewagen gespannt wurden, während ländliches Volk in Hemdsärmeln den Nährstand vorstellte.

Von welchem Eifer die Bürgerschaft beseelt war, ist auch daraus zu ersehen, daß man anfing, sich sogar mit eignen Veranstaltungen am Festzuge zu beteiligen. Kunstgärtner Krause zum Beispiel rüstete einen Blumenwagen aus; im Hintergrunde

Digitized by Google

seine bekränzte Handelsfirma und davor Blumenbinderinnen; an den Seiten fertige Kränze, besonders auch Totenkränze mit Preisangabe. Und der Bierbrauereibesitzer Goldmann legte ein großes bekränztes Bierfaß auf einen Wagen und setzte seinen Braumeister als König Gambrinus darauf, während die nebenhergehenden Sieder und Küfer von der Größe des Betriebes Zeugnis gaben. Hier zeigte sich nun, wie glücklich die Wahl der Idee vom Lehrstand, Wehrstand und Nährstand gewesen war. Denn alle diese Privatleistungen konnten ja mit Leichtigkeit im Nährstande untergebracht werden. Sogar als im letzten Augenblicke August Kieserling mit seinem lahmen Gaule und seinem Wägelchen ankam, auf dem er sonst altes Eisen und dergleichen zu holen pflegte, der aber jetzt mit Laub und Papierfähnchen geschmückt war, so konnte auch er ohne Bedenken in den Nährstand eingegliedert werden.

Nunmehr traten die Vorbereitungen in das Stadium der „fieberhaften Thätigkeit." Herr Klempnermeister Nuttig war schon zum drittenmale mit sorgenvoller Miene in seine Hausthür getreten und hatte den Himmel angeschaut, ob ihm vielleicht von dort her eine Erleuchtung kommen werde. Es handelte sich um die Ausrüstung der sechs Geharnischten. Ein kluger Kopf war auf die Idee gekommen, der Tracht den preußischen Kommißrock zu Grunde zu legen, denn dieser sei eigentlich ein Waffenrock und darum für mittelalterliche Tracht verwendbar, wenn man die Regimentsnummer abtrenne. Als Helme ließen sich Feuerwehrhelme verwenden, die man mit Visieren aus Weißblech und mit Federbüschen verzierte. Auch die Arm- und Beinschienen boten keine Schwierigkeiten, da man bei ihrer Herstellung von der Form der Dachrinne ausgehn konnte. Aber die Halsbergen! Meister Nuttig hatte unter seinen sämtlichen Schablonen keine, die für diese Aufgabe geeignet gewesen wäre. Machte er nun die Halsbergen zu flach, so sah der Träger aus wie der wandelnde Kopf Johannis des Täufers auf der Schüssel, machte er sie dütenartig, so wollten sie nicht auf den Schultern sitzen und reichten bis an die Nase. Es ist begreiflich, daß Herr Nuttig schwere Sorgen hatte. — Das Wochenblättchen rüstete sich zu einer Festnummer. Die Redaktion brachte zu Ehren des Jubiläums die größten Opfer. Sie ließ sich von dem Herrn Oberprediger, dem es eine Ehrensache war, einen geschichtlichen Festartikel schreiben und kaufte für zwanzig Mark ein paar alte Klischees, die als Porträts König Wenzels und der andern geschichtlichen Persönlichkeiten gelten konnten. — Auf dem Anger wurde unter inniger Teilnahme der Schuljugend ein Festzelt für die Ehrengäste, die städtischen Körperschaften und die Arbeitsausschüsse aufgebaut. Im Kreise herum siedelten sich Trink- und Schaubuden, Karussells und dergleichen an. Aus dem Stadtforste kam Wagen auf Wagen mit Eichenlaub beladen, und in den Häusern wand man unter endlosen Gesprächen endlose Guirlanden. Meister Giesecke jagte durch die Straßen, strich hier Räder und dort Fahnenstangen an, malte Inschriften und legte die letzte Hand an seine Kulisse. Im Bürgergarten tagten täglich die verschiednen Arbeitsausschüsse. Im Kasinotheater wurde täglich geprobt. Meister Krickel war nach B. gefahren und hatte von dort einen ganzen Wagen voll von Garderobe mitgebracht. Schon begannen die Kostümproben. Das junge Volk wurde übermütig, und Meister Krickel hatte tausend Sorgen. Er nahm einen wahrhaft tragischen Ton an, wenn er mit Krone und Königsmantel bekleidet unter die jungen Leute trat, die hinter den Kulissen Unfug trieben, und in königlicher Haltung sprach: Aber Lenchen, aber Herr Sattler, bedenken Sie, was Sie thun, Sie reißen Ihre Kostüme entzwei, und ich muß mich hernach hinsetzen und sie wieder flicken. Es half ihm aber nicht viel, und zu flicken hatte er nach jeder Probe.

Digitized by Google

Um den vorteilhaften Eindruck nicht zu stören, den der Eifer der Bürgerschaft bei den Zurüstungen zu ihrem Stadtjubiläum unzweifelhaft macht, übergehe ich die Verhandlungen des Magistrats mit den vorgesetzten Behörden wegen Beteiligung dieser Behörden an der Feier und will nur bemerken, daß es in der Stadt allgemein für unbegreiflich gehalten wurde, wie diese vorgesetzten Behörden behaupten konnten, das Jubiläum sei durch die Schenkungsurkunde nicht genügend motiviert. Und so kam denn zum Feste kein Regierungsrat — nicht einmal der Herr Landrat —, und es gab keine Orden für Leute, die das Verdienst hatten, fünfhundert Jahre nach der Gründung der Stadt zu leben.

Der Festtag, zwar nicht Sante Marien-Magdalenen-Abend, sondern irgend ein andrer Tag, war gekommen. Die Kunde von den bevorstehenden großen Ereignissen war in die Weite gedrungen. Die ländliche Bevölkerung der Umgegend wallfahrtete zu Fuß und zu Wagen in die Stadt. Die Wirte wollten sich von früh an im Leibe zerreißen, und die Bürger sahen mit Befriedigung, welche Bedeutung ihre Stadt in der Welt hatte. Die Straßen der Stadt, besonders der Markt und die breite Gasse waren „feenhaft“ geschmückt. Die Bürger und der Stadtrat hatten sich selbst übertroffen, und von früh an standen Neugierige am Wege, um zu erwarten, was kommen werde. Von zwölf Uhr an, denn in Schmalzleben ißt man nach alter guter Sitte hübsch zeitig, versammelten sich auf das vom Hornisten der Feuerwehr geblasene Signal: „Das Ganze sammeln“ die Teilnehmer des Festzugs am Stadtgraben. Jeder Ritter oder Ratsherr, der über die Straße ging, machte bei der Jugend Sensation. Die Jungens wußten schließlich nicht mehr, wem sie nachlaufen sollten. Bis sich der Festzug in Bewegung setzte, verging freilich noch lange Zeit, aber endlich war man fertig, und der Zug bewegte sich, während man von der Spitze her etliche Töne und Paukenschläge der Stadtmusik hörte, stumm und würdevoll durch die Stadt und vor der staunenden Zuschauermenge vorüber, die sich ihre Bemerkungen zuflüsterte.

Gucke, Wäsche, gucke, gucke, dat is je Hinnrickes ihr Melkwagen.

Un wat er für rode Räder haben daut.

Un, gucke, gucke, Dortchen Leiter doruppe.

Wo enne?

Nu dor up den Melkwagen achter de Schaultafel ut de Rekterklasse, un, min Godd, wat is se uppetakelt.

Wat speelt se denn vor?

Ick wett et nich. Aber Vetter Kamel seggt, se speel de heilge Einfalt.

Der Zug bewegte sich seinem Ziele, dem Anger, zu, nicht ohne Stockungen. Diese wurden von den Trägern des schweren Steins verursacht, die von Zeit zu Zeit niedersetzen mußten, um zu verschnaufen, und die zuletzt lästerlich fluchten und erklärten, der Deibel möge sie lotweise holen, wenn sie das Untier von Stein weiter schleppten. Glücklicherweise fanden sich Freiwillige, die tragen halfen. Am Ende des Zuges, da wo das große Bierfaß gefahren wurde, herrschte Unordnung, denn dort wurde vom Wagen aus ans Volk Bier verschenkt. Und hinter August Kieserling seinem lahmen Pferde und wackeligen Wagen lief die Jugend her und sang die oft gehörte Melodie: Alte Töpfe! alte Öfen! alt A—isen.

Auf dem Festplatze war, als der Zug anlangte und sich vor dem Festzelte aufstellte, das Volksfest schon in vollem Gange, die Karussells paukten und klingelten, die Ausrufer und Verkäufer brüllten, und aus einer Menagerie erklangen grausam schreckliche Töne, teils von Blechinstrumenten, teils von Bestien herrührend, und über das Ganze zog eine Wolke von Staub und ein brenzlig-fettiger Geruch.

Digitized by Google

Jedenfalls entsprach der Lärm der Bedeutung des Tages. Daß er die schöne Rede verschlang, die der Bürgermeister an das verehrliche Publikum hielt, und in der er den Bürgersinn Schmalzlebens und den heutigen nach allen Beziehungen wohlgelungnen Tag als einen „Markstein" in der ruhmreichen Geschichte Schmalzlebens pries, war bedauerlich, aber leider nicht zu ändern. Das Fest war nun einmal im Gange. Die Jungen standen vor den ausgebreiteten Herrlichkeiten der Würfel- und Kaufbuden und genossen das wonnevolle Gefühl, den Groschen in der Tasche immer noch einmal umzukehren und zu erwägen, was man alles dafür kaufen könnte; die Mütter ließen ihre Jüngsten auf dem linken Arme tanzen, und die Väter rauchten Cigarren und sahen sich nach etwas Trinkbarem um.

Während nun draußen auf dem Platze ungetrübte Festfreude herrschte, erhob im Innern des Festzeltes bange Sorge ihr Haupt. Schon während des Festzugs hatte man im Hintergrunde des Kirchplatzes eine nachdenkliche Gestalt, den Bleistift ans Kinn gedrückt, stehn sehen. Der Herr Rektor hatte den Dichter auf den ersten Blick erkannt. Ja, es war der Dichter, Herr Doktor Felix Mandelstein. Der Herr Rektor war bis in die tiefste Seele hinein erschrocken und hatte nur mit Mühe seine würdige Haltung in der Gruppe aufrecht erhalten. Jetzt war außer ihm die ganze Theaterdirektion in Sorge. Man hatte den Dichter nicht eingeladen, man hatte nicht einmal an ihn gedacht, man hatte sein Stück barbarisch behandelt, zerschnitten, beflickt und besohlt. Jetzt kam der Dichter ungeladen; was nun machen?

Aber, meine Herren, sagte der Bürgermeister, der in seiner jovialsten Laune war, lassen Sie doch nicht so die Ohren hängen. Was kann uns denn so ein Dichter thun?

Ja, aber — Herr Bürgermeister.

Überlassen Sie diesen Dichter mir, ich gebe Ihnen mein Wort, ich mache ihn so kirre, daß er aus der Hand frißt. Bringen Sie ihn nur hierher. Und Sie, Ruppert —

Jawohl, Herr Bürgermeister.

Sie laufen, was Sie die Beine tragen, in den Goldnen Adler und lassen sich ein Dutzend Flaschen Sekt geben und bringen sie her. Und Eis! verstanden? Und Sie, Gerlebock, suchen Krausen auf und lassen sich von seinem Festwagen drei große Lorbeerkränze geben. Er soll die weißen Blumen herausschneiden und große rot und weiße Schleifen daran machen. Die Kränze sollen heute abend im Theater bereit liegen.

Jawohl, Herr Bürgermeister. Den ganz großen Kranz vorn am Wagen auch?

Ja, den auch.

Man atmete auf. Der Herr Bürgermeister nahm die Sache in seine kräftige Hand, man konnte getrost auf einen glücklichen Ausgang rechnen. Der Dichter kam an, etwas steif und einsilbig, denn es hatte ihn verschnupft, daß man ihn nicht eingeladen hatte. Der Bürgermeister log sich und die Seinen unverschämt heraus, und das übrige that der Champagner, und als die Zeit des Festspiels kam, herrschte wieder heiteres Wetter.

Meister Krickel hatte den Kostümierten des Festzugs strengen Auftrag gegeben, die Kostüme zu schonen und beizeiten wieder abzuliefern. Man hatte gethan, was man konnte, aber mancher Ärmel und manche Krause hatten Schaden gelitten, und König Wenzel mußte, während draußen das Publikum schon ungeduldig wurde, flicken und flicken, um die Schäden einigermaßen auszubessern. Man hatte Oberpredigers schönsten Lehnsessel geholt und ihn in die Mitte der ersten Stuhl-

Digitized by Google

reihe gestellt. Hier nahm unter dem Flüstern und Halsrecken des Publikums der Dichter und neben ihm der Herr Bürgermeister Platz. Das Festspiel begann. Im Anfang ging alles gut, denn hier war wenig geändert worden; als aber im zweiten Akte Hans Emmer als Komiker auftrat, und als Fräulein Emmer ihr nur mühsam motiviertes Trompeterlied sang, und als die Streichungen und Eingriffe gar zu arg wurden, da war es mit der Geduld des Dichters vorbei. Kaum fiel unter dem Beifall des Publikums der Vorhang, so fuhr er in die Höhe und redete mit erregten Worten und heftigen Armbewegungen auf den Bürgermeister los.

Siehst du, Ferdinand, sagte die Frau Oberprediger zu ihrem lieben Manne, jetzt kommt das Unglück, hättest du doch die Hände davon gelassen!

Was wird denn kommen? sagte Tante Toni.

Die Leute werden die Schuld auf meinen Mann schieben, die Leute werden reden —

Laß sie reden, Klara.

Aber Tante Toni machte wenig Eindruck. Frau Klara rang die Hände und war nicht zu beruhigen.

Als sich der Vorhang wieder erhob, erschien auf der Bühne der Herr Rektor. Dieser hielt eine schöne Rede auf den Dichter und überreichte drei Lorbeerkränze, immer einer größer als der andre, mit langen rotweißen Schleifen, immer eine länger als die andre. Der Herr Bürgermeister hängte dem Dichter den größten Kranz über die Schulter und stellte die beiden andern an den Lehnsessel. Was wollte der Dichter machen, er mußte sich wieder niedersetzen, denn er hatte das dunkle Gefühl, daß er mit dem Lorbeerkranze um den Hals aussah, als wäre er auf der Tierschau prämiiert worden. Aber fest saß er nicht, das konnte man wohl merken.

Jetzt folgte der dritte, schlimmste Akt, für den armen Dichter ein wahres Martyrium. Er trug es, solange ers tragen konnte. Als aber unter großem Beifall der Zuhörerschaft die Szene kam, wo sich die Intrigue der Gegenpartei mit dem Thorvorstecker enthüllte, wo die Feinde schon von draußen stürmten und die Verräter unter den Bürgern höhnend riefen: Nehmt doch eine Brotwecke, worauf Rolf pathetisch sein Schwert in den Thorriegel steckte, und als gar Meister Krickel als König Wenzel auftrat, da war es vorbei, der Dichter wollte trotz den drei Lorbeerkränzen aufspringen und davonlaufen. Aber der Herr Bürgermeister hielt ihn mit sanfter Gewalt fest, bis er den Widerstand aufgab. Inzwischen ging das Stück unter großem Hallo zu Ende. Der Bürgermeister nahm den Dichter, über den die Gleichgiltigkeit der Verzweiflung gekommen war, unter den Arm und schleppte ihn hinaus.

Natürlich blieb man nach Schluß der Aufführung im engern Kreise beisammen, um Wein zu trinken und alle und jeden leben zu lassen. Der Herr Oberprediger und Tante Toni fehlten nicht. Als alles gutes Muts war, erschien im Hintergrunde des Saales wiederum der Dichter und hinterher vergeblich beschwichtigend der Bürgermeister. Der Dichter hatte jegliche Annahme fernerweiter Getränke verweigert und verlangte sein Manuskript zurück. Er sei schändlich behandelt worden, und er ließe sich das nicht gefallen, und er würde sie alle verklagen. Da er nun mit Recht annahm, daß das Manuskript im Theatersaale liege, so hatte er dahin gedrängt. Aber man konnte ihm doch das grausam mit Tinte, Rot= und Blaustift bearbeitete Opus nicht in die Hand geben, dann wäre ja sein Zorn nur noch größer geworden.

Das Manuskript, ich verlange mein Manuskript zurück, rief er.

Digitized by Google

Da lag das Manuskript auf einem Stuhle, wenige Schritte noch, und der Dichter hätte es gesehen, und alles war verloren. In diesem entscheidenden Augenblicke bewies Tante Toni ihr Feldherrntalent. Sie erhob sich von ihrem Stuhle und setzte sich unauffällig mit ihrer ganzen Breite auf das Manuskript. Das Manuskript war nicht zu finden, eben war es noch dagewesen, es war unbegreiflich, wo es hingekommen war. Es half nichts, Doktor Felix Mandelstein mußte sich beruhigen, mußte Platz nehmen und noch eine Rede über sich ergehn lassen. Bei dem darauf folgenden Hoch wäre beinahe noch ein Unheil geschehn, denn Tante Toni, uneingedenk der Verpflichtungen, die sie übernommen hatte, erhob sich, um mit anzustoßen. Aber ihre Nachbarin zog sie an den Falten ihres Kleides wieder auf den Stuhl nieder, wobei Tante Toni ihr Glas Wein auf ihr Kleid goß.

Na, schadt nichts, sagte sie, laß fahren dahin, es war mein altes Bastseidnes.

Am andern Morgen fuhr Herr Doktor Felix davon. Als der Zug der Sekundärbahn über den Stuckenberg bummelte, und der Dichter Schmalzleben, noch geschmückt von dem Feste des Tages zuvor, in seiner vollen Schöne zu seinen Füßen liegen sah, schüttelte er die Faust zum Fenster hinaus und schwur mit heiligen Eiden, nie wieder ein Drama für solche Banausen zu schreiben. Die Banausen machten sich nichts daraus, sondern führten ihr Drama noch dreimal für verschiedne gute Zwecke auf. Und drei Verlobungen sind aus der Spielerei hervorgegangen. Und Schmalzleben steht seitdem im Glanze seiner geschichtlichen Vergangenheit groß da.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Wissenschaft in der Opposition. Der ordentliche Professor der Geschichte an der Berliner Universität Dr. Hans Delbrück widmet im Augustheft der von ihm herausgegebnen Preußischen Jahrbücher mehrere Seiten der „Kanalvorlage und der Zuchthausvorlage,“ auf denen er angeblich das „unbefangne, von keinem Sonderinteresse beeinflußte Urteil der Wissenschaft“ zum Ausdruck zu bringen sucht. Er steht dabei gegen beide Vorlagen in der Opposition. Das würde an sich nicht der Rede wert sein, aber der Herr Professor liefert — wenn auch gewiß nur in fahrlässiger Weise — in dieser seiner neusten journalistischen Leistung einen so interessanten weitern Beitrag zu der jüngst in den Grenzboten besprochnen Geschichtsfälschung über das Gesetz zum Schutz der Arbeitswilligen, und er urteilt über die Kanalvorlage, die bekanntlich in der allernächsten Zeit im preußischen Abgeordnetenhause zur zweiten Lesung kommen wird, so unverantwortlich ab, daß man in Anbetracht der großen Empfänglichkeit der p. t. gebildeten Leserwelt für derlei „wissenschaftliche“ Politik nicht dazu schweigen darf.

Was zunächst den Gesetzentwurf zum Schutz der Arbeitswilligen betrifft, so behauptet er frischweg: „Die gesamte Wissenschaft ist gegen die Zuchthausvorlage und ebenso die aufgeklärten konservativen Aristokraten und Beamten.“ Ist das schon, objektiv genommen, eine unglaublich leichtfertige Behauptung, so steht der Beweis, den er dafür zu erbringen versucht, mit der Wahrheit auf noch viel ge-

spanntem Fuße. Er sagt nämlich wörtlich: „Das hat in unzweideutiger Weise gerade die von konservativen Heißspornen inszenierte Herrenhausverhandlung dargethan, wo sich Professor Schmoller mit dem ehemaligen Führer der Reichspartei, Grafen Behr-Behrenhof, einem vorurteilslosen Edelmann besten Schlags, und dem Reichsbankpräsidenten Koch in der Opposition zusammenfand.“ Dabei hat nun aber in der Herrenhaussitzung vom 5. Juli der Oberbürgermeister Becker namens seiner Fraktion, d. h. der großen Mehrheit der einundzwanzig Herren, die außer Schmoller gegen den Antrag Mirbach stimmten, in unzweideutigster Weise erklärt, daß ihr Votum mit dem Inhalt des Gesetzentwurfs zum Schutz der Arbeitswilligen nicht das geringste zu schaffen habe, und daß es in keiner Weise als eine Zustimmung zu dem Reichstagsbeschluß vom 22. Juni anzusehen sei, sich vielmehr allein gegen den Antrag Mirbach und dessen besondre Tendenz richte. Dagegen hat sich Schmoller ganz ausdrücklich gegen den dem Reichstag vorliegenden Gesetzentwurf selbst und zugleich seine Übereinstimmung mit der Haltung der Reichstagsmehrheit erklärt. Sonst hat von der Minorität überhaupt niemand gesprochen.

Wie in aller Welt konnte der Historiker Delbrück in seinen Jahrbüchern, die doch vom Standpunkt der unbefangnen Wissenschaft die Wahrheit feststellen wollen, eine solche Unrichtigkeit drucken lassen? Es liegt hier doch mindestens eine Fahrlässigkeit vor, die nicht einmal dem Journalisten Delbrück verziehen werden kann, geschweige dem Historiker.

Und nicht weniger groß ist die Fahrlässigkeit des Urteils, wenn Delbrück dann weiter schreibt: „Nicht als ob diese Herren (Graf Behr und Koch) nicht, gerade wie wir an dieser Stelle es stets ausgesprochen haben, den Streikterrorismus für ein großes Übel hielten und sehr gern bereit wären, Maßregeln zu unterstützen, die geeignet sind, ihn zu beseitigen. Aber die praktische Wirkung des Gesetzes wäre nicht die Unterdrückung des Streikterrorismus, sondern der Koalitionsfreiheit der Arbeiter, soweit solche schon existiert. Und diese, das darf man heute als das einstimmige Urteil der Wissenschaft hinstellen, sollte nicht unterdrückt, sondern in feste gesetzliche Formen gebracht und erweitert werden.“ Selbst wenn man zugiebt, daß der letzte Satz, wenigstens soweit die kathedersozialistische Wissenschaft in Betracht kommt, richtig ist, so bleibt doch die Behauptung, das Gesetz bedeute die Unterdrückung der Koalitionsfreiheit der Arbeiter, eine zweite offenbare Unrichtigkeit, worüber die in den Grenzboten ausführlich dargelegten Verhandlungen der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik von 1897 keinen Zweifel lassen können. Delbrücks journalistische Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit steht in diesem Falle auf derselben Höhe wie die der demokratischen und sozialdemokratischen Agitationspresse, die ebenso mit dem Schlagwort „Zuchthausvorlage“ operiert und sich blind und taub dafür stellt, daß die verbündeten Regierungen, um die Koalitions- und Streikfreiheit der Arbeiter aufrecht erhalten und, soweit nötig, auch noch erweitern zu können, eine Verstärkung der Machtmittel des Staats gegen den Streikterrorismus verlangen, und daß sie sich dabei durchaus auf die Anschauungen der „Wissenschaft“ berufen können, soweit diese feststehn und klar sind. Delbrück selbst hat auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß von 1898 den gar nicht unvernünftigen Ausspruch gethan: „Die Arbeiterschaft wird auch organisiert nicht vernünftiger sein,“ und er hat damals überhaupt an der Koalitions- und Gewerkvereinstheorie eine so vernichtende Kritik geübt, daß der Standpunkt, auf den er sich heute stellt, jeder sachlichen Berechtigung bar erscheinen muß oder eigentlich gar keiner ist. Er steht in der Opposition, das ist alles. Die Rolle gefällt ihm vorläufig, und man kann ihm dieses Vergnügen ja gönnen. Nur auf den wissenschaftlichen Kothurn sollte

Digitized by Google

er dabei verzichten! Es wäre ja die reine Falschmünzerei, wollte er seine journalistische Opposition der werten Kundschaft als eine wissenschaftliche anbieten.

Vollends zur Karikatur aber wird seine Oppositionsrolle, wenn er schließlich sagt, die Annahme des „Zuchthausgesetzes" würde als das geringere Übel im Vergleich mit der Annahme der Kanalvorlage schon deshalb anzusehen sein, weil der „Rückschlag dann um so stärker werden" würde, denn es sei schlechthin ausgeschlossen, daß ein Staat von so großer sozialpolitischer Tradition wie der unsre sich „dauernd auf eine Politik der bloßen Repression und der Klassenherrschaft beschränkt." Also das soll die Bedeutung des Verlangens der verbündeten Regierungen nach besserm Schutz der Arbeitswilligen sein? Sie hätten damit die Absicht kund gegeben, sich auf eine Politik der bloßen Repression und der Klassenherrschaft beschränken zu wollen? Wenn es im „Vorwärts" stünde, würde man es als Brunnenvergiftung bezeichnen müssen, in diesem Falle ist es nur unverantwortlicher Leichtsinn. In dieser Sache hat die Wissenschaft aber die Pflicht, endlich der Wahrheit und dem Ernst wieder zu ihrem Recht zu verhelfen, will sie nicht zur Sklavin einer korrumpierten öffentlichen Meinung herabsinken. Selbst wenn einem in der ganzen Vorlage nicht ein einziger Paragraph diskutabel erschiene — Herrn Schmoller sind sie alle diskutabel —, so müßte man es doch, wenn man überhaupt logisch denken kann, als absurd bezeichnen, daß der Gesetzentwurf als Beweis für eine solche soziale Gesinnung der verbündeten Regierungen ausgegeben wird, wie es hier geschieht. Wo sind denn die Beweise für diese Gesinnung? Nichts ist in der ganzen jahrelangen Entrüstungskomödie gegen den „neusten Kurs" zu Tage gefördert worden, als jämmerlicher persönlicher Klatsch und müßige Vermutungen über den Einfluß von „Scharfmachern" und dergleichen. Denn daß die für das Wohl des Vaterlands und des ganzen Volks verantwortlichen Regierungen nicht blind und übereilt den „Idealen" aller Professoren und Privatdozenten, über die sich diese selbst noch lange nicht klar und unter einander einig sind, zur Verwirklichung verhelfen, kann doch einem Politiker von gesundem Verstande nicht als Beweis dafür gelten, daß der Kaiser und die, die mit ihm Repressionen gegen den Mißbrauch der Streikfreiheit für nötig halten, deshalb von allen weitern sozialen Reformen Abstand nehmen wollen. Tritt die Wissenschaft nicht kräftig der weitern Korruption der öffentlichen Meinung entgegen, so wird sie die Hauptschuld daran haben, wenn dringend nötige soziale Reformen verzögert werden.

Kann und will die Wissenschaft diese Korrektur einer auf Abwege geratnen öffentlichen Meinung nicht leisten, so brauchen natürlich die Regierungen vorläufig auch gar nichts auf ihre Opposition zu geben.

Über die Kanalvorlage sagt Professor Delbrück: „Auch hier hat die Regierung keineswegs die Stimme der Wissenschaft für sich. Sie hat sie auch nicht so unbedingt gegen sich, wie bei der Zuchthausvorlage. Viele Gelehrte halten mit ihrem Urteil vorsichtig zurück. Aber die wissenschaftliche Litteratur, die sich für das Kanalprojekt ausgesprochen hat, ist jedenfalls sehr dürftig, und was von Theoretikern gegen die Kanäle ins Feld geführt worden ist, viel gewichtiger."

Das ist doch ein sehr schwächliches Fundament für die Opposition des Herrn Delbrück, das ihn eigentlich dringend zur vorsichtigen Zurückhaltung mit seinem Urteil mahnen sollte. Trotzdem urteilt er mit voller professoraler Unfehlbarkeit über die Sache: „Der Kanalbau ist viel gefährlicher, denn er untergrübe die Zukunft unsrer Finanzen, die, einmal erschüttert, nicht so leicht wieder zu befestigen sind. Nicht bloß auf das tüchtige, stets kampfbereite Heer, sondern ebenso sehr auf den wohlgefüllten Schatz war die Politik der alten preußischen Könige aufgebaut.

Digitized by Google

Ergiebt, wie mit der größten Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, das Kanalbauen ein wirtschaftliches Fiasko, so bringt es die soliden preußischen Finanzen in eine schwer heilbare Zerrüttung."

Das ist seine ganze Weisheit, denn ein dann noch zum besten gegebner Vergleich mit dem „Panama" der Franzosen ist nichts als ein gedankenloser Zierat. Man wird in der Tagespresse kaum eine oberflächlichere Behandlung der Sache finden können, als sie hier vom Standpunkt der Wissenschaft geleistet wird. Wer das redliche Bemühen der Wissenschaft — zu der freilich nicht allein die Universitätsgilde gehört —, darüber zu einem Urteil zu gelangen, ob und unter welchen Voraussetzungen der Kanalbau neben den Eisenbahnen noch als volkswirtschaftlich vernünftig gelten kann, seit zwanzig Jahren verfolgt hat, der wird nach gewissenhaftem Studium der Mittellandkanalvorlage die Zerrüttung der preußischen Finanzen am wenigsten gegen den Entwurf ins Treffen führen können. Es ist selten bei der Begründung einer Vorlage so gründlich auf die theoretischen Einwendungen gegen den Kanalbau überhaupt Rücksicht genommen worden, wie in diesem Falle; und die Erläuterungen der Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten bei der ersten Lesung im Abgeordnetenhause und in der Kommission stehn durchaus auf der Höhe der Wissenschaft, gerade auch darin, was die volkswirtschaftliche Vorsicht anbetrifft, die in solchen mit den Fortschritten der Technik zusammenhängenden Fragen ganz besonders geboten ist. Die wissenschaftlichen und technischen Sachverständigen haben sich verantwortlich dahin erklärt, daß ein wirtschaftliches Fiasko beim Mittellandkanal, wie er geplant ist, im höchsten Grade unwahrscheinlich ist. Die Opponenten unter den Fachleuten sind eine verschwindende Ausnahme. Leider gehört Professor Cohn, dessen Urteil gewiß Anspruch auf Beachtung macht, auch noch zu ihnen. Aber selbst wenn er Recht behielte, wäre Delbrücks Prognose immer noch eine ganz ungeheure Übertreibung. Von einer Zerrüttung der preußischen Finanzen könnte auch in diesem Falle niemals die Rede sein, zumal da der Staat den Kanalbetrieb ebenso wie die Eisenbahnen in der Hand hat. Auch hier opponiert Herr Delbrück nur, weil es ihm so gefällt.

Wir unsrerseits halten die Annahme der Kanalvorlage im preußischen Abgeordnetenhause vorläufig noch für ebenso unsicher, wie daß die Reichstagsmehrheit Ernst und Einsicht genug haben wird, die Thorheit und das Unrecht der Demonstration vom 19. bis 22. Juni wieder gut zu machen. Das bestehende Parteiwesen und die mit ihm in Wechselwirkung stehende Verworrenheit der öffentlichen Meinung müssen ganz natürlich eine vernünftige Politik der Parlamente vereiteln. Aber die deutsche Bildung, die deutsche Wissenschaft und der deutsche Volkscharakter werden schon noch rechtzeitig mit der Modenarrheit fertig werden. Je toller sies treibt, desto eher. Möchten nur die verbündeten Regierungen die Narrheit nicht tragischer nehmen, als sie es verdient. So was muß nun einmal austoben, und das beste müssen wir gebildeten Staatsbürger doch selbst dazu thun.

Digitized by Google

Litteratur

Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentum in der Geschichte. Sechs Vorlesungen von Thomas Carlyle. Halle a. S., Otto Hendel, 1898. (Bibliothek der Gesamtlitteratur des In- und Auslandes)

Wer unter dem Eindruck von Bismarcks Tode und von dem geschichtswissenschaftlichen Streit der Gegenwart diese berühmten Reden wieder einmal liest, wird am besten Überschwang und Wahrheit in ihnen scheiden können. Carlyle unterschätzt die Geschichte, wenn er sie nur von großen Männern gemacht sein läßt. Kein Bau besteht bloß aus Ecksteinen. Er überschätzt sie aber auch, wenn er ausschließlich auf Grund von ihr Helden zeichnet. Denn das Geschichtliche ist nicht das Heldenhafte am Helden, sondern — im weitesten Sinne — sein völliges inneres Erleben und äußeres Bewältigen der Situation; darin sind aber auch tausend unberühmte Männer und Frauen Helden gewesen, die Größe der Situation ist nicht so ausschlaggebend für das Hervorragende eines Heldentums wie die Totalität ihrer Erfassung.

Von unsern billigen Universalbibliotheken ist die Hendelsche die persönlichste. Sie muß mit einem kleinern Publikum rechnen als Reklam und Meyer. Dem vorliegenden Bändchen wünschen wir ein recht großes.

Vorträge und Abhandlungen von F. X. von Wegele. Herausgegeben von R. Graf Du Moulin Eckart. Leipzig, Duncker und Humblot

Wegele war ein gründlicher Gelehrter, aber kein fesselnder Schriftsteller. Die meisten der hier gesammelten Beiträge können als Bausteine zu einer ostfränkischen oder würzburgischen Geschichte angesehen werden, die der Verstorbne früher einmal hatte schreiben wollen. Von allgemeinerm Interesse sind die Mitteilungen über Götz von Berlichingens Denkwürdigkeiten, über die Memoiren der Baronin von Oberkirch und über die gesammelten Werke Alexis von Tocquevilles. Durch Männer wie Gildemeister, Treitschke oder Sybel ist unser Geschlecht jedoch an einen andern Ton in dergleichen Besprechungen gewöhnt worden.

Das Österreichische Jahrbuch 1898 von Julius Patzelt (zweiter Jahrgang. Mit sieben Tabellen. Wien, Georg Szelinski) ist ein Unternehmen nach Art von Wippermanns Geschichtskalender, von dem es sich dadurch unterscheidet, daß es nicht rein objektiv referiert, sondern der politischen Tendenz des Verfassers dienen soll. Diesem kann es nur zur Empfehlung gereichen, daß, wie im Vorwort berichtet wird, der erste Band von der Presse aller Parteien getadelt worden ist, indem das Buch „den liberalen Blättern zu reaktionär, den klerikalen zu liberal, den nationalradikalen zu schwarzgelb, den slawischen zu deutschnational“ war, daß aber Privatpersonen in großer Zahl ihn zur Fortsetzung aufgefordert haben. Am nächsten steht er dem deutschliberalen Standpunkte; er glaubt, daß die Deutschen den Fortbestand Österreichs wünschen müßten, und entwickelt am Schluß, von S. 176 an, ein Reformprogramm, dessen Kerngedanke ist, daß die Lösung der Sprachenfrage eine gründliche Umgestaltung der ganzen Verwaltung zur Voraussetzung habe.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Aufteilung Afrikas

Von Hans Wagner in Charlottenburg

2. Die Aufteilung von Zentral- und Ostafrika

Der gewaltige Plan Cecil Rhodes, eine Cape-Town to Cairo Route zu erbauen, hat bei uns unter dem Namen der afrikanischen Meridionalbahn in diesem Jahre die lebhaftesten politischen Erörterungen gezeitigt. Dadurch wurde wohl erst die geographische Thatsache auch weitern Kreisen zur Kenntnis gebracht, daß der Osten Afrikas ein einheitliches geographisches Gebilde ist, und daß sich die Zukunft Afrikas im Osten des Kontinents abspielen wird. Während das westliche Afrika politisch sowohl wie wirtschaftlich und physisch in einige wenige Einzelgebiete zerfällt, die unter einander wenig Berührungspunkte haben, ist Ostafrika von Kairo bis zum Kap ein gewaltiges einheitliches Gebiet, das sich physisch und wirtschaftlich dem sogenannten „Rückgrat des Kontinents" anschließt und politisch als Vorburg Englands für Indien zu betrachten ist.

Tektonische Kräfte haben dieses „Rückgrat" geschaffen, sie haben das einförmige Tafelland Afrikas durch tiefe Bruchlinien in der Richtung von Norden nach Süden oder Nordnordwest nach Südsüdost zerrissen. Diese Bruchlinien durchziehn in einer Ausdehnung von vierzig Breitegraden Ostafrika zwischen dem 30. bis 40. Grad ö. L. v. Gr. von Suez bis Kapland und setzen sich in Asien fort (Totes Meer). Die vulkanischen Vorgänge haben aber dem Osten Afrikas nicht nur seine topographische Gestalt gegeben, sondern auch seine Kulturverhältnisse eigentümlich gestaltet. Aus den Spalten herausgeworfne vulkanische Eruptionsmassen häufen sich an den Rändern des Spalts zu gewaltigen Gebirgsmassen: Abessinien, Samburu, Leileipia, Kenia, Kilimandjaro, Usambara, Usagara, Konde usw. bis zu dem kapländischen Randgebirge am

Digitized by Google

Ostrande; am Westrande die äquatorialen Gebirgsmassen (Ruwenzori, Mfumbiro), die Küstengebirge im Westen des Tanganyika, die Wasserscheiden zwischen Kongo und Sambesi. Diese vulkanischen Gebirgsmassen sind an sich schon durch ihre geologische Zusammensetzung für Kulturentwicklung prädestiniert, durch ihre Erhebung über das Niveau des afrikanischen Plateaus wird ihnen aber noch das zu teil, was dem übrigen Afrika fehlt, nämlich Feuchtigkeit; an den Gebirgen (ähnlich wie am Südabhang des Himalaya) fangen sich die Zenithalregen (periodische, den Zenithständen der zwischen den Wendekreisen hin- und hergehenden [geozentrisch gesprochen] Sonne folgende und von den Passaten ins Land getriebne Regen); ferner haben diese Gebirgslandschaften Steigungsregen, hervorgebracht durch die verschiednen Wärmeverhältnisse am Fuße und am Gipfel der Gebirge. Aus diesen Gründen sind die Gebirgslandschaften in Ostafrika fruchtbar.

Die andre topographische Erscheinung, die durch die meridionalen Risse hervorgebracht ist, sind Senken, grubenartige Vertiefungen. Sie liegen in den Bruchlinien entweder als humusreiche Thäler oder als langgestreckte Seen, umrankt von den erwähnten Eruptionsmassen, die ihnen ihre überflüssige Feuchtigkeit abgeben und sie auch fruchtbar machen. Durch eine solche Senkung hat sich der Nil seinen Weg gesucht, andre werden durch eine Anzahl Seen bezeichnet (Albert Nyanza, L. Albert, Edward, L. Tanganyika, Nyassa im Westen; Rudolf, Baringo, Naiwaschasee im Osten). Durch die Gebirge ist ferner das afrikanische Plateau in eine Anzahl von Schollen geteilt, die fruchtbar sind, wenn sie Feuchtigkeit haben, oder unfruchtbar und salzhaltig, wenn sie trocken sind.

Das ganze geologische Gebilde, das eben geschildert worden ist, nennt man den ostafrikanischen Graben. In ihm findet sich jetzt schon die höchste Kultur und die dichteste Bevölkerung Afrikas, weil die Vorbedingungen dafür vorhanden sind. Agrikultur und Bergbau verheißen aber in Zukunft menschlichem Fleiße im Gebiete des ostafrikanischen Grabens noch reichern Gewinn, wenn die weiße Rasse auch hier ihre rastlose Thätigkeit in vollem Umfange aufgenommen haben wird.

Die innere Geschichte Afrikas hat sich deshalb auch ganz natürlich in diesem ostafrikanischen Graben abgespielt. Das Nilthal barg das älteste Kulturvolk der Welt, und die Völkerschiebungen, die in Afrika so lebhaft und andauernd gewesen sind, wie kaum in einem andern Kontinent, folgten dem Verlaufe des ostafrikanischen Grabens. Erst die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts brachte Europa die Kenntnis von Innerafrika. Aber die ägyptischen Völker — und von ihnen kam die Kunde auf Herodot und Ptolemäus — haben sich schon im grauen Altertume eine eingehende Kenntnis von Innerafrika schaffen müssen. Denn ihr Wohl und Wehe hängt von dem Verhalten der Nilquellen ab. Die Länder im Quellgebiet des Nil und noch weiter südlich sind in der Neu-

Digitized by Google

zeit durch politische Sperren von Nordostafrika getrennt gewesen, und der Anschluß ist noch immer nicht erreicht. Im Altertume scheint das nicht der Fall gewesen zu sein. Äthiopien ist in den semitischen Überlieferungen ein bekanntes Land. Es scheint auch zu den Zeiten der biblischen Königin Kandace aus Mohrenland eine große Verkehrssicherheit geherrscht zu haben, sonst hätte diese Fürstin nicht mit so geringem Gefolge die ausgedehnte Reise nach Jerusalem machen können. Daß das so vorgeschrittne Kulturvolk der Ägypter Beziehungen nach Innerafrika gesucht und unterhalten hat, scheint natürlich. Ein neuerer Ethnograph, P. Kolb, führt sogar die Abstammung der Hottentotten auf einen Bestandteil des Volkes Israel zurück, der sich nach Innerafrika geflüchtet hatte, während sich das Gros nach Asien wandte. Sollte sich diese Annahme bestätigen, so wäre der Beweis für intimere Beziehungen des ältesten Ägyptens zu Innerafrika erbracht. Wie nun dem auch sein möge, alles, was sich an Kultur im innern Ostafrika ausgebildet hatte, ist auseinandergeworfen worden durch die große innerafrikanische Völkerwanderung, die durch den Ansturm des Türkentums auf Ägypten zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts im obern Nilgebiet begann und dem Zuge des sogenannten ostafrikanischen Grabens folgend sich bis in die Südspitze Afrikas fortpflanzte. Die Wanderung der Galla, Massai, Sulu haben erst in der allerjüngsten Zeit unter dem Druck der weißen Rasse ein Ende gefunden. Diese innerafrikanischen Völkerschiebungen haben für uns nur noch ein historisches und ethnographisches Interesse. Dagegen ist die Zufuhr fremder Völkerbestandteile (Araber, Indier), die das äquatoriale Ostafrika vom Indischen Ozean her erfahren hat, für uns von praktischem Interesse, weil sie von großer wirtschaftspolitischer Bedeutung geworden ist.

Der Indische Ozean hat sich jahrtausendelang den Charakter eines arabisch-indischen Binnensees zu wahren gewußt, ja die an der Irrlehre des Ptolemäus festhaltende arabische Wissenschaft hat dieses Meer sogar geographisch zu einem Binnensee, dem östlichen Mittelmeer, zu stempeln gesucht. Die Wissenschaft muß oft genug erst das „entdecken," was im praktischen Leben schon lange bekannt ist. So mag jene Binnenseetheorie in der Praxis schon frühzeitig als falsch erkannt worden sein, wie ja auch die wertvolle Eigenschaft der Monsune sicher schon Jahrtausende praktisch ausgenutzt worden ist, bis sie von Hippalus in der Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt für die theoretische Wissenschaft „entdeckt" wurde. Mancher arabische Seefahrer mag schon Jahrhunderte vor Vasco de Gama den „Seeweg nach Ostindien" — natürlich in umgekehrter Richtung — entdeckt haben, der Not starker Südwestmonsune gehorchend, nicht dem eignen Trieb noch Wissen. Aber alle diese Kapumseglungen praktischer Seeleute, auch die der Phönizier, haben dem Indischen Ozean vor der europäischen Welt bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts nicht den Charakter eines Binnenmeers nehmen können.

Digitized by Google

Nun sind die Anlaude des Indischen Ozeans seit Jahrtausenden ein Ziel der Sehnsucht für das Abendland gewesen. Griechen und Römer und später das gesamte Abendland bezogen aus dem sagenhaften Indien seit alters her die größten Kostbarkeiten, Geschmeide und Gewürze. Da der Seeweg nicht bekannt war, so nahm der Handel seinen Weg durch das Rote Meer nach Alexandria und von dort in das Abendland. Dieser Wichtigkeit als Vermittlungsland auf dem Wege nach Indien verdankt das nordöstliche Afrika seine weltpolitische Stellung. Sobald im Abendland ein großes Reich mit starker Expansivkraft erstand, hat es sich des Nildeltas als des Schlüssels des Orienthandels zu bemächtigen gesucht. Die römischen Cäsaren, Alexander der Große und der Osmane Selim I. haben ihr Banner über Alexandria steigen lassen, und auch die italischen Handelsrepubliken suchten im Lande der Pyramiden Einfluß zu gewinnen. Bis in die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts vollzog sich der Handel über Alexandria ohne Schwierigkeiten für das Abendland. Als in diesem Jahrhundert der Türkensturm gegen Europa brauste, und türkische Seeräuberei den Levantehandel unsicher machte, wurde der Wunsch nach einer andern Verbindung des Abendlands mit dem Morgenlande immer lebhafter. Von den kühnen Seefahrern, die die Sehnsucht ihrer Zeitgenossen zu erfüllen trachteten, entdeckte der eine einen neuen Erdteil, der andre fand den richtigen Weg nach Indien, jeder der beiden Entdecker schenkte dem Abendlande einen Erdteil voll reichster Gaben, ein Goldland Kolumbus, und Gama die Heimat der Gewürze. Die Entdeckung Vacso de Gamas hat Ägyptens handelspolitische Bedeutung herabgesetzt, denn der Weg nach Indien führte seitdem nicht mehr über Ägypten. Napoleon I. versuchte diesem Lande von neuem eine weltpolitische Stellung zu geben, indem er den für die damaligen Zeitverhältnisse unsinnigen, weil aussichtslosen Handstreich auf das Nilthal unternahm. Ihn leitete dabei wohl weniger der realpolitische Gedanke einer Bedrohung Indiens, denn dazu waren seine Machtmittel zu schwach, sondern der Wunsch, mit der Nachahmung antiker Größen, wie Cäsar und Alexander, für sich Reklame zu machen, entsprechend der mit der Antike kokettierenden Geschmacksrichtung des Revolutionszeitalters. Eine natürliche Bedeutung als Thor des Handels und als politische Vorburg für Indien hat Ägypten erst wieder durch die Eröffnung des Suezkanals gewonnen, und seit dieser Zeit ist auch Frankreichs ägyptische Politik realpolitisch begründet nicht minder wie Englands erhöhter Eifer in Ostafrika. Mit diesem Entwicklungsgange der weltpolitischen Stellung des nordöstlichen Afrikas steht der des äquatorialen Ostafrika in Einklang.

Das Verlangen des Abendlands nach einem ungehinderten Verkehr mit Indien wurde von Portugals Herrschern aus natürlichen Gründen lebhaft geteilt. Heinrich der Seefahrer faßte zu Beginn des fünfzehnten Jahrhunderts den Plan, sein engbegrenztes Reich über Afrika nach den reichen Gewürzländern Indiens auszudehnen, und was er begann, vollendete der geniale König

Digitized by Google

Johann II. von Portugal. Er sandte seine Admirale an der Westküste Afrikas entlang, im Jahre 1487 erreichte einer von ihnen, Bartolomeo Diaz, das Südkap. Gleichzeitig ließ der König auf der Ostküste durch Pedro de Covilhao Erkundigungen einziehen. Covilhao gelangte über Kairo als erster Portugiese nach Malabar; er segelte dann auf arabischen Schiffen die Ostküste Afrikas entlang bis zum arabischen Goldhafen von Sofala, also bis zum 20. Grad südlicher Breite. Er fand überall an der Küste reiche und schon jahrhundertealte arabische Niederlassungen, die sich bis in die Gegend des Kap Corrientes (24. Grad s. Br.) ausdehnten und einen schwungvollen Handel mit Gold und Sklaven nach Arabien und Indien trieben. Nach seinen Erkundigungen beruhte die Ansicht, daß der Indische Ozean im Süden durch Land abgeschlossen sei, auf Irrtum. Die Mitteilungen Covilhaos ins praktische umzusetzen, dazu wurde von Johanns II. Nachfolger, Manoel, der achtundzwanzigjährige Edelmann Vasco de Gama ausersehen. Diesem kühnen Seefahrer gelang in überraschender Weise die Aufgabe, mit der er betraut war; er brachte dadurch sein Vaterland auf den Höhepunkt der gewaltigen nationalen Entwicklung, die zuerst Heinrich dem Seefahrer vorgeschwebt hatte. Am 10. oder 11. Januar 1498*) landete Vasco de Gama an der Delagoabai, lief am 25. Januar in die Quilimanemündung des Sambesi ein, war am 2. März in Mozambique, am 7. April in Mombas und traf dann am 20. Mai vor Calicut an der südlichen Malabarküste Indiens ein. Dieses sind die Daten der Begründung der portugiesischen Herrschaft im Indischen Ozean.

Durch päpstliche Bullen waren der Krone Portugal alle Länder vom Kap Bojados bis nach Indien feierlich zugesprochen, Spanien (Abgrenzungsbulle des Papstes Alexander VI. 1493) gleichzeitig in seiner Entwicklung nach Afrika und Indien gelähmt und auf Amerika verwiesen worden. Aber dieser Besitz wurde den Portugiesen schwer gemacht. Im Indischen Ozean fanden sie eine gefestigte arabische Herrschaft vor.

Die Ostküste Afrikas streicht von Nordost nach Südwest, in derselben Richtung gehn die periodischen Luftströmungen, die Monsune. Die Natur regt so gewissermaßen die Bewohner dieser Gebiete an, Schiffahrt zu treiben. Winde und Strömungen führen die Schiffe während einer Jahreszeit bequem von Indien nach den Häfen der ostafrikanischen Küste und in der darauf folgenden Jahreszeit nach Umschlag der Monsune in der entgegengesetzten Richtung wieder heim. Der Schiffahrtverkehr ist von den Monsunen direkt geschaffen, und wie er vor einem Jahrtausend betrieben wurde, so besteht er auch jetzt noch. Es ist somit kein Wunder, wenn die ostafrikanische Küste bis weit nach Süden hin schon frühzeitig mit arabischen Kolonien wie besät war.

*) Ich entnehme diese Daten dem trefflichen kritischen Werke von Franz Hümmerich: Vasco de Gama und die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. München, Beck, 1898.

Digitized by Google

Der Handelsverkehr war, als die Portugiesen diese Küste anliefen, überaus lebhaft. Die Stadt Calicut an der Südspitze Vorderindiens nahm damals dieselbe Bedeutung ein wie heute Bombay; sie war der Knotenpunkt für den gesamten ägyptisch-indischen Handel, und dem Herrscher von Calicut, der den Titel Samudrin Raja, der Herr an der See, führte, gehorchte die ganze Malabarküste. Die Edelsteine Ceylons, die Perlen aus dem Manaargolf, die Gewürze und Droguen von Malakka und Borneo, das Gold der afrikanischen Küste nahmen ihren Weg über Calicut durch das Rote Meer nach Alexandria in die abendländische Welt. Den Handel hatten überwiegend arabische Kaufleute in der Hand, dem Arabertum, das in den ägyptischen Mameluken eine kräftige Stütze hatte, gehörte dieses Meer; darum erhob sich von Anbeginn ein erbitterter Kampf zwischen den Konkurrenten.

Der Kampf der abendländischen und der morgenländischen Völker, der für Europa und Vorderasien längst zu Gunsten der ersten entschieden ist, er dauert in Ostafrika noch fort seit jenem Märztage des Jahres 1498, an dem die portugiesischen Kanonen zum erstenmale vor Mozambique donnerten. Die Anhänger Mohammeds sind im deutschen Seengebiet zwar geschlagen, aber im Nilthale stehn sie noch fest (Mahdismus). Portugal war es in wenigen Jahren gelungen, das arabische Handelsmonopol im Indischen Ozean zu brechen. „Auf indischem Boden hatte Albuquerques mächtiger Schöpfergeist ein großartiges Kolonialreich erstehn lassen. Alle die Punkte, in denen die Fäden des östlichen Weltverkehrs zusammenliefen, waren in den Händen der Portugiesen. Ihnen gehörte das mächtige Malakka und die Inselstadt Goa und Ormuz, der Edelstein im Kranze der Welt, wie ein arabisches Sprichwort die Stadt nannte. Das Monopol des indischen Handels war aus den Händen der Mameluckensultane von Kairo an die Krone Portugal übergegangen, Lissabon hatte die kommerzielle Erbschaft von Alexandrien angetreten“ (Hümmerich). Den Portugiesen gelang es mit Hilfe ihrer überlegnen Waffen, die arabischen Feinde niederzuhalten. An der ostafrikanischen Küste kam ihnen zudem noch die Rivalität der Scheichs von Mombas, Malindi und Kilwa Kisiwani zu Hilfe. Aber es waren Pyrrhussiege, die die Portugiesen hier erfochten haben. Ihre Beutegier, ihr Monopolsystem riefen die haßerfüllten Araber immer von neuem zu den Waffen. Kilwa war die bevölkertste Stadt der Küste, man zählte in ihr an dreihundert Moscheen. Mombas war ein mächtiger Seestaat, das ostafrikanische Venedig; Sansibar war unbedeutend. Den Portugiesen sind ernstere Kolonisationsversuche im Sansibargebiet nicht gelungen: der Versuch, dort eine ständige portugiesische Bevölkerung zur Sicherung der Herrschaft anzusiedeln, mißlang. Man ging so weit, portugiesischen Jungfrauen einen großen Landbesitz im Sansibargebiet als Mitgift zu geben, wenn sie mit ihren Gatten dorthin übersiedelten. Aber der gewünschte Erfolg blieb aus. Die eingeborne arabische Bevölkerung geriet bald hier bald dort in Aufruhr, weil ihr die Quelle zum

Digitized by Google

Reichtum durch das Monopolsystem der Portugiesen abgeschnitten war, und die portugiesischen Beamten zudem noch privatim eine Beutepolitik trieben. Dazu kam der Fanatismus auf beiden Seiten, der zu andauerndem Blutvergießen führte. Schließlich begnügten sich die Portugiesen damit, die Sansibarküste nur noch als Flottenstation zu betrachten und zu behandeln. Und auch das wurde ihnen bald unmöglich. Die expansive Kraft Portugals schwand dahin, als es mit Spanien vereint wurde. Da gesellten sich zu den Kämpfen mit den arabischen Seeräubern und den Küstenstädten noch die Angriffe der Holländer und Engländer, von denen jene die Gewürzinseln in Australasien, diese Indien selbst nahmen. Portugal zog sich aus dem Sansibargebiet 1698 genau zwei Jahrhunderte, nachdem es dort aufgetaucht war, zurück und behielt nur noch Mozambique. Dieses Land mochten sie nicht missen, denn es war, seitdem Holland 1649 die Westküste Afrikas für den Sklavenhandel gesperrt hatte, das Hauptausfuhrland in diesem Handel geworden und brachte reichen Gewinn.

(Schluß folgt)

Kritische Studien

zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

Von Otto Kaemmel

2. Versailles

(Fortsetzung)

Von einem so gesinnten Oberkommando der III. Armee war eine besondre Energie in der Bewältigung des wesentlichsten Hindernisses, nämlich der Schwierigkeiten beim Straßentransport der Munition, kaum zu erwarten, und selbst Blume gesteht unumwunden ein: „Man wird nicht behaupten können, daß das Oberkommando alles gethan habe, was in seinen Kräften stand, um die Vorbereitungen für den Angriff zu beschleunigen . . .“ „es hätte früher, als geschehen, zu der Erkenntnis, daß Aushilfe aus der Heimat unentbehrlich war, kommen und danach handeln müssen.“ Nur meint er, eigentlich sei es Roons Sache gewesen, dafür zu sorgen.[1]) Gewiß, was Anfang Dezember möglich war, 900 bis 1000 deutsche vierspännige Lastwagen zu beschaffen,

[1]) Beschießung von Paris 44. 45.

Digitized by Google

das war auch vier oder sechs Wochen früher möglich. Andrerseits konnte eine solche Auffassung der militärischen Sachlage durch die „humanitären" Einflüsse hochgestellter Damen nur bestärkt werden.

Daß die Gereiztheit, der Bismack Ausdruck gab, von der andern Seite einen starken Wiederhall fand, war natürlich, denn beide Teile glaubten im Rechte zu sein und pflichtgemäß zu handeln. „Die Schlachtenbummler räsonnieren, die das Kriegsleben ohne Verantwortung und Sachkenntnis mitmachen," schreibt der Kronprinz am 28. November. „Ich biete jedem, der mir davon [von der Beschleunigung der Beschießung] redet, das Kommando an," und er that das wirklich in diesen Tagen gegenüber Bismarck, der am liebsten darauf geantwortet hätte oder auch wirklich geantwortet hat: „Ich bin bereit, es anzunehmen, für vierundzwanzig Stunden."[1]) Auch Blumenthal will nicht hören auf „die Stimmen militärisch unwissender, hinterm grünen Tisch sitzender Leute im In- und Auslande," und selbst Moltke verwahrt sich gegen das Hineintragen „politischer Momente, die nur insoweit Berücksichtigung finden" können, als sie nicht etwas militärisch Unzulässiges oder Unmögliches beanspruchen.[2]) Die Behauptung, daß nichtmilitärische Rücksichten mit im Spiele seien, um die Beschießung zu verzögern, machte auf ihn keinen Eindruck. „Aus den Zeitungen und Zuschriften sehe ich, schreibt er am 18. Dezember, daß man in der Heimat glaubt, daß wir das feindliche Feuer bis jetzt nicht beantworten aus zarter Rücksicht auf Paris oder gar auf Verwendung hoher Persönlichkeiten. Das ist durchaus nicht der Fall; es geschieht, was zweckmäßig und ausführbar."

Endlich brachte Bismarcks Energie auch diese stockende Sache in Fluß. Nachdem persönliche Vorstellungen bei Blumenthal (28. November) und beim Kronprinzen natürlich keinen Erfolg gehabt hatten, reichte er beim König gegen Ende November einen Immediatbericht über die Frage ein, zu Roons größter Genugthuung. Daraufhin richtete der König, nachdem er sich schon drei Tage vorher von Hindersin und Kleist hatte Vortrag halten lassen und zu seinem „Erstaunen" erfahren hatte, daß der ursprüngliche Termin (Anfang Dezember) nicht eingehalten werden und der Angriff „nicht vor Ende Dezember, ja Anfang Januar" beginnen könne, am 28. November in fast scharfem Tone ein Schreiben an Moltke, in dessen Gedankengang man Bismarcks Denkschrift wird wiederfinden dürfen. Diese Verzögerung errege ihm „die allergrößten Bedenken, sowohl in militärischer als politischer Hinsicht." Deshalb fühle er sich „verpflichtet," die Frage der Beschleunigung des Angriffs auf die südlichen Forts des Entschiedensten in die Hand zu nehmen und den schleunigsten

[1]) Busch I, 440. 588.

[2]) Moltke, Militärische Korrespondenz 447, Beilage zu Nr. 486 und Nr. 454. Briefe II, 179. Die Gereiztheit wuchs, als Bismarck seinen Willen endlich durchgesetzt hatte, Roon vom 25. Dezember, Denkwürdigkeiten III[4], 271.

Digitized by Google

Bericht zu verlangen" über vier Fragen: Welche Mittel zur allerschleunigsten Herbeischaffung der Munition zu ergreifen seien, ob es noch an der Zeit sei, den „Nordangriff" zu unternehmen, ob die Munition so vollständig berechnet sei, daß kein Stillstand in der Beschießung der Forts eintreten könne, welche Werke noch bis zur Aufstellung der Geschütze ausgeführt werden müßten. Darüber erwartete der Monarch mündlichen Bericht bis zum 1. Dezember. Die Antwort bestand in Moltkes „Promemoria" vom 30. November.[1]) Gegenüber Wilmowski bemerkte noch am 28. der König, es sei nicht wahr, daß beschlossen sei, Paris nicht zu beschießen, zur Zeit seien nur die Vorbereitungen nicht vollendet.[2]) Roon drängte unermüdlich und erlangte endlich am 6. Dezember den königlichen Befehl an das Oberkommando der III. Armee, Pferde von den Munitionskolonnen herzugeben, und die Weisung an das Kriegsministerium, einen militärisch organisierten Fuhrpark von neunhundert bis tausend Wagen aus Deutschland zu beschaffen, wozu sich ein Erfurter Unternehmer bereit erklärt hatte[3]) und Bismarck die nötigen Summen (sechs Mark den Tag für jeden Wagen) auf die Bundeskasse anwies. Roon war darüber sehr befriedigt, obwohl er an dem guten Willen mancher Stellen auch jetzt noch zweifelte;[4]) noch am 17. Dezember hob Moltke beim König im Beisein Roons die Schwierigkeiten des nunmehr beschlossenen Angriffs so sehr hervor, daß Roon ihm in einem längern Schreiben sein Befremden aussprach.[5]) Indes kam die Sache nun doch in raschen Fluß. Zum Generalsvortrage am 17. Dezember wurden auch die Artillerie- und Ingenieurgenerale der beiden Versailler Hauptquartiere zugezogen,[6]) am 22. kündigte Moltke dem König die bevorstehende Beschießung der Ostfront [des Mont Avron] für den 28. an (thatsächlich begann sie schon am 27.), am 23. Dezember übertrug eine königliche Kabinettsordre die Oberleitung der Ingenieurangriffe dem Generalleutnant von Kameke, die des artilleristischen Angriffs dem Generalmajor Prinzen zu Hohenlohe-Ingelfingen,[7]) am 5. Januar 1871 begann die Beschießung auch der Südfront, am 21. Januar das Feuer auf St. Dénis.

Fassen wir das Ergebnis zusammen. Die Anschauung der Generalstabsoffiziere, die Aushungerung werde zum Ziele führen, Belagerung und Beschießung seien nebensächlich oder ganz überflüssig, beruhte auf der Voraussetzung, daß Paris gar nicht so sehr lange mit Lebensmitteln versorgt sei. Diese Voraus-

---

[1]) Militärische Korrespondenz III, 2, 415 f. und Nr. 454.

[2]) Feldbriefe 74 f.

[3]) Militärische Korrespondenz III, 2, Nr. 468 und Blume, Beschießung von Paris 69.

[4]) Briefe vom 8. und 10. Dezember, Denkwürdigkeiten III[4], 261. 262.

[5]) Moltkes Militärische Korrespondenz III, 2, S. 445 f. und Nr. 486.

[6]) Schneider III, 118 f. Busch I, 536 f.

[7]) Militärische Korrespondenz III, 2, Nr. 531 und zu Nr. 547, vergl. Roon vom 23. und 24. Dezember, Denkwürdigkeiten III[4], 267 ff.

Digitized by Google

setzung erwies sich als falsch, und also hatten Bismarck und Roon recht, wenn sie von Anfang an auf die Beschießung drangen. Die Transportschwierigkeiten beruhten nicht auf der mangelhaften Leistungsfähigkeit der Eisenbahnen, sondern auf den ungenügenden Vorkehrungen für die Überführung der Munition vom Endpunkte der Bahn nach den Batterien; diese aber hingen mit den Anschauungen des Oberkommandos der III. Armee über die Beschießungsfrage eng zusammen. Insofern hatten auch hier Roon und Bismarck recht. Inwieweit der Kronprinz und seine Umgebung in ihrem Urteile durch „humanitäre" Einflüsse hochgestellter Damen bestärkt worden sind und andre Offiziere wieder durch die Rücksicht auf das Urteil des Thronfolgers, läßt sich im einzelnen nicht nachweisen, schon weil uns diese Korrespondenz nicht zugänglich ist; daß aber diese Einwirkungen, die von dem vor allem den Frauen natürlichen Gefühle der Menschlichkeit ausgingen, die militärischen Entschlüsse einer solchen Anzahl hoher Offiziere veranlaßt haben sollten, ist nicht wohl denkbar. Die Ansicht endlich von der Nutzlosigkeit oder Aussichtslosigkeit eines Angriffs auf die Festungswerke vertritt auch jetzt noch Blume[1]) mit dem Hinweise darauf, daß die deutschen Batterien selbst um Mitte Januar noch immer 1500 Meter von den angegriffnen Forts entfernt gewesen seien und die Franzosen auf dem Hauptwalle eine überlegne Artillerie (auf der angegriffnen Südfront 600 Geschütze) entwickelt hätten, die den Angriff zum Stehen gebracht habe, die Beschießung der Stadt selbst aber (d. h. etwa ihres vierten Teils mit 200 bis 300 Granaten täglich) habe gar nichts genutzt. Dagegen waren nach Moltkes Zeugnis die drei Südforts fast kampfunfähig gemacht, die Kasernen zerstört, die Brustwehren zerschossen, die Geschütze meist demontiert, nur der Hauptwall antwortete noch. Vollends auf die drei Forts von St. Dénis war die Wirkung der nur sechstägigen Beschießung entscheidend, und „die ungenügende Sturmfreiheit der stark beschädigten Werke schloß — selbst gewaltsame Unternehmungen [also den förmlichen Angriff] nicht mehr aus." [2]) „Einem förmlichen Angriff hätten die Forts nur noch geringen Widerstand entgegensetzen können. Die Stadtenceinte blieb zwar bis zum Ende thätig, im ganzen näherte sich jedoch die artilleristische Verteidigung der Erschöpfung." Der Mont Avron war sogar in einem Tage niedergekämpft worden. Also hatten die „Schießer," die sich ja nur auf die frühere Ansicht des Generalstabs gegen die spätere stützten, doch schließlich Recht behalten. Nun hat Paris allerdings nicht wegen der Beschießung kapituliert, sondern weil es ausgehungert war; aber wäre dieses Ende nicht vielleicht früher herbeigeführt worden, wenn mit der Beschießung vier bis sechs Wochen früher begonnen worden wäre?

[1]) Beschießung von Paris 36 f.

[2]) Geschichte des deutsch-französischen Kriegs 355 f. 363 f. Generalstabswerk II, 2, 1173 ff. Auch auf die frühern Gegner der Beschießung machten die Erfolge großen Eindruck, Wilmowski 80. Bismarckbriefe 465 (vom 4. Januar 1871).

Digitized by Google

Sehr merkwürdig und selbständig ist bei der ganzen Frage die Stellung des Königs. Er hat von Anfang an den Entschluß zum gewaltsamen Angriff auf Paris nach den Anordnungen von Ferrières zähe festgehalten, vor allem, weil er kraft seiner eignen Erfahrung nach Sedan an ein rasches Ende des Kriegs nicht geglaubt, also schärfer gesehen hat als selbst Moltke, der noch am 9. Oktober schrieb: „Jeder fühlt mehr oder weniger, daß eigentlich der Feldzug zu Ende ist"[1]); er mußte also wünschen, auch vor Paris möglichst rasch zum Ziele zu kommen, um den Widerstand im offnen Felde niederwerfen zu können. Er hat, als sich der ihm angegebne Zeitpunkt für den Anfang des Angriffs näherte, ohne daß davon etwas zu sehen war, selbst die Initiative ergriffen, um den Gründen der Verzögerung auf die Spur zu kommen, und dann, als auch Bismarck und Roon trieben, die Sache durch energische Befehle in raschen Gang gesetzt. Von weiblichen Einflüssen ist er also ganz entschieden nicht bestimmt worden; sie haben ihn höchstens verstimmt und aufgeregt, weil sein ritterlicher Sinn den Widerspruch zu seiner Gemahlin peinlich empfand. Er ist auch hier in jedem Augenblicke der König gewesen, der hoch über den Parteien seiner Umgebung stand, keine Spur von persönlicher Eifersucht empfand, jedem einzelnen in seinem Ressort sein Recht ließ und sie alle mehr vermittelnd als befehlend schließlich seinem Willen unterordnete. Die weitverbreitete Vorstellung, er habe immer nur gethan, was ihm, namentlich von Moltke, vorgeschlagen worden sei, ist überhaupt ganz falsch; wenn die Größe des Feldherrn in der Geistesschärfe, in der Kunst, die wechselnden Situationen zu beherrschen, in der Willenskraft und in der Charakterstärke beruht, so „überragte hierin König Wilhelm in seiner nüchternen Auffassung schlechthin alle Personen seiner Umgebung," weil eben alle Fäden in seiner Hand zusammenliefen. Er hat weder zu Moltkes noch zu Bismarcks Gunsten jemals abgedankt; wenn er seine oft bessere persönliche Einsicht nicht noch energischer gegen den Widerspruch seiner Umgebung durchsetzte, so beruht das in der milden Vornehmheit seines ganzen Wesens, in der weisen und gütigen Rücksicht auf die verdienten Männer um ihn her.[2])

Bismarcks Darstellung dieser Kämpfe trifft also in sehr wichtigen Punkten das Richtige; aber er hat unzweifelhaft die Wirksamkeit persönlicher Einflüsse und Beweggründe überschätzt, die Ehrlichkeit der sachlichen Gegengründe gegen seine eigne Auffassung unterschätzt und ist dem Könige insofern nicht ganz

[1]) Militärische Korrespondenz III, 2, Nr. 319. Der König sagte gleich nach der Kapitulation von Sedan zu seiner Umgebung: „Glauben Sie nicht, daß der Krieg zu Ende ist; eine Nation wie die französische erklärt sich nicht ohne weiteres für überwunden, wir haben noch einen schweren Kampf vor uns," Hönig, Volkskrieg an der Loire I², 338.

[2]) Er sagte dann wohl mit scharfer Ironie: „Die Herren wissen das ja alles immer besser als ich," Hönig a. a. O. I², 339, der diese ganze Stellung des Königs S. 337 ff. sehr schön und treffend charakterisiert, noch eindringender E. Marcks im Maiheft der Deutschen Rundschau 1899, Bismark und die Bismarcklitteratur des letzten Jahres 252 f.

Digitized by Google

gerecht geworden, als dieser bei ihm zu sehr unter den Einwirkungen seiner Umgebung steht. Der subjektive Charakter der Gedanken und Erinnerungen verleugnet sich also auch hier nicht.[1])

Der letzte Teil des Kapitels bespricht die Verhandlungen, die zur Erneuerung des Kaisertums führten, übrigens oft ohne rechte örtliche und zeitliche Bestimmtheit, und fast ohne die Belebung durch charakteristische Szenen, hauptsächlich in kurzem Überblick mit gelegentlichen Erörterungen. Zunächst wird die Stellung des Kronprinzen zur Kaiserfrage erörtert. Den Kaisertitel betrachtete Bismarck als „politisches Bedürfnis," als „werbendes Element" für die deutsche Einheit, als ein Mittel, um „die zu starke Betonung des überlegnen Ansehens der preußischen Krone," wozu auch Wilhelm I. neigte, zu verhindern. Von dem Kaisertitel wollte der König selbst lange nichts wissen; auch der Kronprinz wollte „gleich im Anfange der günstigen Wendung des Krieges" (1870) nur von einem „König der Deutschen" hören, weil der Kaisertitel, wie ihm „politische Phantasten" eingeredet hatten, undeutsch sei. Der Einwand Bismarcks, daß dann die übrigen deutschen Könige das nicht bleiben könnten, sondern degradiert werden müßten, und daß dies ohne Zwang nicht abgehen werde, obwohl ein solcher doch ausgeschlossen sei, schreckte ihn nicht. Das Tagebuch des Kronprinzen, das 1888 im Oktoberheft der Deutschen Rundschau erschien[2]) und Andeutungen einer Möglichkeit, zwangsweise vor-

[1]) H. Delbrück ist in der Besprechung der schwierigen Frage (Bismarckhistoriographie, im Juniheft 1899 der Preußischen Jahrbücher) vielfach zu entgegengesetzten Schlüssen gelangt. Er weist nicht nur die Behauptung Bismarcks von dem bestimmenden Einflusse fürstlicher Damen auf die militärischen Entschlüsse vor Paris mit Schärfe zurück, sondern er giebt auch in allen Stücken den Generalen (Moltke und Blumenthal) recht, Bismarck und Roon unrecht, macht Roon zum Vorwurf, daß er sich von Bismarck habe bestimmen lassen, von dessen „ungeheurer Überlegenheit" er als „enger Geist" ganz abhängig gewesen sei, und bezweifelt auch Bismarcks „strategische Einsicht." Er übersieht dabei, daß der Generalstab anfangs selbst für den möglichst raschen artilleristischen Angriff auf Paris war, daß nicht nur Bismarck, sondern auch der König, dessen militärische Einsicht doch nicht wohl bezweifelt werden kann, nur an dieser ursprünglichen Ansicht festgehalten und zuletzt für diese die Entscheidung gegeben hat, daß die später beim Generalstabe überwiegende Ansicht auf unzutreffenden Voraussetzungen beruhte, daß v. Blume selbst zugesteht, für die Überwindung der Transportschwierigkeiten habe mehr geschehen können, als geschehen sei, daß Roon und Moltke, ganz abgesehen von der Beschießungsfrage, in einem gewissen prinzipiellen Gegensatze wegen der Abgrenzung ihrer Ressorts standen, daß endlich Bismarck die allertriftigsten politischen Gründe an einer beschleunigten Übergabe von Paris hatte, keineswegs „in blinder Leidenschaft, der instinktiven Gewaltsamkeit seiner Natur nachgebend, das unsinnige Bombardement forderte." Für unparteiisch kann Delbrücks Urteil, noch ganz abgesehen davon, daß er die Quellen nur sehr unvollständig benutzt hat, also recht oberflächlich verfahren ist, schon deshalb nicht gelten, weil er offenbar die Meinung des Grafen Blumenthal wiedergiebt (vgl. S. 472. 475), dieser aber war und ist — bei aller Anerkennung seiner Bedeutung darf das gesagt werden — doch in dieser Frage selbst Partei.

[2]) Im Hausministerium liegen oder lagen zwei Tagebücher des Kronprinzen, ein kürzeres und ein längeres, beide von seiner Hand geschrieben, das erste vermutlich ein Auszug, vielleicht

Digitized by Google

zugehen, enthielt, betrachtet Bismarck, gerade wie in seinem Immediatbericht vom 23. September, als später vielfach tendenziös interpoliert, er hatte aber damals „keine Ahnung," „daß der Fälscher in der Richtung von Geffcken, dem hanseatischen Welfen, zu suchen sei."

Diese Darstellung wird von Bismarckischer Seite ergänzt durch die Mitteilungen von Busch, von der andern Seite durch das Tagebuch des Kronprinzen (mit der Kritik Bismarcks im Immediatberichte und bei Busch III, 243 ff.), seine Vorschläge für die Friedensverhandlungen und die Neuordnung Deutschlands vom 14. August 1870 (aus dem Hauptquartier Blamont in Lothringen) und die Erinnerungen Gustav Freytags in der Schrift: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" (1889). Dabei ergiebt sich in dem einen Punkte Übereinstimmung, im andern ein scharfer Widerspruch zwischen den Angaben Bismarcks und des Kronprinzen. Während aus dessen Tagebuche die Ansicht durchklingt, daß Bismarck persönlich an der Kaiserkrone nichts gelegen habe, behauptet dieser, daß er sie als ein politisches Bedürfnis betrachtet habe; während nach Bismarck der Kronprinz nur von einem König der Deutschen hat wissen wollen, ist dieser nach seinen eignen Angaben 1870 von Anfang an für das Kaisertum eingetreten, selbst auf die Gefahr hin, gegen die Bundesgenossen Gewalt anzuwenden, und dies letzte wird vom Kronprinzen bestätigt. Seine Meinung von den Anschauungen des Kronprinzen konnte sich Bismarck zunächst aus zwei Denkschriften des hohen Herrn, sodann aus mehreren eingehenden Besprechungen mit ihm bilden. Die Denkschrift, gleich nach der Schlacht bei Wörth (6. August) verfaßt und von ihm am 11. August in Petersbach, unweit von Lützelstein, auf dem Marsche durch die Vogesen mit G. Freytag besprochen, aber erst von Blamont in Lothringen aus am 14. August an Graf Bismarck übersandt, behandelte „das bei einem Friedensschluß für Deutschland Wünschenswerte" und berührte die Kaiserfrage nicht; sie wollte in Bezug auf „die endliche Einigung Deutschlands" zunächst ein streng einheitliches Heer unter dem König von Preußen als Bundesfeldherrn, Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund unter Wahrung ihrer Titulatur und aller Ehrenrechte, auch des Gesandtschaftsrechts, Errichtung eines Oberhauses aus den souveränen deutschen Fürsten und den

auch die Urschrift des harmlosen Teils des zweiten, das zweite offenbar großenteils erst nach dem Kriege verfaßt und mit vielen Zusätzen versehen. Das Tagebuch der Deutschen Rundschau ist aus dem umfänglichern gemacht worden, dessen Interpolationen vielfach politischer Natur und oft äußerst charakteristisch sind. Busch III, 255. 268 (vom 9. Oktober 1888 und 10. Februar 1889). Diesem Urteil des Fürsten Bismarck steht die kurze Bemerkung zu Busch vom 26. September 1888 gegenüber: „Ich selber halte das Tagebuch für noch echter als Sie," Busch III, 243. Volles Licht könnte erst eine eindringende kritische Untersuchung geben, aber schon jetzt wird man sagen dürfen: im ganzen trägt das Tagebuch alle Merkmale der Echtheit, doch mag manches später hinzugesetzt sein. Das damalige Vorgehen des Fürsten gegen die Veröffentlichung verfolgte einen bestimmten politischen Zweck und hatte mit historischer Forschung nichts zu thun.

Digitized by Google

Häuptern der ehemaligen reichsunmittelbaren Geschlechter, Regelung der gesamtdeutschen Verfassung durch eine konstituierende Versammlung im Anschluß an das bisherige Zollparlament, Übertragung einzelner Geschäftszweige und ihrer Lasten auf die oberste Bundesbehörde, so z. B. der geistlichen und Schulangelegenheiten, im übrigen innere Selbständigkeit der Einzelstaaten.[1]) Unterredungen mit Bismarck hat der Kronprinz in dieser Zeit drei gehabt, die eine am 20. August gegen Mittag („um elf Uhr") in Pont-à-Mousson, wohin er von Nancy herüberkam,[2]) eine andre am Morgen des 3. September in Donchéry nach der Kapitulation von Sedan,[3]) vor der Abfahrt des Hauptquartiers nach Vendresse, eine dritte zwischen diesen beiden Tagen „oder gleich nach Sedan, bei Beaumont oder bei Donchéry — in einer langen Allee —, wo wir neben einander herritten," sagt Bismarck.[4]) Bei der ersten in Pont-à-Mousson war vom Kaisertum die Rede, in Donchéry dagegen wesentlich von den Friedensbedingungen, namentlich von der Erwerbung des Elsasses und Lothringens, „bei Beaumont oder Donchéry" von der Bildung eines Oberhauses, die Bismarck ablehnte, und „von Gewalt und Zwangsmaßregeln gegen die Bayern," um sie auch gegen ihren Willen der neuen Ordnung einzufügen, einen Gedanken, den Bismarck „als Treulosigkeit, Mißhandlung und Verrat an Bundesgenossen" und als „Unklugheit, wo wir sie weiter nötig hatten," scharf zurückwies. Auch von andern seltsamen Gewaltplänen hat Bismarck gelegentlich in halbdunkeln Andeutungen mehrfach gesprochen: von einer „Militärverschwörung in Mainz vor dem Einmarsche in Frankreich, von dem Projekt »wie die ersten großen Erfolge bis Sedan da waren«, eines »Soldatenkaisers« über Deutschland," den die Truppen ausrufen sollten, die Bayern mit, endlich von der Absicht, die Könige nach Versailles einzuladen und dort zur Annahme irgendwelcher Bedingungen zu zwingen, was er als „Verrat, Untreue und Undank" verhindert habe,[5]) Dinge, die sich bis jetzt weder anderwärts belegen noch widerlegen lassen, aber doch nicht ganz aus der Luft gegriffen sein können. Freilich bezeichnet Bismarck diese gewaltthätigen Absichten des Kronprinzen, die sich auch an manchen Stellen des Tagebuchs finden (s. unten), in seinem Immediatbericht[6]) als eine spätere Interpolation, eine „Verleumdung

---

[1]) Abgedruckt bei Kohl, Wegweiser durch Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen 123 ff., kurz erwähnt von G. Freytag 20. 21. 29 f.

[2]) Busch I, 91. Freytag 29 f.

[3]) Tagebuch des Kronprinzen vom 3. September. H. Abeken aus Vendresse vom 3. September abends, S. 406.

[4]) Bismarck bei Busch (26. September 1888) III, 245. Des Kronprinzen Tagebuch erwähnt von dieser Unterredung nichts. Der Immediatbericht spricht bestimmt von „einer noch frühern Verhandlung [vor dem 3. September, also bei Beaumont] von mehrstündiger Dauer."

[5]) Busch III, 229 (7. April 1888). II, 115 (30. Januar 1871). III, 229. 269 (10. Februar 1889).

[6]) H. Kohl, Bismarck-Regesten II, 464 ff.

Digitized by Google

des hochseligen Herrn," natürlich, um den übeln Eindruck zu verwischen, den diese Angabe des Tagebuchs besonders in Bayern machen mußte; aber in der Einleitung spricht er wieder von den „zu weit gesteckten Zielen und der Gewaltsamkeit der Mittel, die Sr. Königlichen Hoheit von politischen Ratgebern zweifelhafter Befähigung empfohlen waren." [1]) Obwohl nun der Kronprinz in der Zeit jener ersten Unterredungen in sein Tagebuch von solchen Absichten nichts eingetragen hat, so beweisen doch spätere Eintragungen, daß ihm derartige Gedanken noch in Versailles nicht fremd gewesen sind. Am 3. November bemerkte er mit Bezug auf eine Äußerung Delbrücks, man könne Bayern nicht mit Gewalt zum Eintritt zwingen: „Ich behaupte, daß wir uns unsrer Macht gar nicht bewußt sind, folglich in dem gegenwärtigen weltgeschichtlichen Augenblicke das, was wir ernstlich wollen, auch zweifellos können." Am 16. November verzeichnet er aus einem Gespräch mit Bismarck: dieser habe gesagt, man könne den Süddeutschen nicht drohen, weil das sie Österreich in die Arme treiben würde, er aber habe erwidert, Gewalt sei gar nicht nötig; die in Versailles anwesenden deutschen Fürsten möchten nur den Kaiser proklamieren und eine Verfassung mit Oberhaus genehmigen, einer solchen Pression könnten die Könige [von Bayern, Sachsen und Württemberg] nicht widerstehn, worauf nun wieder Bismarck sich mit dem Willen des Königs Wilhelm gedeckt habe. [2]) Mit dem bayrischen Vertrage war der Kronprinz genau so unzufrieden wie die große Mehrheit der politisch Denkenden in Norddeutschland; es sei damit, sagte er nachher, wie Bucher erzählt hat, zu Bismarck, „doch zu wenig erreicht worden. Nach so großen Erfolgen hätte man mehr verlangen müssen. Ja, aber wie sollte man das Verlangen durchsetzen? habe der Chef gefragt. Nun, man muß sie zwingen, sei die Antwort des Kronprinzen gewesen. »Dann kann ich, habe der Kanzler entgegnet, Ew. Königlichen Hoheit nur empfehlen, damit anzufangen, daß Sie die bayrischen Armeekorps hier entwaffnen,« was natürlich ironisch gemeint war." [3]) Einen gewissen Druck hat also unter Umständen der Kronprinz noch in Versailles anwenden wollen, freilich hier wohl

---

[1]) Bei Busch nennt er namentlich Roggenbach, who always was a fool III, 244.

[2]) Vom „Oberhaus" spricht der Kronprinz auch unter dem 18. und 27. Oktober, was von Dalwigk beantragt werden sollte, aber an Bayern scheiterte, 29. Oktober. 1. November. Auch von „Reichsministern" war gleichzeitig die Rede.

[3]) Busch I, 434 (vom 27. November), vgl. III, 250, vgl. die Abhandlung Treitschkes vom 7. Dezember über die Verträge mit den Südstaaten, Deutsche Kämpfe I², 392 ff. Wenn Bismarck im Immediatbericht sagt: „In Versailles haben Erörterungen und Meinungsverschiedenheiten zwischen Sr. Königlichen Hoheit und mir über die künftige Verfassung Deutschlands nicht mehr stattgefunden," so widerspricht dies schon seinen eignen unverdächtigen oben mitgeteilten Äußerungen. Ob freilich die Besprechung mit dem Kronprinzen wirklich auf den 16. November trifft, ist sehr zweifelhaft, da Bismarck seit dem 14. unwohl war; eine Gelegenheit hätte sich vorher am 13. bei der königlichen Tafel geboten. Busch I, 394. 398. 406. 393. H. Kohls Bismarckregesten sind hier unvollständig.

Digitized by Google

kaum einen andern als den, der in der Benutzung der nationalen Stimmung in Volk und Heer zu energischen Forderungen lag. Wer diese Zeit mit erlebt hat, der weiß auch, wie tief der Unmut war über die Schwierigkeiten, die vor allem Bayern dem deutschen Einheitswerke entgegenstellte, und der wird auch den Kronprinzen besser begreifen, als wenn man zwanzig bis dreißig Jahre später nach dem Erfolge darüber urteilt. Ist denn nicht auch der bayrische Landtag thatsächlich gewissermaßen vergewaltigt worden, da die Kaiserproklamation eher stattfand, als er die Verträge genehmigt hatte? Daß Bismarck richtiger sah und die Gesamtlage Europas dabei mehr in Rechnung zog als der Thronfolger, ist sehr natürlich, denn dieser wurde von den wichtigsten Beratungen grundsätzlich ferngehalten,[1]) konnte also auch die Dinge nicht so würdigen wie der Kanzler.

(Schluß folgt)

Der Römerstaat

2. Soziale Kämpfe

(Fortsetzung)

In der Natur der lebenden Wesen liegt es, daß ihnen Segen und Verderben, Tod und Leben aus derselben Wurzel quillt, daß eines jeden Untergang in seiner eigentümlichen Organisation begründet ist. Als politische Grundeigenschaft der alten Siebenhügelgemeinde kann man die Vereinigung des Bauern- und Kaufmannsgeistes mit einem wunderbar stark entwickelten organisatorischen Kolonisationstriebe bezeichnen. Darüber, daß die Römer, gleich allen ihren latinischen Stammgenossen und den übrigen italischen Stammverwandten, ein echtes Bauernvolk gewesen sind, voll leidenschaftlicher Liebe zu ihrer Scholle und zu ihrem landwirtschaftlichen Gewerbe, hat niemals ein Zweifel gewaltet; daß sie zugleich auch Virtuosen im Kaufmannsgeschäft gewesen sein sollen, klingt von vornherein unglaublich, aber man muß es Mommsen, der zuerst auf diese Eigentümlichkeit hingewiesen hat, dennoch glauben. Ihr Güterrecht sei durchaus ein Kaufmannsrecht. „Hand in Hand gehn die größte Liberalität in der Gestaltung des Verkehrs und das strengste Exekutionssystem, ganz wie heutzutage in Handelsstaaten die allgemeine Wechselfähigkeit und der strengste

[1]) Einleitung zum Immediatbericht, vgl. Busch III, 244.

Wechselprozeß zusammen auftreten. Der Bürger und der Schutzgenosse stehn sich im Verkehr vollkommen gleich; Staatsverträge gestatten umfassende Rechtsgleichheit auch dem Gast; die Frauen sind im Recht mit den Männern völlig in eine Linie gestellt, obwohl sie im Handeln beschränkt sind; ja der kaum erwachsene Knabe bekommt sogleich das umfassendste Dispositionsrecht über sein Vermögen. Wer überhaupt verfügen kann, ist in seinem Kreise so souverän, wie der Staat herrscht über alle." Scheineigentum wird nicht geduldet. Ein erbarmungsloses Schuldrecht, das anfangs auch keine Beschränkung der Zinshöhe kennt, stellt den Gläubiger unbedingt sicher und giebt den Schuldner ganz in seine Hand; kann dieser nicht zahlen, so geht nicht allein sein Besitz, sondern er selbst mit Weib und Kind ins Eigentum des Gläubigers über; daß sich ein verschuldeter Grundbesitzer auf seinem Gute noch jahrelang hält, wenn er die Zinsen aufbringt und keiner seiner Hypothekengläubiger rücksichtslos verfährt bis an sein Lebensende, das kam in Rom nicht vor. Welche Aussicht auf Bereicherung für einen klugen und energischen Mann! Lucumon, der spätere Tarquinius, erzählt Dionys, habe erfahren, daß Rom alle Fremden bereitwillig aufnehme, ihnen das Bürgerrecht erteile und jeden nach Verdienst ehre. Nach Verdienst, das bedeutet natürlich, wie überall, zunächst: nach der Größe seines Vermögens. Und Livius läßt den Tarquinius erwägen, daß in einem neu gegründeten Staate auch der Adel sich neu bilde und durch Tüchtigkeit erworben werde; da sei also der rechte Platz für einen tüchtigen Mann. Rom, das zugleich grundsätzlich jeden Fremden mit offnen Armen aufnahm, wie schon die Asylgeschichte in der Gründungssage andeutet, war demnach das Dorado für alle energischen und klugen Leute, die Geld hatten. Zugleich aber sorgten doch die Bauernliebe zum Boden und das Kolonisationssystem dafür, daß den durch wucherische Ausbeutung Verarmten immer wieder die Möglichkeit neuen Bodenerwerbs eröffnet wurde, wobei freilich immer wieder das Heil in neues Unheil umschlug, indem natürlich bei jeder eroberten Feldmark die Privilegierten die nächsten zum Zugreifen waren; unter dem Vorwande, der Neuerwerb dürfe nicht Einzelnen, sondern müsse dem ganzen Staate zu gute kommen, verstanden sie immer den besten Teil davon der Kolonisation zu entziehen und unter dem Namen des Gemeindeackers für sich auszubeuten. Das Geheimnis der Größe Roms liegt in der den Römern, wie es scheint, angebornen und sie als unbegreiflicher Instinkt beherrschenden Weisheit in der Kriegführung. Ihre Kriege waren nicht, gleich den Kriegen der Barbaren und sogar der kleinen Griechenstaaten, verheerende Züge zum Zweck des Beutemachens oder zur Kühlung eines Rachegefühls, sondern sie waren nur Mittel zum Zweck einer den Bedürfnissen der stetig wachsenden Bevölkerung entsprechenden Erweiterung des Staatsgebiets; kein eroberter Ackerfleck blieb wüst liegen, sondern jeden Erwerb der schrittweise vorgehenden Eroberung fügte man sofort organisch in den Staatskörper ein, indem entweder die Besiegten selbst

Digitized by Google

zu seinen Gliedern gemacht und im Besitz ihres Bodens oder seines größten Teils gelassen wurden, oder römische Kolonisten diesen Boden in Besitz nahmen. Dionys hat naiverweise auch dieses Geheimnis aus der Weisheit des sagenhaften Gründers erklärt: Romulus habe verordnet, daß keine im Kriege eroberte Stadt durch mutwilliges Niedermetzeln der Erwachsenen verödet, noch auch ihre Bewohnerschaft zu Sklaven gemacht [nur die Kriegsgefangnen wurden in der ältern Zeit in die Sklaverei verkauft], noch ihr Gebiet den Tieren zur Weide überlassen werden solle; daß vielmehr ein Teil des Landes an römische Kolonisten vergeben werden solle, während die Besiegten, die unter Umständen das römische Bürgerrecht bekommen könnten, das übrige behielten (2, 16). An einer spätern Stelle (6, 19) läßt er nach einem Siege über die Latiner den Diktator Titus Lartius diese weise Politik vertreten gegenüber dem Heißsporn Spurius Cassius, der die Städte der Besiegten schleifen will. Und 14, 10 und 11 bekennt er mit Schmerzen, daß seine griechischen Landsleute, die sinnlose und barbarische Verwüstungs- und Ausrottungskriege gegen einander geführt hätten, eigentlich Barbaren, die Römer aber die echten Griechen seien. In späterer Zeit haben freilich die Römer diesen Ruhm mitunter arg befleckt. Wie stark aber schon gleich von Anfang an der Kollektivweisheit der Nation die Selbstsucht der Einzelnen entgegengewirkt haben mag, wird durch mancherlei Berichte oder Sagen aus der Königszeit angedeutet. Schon Numa, erzählt Dionys, habe zu seinem Leidwesen gefunden, daß die meisten Römer anfingen, den Ackerbau zu vernachlässigen, indem sie durch Wucher und Kriegsbeute reich werden wollten. Den Servius Tullius aber läßt er die Schuldner gegen ihre Gläubiger in Schutz nehmen und in einer Rede an das Volk unter den Gegnern seiner Gesetzgebung die Wucherer, die Schacherer und die Räuber des Gemeinguts aufführen.

Es kann nicht bezweifelt werden, daß sich die Könige auf die Plebs gestützt und sie vor Ausbeutung durch die Privilegierten einigermaßen geschützt haben; erst der letzte Tarquinier war so thöricht, das gemeine Volk durch allerlei Mißhandlungen zu Bundesgenossen der Aristokratie zu machen. So war es denn ganz natürlich, daß sofort nach Beseitigung des gemeinsamen Feindes die nun schutzlose schwächere Hälfte des Volks den Kampf gegen die Privilegierten aufnahm. Dieses Verhältnis der drei Bestandteile des Staats zu einander ist bekanntlich nichts eigentümlich römisches und kehrt gerade in der neuern Geschichte öfters wieder. Ganz modern mutet es auch an, daß sich die reichen Plebejer, die im Wucher nicht hinter den Patriziern zurückgeblieben sein werden, dennoch der verschuldeten armen Bauern annahmen und Demagogen wurden, um für sich selbst den Zugang zu den hohen Staatsämtern, also zur Herrschaft über den Staat, zu erkämpfen, daß sie daher jedesmal eine Forderung der Armen mit einer ihrer eignen Forderungen verkoppelten, an deren Erfüllung den Unterdrückten nichts lag; denn diese waren

Digitized by Google

schon froh, wenn sie ungeschoren auf ihrem Gütchen wirtschaften durften, und erhoben auf hohe Ämter und Würden keinen Anspruch. Ganz ebenso hat sich bekanntlich von der französischen Revolution bis in die sechziger Jahre hinein die europäische „Rotüre" in ihrem Kampfe gegen „Junker und Pfaffen" der „Canaille" bedient, bis ihr diese über den Kopf zu wachsen drohte. Eine weitere Ähnlichkeit mit unsern heutigen Kämpfen würde sich ergeben, wenn Mommsen mit dem Ausspruche Recht hätte: „Wer Soldat ist, muß auch Offizier werden können, solange der Staat nicht faul ist; ohne Frage konnten in Rom jetzt [nach der Verfassungsänderung durch Servius Tullius] auch Plebejer zu Centurionen und Kriegstribunen ernannt werden, und hiermit war ihnen sogar der Eintritt in den Rat, dem rechtlich ohnehin nichts im Wege stand, doch wohl auch faktisch eröffnet." Servius hatte den Staat anstatt auf die Altbürger auf alle Ansässigen und auf deren Dienstpflicht gegründet. Dadurch war die Gleichberechtigung aller Bürger, gleichviel welcher Abstammung, grundsätzlich ausgesprochen, und im Parteikampfe handelte es sich also für die Plebejer nur darum, Schritt für Schritt den thatsächlichen Besitz dessen zu erstreiten, was ihnen von Rechts wegen schon zustand. Geradeso ist es ja heute in den modernen Staaten, nur daß nicht zwischen alten und neuen Geschlechtern, sondern zwischen Berufsständen und Vermögensklassen allerlei Gegensätze obwalten; grundsätzlich, verfassungsgemäß haben alle männlichen Einwohner dieselben Rechte, aber die thatsächliche Gleichheit haben sich verschiedne Bevölkerungsschichten und Gruppen erst noch zu erstreiten; nicht etwa bloß die Lohnarbeiter; auch die ärmern Selbständigen, denn kleinbürgerliche und kleinbäuerliche Abstammung sind ein Hindernis für den Zugang zu höhern Staatsämtern und zum Range des Reserveoffiziers; dann die konfessionellen und die nationalen Minderheiten.

Grundverschieden von den heutigen Verhältnissen sind dagegen wieder die militärischen Organisationen des Römerstaats, die, darf man wohl sagen, der Plebs die Erreichung des Ziels sicherstellten. Die römischen Heere waren im vollsten Sinne des Worts das Volk in Waffen, daß die Bürgerschaft nicht aufhörte, das souveräne Volk zu sein, während sie unter den Waffen stand; der Fall, daß das Heer gegen eine nicht bewaffnete Bürgerschaft, ein Teil des Volks gegen den andern hätte verwandt werden können, war vor des Marius und Sulla Zeit ganz undenkbar. Nicht, daß die Obrigkeiten keine Gewalt über das Volk gehabt hätten. Als Anarchie ist die Volkssouveränität, die Selbstregierung des Volkes, in Rom niemals verstanden worden. Das Volk bestellte sich selbst Beamte, die die von ihm gegebnen Gesetze auszuführen hatten — auch der König war nur ein gewählter oberster Hüter und Vollstrecker des Gesetzes —, und es gehorchte den Beamten, die es sich selbst gesetzt hatte, unbedingt, auch wenn der Beamte verhaßt war, und seine Handlungen allgemein für ungerecht und ungesetzlich gehalten wurden. Aber — es

Digitized by Google

war dafür gesorgt, daß der Volkswille niemals dauernd von einem Beamtenwillen unterdrückt werden konnte. Die Machtvollkommenheit des hohen Beamten dauerte nur ein Jahr, und nach dessen Ablauf konnte der Mann vom Volke zur Verantwortung gezogen und wegen Mißbrauchs seiner Gewalt bestraft werden. Die ganz unumschränkte Gewalt des Diktators ließ man sich sogar nur sechs Monate gefallen, bei der regelmäßigen höchsten Gewalt aber, dem Konsulat, war noch außerdem durch die Verteilung auf zwei Personen dafür gesorgt, daß die höchste Gewalt nicht in Tyrannei ausarten konnte; gewöhnlich wählte man zwei Männer von entgegengesetzter Parteirichtung, Familientradition und Gemütsart, sodaß sie einander bei Parteistreitigkeiten paralysierten. Und da die höchsten Zivilbeamten zugleich auch die Generale waren, so unterlag die Militärleitung ganz derselben Aufsicht des souveränen Volks wie alle andern Zweige des öffentlichen Dienstes. Freilich galt im Lager das Kriegsrecht; vom Urteil des Feldherrn konnte nicht an die Volksversammlung appelliert werden. Aber das Lager war eben nicht die Stadt. In der Stadt durfte sich der Konsul keine Beile von den Liktoren vorantragen lassen, da galt das Provokationsrecht, „das das Haupt und den Rücken auch des ärmsten Bürgers vor dem allgewaltigen Herrn des Volks schützte." Die Stadt durfte der Feldherr mit seinem Heere nicht betreten, ausgenommen als Triumphator. Kam er vor dem Triumph ohne Soldaten in die Stadt, so war damit sein Feldherrnamt erloschen, und er durfte für diesesmal nicht wieder an die Spitze seines Heeres treten: der Triumph war verloren. Obwohl von Marius und Sulla gröblich verletzt, wurde dieses Gesetz auch noch von Cäsar respektiert, der im Jahre 58 auf den schon vorbereiteten Triumph (über Spanien) verzichtete, um als Kandidat für das Konsulat die Stadt betreten zu können, da ihm der Senat seine Bitte, sich abwesend durch Freunde bewerben zu dürfen, nicht gewährte. Aber noch mehr! So oft die Plebs der Regierung grollte, weigerte sie sich, der Aushebung Folge zu leisten. Solche Weigerungen werden sehr häufig berichtet. Die Patrizier mußten dann jedesmal viel gute Worte geben, um die ärmern Bürger, oder wenigstens einen Teil von ihnen, unter die Fahnen zu bringen. Nach Einsetzung von Volkstribunen kam es vor, daß einer dieser „Hetzer" die Bürger auch dann noch von den Fahnen zurückzuhalten suchte, wenn sie selbst bereit waren, ihre eignen Beschwerden hinter die Not des Vaterlands zurückzustellen. Es ist bekannt, wie die Patrizier Meister in der Kunst waren, die im Innern angesammelte elektrische Spannung sich nach außen entladen zu lassen, und wie jedesmal, wenn sie sich vor dem Drängen des Volks mit unbequemen Forderungen nicht mehr zu helfen wußten, die Volsker oder die Sabiner oder die Etrusker vor den Thoren erschienen. Dionys läßt im Jahre 478 den Konsul Ämilius die Väter schmähen, sie wollten nur darum nicht Frieden schließen, daß sie sich der versprochnen Ackerverteilung noch länger entziehen könnten, und läßt drei Jahre darauf den an-

Digitized by Google

geklagten Konsular Servilius in seiner Verteidigungsrede unter anderm sagen: „Dahin ist es bei uns gekommen, daß wir den Krieg dem Frieden vorziehen, da wir im Kriege nur unsre Feinde, im Frieden aber unsre Mitbürger schädigen." Auch kam es vor, daß der Konsul oder der Diktator die Truppen nach Beendigung des Feldzugs noch bei den Fahnen behielt, um die Bürger unter Kriegsrecht zu stellen und so den Ausbruch neuer innerer Unruhen zu verhindern oder wenigstens hinauszuschieben. Dieses Manöver bekam jedoch den Vätern das einemal schlecht: der Römer hielt zwar den Fahneneid heilig und hätte seine Fahne um keinen Preis im Stich gelassen, aber er war nicht der Ansicht, daß ein andrer als er selbst darüber zu entscheiden habe, welche Richtung seine Fahne einschlagen solle, und so marschierte er denn im Jahre 494 mit seiner Fahne auf den heiligen Berg. Überhaupt scheint den Vätern ihre Taktik manchmal zweifelhaft geworden zu sein. Während sie sich gewöhnlich über eine Kriegsgelegenheit freuen, finden sie nach Livius im Jahre 438 den Frieden vorteilhaft; die Tribunen erreichen in diesem Jahre nichts und werden ausgelacht, als sie mit Verhinderung der Aushebungen drohen, da man ja keine Soldaten brauche. Und manchmal wurde im Kriege die Mißstimmung der Bürger wirklich gefährlich. Im Jahre 479, wird erzählt, sei das Heer des beliebten Spurius Furius von seinem Zuge gegen die Vejenter mit reicher Beute zurückgekehrt, die Legionen des Cäso Fabius dagegen, die gegen die Äquer gezogen seien, hätten aus Haß gegen ihren Anführer im offnen Felde gemeutert und dafür gesorgt, daß der Zug ganz ergebnislos verlaufen sei. Einmal wurde gegen die Meuterer ein Verfahren eingeschlagen, das sich nicht zur Regel machen ließ, wenn man die Bürgerschaft nicht zu Grunde richten wollte. Als im Jahre 483 der Tribune Manius, um eine Ackerverteilung zu erzwingen, die Aushebung hinderte, da stellten die Konsuln vor der Stadt, bis wohin die Amtsgewalt der Tribunen nicht reichte, ihre Amtsstühle auf und befahlen, daß man den Bauern, die der Aushebung nicht Folge leisteten, die Äcker verwüste und die Höfe zerstöre, denen aber, die Pachtgüter bewirtschafteten, das Vieh und die Ackergeräte wegnehme.

Es liegt auf der Hand, daß ein Großstaat heutiger Zeit nicht bestehn könnte, wenn die Erfüllung der Dienstpflicht in die Willkür der Bürger gestellt wäre, und jede Entzweiung der Staatsangehörigen sich in die Regimenter fortpflanzte. Sogar der kleine Römerstaat würde an dieser Verfassung zu Grunde gegangen sein, wenn seine Bürgerschaft nicht von einem Geiste der Gesetzlichkeit und des Patriotismus beseelt gewesen wäre, der stark genug war, die aus der Verfassung entspringenden Schwierigkeiten zu überwinden, und der in gleich hohem Grade wohl keinem andern Volke eigen gewesen ist. Von Fällen eines gesetzwidrigen Ungehorsams wird außer der oben erwähnten Meuterei der Truppen des Cäso Fabius keiner berichtet; die Weigerung, dem Aushebungsbefehl zu folgen, scheint von beiden Teilen für berechtigt angesehen worden zu

Digitized by Google

sein, und wurde, so oft wirklich Gefahr drohte, niemals bis zum äußersten getrieben. Die Plebs wandte dieses Mittel an, um einen kräftigen Druck auf die Privilegierten auszuüben, zog aber zuletzt doch jedesmal, wenn auch murrend, gegen den drohenden Feind. Und beide Parteien beobachteten, wie schon hervorgehoben worden ist, eine solche Mäßigung und Selbstbeherrschung, daß es niemals zum Blutvergießen kam. Weder hat sich die Schar, die auf den heiligen Berg hinauszog, obwohl sie bewaffnet war, an einem ihrer Gegner thätlich vergriffen, noch haben die mit unumschränkter Gewalt ausgerüsteten hohen Beamten ihre Beile je wegen andrer als militärischer Disziplinarvergehen in Bürgerblut getaucht, abgesehen von Fällen, wo die Anklage auf Hochverrat oder Streben nach der Alleinherrschaft lautete. Die Diktatur wurde zwar zu dem Zwecke eingeführt, das Valerische Gesetz de provocatione zeitweise suspendieren und die meuternden Plebejer durch Anwendung des Kriegsrechts innerhalb der Mauern zwangsweise ausheben zu können, aber gleich vom ersten Diktator, Titus Lartius, wird gerühmt, daß er keinen Römer weder getötet, noch verbannt, noch sonst geschädigt habe, und so haben auch die übrigen Diktatoren ihre unumschränkte Gewalt mit Mäßigung gebraucht. Als eine Verschwörung von Leuten entdeckt worden war, die die Stadt den Tarquiniern ausliefern wollten, wurden die Verschwornen zwar hingerichtet, aber, erzählt Dionys 5, 57, der Senat beschloß, daß alle Bürger gereinigt werden müßten, weil sie genötigt gewesen seien, auf die Vergießung von Bürgerblut zu erkennen; vor der Sühnung dieser Schuld sei es ihnen nicht erlaubt, in den Tempeln zu erscheinen und Opfer darzubringen. So erkennt diese heidnische Obrigkeit sich selbst schuldig wegen des im Drange der Not vergossenen Bürgerbluts; dem frommen Christen Theodosius mußte erst vom Bischof Ambrosius gesagt werden, daß die Hinmetzelung von 7000 meist völlig schuldlosen Menschen im Theater zu Thessalonich ein Verbrechen sei, das vom Gottesdienst ausschließe, und daß das der Bischof zu sagen wagte, wurde als großartige Kühnheit allgemein bewundert. Ob Karl der Große wegen des Blutbads an der Aller Gewissensbisse empfunden hat oder von einem seiner Geistlichen getadelt worden ist, hat sein Biograph zu melden vergessen.

Wenn nun aber die beschriebne Unterordnung der Militärgewalt unter die bürgerliche im modernen Großstaat nicht möglich ist, so bedeutet das nichts andres, als daß wir auf die politische Freiheit haben verzichten müssen. Der moderne Mensch mag sich im Privatleben viel freier bewegen als der durch die Kleinheit seines Staats und durch strenge Sitte so vielfach gebundne Römer in den ersten Jahrhunderten der Republik, politisch betrachtet ist er nur Unterthan. Sein bischen Teilnahme an der Gesetzgebung reicht nicht hin, ihn zur Führung des Namens eines freien Bürgers zu berechtigten. Er wird von Beamten regiert und von Richtern gerichtet, die er nicht gewählt hat, und deren Amtsdauer er nicht bestimmt, und wenn er den Anordnungen dieser

Beamten, die er wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt nicht verurteilen kann, nicht gehorcht, so stehn dem Beamten die Mittel der Staatsgewalt gegen ihn zur Verfügung. Das einzige England erkennt den Widerspruch zwischen Bürgerfreiheit und Militärhoheit wenigstens symbolisch an, indem sich dort die Regierung alljährlich durch die Mutiny Act von der Bill of Rights dispensieren läßt, die die Unterhaltung eines stehenden Heeres im Frieden für ungesetzlich erklärt. Sonach sind, von einigen ganz unbedeutenden modernen Staatswesen abgesehen, nur die Staaten des klassischen Altertums wirkliche Freistaaten gewesen; unter ihnen aber war Rom der einzige, der sich nicht allein zu halten vermocht hat, sondern auch groß und mächtig geworden ist. Niemand weiß, ob die politische Freiheit noch einmal auf Erden einkehren wird.

Von diesem stärksten Unterschiede zwischen dem altrömischen und dem heutigen politischen Leben wenden wir uns zu der stärksten Ähnlichkeit, zu dem, was sich überhaupt in allen Zeiten gleich bleibt, der Stimmung der kämpfenden Parteien und dem Urteil der einen über die andern. Die Reden, aus denen beides hervorgeht, sollen nun freilich, soweit die ersten beiden Jahrhunderte der Republik in Betracht kommen, teils Stilübungen der Geschichtschreiber, teils Erzeugnis fälschender Parteitraditionen sein. Wir erkennen selbstverständlich an, daß der moderne Geschichtsforscher, soweit er Thatsachen festzustellen hat, nur Urkunden als Quellen gelten lassen darf, und daß es für die Zeit vor dem gallischen Brande außer einigen Denkmälern und dem auf eine Erztafel eingegrabnen Handelsvertrage mit Karthago vom Jahre 509, d. h. seiner Inhaltsangabe bei Polybius 3, 22 keine Urkunden giebt. Aber für völlig wertlos vermögen wir die fraglichen Erzählungen und Reden nicht zu halten. Mommsen selbst schreibt: „Nicht die Unkunde der Schrift, vielleicht nicht einmal der Mangel an Dokumenten hat uns die Kunde der ältesten römischen Geschichte entzogen, sondern die Unfähigkeit der spätern Historiker, die archivalischen Nachrichten zu verarbeiten und ihre Verkehrheit nach Schilderungen von Motiven und Charakteren, nach Schlachtberichten und Revolutionserzählungen in der Tradition zu suchen, und darüber das zu verkennen, was sie dem ernsten und entsagenden Forscher nicht verweigert haben würde." Die Tradition muß in Rom sehr ausführlich und sehr zuverlässig gewesen sein, denn bei der bekannten Art des römischen Hauses, wo die politischen Grundsätze des Ahnen von den Nachkommen jahrhundertelang festgehalten wurden, und die Thaten und Ehrenämter der Väter Gegenstand eines förmlichen Kultus waren, ist es gar nicht denkbar, daß nicht vieles davon schriftlich aufgezeichnet worden sein sollte; und diese Familienchroniken werden beim gallischen Brande nicht sämtlich zu Grunde gegangen sein; mit den Göttern wird man auch manches schriftliche Heiligtum aufs Kapitol oder in die Nachbarstädte gerettet haben. Und sind in den erhaltnen Überresten solcher Aufzeichnungen und in den mündlich fortgepflanzten Berichten die Thatsachen mannigfach verschoben und vielleicht durch schmückende

Digitized by Google

Zusätze einigermaßen gefärbt oder wohl gar gefälscht gewesen, so ist doch sicherlich gerade das, worauf es uns hier ankommt, richtig wiedergegeben worden: die Stimmung und Gesinnung der Parteien, denen ja die Überliefernden selbst angehörten; ist nicht alles, was den Redenden in den Mund gelegt wird, wirklich gesprochen worden, so steht wenigstens nichts in diesen Berichten, was die handelnden Männer nach der Meinung der ihnen nahestehenden Geschlechter nicht gesagt haben könnten. Wir tragen daher kein Bedenken, den Hauptinhalt einiger der Reden zusammenzustellen, die Dionys von Halikarnaß mitteilt; in den Schulen wird ja dieser Geschichtschreiber gar nicht, außerhalb der Schulen aber wohl nur von Fachmännern gelesen.

Im Jahre 498 schlug Valerius, des Publicola Bruder, den Senatoren einen Schuldenerlaß vor mit Berufung auf den solonischen; sie hätten, meint er in der Begründung, kurz vorher um des Friedens willen den Feinden soviel Zugeständnisse gemacht und den Etruskern sogar ein Stück Land abgetreten, da sei es doch ungereimt, wenn sie einer Kleinigkeit wegen ihren eignen Mitbürgern den Krieg erklären wollten, Mitbürgern, die ihnen geholfen hätten, die Stadt vom Despoten zu befreien, und die so oft Leib und Leben für die Stadt gewagt hätten. Appius Claudius bekämpfte den Vorschlag. Ein Schuldennachlaß würde die Unruhen nicht stillen, sondern nur ärger machen, denn durch ihn würden die guten Bürger, die Reichen, unzufrieden gemacht werden, und das sei weit schlimmer, als wenn der Pöbel rumore. Die Wohlhabenden würden es sich nicht gefallen lassen, wenn man ihnen das von den Vätern Ererbte und durch Fleiß und Sparsamkeit selbst Erworbne nehmen und den schlechtesten und faulsten Bürgern schenken wolle. Es sei eine große Thorheit, den schlechten Bürgern zu Gefallen die guten zu erbittern. Niemals seien es die Armen und Niedrigen, die den Staat umstürzten, denn die könne man zwingen, ihre Schuldigkeit zu thun; wer den Staat umstürze, das seien die Wohlhabenden, wenn man ihnen zumute, sich von den untern Ständen schlecht behandeln zu lassen. Werfe man das Geld der Reichen den Armen hin, so werde es weder ordentlichen Ackerbau, noch Handel, noch sonst eines der Gewerbe mehr geben, die für den Staat notwendig sind, denn zu alledem gehöre Kapital, und die Reichen würden sich in Zukunft hüten, den Bauern und Gewerbtreibenden Geld zu leihen, wenn sie voraussähen, daß sie Kapital und Zins verlieren würden. So werde der Wohlstand durch den Neid gefährdet sein, der Gewerbfleiß aufhören, und die Lage der Liederlichen und Unredlichen werde besser sein als die der Rechtschaffnen und Wirtschaftlichen. Man solle doch nicht die schlechte Gewohnheit in den Staat einführen, jedem unverständigen Wunsche der untern Klassen sofort nachzugeben! Diese Unvernünftigen bekämen niemals genug; kaum hätten sie das Geforderte erlangt, so verlangten sie ein mehreres, und so gehe das fort ins Unendliche. Gelte das schon vom Einzelnen, so sei die Sache noch schlimmer, wenn das Volk

Digitized by Google

in Masse fordernd auftrete, denn was der Einzelne aus Furcht vor den Mächtigen nicht wage, das thäten sie vereinigt unbedenklich, da sich jeder durch die Menge der Mitfordernden stark fühle. Man müsse daher solches Beginnen unterdrücken, so lange die Bewegung noch schwach sei; erstarke sie, so könne man ihrer dann vielleicht nicht mehr Herr werden. Lasse sich der Senat vom Volke beherrschen, so sei das geradeso, wie wenn im Menschen der Geist die Herrschaft über die leiblichen Begierden verliere. Verweigerten die Armen den Dienst, so sei das kein großer Verlust für den Staat; sie taugten ja nicht viel und dienten nur als Schleuderer in den hintersten Reihen. Denen aber, die Mitleid mit den Armen predigten, sei zu entgegnen, daß diese Leute selbst schuld seien an ihrer Not. Sie hätten ihre Hufe ererbt gehabt, sie hätten ihren Anteil an der Kriegsbeute und am konfiszierten Vermögen der Tarquinier bekommen, wo sei das alles geblieben? Verfressen und ver— hätten sies, eine Schande für den Staat sei das Gesindel, und wenn sie auswanderten, so müsse man das als einen Gewinn für den Staat ansehen. Sollte es aber einige darunter geben, die durch unverschuldetes Unglück verarmt wären, so möchten denen die Wohlthäter aus eignen Mitteln und nicht aus andrer Leute Taschen spenden. Den Wohlhabenden das Geld für einen guten Zweck zwangsweise abnehmen, sodaß dem Wohlthäter nicht einmal der Dank übrig bleibe, das sei nicht römische Tugend.

Ganz anders ernst nahm der Konsul Titus Lartius die Sache; als im Jahre 494 während eines Aufstands der Armen Feinde von allen Seiten ins römische Gebiet einbrachen, da sprach er im Senat u. a.: die äußere Gefahr erscheine ihm weit weniger fürchterlich als die innere; „wir sind in zwei Staaten zerrissen, deren einer von Armut und Not geplagt wird, während im andern Überfluß und Übermut herrschen; Ehrgefühl, Sitte und Ordnung finden sich in keinem dieser beiden Staaten mehr. Mit der Faust suchen wir unser Recht zu erlangen und halten Gewalt für Recht; gleich wilden Tieren wollen wir lieber unsre Gegner zu unserm eignen Schaden vernichten als mit ihnen gerettet werden.“ Nachdem die Plebejer auf den heiligen Berg ausgewandert waren, riet in der Senatssitzung Menenius Agrippa zur Nachgiebigkeit. Er warnte vor dem Experimente, die Ausgewanderten durch herbeigerufne Einwandrer zu ersetzen; man wisse nicht, was man an solchen bekommen werde, namentlich ob sie kriegstüchtig seien, und ob sie nicht am Ende noch größere Ansprüche erheben würden als die Ausgewanderten. Daß sich die Armen und Niedrigen gegen die Reichen und Angesehenen empörten, sei ja nichts neues und nichts Rom eigentümliches, sondern es geschehe von jeher in allen Staaten ohne Ausnahme. In solchen Krisen hänge es von den Machthabern ab, ob sie das Vaterland durch Mäßigung und Besonnenheit retten oder durch Hartnäckigkeit und Selbstsucht verderben wollten. Die Plebejer auf dem mons sacer seien durch viele teure Pfänder: ihre Kinder, Gattinnen und Eltern, vor

Digitized by Google

allem durch die angeborne und unzerstörbare Liebe zum vaterländischen Boden an die Stadt gebunden und würden mit Freuden zurückkehren, wenn man ihnen gewähre, was sie billigerweise zu fordern hätten; daß sie die erste Gesandtschaft des Senats abgewiesen hätten, sei kein Wunder, da sie vom Senat bisher immer nur Worte vernommen, aber keine Thaten gesehen hätten. Valerius stimmt ihm bei und klagt die Härte der Gläubiger an, worauf Appius Claudius bittere Beschwerde darüber führt, daß sich angesehene und sonst würdige Patrizier, wie dieser Valerius, zu Volksschmeichlern erniedrigten; die Plebejer würden gar nicht gewagt haben zu meutern, wenn sie nicht vornehme Gönner hätten, die ihnen Straflosigkeit zusicherten. Die Ansicht des Menenius drang jedoch durch, und er selbst wurde in die Deputation gewählt, die mit den Sezessionisten verhandeln sollte. In diesen Unterhandlungen, aus denen den Schülern nichts als die Fabel des Menenius erzählt zu werden pflegt, äußerte der Plebejerführer Junius, der sich nach seinem berühmten Vorbilde Brutus nannte, u. a., zur Wiederherstellung des gegenseitigen Vertrauens sei es zu spät; kehrten sie zurück, so drohe der Bürgerkrieg; dieser aber sei das größte aller Übel. „Zu einem so wenig wünschenswerten Schicksal rufet uns nicht zurück, ihr Väter, und wir, o Bürger, wollen dem Ruf nicht folgen; finden wir uns lieber in die Scheidung, die das Schicksal verhängt hat! Mögen sie, die Väter, den Staat für sich allein behalten, wir aber wollen denken, wir verließen nicht unser Vaterland, sondern einen fremden Ort. Bleibt ja keinem von uns eine Hufe, ein Haus, oder gemeinsamer Gottesdienst, oder Ansehen, oder sonst etwas von dem, was das Vaterland teuer macht und daran fesselt; ja nicht einmal die im Waffenkampfe verdiente leibliche Freiheit bleibt uns, da wir mit unsern Knechten zusammen und gleich Knechten, einige von uns sogar gefesselt und gleich wilden Tieren in Halseisen geschmiedet, nur noch für unsre Gläubiger den Acker bestellen, von den Peitschenhieben und sonstigen grausamen Mißhandlungen, die wir erdulden, gar nicht zu reden. Wir rächen uns nicht dafür mit Blutvergießen, noch verwüsten wir das Land; die Rache überlassen wir den Göttern; wir verlangen nichts als unsre Kinder und Frauen, die noch in der Stadt weilen; sonst fordern wir nichts vom Vaterlande, sondern wünschen euch Glück. Lebet nach euerm Gefallen allein weiter, da ihr gegen uns, die Niedriggestellten, so unbürgerlich und unsozial gesinnt seid!" Den Faden des Appius Claudius spinnt später Marcius Coriolanus weiter, der die Aufständischen für arbeitsscheues Gesindel erklärt und bei jeder Gelegenheit den Vätern mit beißendem Spott vorhält, wie jedes ihrer Zugeständnisse vom Volke mit Undank belohnt, und wie namentlich das Tribunat aus einer bloßen Schutzwehr in ein Mittel zu verfassungswidrigen Machterweiterungen verwandelt werde, sodaß Rom in Gefahr schwebe, seine bewährte aristokratische Verfassung zu verlieren, und auf abschüssiger Bahn zur

Digitized by Google

schlechtesten aller Staatsformen, zur Demokratie hinabgleite. Der Anfang des Untergangs sei es, sagen die Konsuln des Jahres 461, wenn die Schlechtesten den Besten Gesetze geben. Dagegen hören wir dann wieder einen Valerier ausführen, daß die Teilnahme aller am Staate diesen doch nur stärken könne. Und während im Jahre 470 der Ämilier eine Ackerverteilung schon aus dem Grunde empfiehlt, weil die Besitzlosen entweder gar keine Kinder zeugten oder die Gezeugten schlecht erzögen, behauptet ihm gegenüber der Claudier, was einmal ein Lump sei, das bleibe ein Lump; alle bisherigen Ackerverteilungen und Begünstigungen hätten bei diesem Gesindel nichts genützt; immer gerieten sie wieder aufs neue in Not; daraus gehe klar hervor, daß ihnen auch in Zukunft nicht zu helfen sei; nicht in ihrer Vermögenslage stecke der Fehler, sondern in ihrem Charakter. Ist es nicht interessant, daß die letzten Claudier Tiberius, Claudius und Nero heißen?

Führen wir noch an, daß die Plebejer bei der Aushebung des Jahres 495, auf die Fesseln der Schuldsklaven weisend, höhnisch fragten, ob das vielleicht die teuern vaterländischen Güter seien, für die sie ins Feld ziehen sollten, und gedenken wir noch einer von Livius mitgeteilten Rede, worin sich nicht die Erbitterung des armen Teufels gegen die Reichen, sondern die des Bourgeois gegen den privilegierten Junker ausspricht! Im Jahre 445 beantragte der Tribun Canulejus, daß Ehen zwischen Plebejern und Patriziern giltig sein sollten, und daß es dem Volke frei stehn solle, die Konsuln auch aus den Plebejern zu wählen. Als die Patrizier diese beiden Rogationen heftig bekämpften, sagte ihr Urheber unter anderm: Erst jetzt sähe man deutlich, in welchem Grade die Väter das Volk der Quiriten verachteten; sie hielten es nicht für würdig, in denselben Mauern mit ihnen zu wohnen. Sei nicht das Bürgerrecht mehr als Connubium, und sei das nicht oft besiegten Feinden verliehen worden? Werde der Staat zu Grunde gehn, wenn ein verdienter und würdiger Mann aus der Plebs das höchste Amt bekleide? Begreift ihr endlich, redet er die Volksversammlung an, „in welcher Verachtung ihr lebt? Das Sonnenlicht gönnen sie euch nicht, und würden es euch entziehen, wenn sie könnten. Es ärgert sie schon, daß ihr atmet, daß ihr Laute von euch gebt, daß ihr Menschengestalt habt. Ist denn etwa ein Konsul mehr als ein König, und hat man denn vergessen, daß Numa Pompilius und Tarquinius Priscus nicht nur keine Patrizier, sondern nicht einmal römische Bürger gewesen sind, und daß den Servius Tullius eine Sklavin geboren hat? Aber auch nach der Vertreibung der Könige hat sich die Stadt gegen Einwandrer nicht abgesperrt; haben wir doch das Geschlecht der Claudier nicht bloß ins Bürgerrecht, sondern sogar ins Patriziat aufgenommen. Und ist eine ärgere Beschimpfung denkbar, als wenn man einen Teil der Bürgerschaft für unwürdig des Connubiums und damit gewissermaßen für unrein erklärt? Kein Plebejer wird je

Digitized by Google

einer patrizischen Jungfrau Gewalt anthun, obwohl patrizische Lüsternheit das Umgekehrte schon oft verbrochen hat; aber durch Gesetz die ordentliche Ehe zwischen beiden Ständen verbieten, das ist eine Schmach für uns. Wollt ihr nicht vielleicht auch die Ehe zwischen Reichen und Armen verbieten? So zerreißt ihr die bürgerliche Gemeinschaft und macht zwei Städte aus einer! Verbietet uns doch auch vollends das Wohnen in der Nachbarschaft eines Patriziers, das Reisen mit einem solchen, die gemeinsame Mahlzeit, den Aufenthalt auf dem Markte! Was wir fordern ist doch weiter nichts, als daß man uns zu den Menschen, zu den Bürgern rechne. Und schließlich: wer ist denn der rechtmäßige Herr in Rom, das römische Volk oder ihr Patrizier? usw." Als im Jahre 405 unter den Patriziern selbst wegen der Wahl von Kriegstribunen mit Konsulargewalt Streit ausbrach, und von der einen Partei die Volkstribunen angerufen wurden, da sagten diese mit boshafter Ironie, von ihnen könne man doch keine Hilfe erwarten; sie seien ja nicht einmal Menschen, geschweige denn Bürger; wenn dereinst alle am Staat und an den Ehrenstellen teil haben würden, dann würden sie, die Tribunen, dafür sorgen, daß nicht ein übermütiger Beamter Staatsbeschlüsse entkräfte; einstweilen möchten sie nur so gesetzlos weiter regieren. Man schütze vor, die Plebejer könnten keine Auspizien anstellen, deshalb dürfe man sie weder zum Konsulat zulassen, noch zum Connubium, denn Bastarde könnten die Auspizien ungiltig machen; das sei das allerbeleidigendste, die Plebejer als Menschen hinzustellen, die den unsterblichen Göttern verhaßt seien.

So wertlos diese Reden für die Ermittlung dessen sein mögen, was der Gelehrte historische Wahrheit nennt, so wichtig scheinen sie uns für den Politiker, für den Staatsmann zu sein. Denn wir erfahren aus ihnen, daß schon vor mehr als zweitausend Jahren alles gesagt worden ist, was die Parteien der Reichen und der Armen, der Privilegierten und der Zurückgesetzten einander zu sagen haben, und wir erfahren zugleich, daß die Meinung, die jede der beiden von der andern hat, ein für allemal feststeht. Die drunten sind und bleiben drunten, weil sie nichts taugen, sagen die oben, die da oben sind nur oben, weil sie das Glück oben hat geboren werden lassen oder ihre Ungerechtigkeit sie hinaufgebracht hat, sagen die unten. Wenig verschlägt es, daß die uralte Meinung jeder der beiden Parteien heute von den Soziologen beider Lager naturwissenschaftlich begründet wird; die wissenschaftlichen Beweise der neuen Zeit machen auf die Gegenpartei noch weniger Eindruck als die drastischen Beweise alter Zeiten. Daraus folgt für den Staatsmann, daß es ein eitles und thörichtes Beginnen wäre, wenn er beide Parteien zu einer mittlern Ansicht überreden oder gar eine von ihnen zur Ansicht der andern bekehren wollte. Seine Aufgabe besteht immer nur darin, beide Parteien zu Maßregeln zu bestimmen, durch die der Gegensatz thatsächlich gemildert und die Zahl der Streitpunkte vermindert wird. Aus dem ganzen Verlauf des römischen Stände-

Digitized by Google

kampfs aber folgt die Lehre, daß, wenn einmal einer untern Schicht des Volks die Gleichberechtigung grundsätzlich, durch Gesetz und Verfassung, eingeräumt worden ist, der Kampf nicht eher ein Ende hat, als bis auch die thatsächliche Gleichberechtigung durchgesetzt worden ist.

(Fortsetzung folgt)

Öffentliche Pachtgärten für Arbeiter und Unterbeamte

Auf sozialem Gebiet ist seit einer Reihe von Jahren vieles geschehen, um die wirtschaftliche Lage der Arbeiter und Unterbeamten zu verbessern, und auch die Regierungen sind unablässig thätig, für die Wohlfahrt der untern Bevölkerungsklassen zu sorgen. Gleichwohl macht die sozialdemokratische Bewegung in diesen Volksschichten, wie die letzten Reichstagswahlen gezeigt haben, große Fortschritte. Es ist daher eine wichtige und dankbare Aufgabe, weiter auf Mittel und Wege zu sinnen, die geeignet sind, die Zufriedenheit der untern Volksklassen zu erhöhen und die staatsfeindliche Bewegung möglichst einzudämmen, denn nur aus der Unzufriedenheit keimt und wächst die Sozialdemokratie. Es ist daher die Pflicht jedes Vaterlandsfreundes, den Staat bei seiner Arbeit nach Kräften zu unterstützen. Und so wollen wir eine unsers Wissens neue Anregung geben und damit andre zu weiterm Forschen nach ähnlichen Mitteln anspornen.

Vergegenwärtigen wir uns zunächst, welche wichtigern Wohlfahrtseinrichtungen durch den Staat oder das Reich schon getroffen sind. Die staatliche Fürsorge für die Hebung des sittlichen und materiellen Wohls der Staatsangehörigen erstreckt sich zur Zeit bekanntlich auf folgende Punkte: 1. Fürsorge bei Erkrankungen (Reichsgesetz vom 15. Juni 1883), 2. Unfallversicherung (Reichsgesetz vom 6. Juli 1884), 3. Unfallfürsorge (Reichsgesetz vom 15. März 1886), 4. Gewährung von Unterstützungen aus etatsmäßigen Mitteln, 5. Erholungsurlaub und Gewährung freier ärztlicher Behandlung, 6. Kleiderkassen, 7. amtliche Büchersammlungen, 8. Invaliditäts- und Altersversicherung (Reichsgesetz vom 22. Juni 1889), 9. Beschaffung von Dienstwohngebäuden. Während die Wohlfahrtseinrichtungen unter 1 bis 8 schon längere Zeit bestehn und eine nähere Kenntnis hierüber wohl vorausgesetzt werden kann, dürfte das neu hinzugetretne Verfahren, Dienstwohngebäude zu schaffen, noch weniger bekannt sein. Deshalb mögen hier einige Mitteilungen darüber Platz finden.

Digitized by Google

Im Jahre 1895 hat Preußen den Anfang gemacht, indem es durch das Gesetz vom 13. August 1895 eine Anleihe von 5 Millionen Mark aufnehmen ließ, um fiskalische Wohnhäuser für gering besoldete Beamte und Arbeiter im Staatsbetriebe zu errichten. Aus diesen Mitteln sind allein im Bereiche der Eisenbahnverwaltung bis jetzt an 28 Orten 610 Wohnungen vollendet worden, während noch 168 Wohnungen an acht andern Orten im Bau sind. Außerdem sind seit 1896 im preußischen Staatshaushaltsplan für denselben Zweck weitere bedeutende Mittel bereit gestellt worden, aus denen bis Ende 1897/98 für Arbeiter und Beamte der Eisenbahnverwaltung die Kosten etwa für 30250 staatseigne Wohnungen bestritten worden sind, während zugleich bis dahin noch 7000 Mietwohnungen erworben waren, sodaß mithin anfangs des Rechnungsjahres 1898 schon im ganzen etwa 38000 Dienstwohnungen im Eisenbahnbetriebe vorhanden waren. Mit diesen Maßnahmen wird auch ferner fortgefahren werden, soweit das Bedürfnis dazu vorliegt.

Nach dem Vorgange Preußens entschloß sich bald darauf das Reich zu ähnlichen Schritten, und zwar war es die Reichspostverwaltung, die der Wohnungsnot der Unterbeamten auf dem platten Lande und auf allein gelegnen Bahnhöfen entgegentrat, weil unter den mangelhaften Wohnungsverhältnissen, wie sie namentlich im Osten des Reichs herrschten, nicht allein die Unterbeamten mit ihren Familien, sondern auch die Postverwaltung selbst empfindlich zu leiden hatte. Die ersten Mittel zur Abhilfe wurden der Postverwaltung durch den Etat für 1897/98 zur Verfügung gestellt mit 230000 Mark für anzukaufende und 6000 Mark — als Halbjahrsbetrag — für zu mietende Gebäude. Der Etat für 1898 gewährt 190000 Mark zum Ankauf und 14500 Mark zur Mietung von Unterbeamtenwohnhäusern. Aus diesen Mitteln haben bis jetzt an 111 verschiednen Orten 65 reichseigne und 46 gemietete Unterbeamtenwohnhäuser insgesamt mit 262 Familienwohnungen und 26 Wohnungen für unverheiratete Unterbeamte zur Verfügung gestellt werden können.

Über die Bauart und Einrichtung dieser Häuser werden einige nähere Angaben von allgemeinem Interesse sein. In der Regel werden Häuser für zwei Familien gebaut. Als Raumbedarf wird für eine Familie gewöhnlich — abgesehen von dem Boden- und Kellerraum — eine Fläche von etwa 40 Quadratmetern vorgesehen. Die Wohnhäuser werden im allgemeinen massiv, die Nebengebäude in Fachwerk aufgeführt; das Nebengebäude enthält für jede Familie einen kleinen Stall, um darin ein Schwein, eine Ziege usw. zu halten. Auf die Gesundheitsverhältnisse wird beim Bau in weitgehendem Maße Rücksicht genommen. So werden die Umfassungsmauern mit Luftisolierschicht gebaut; der Fußboden des Erdgeschosses wird 50 Centimeter über dem Erdboden gelegt, das Mauerwerk zum Schutze gegen aufsteigende Erdfeuchtigkeit etwa 30 Centimeter über der Terrainhöhe mit einer Isolierschicht aus Dachpappe bedeckt. Ist nicht in allernächster Nähe gesundes Trinkwasser kostenlos

Digitized by Google

zu erlangen, so wird auf jedem Grundstück ein besondrer Brunnen angelegt. Die Abortanlagen werden außerhalb der Wohnhäuser hergestellt. Zu jeder Familienwohnung gehört, unmittelbar mit dem Grundstück zusammenhängend, ein Stück Garten- oder Ackerland von 8 bis 9 Ar Grundfläche. Die Wohnung usw. wird dem Unterbeamten unter Einbehaltung des ihm sonst zustehenden Wohnungsgeldzuschusses überwiesen.

Wie die Wohnungsfürsorge des Reiches von den beteiligten Unterbeamten als eine segensreiche Einrichtung empfunden wird, so dient dieser neuste Zweig der Wohlfahrtsthätigkeit zugleich der Postverwaltung als ein wirksames Mittel, einen geordneten Dienstbetrieb auf dem platten Lande aufrecht zu erhalten. Die finanzielle Wirkung ist ebenfalls für beide Teile günstig. Denn der Unterbeamte erhält für den tarifmäßigen Wohnungsgeldzuschuß in der Regel keine angemessene Wohnung, namentlich nicht mit all den zugehörigen Bequemlichkeiten. Und die Verwaltung wendet im allgemeinen an Zinsen für den Bau, einschließlich des Grunderwerbs, nicht mehr auf als für den Wohnungsgeldzuschuß, weil die Gebäude in der Ausführung ganz einfach gehalten werden und in Bezug auf Einrichtung und Größe eben nur den Anforderungen entsprechen sollen, die an gesunde Arbeiterwohnungen auf dem Lande gestellt zu werden pflegen.

Die durch die Errichtung oder Mietung von Arbeiter- und Unterbeamtenwohnhäusern geschaffnen Vorteile liegen klar auf der Hand, und es wäre zu wünschen, daß sie einer möglichst großen Anzahl von Beamten und Arbeitern zu teil würden. So nützlich es aber auch erscheint, auf dem beschrittenen Wege fortzufahren, so ergiebt sich doch ohne weiteres, daß umfassende, allgemeine Einrichtungen dieser Art nur mit sehr großen Mitteln ausgeführt werden könnten. Für Großstädte wäre eine solche Maßnahme selbst in beschränktem Umfange kaum durchführbar, schon wegen der hohen Grunderwerbs- und Baukosten. Und doch ist es bei dem großen Interesse, das der Staat an der Lösung der vorliegenden Frage hat, sehr wünschenswert, daß er mit Anlehnung an diese neusten Wohlfahrtseinrichtungen andre billigere Wege suche. Gerade für die Großstädte, wo die Wohnungsverhältnisse am mangelhaftesten und ungesundesten sind, tritt das Bedürfnis am schärfsten hervor. Ließe sich da nicht ein Mittelweg ausfindig machen? Wäre es nicht möglich, die größten Härten der Wohnungsnot wenigstens etwas abzuschwächen? Es bietet sich hierzu ein nicht allzu kostspieliges Mittel: es müßten öffentliche Pachtgärten allgemein für Unterbeamte und Arbeiter eingerichtet werden.

Die Einrichtung ist etwa folgendermaßen gedacht: Der Staat erwirbt in der Nähe der Städte größere Ländereien und verpachtet sie in kleinern Parzellen zu 3 bis 6 Ar gegen einen mäßigen Zins an Arbeiter aller Art und Unterbeamte aller Verwaltungen. Der Mietzins müßte möglichst einheitlich, und zwar so niedrig wie möglich bemessen werden. Wird eine Verzinsung von

Digitized by Google

höchstens 3 Prozent des Anlagekapitals bei der Pachtberechnung zu Grunde gelegt, so wird sich voraussichtlich überall ein annehmbarer Mietpreis ergeben, und eine starke Nachfrage die Folge sein. Wird die Nachfrage zu groß, sodaß sich nicht alle Wünsche erfüllen lassen, so könnte zu dem Verfahren der öffentlichen Ausbietung an den Meistbietenden übergegangen werden. Im Durchschnitt wird angenommen werden können, daß eine Gartenfläche von 3 Ar zu einem Pachtzins von 10 bis 20 Mark, auf dem platten Lande zu einem noch niedrigern Satze abzugeben sein wird; in der Nähe der größern Städte vielleicht zu 20 bis 30 Mark.

Die Pachtgärten dürften nicht zu weit außerhalb des bebauten Stadtgebiets angelegt werden, damit die Arbeiter auch abends nach Schluß der Arbeitszeit ohne großen Zeitverlust in ihre Gärten gelangen und sich dort möglichst täglich beschäftigen können. Einen Teil der Gartenarbeiten werden die Frauen und größern Kinder während der Arbeitszeit des Vaters gewiß gern übernehmen. Bei solcher Lage der Gärten wird es für den Staat ein Leichtes sein, bei spätern Erweiterungen des Stadtgebiets das Land für Häuserbauten zu einem verhältnismäßig höhern Preise zu verkaufen und dafür andre Gartenländereien in etwas größerer Entfernung von der Stadt zu erwerben. Auf diese Weise wird die billige Abgabe des Gartenlands gegen einen Pachtzins bis zu 3 Prozent später durch die Wertsteigerung des Baugrunds wieder ausgeglichen. Ergiebt sich aus der Summe der Pachtgelder durch die Ausbietung der Gärten eine höhere Verzinsung der Grunderwerbskosten als 3 Prozent, so wird der Überschuß zweckmäßig zur Beschaffung von Obstanpflanzungen in den Gärten zu verwenden sein.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß durch die Einrichtung solcher Pachtgärten für die Arbeiter und ihre Familien ein großer Nutzen in materieller und auch moralischer Beziehung geschaffen wird. Der Arbeiter kann sich Kartoffeln, Gemüse usw. für den Hausgebrauch selbst bauen; er kann sie infolge des niedrigen Pachtzinses billiger haben als auf dem Markte, dazu immer frisch und tadellos, wenn er es nicht an der nötigen Wartung und Pflege des Gartens fehlen läßt. Durch die Verringerung der Nachfrage wird auf dem Markt voraussichtlich ein Preisrückgang eintreten, besonders in den Herbst- und Wintermonaten, wenn die Vorräte im Keller aufgespeichert zur Verfügung stehen. Der Vorteil wird wiederum dem kleinen Handwerker und niedern Beamten zu gute kommen, was für Gegenden mit ungünstigen Preisverhältnissen von großer Bedeutung ist.

Wichtiger aber noch als die Preisfrage erscheint uns die durch die neue Einrichtung zu erwartende moralische Verbesserung der Arbeiterverhältnisse. Zunächst wird durch die Erd- und Gartenarbeit und durch den häufigen Aufenthalt in reiner Luft die Gesundheit der einzelnen Familienglieder, die sonst meist in niedrigen, engen, ungesunden Wohnungen zusammengepfercht sind, in

Digitized by Google

wünschenswerter Weise gefördert, der Körper wird abgehärtet und mehr gegen Krankheitsanfälle gestählt. Auch wird durch die Beobachtung dessen, was der Boden hervorbringt, wie sich die Früchte der eignen Arbeit entwickeln, eine innere Freudigkeit und Befriedigung für jeden einzelnen erzeugt, die wiederum den Sinn für weitere Thätigkeit fördert und Freude an der Arbeit an sich erweckt. Dies wird namentlich auf die Kinder von wohlthätigem Einfluß sein und sie zu regem Eifer und Fleiß anspornen, wenn sie ein kleineres Stück Land zur selbständigen Bewirtschaftung erhalten. Zugleich mit der Freude am selbst Erworbnen und Geschaffnen wird auch die Achtung des Eigentums im allgemeinen, sowie das Streben nach haushälterischer Einteilung und Sparsamkeit lebendig erhalten. In dieser Richtung kann bei der Erziehung des jüngern Geschlechts durch die Schule viel gutes geschehen. Die Belehrung auf dem Gebiete der Pflanzenkunde sollte mit Vorzug die Gartenwirtschaft berücksichtigen, dann würde sicher auch mehr Aufmerksamkeit und Interesse bei Schülern und Schülerinnen hervorgerufen, als es jetzt vielfach der Fall ist. Wird in den Schulen die Belehrung auf praktische Beispiele gestützt, so ist auch auf einen bessern Erfolg zu rechnen. Die Jugend bringt dann einen Grundstock von Kenntnissen auf landwirtschaftlichem Gebiete schon mit ins Leben, der für die spätern Jahre und für die Volkswirtschaft, für den allgemeinen Wohlstand von großem Nutzen ist.

Endlich ist die Wirkung nicht zu unterschätzen, die das innigere Zusammenleben der Familienglieder in Gottes freier Natur, besonders an Sonn- und Feiertagen auf Geist und Gemüt ausübt an einem Fleckchen Erde, das sie gewissermaßen ihr eigen nennen können. Vor allem aber entzieht es die Arbeiter dem ungesunden Wirtshausleben. So werden durch die Gartenarbeit nicht nur unnütze Geldausgaben vermieden, sondern es wird auch noch etwas hinzu erworben.

In einigen Städten der Provinz Schleswig-Holstein werden vom Magistrate schon seit längerer Zeit städtische Ländereien in der Nähe der Stadt in Parzellen von etwa 20 Quadratruten zur Gartenbenutzung für jedermann zur Verfügung gestellt und zu diesem Zweck öffentlich meistbietend verpachtet. Hierbei wird beispielsweise in Kiel für eine Fläche von rund 20 Quadratruten ein Pachtzins von 25 bis 35 Mark jährlich erzielt. Trotz dieses nicht gerade niedrigen Pachtpreises ist doch die Nachfrage nach solchen Pachtgärten allseitig sehr groß, ein Beweis dafür, wie hoch die oben geschilderten Vorteile von der Bevölkerung geschätzt werden. Und in der That, da draußen vor den Thoren der Stadt zeigt sich ein Stück echten deutschen Familienlebens, wie es erquickender kaum gedacht werden kann.

Welches Vergnügen gewährt es, wenn man an schönen Tagen ganze Familien mit Kind und Kegel zur Stadt hinauswandern sieht, um den Garten zu pflegen, wenn man sie dann nach gethaner Arbeit gegen Abend im Garten-

Digitized by Google

häuschen vereinigt sieht und ihre fröhlichen Gesänge erklingen hört; da läßt sich erkennen, daß Herz und Gemüt erfrischt, Körper und Geist gestärkt wird für die Lasten des kommenden Tages. Nach alledem erscheinen die erörterten Vorzüge von so großer volkswirtschaftlicher und sittlicher Bedeutung, daß es wohl der Mühe wert ist, diese Frage näher zu prüfen und die angeregte Wohlfahrtseinrichtung durch den Staat in die geeigneten Wege zu leiten.

Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele

Unter deutschen Kinderliedern könnten etwa auch die hübschen Dichtungen Fr. Gülls, Rudolf Löwensteins u. a. gemeint sein, oder was von Rückert in diese Art fällt. Aber so hoch wollen sich die folgenden Betrachtungen nicht versteigen, sondern sich mit volkstümlichen Liedern, Reimen und Spielversen abgeben, deren Verfasser in keiner Litteraturgeschichte verzeichnet stehn. Dafür haben diese Erzeugnisse den Vorzug, jedermann bekannt zu sein. Wem wären denn Kinderverschen fremd, wie

Eia, popeia, was raschelt im Stroh?
Das sind die lieben Gänschen, die haben kein Schuh.
Der Schuster hat Leder, kein Leisten dazu,
Drum kann er auch machen den Gänschen kein Schuh.

oder

Une dune Tintenfaß,
Geh in die Schul und lerne was!

oder

Petersilie Suppenkraut
Wächst in unserm Garten.
Unsre Anna, die ist Braut,
Will nicht länger warten.
Roter Wein und weißer Wein:
Morgen soll die Hochzeit sein.

Und wer gerade diese zufällig nicht kennt, dem fallen doch andre dabei ein, und liebliche, sonnenhelle Erinnerung kann einem mit diesen Klängen in der Seele aufsteigen, aus eigner Kindheit oder aus den Stunden, wo wir mit Kindern spielten. Von solchen Reimen also wird in folgendem die Rede sein.

Unendlich groß ist die Zahl derer, die im Volk umlaufen, groß auch die Menge der gedruckten Sammlungen, seit durch die Lebensarbeit der Brüder Grimm Sinn und Verständnis der Gebildeten für die lebendigen Schätze volkstümlicher Überlieferung aufgeschlossen worden ist. Die reichhaltigste unter allen diesen, zugleich die zugänglichste, stammt von dem bekannten Sagenforscher und Dichter Simrock[1]); sie liegt gegenwärtig in der dritten, sehr bereicherten Ausgabe vor

[1]) Das deutsche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime, Lieder usw. für Kinder gesammelt von Karl Simrock. Basel, Benno Schwabe, Verlagsbuchhandlung. Gedruckt in diesem Jahr.

Digitized by Google

und zählt ohne den Anspruch, den Reichtum auch nur einigermaßen zu erschöpfen, gegen 1400 kürzere und längere Stücke, die aus allen Gegenden des deutschen Vaterlands zusammengetragen sind, leider ohne jede Angabe darüber, aus welchen Landschaften die einzelnen herrühren. Denn dies wäre für jeden in hohem Maße lehrreich, der sich von dem, was er da findet, etwa verlockt fühlt, zu vergleichen und zu fragen; und zu fragen giebt es da genug. Der Freund des volkstümlichen Lebens und Geistes muß daher die Menge der übrigen Sammlungen zu Hilfe rufen, die auf engere Kreise beschränkt sind, aber innerhalb dieser nach Vollständigkeit und zugleich nach genauer Wiedergabe der Überlieferung streben. Und da sind denn nun alle deutschen Landschaften vertreten, von den Alpen bis zur Meeresküste, vom Wasgenwalde bis an den Memelstrand fehlt keine.

Aber sind sie alle, eine wie die andre, reich daran? Die meisten der fleißigen Sammler behaupten es für ihre Heimat. Aber freilich die Früchte ihres Sammeleifers sind von recht verschiednem Umfange, und ganz neuerdings habe ich einer bestimmten Landschaft, dem Meißner Lande, eine verhältnismäßig große Armut an Kinderliedern von einem gelehrten und kundigen Manne ausdrücklich zusprechen hören. Und diese für das Meißner Land gewissermaßen beschämende Behauptung ist nicht leicht hingesprochen worden, sondern auf eine fleißige mehrjährige Sammelarbeit gestützt, deren Ergebnis in einer Festschrift für den verstorbnen liebenswürdigen Gelehrten und Fortsetzer des Grimmschen Geistes, Rudolf Hildebrand, niedergelegt ist.[1]) In der That ist dieses Ergebnis sehr dürftig, und wenn es auch nur einigermaßen den Umfang der Kinderdichtung des Elbestrandes im Sachsenland darstellen sollte, so müßte dieses Land hinter allen andern Himmelsstrichen, die die deutsche Sonne bescheint, an dichterischer Neigung weit zurückgeblieben sein. Aber das wäre wirklich sehr wunderbar, und ich kann es so wenig glauben, wie ich andrerseits keine, auch nicht die sorgsamste Sammlung irgend einer Landschaft für vollständig ansehen möchte. Denn dieses Sammeln ist eine Glückssache. Es muß unsäglich mühsam sein und sehr unvollständige Erfolge bringen, wenn man diese Liedchen alle einzeln aus dem Kindermunde sozusagen auffangen will. Freilich in Berlin, denn auch da ist Kinderlied und -spiel noch nicht ausgestorben, vermutlich auch in andern Großstädten nicht, da läßt sich ein spielender Kreis durch einen herantretenden Zuhörer wenig stören; und es wird mit gepreßter gellender Stimme, die den Straßenlärm zu durchdringen gewohnt ist, vergnügt weiter gesungen. Aber tritt man in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande lauschend an das Kindervolk, sofort verstummt Wort und Weise, und auf Kommando giebt nur selten eins etwas heraus. Mehr könnte wohl erforschen, wer selbst Kinder hat. Aber wer aus dem gebildeten Stande läßt sie heutzutage noch frei unter den Gassenjungen herumlaufen. Auch in der kleinen Stadt hat man ja leider Gottes angefangen, sie in Watte zu wickeln, weil man sie vor dem Ostwind und der Roheit niederer Stände bewahren zu müssen meint. Vielen aber hat ehedem diese so wenig wie jener dauerhaften Schaden eingebracht; und solche Leute muß man finden, die im täglichen freien Umgange auch mit den Geringen in der Schule, auf der Straße, im Feld, im Wald Kinder gewesen sind, um mit leichter Mühe ganze Schätze jener Kinderlieder zu gewinnen, wenn sie in treuem Gedächtnisse aufbewahrt werden.

Wer nun auf seinen Sammelfahrten dieses Glück hat, der kann verhältnismäßig leicht und schnell reichen Gewinn einheimsen, wie ja auch die Brüder Grimm

[1]) Karl Franke, Über die Volksdichtung im Meißnischen. S. 27 bis 35 der Festschrift zum siebzigsten Geburtstage R. H.s herausgegeben von Otto Lyon. Leipzig, Teubner, 1894.

ihre Volksmärchen zum größern Teil von einer Person, einer alten Bauernfrau, erhalten haben. Also wird es sich auf Grund von Sammlungen einzelner, mögen sie auch noch so fleißig sein, nicht ausmachen lassen, ob eine und welche Landschaft reicher wäre als andre. Und bis man die Arbeit ganz gethan haben wird, die in einer einzigen von ihnen eben erst, doch in großartiger Weise begonnen ist,[1]) bis dahin wird noch viel Zeit vergehn.

Zu ähnlichem Ergebnisse dürfte auch eine andre Betrachtung führen. Es ist eine Eigentümlichkeit, soviel ich weiß, aller, auch der vielen gelehrten Sammlungen, einen größern oder geringern Teil des Aufgefundnen aus verschiednen Gründen für die betreffende engere Heimat als ursprüngliches, besondres Eigentum in Anspruch zu nehmen. So hat sogar der Schweizer Rochholz,[2]) wohl der gelehrteste Kenner des Gegenstands, von einem ganzen Abschnitt seiner dickleibigen gründlichen Sammlung, den Rätseln, gemeint, er habe nur aufgenommen, was nach seiner ganzen Art als auf schweizerischem Boden erwachsen anzusehen sei. Und doch könnte man sich heutzutage anheischig machen, fast jedes Stück dieses Abschnitts auch aus andern, oft weit entlegnen Landschaften nachzuweisen; und was dort schweizerisch aussieht, das hat hier ebenso stark und entschieden meinetwegen niederländisches oder westfälisches Gepräge, schon durch die Mundart. Freilich giebt es einzelne Sachen, die der Annahme, Gemeingut mehrerer Landschaften zu sein, auf den ersten Anblick ganz zu spotten scheinen. Nur zwei Beispiele will ich geben. Wenn die Kinder des Dörfchens Badeborn am Harze sich grimmig ärgern lassen durch das in der Nachbarschaft bekannte Neckverschen:[3])

In Padeborn, in Padeborn,
Da baden sich die Gänse,
Da kimmt der kleine Nickelmann
Und schlägt sie auf die Schwänze.

so ist das wohl begreiflich. Denn was könnte ein solcher Dorfjunge Kränkenderes erleben, als wenn das Gewässer seines Heimatorts, das ihm Namen und Stolz verleiht, vom boshaften Nachbar zum Gänsepfuhl herabgewürdigt wird. Und so scheint der Spott eigens für Badeborn erfunden. Aber weit gefehlt. In der Elstergegend bei Zeitz liegt ein Dorf mit dem Namen Podebuls, also eine ursprünglich slawische Niederlassung, die Leute sprechen dort Bodebils, und von ihm gilt derselbe Spruch und zwar fast ganz gleichlautend:[4])

In Bodebils, in Bodebils,
Do boden sich de Gänse,
Do kom der alle Baddelmonn
Und schlug se uf de Schwänze.

Man könnte in diesem Falle an eine zufällige einzelne Verschleppung denken, aber die Vermutung scheint doch gewagt, denn wie sollte man sich eine Verbindung

---

[1]) Durch die Mecklenburgischen Volksüberlieferungen. Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde gesammelt und herausgegeben von Richard Wossidlo. Erster Band: Rätsel. Wismar, 1897.

[2]) Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel. Leipzig, 1857.

[3]) Firmenich, Germaniens Völkerstimmen III, Seite 139 aus der Umgegend von Ballenstedt. Ganz ähnlich aus Quedlinburg: Wegener, Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland. Leipzig, 1879, Nr. 886.

[4]) Sporgel, Noch Feierohmds. E Lasebuch in Altenborjscher Mundart. Altenburg, Bonde. 2. Heft. S. 68, 4.

Digitized by Google

zwischen beiden gleich unbedeutenden Orten vorstellen, besonders in verkehrsärmern Zeiten als heute? Dazu die weitere Verbreitung. Zufällig hat sich das landschaftlich Nächste in Form und Inhalt am weitesten entfernt; immerhin ist die Ähnlichkeit unzweifelhaft, wenn sich die Kinder im obersten Elsterthale, schon nahe am Fichtelgebirge, so necken: [1])

Gretel, Gretel,
Wo haste deine Gäns?
Drobn aller höchsten Hübele,
Dò wackeln se mit den Schnäbele,
Dò recken se die Schwänz.

In den übrigen Landschaften fehlt zwar die Beziehung auf den Ortsnamen ebenfalls und natürlich, nicht aber die Hauptsache, nämlich das Bad der Gänse.

Im Elsaß [2]) heißts:

Grebel, Bastebel,
Was mache die Gäns?
Sie sitzen am Wasser
Un wäsche de Schwänz.

im Nassauischen: [3])

Hannes Popannes,
Was machen die Gäns?
Sie sitzen im Wasser
Und puddeln die Schwänz.

Und vollends fallen auch in die Taktbewegung des Harzer Reimes das schwäbische: [4])

Jakobele, Jakobele,
Was machet deine Gens?
Sie pfluderet, sie pfladeret,
Sie wäschet ihre Schwänz.

und das luxemburgische: [5])

Mumme Aneleis, Mumme Aneleis,
Was machen deine Gäns?
Sie sudelen, sie pudelen,
Sie waschen sich die Schwänz.

So sind wir mit diesem Neckspruche vom Harz durch Thüringen und Frankenland nach dem schwäbischen Schwarzwald und vom Wasgenwald wieder ins rechts- und linksrheinische Bergland stromabwärts gewandert. Und es ist gewiß nur ein Zufall, daß mirs nicht auch noch anderswoher bekannt geworden ist.

Und nun das zweite Beispiel, das auf eine geographisch bestimmte Stelle gemünzt ist. Es klingt fast wie ein Stück aus einer ländlichen Schulstunde: [6])

Warnsdorf, Tonne, Willenborn,
Brieke, Gierns und Weißenborn,
Rude, Mohln und Gahne (= Jena),
Mit Leipz'g do sinnersch zahne.

---

[1]) Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. 2. Auflage. Plauen i. V., bei Neupert. Nr. 180.

[2]) Stöber, Elsässisches Volksbüchlein. Erster Teil, Kinderwelt. 2. Auflage. Mülhausen, 1859. Nr. 167.

[3]) Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau. Bonn, 1872. II, S. 87, 37.

[4]) Simrock Nr. 430 aus Meier, Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben. Tübingen, 1851. Nr. 225.

[5]) de la Fontaine, Die Luxemburger Kinderreime. Luxemburg, 1877. S. 18, 1.

[6]) Sporgel, 2. Heft. S. 69, 5.

Digitized by Google

Das Additionsexempel ist mit überraschender Sicherheit richtig ausgerechnet, die Namen außer den beiden Universitätsstädten gehören einer kleinen Stadt im Altenburgischen und Dörfern ihrer Umgebung an, und dort ist das Verschen üblich und wohlbekannt. Aber an derselben bescheidnen Reimkunst, nur natürlich mit andern Namen, doch mit demselben oder ähnlichem rechnerischen Knalleffekt erfreuen sich auch andre Landschaften im Norden und Süden, die anzuführen ich mir ersparen muß.[1])

In dem einen Beispiele wie in dem andern ist demnach die Beziehung auf den im Wortlaut geographisch bestimmten Ort und somit die landschaftliche Zugehörigkeit nicht ursprünglich, sondern nachträglich eingefügt, hier ganz äußerlich durch Einsetzung der zutreffenden Dörfer, dort durch die witzige Anknüpfung des allgemeinen Scherzes an den besondern, durch seinen wirklichen oder scheinbaren Sinn dazu einladenden Ortsnamen (Badeborn — Bodebils). Natürlich ist die allgemeine Verbreitung einzelner solcher Verschen von den Forschern schon längst erkannt, aber die Erscheinung im ganzen, soviel ich weiß, noch nicht hinreichend gewürdigt worden. Es ist eben noch immer zu verlockend für jeden, das, was er vielleicht mit unsäglicher Mühe aus dem dunkelsten Versteck und der geheimsten Schatzkammer der Heimat glücklich herausgehoben hat, nun auch solange wie möglich als ihr Erzeugnis zu betrachten. Und wenn es gar nicht mehr angeht, läßt mans nur mit Bedauern fahren, wie neulich ein Gelehrter in Bezug auf das schöne Soldatenlied von den drei Lilien nur mit sichtbarer Selbstüberwindung ausspricht, daß es wohl nicht in seinem Heimatlande entstanden sei.[2]) Aber dank allen den fleißigen Sammlern und geistvollen Erklärern kann man heutzutage von vornherein erwarten, daß wie die beiden oben angeführten Beispiele, so alles, was man da oder dort entdeckt, auch anderwärts im Bereiche deutscher Zunge nicht fremd sein wird. Und hat wirklich noch keine der gedruckten Sammlungen das Vorbild oder auch nur ein vergleichbares Seitenstück dazu, so kann es zufällig unentdeckt geblieben sein und morgen in einer neuen umso überraschender und schlagender zu Tage kommen. Es ist hier, wie bei der Sprache selbst in Bezug auf das Verhältnis ihrer Mundarten: die wichtigste und hauptsächliche Ursache der Übereinstimmung liegt nicht im gegenseitigen Austausche, sondern in dem gemeinsamen Grundstock und Urstoff, der vor aller Sonderung war. Landschaftlich und damit zugleich mundartlich umgestaltet, zerstückelt oder mit andern ursprünglich fremden Bestandteilen zusammengesetzt, willkürlich und mißverständlich umgedeutet wird der ursprünglich gemeinsame Stoff überall und immerfort. Aber schwerlich ließen sich auch nur wenige Stücke finden, auf die einzelne Landschaften ein ausschließliches Eigentumsrecht behaupten könnten. Auch was noch gegenwärtig Neues in der Art entsteht — denn diese Dichtung lebt noch immer fort —, mag es das Zeichen seiner Zeit und Herkunft noch so deutlich tragen, läßt in Form und Fassung Älteres durchblicken, wenn man nur genau zusieht; und oft liegt dies dann nach Zeit, Landschaft, Gegenstand wunderbar weit ab. Kein neuer Vers, der nicht Wort, Wendung, Weise von einem frühern empfangen hätte: alles stammt schließlich aus einem großen Urväterhausrat her.

Allerdings Urväter-, ja Urureväterhausrat muß es dann freilich sein, Erbgut schon des germanischen Urvolkes, lange bevor dieses sich teilte und sonderte, bis sich schließlich die noch heute dauernden Stammesunterschiede der Bayern, Schwaben, Franken, Sachsen bildeten. So bis in die Fernen grauer Vorzeit zurückzugehn ist

[1]) Eins bei Firmenich I, 162 aus der Magdeburger Börde.
[2]) Karl Franke a. a. O., S. 34.

Digitized by Google

man für einzelne Kinderlieder längst gewöhnt, weil wir sie auch außerhalb der Grenzen Deutschlands im ganzen Bereiche germanischen Sprachgebiets ausgebreitet sehen und zwar so, daß spätere Übertragung ausgeschlossen ist. So sind unzweifelhaft viele unsrer Kinderlieder, ja vermutlich die Urformen der meisten nicht nur im zwölften Jahrhundert von den deutschen Ansiedlern in die Slawenländer des Ostens rechts von Saale und Elbe bis in das heutige Preußenland und Schlesien, wie um dieselbe Zeit in das ungarische Erzgebirge und das siebenbürgische Land, auch von den in den italienischen Alpenpässen hängen gebliebnen Resten hohenstaufischer Heerhaufen mitgenommen und teilweise bewahrt, sondern noch viele hundert Jahre zuvor schon von den Wikingern aus ihrer skandinavischen, von Angeln und Sachsen aus ihrer deutschen Heimat in die Fremde mitgeführt worden. Denn wie in Dänemark und Skandinavien, so finden sich in Island und England ihre reichen Spuren bis zum heutigen Tage.

Danach müssen also diese unscheinbaren Liedchen eine lange Geschichte hinter sich haben. Und dabei läßt man sich ja wohl die Erklärung gefallen, daß sie sich in deren Verlaufe natürlich immer verändert und erneuert haben, und niemand wird meinen, es hätten etwa Hengist und Horsa, wenn sie ihre Jungen auf den Knieen schaukelten, dazu schon wörtlich gesungen:

Reiter zu Pferd,
Die Stiefeln geschmert,
Kanonen gegossen,
Franzosen erschossen,
Piff paff puff.

Aber danach darf man gewiß fragen, ehe man an das hohe Alter glaubt, ob sich denn nicht deutliche Spuren früherer Zeiten erhalten haben, und ob sich nicht durch eine Vergleichung der Überlieferung verschiedner Landschaften wenigstens in Bezug auf diesen oder jenen Kinderreim die Geschichte seiner Entwicklung rückwärts verfolgen lasse.

Tragen doch genug in den uns zunächst liegenden Zeitabschnitten geformte unverkennbar deren Stempel, und sei es auch nur durch äußerliche Anknüpfung an bestimmte geschichtliche Ereignisse und Personen. So sangen mit verständlicher Beziehung auf ganz bestimmte Ereignisse des Umsturzjahres 1848 die Kinder in Schwaben:[1])

Vögele, Vögele flieg,
Der Hecker ist im Krieg,
Der Struve ist im Oberland
Und macht die Republik bekannt.

und in der benachbarten Schweiz:[2])

Unser Kätzli fangt e Müs,
Macht e Jesuitli drüs,
Legt em e schwarz Röckli a,
Daß es besser tanze ka.

ebenda:[3])

Der Metternich, der Metternich,
Der nahm aus Wien den Finkenstrich,
Leg d' Holzschueh a, leg d' Holzschueh a,
Unser Katz hat Jungi gha.

---

[1]) Meier, Nr. 78.
[2]) Baslerische Kinder- und Volksreime. Basel, Schweighausersche Buchhandlung. Nr. 126.
[3]) Nr. 180.

Digitized by Google

und gewiß enthält eine Erinnerung aus dieser unruhigen Zeit auch ein noch in Österreichisch-Schlesien [1]) übliches Kinderspiel: „Der verdrießliche König" genannt. Diesem naht sich nämlich das Volk mit der beweglichen Beschwerde, es habe vieles an Seiner Majestät auszusetzen, worauf er den Urheber des herbsten Tadels erraten muß.

Gleich vergnüglich dauert die Erinnerung an das Aufatmen der Völker nach der Demütigung des ersten Napoleon: [2])

Bonabarde, brave Bursch
Handlet jetzt mit Leberwurst.

und bezeichnender, wenigstens im Eingange:

Napoleon isch nimme stolz,
Er handlet jetz mit Schwefelholz,
Er lauft die Stroßen uf un ab:
Wer kauft mir mini Hölzli ab?

Ähnlich im Tone aus Norddeutschland: [3])

Witt Papier, blau Papier.
Morrn kämt de Russe hier,
Bonapart upn Schinnerkâr,
Alexanner lev hunnert Jâr.

Aus der vorhergegangnen Not stammt das niederdeutsche, ebenfalls heitere Tanzverschen: [4])

Hop Marjenken, hop Marjenken,
Laot de Püpkes danzen,
Gistern wassn de Prüssen hier
Un jetz de Heeren Franzen.

Aber bittern Ernst haben zwei Trommellieder bewahrt, das erste in Schwaben: [5])

Rumpede, pumpede, pum!
Hüt dich, Bauer, ich kumm!
Ich nehm dir Kuh und Kälber weg
Und sag dir nit — warum.

das zweite in Salzburg [6]) z. B. so lautend:

Rum tara tum tum,
Da Koasa schloagt um
Mit Händt und mit Fiaß
Mit feurögö Spiaß;
Hot d' Fenstar eingschlogn,
Hot 's Blei davon trogn,
Hot Kugln draus gossn
Und d' Bauan daschossn.

Das ist aus harter Kriegsnot erwachsen, paßt auf die Franzosenzeit, kann aber sehr wohl auch weiter rückwärts weisen auf Zustände, wie sie den schrecklichen Hinter-

---

[1]) Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien. Erster Teil. Troppau, 1865.
[2]) Basler Kinderreime Nr. 124.
[3]) Wegener Nr. 725.
[4]) Weingärtner, Das Kind und seine Poesie in plattdeutscher Mundart. Münster, 1880. Seite 9.
[5]) Meier Nr. 157.
[6]) Süß, Salzburgische Volkslieder. Salzburg, 1865. S. 8[20], vgl. Simrock 115. 116.

Digitized by Google

grund des Simplizissimus bilden. Handgreiflich ist die Erinnerung daran in dem weitverbreiteten Kindergebete:[1])

Bet, Büable, bet,
Morge kommt der Schwed,
Morge kommt der Ochsestearna,
Wird mei Büable bete learna.
Bet, Büable, bet.

(Schluß folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Was du ererbt von deinen Vätern hast ... Ja, ich möchte auch ein Scherflein beisteuern zu Goethes hundertfünfzigstem Geburtstage; hier ist es. Es besteht nur in einem bescheidnen Vorschlage: Wollen wir uns nicht eine falsche Betonung wieder abgewöhnen, die uns so geläufig ist, daß sie keinem Menschen mehr auffällt? Eben deshalb, so könnte man einwenden, mögen wir sie ruhig beibehalten. Gewiß, es geht auch so. Aber da wir doch eine ausgebildete Goethephilologie haben, die jeden Buchstaben und jedes Komma auf seine Berechtigung untersucht, so wird es wohl auch erlaubt sein müssen, auf einen falschen Ton aufmerksam zu machen, der uns zur Gewohnheit geworden ist. Lebendig wird uns des Dichters Wort ja doch nur, wenn es uns ins Ohr klingt. Aber wo immer sein Lebenswerk, der Faust, lebendig gemacht, das heißt vorgetragen oder dargestellt wird, da wird an einer Stelle des Dichters Meinung ins Gegenteil verkehrt, ohne daß es jemand auffiele. Ist das auch gerade kein nationales Unglück, so ist es doch immerhin ein bemerkenswertes Kuriosum.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.

Welcher Gebildete hätte nicht über dieses Thema einst goldne Worte moralischer Lebensweisheit geschrieben, die uns ja nie im Leben wieder so reichlich quillt, wie auf den Schulbänken der Prima. Daran mußte ich denken, als ich kürzlich „Der Väter Erbe“ von Richard Voß las, wo ein alter Bauer das Zitat zu hören bekommt und es beifällig also kommentiert: „Das will sagen: was einer vom Vater übernommen und bekommen hat, soll er sich durch eigne Thätigkeit erst verdienen. Erst dann gehörts ihm wirklich und ganz, und erst dann kann er seines Erbes von Herzen froh werden.“ Ungefähr in dem Sinne haben wir das Thema denn auch behandelt; wenigstens, wenn wirs wesentlich anders machten, wird der Lehrer des Deutschen ungenügend unter unsern Aufsatz geschrieben haben. Darüber kann ja auch kein Zweifel sein, daß die Moral, wie sie der alte Bauer entwickelt, schätzenswert und für den ordnungsliebenden Staatsbürger durchaus zu empfehlen ist. Fraglich will mirs scheinen, ob Faust, der gestürzte Titan, in dem eben der Selbstmordgedanke reift, gerade in der geeigneten Verfassung ist, moralische Grundsätze für ordnungsliebende Staatsbürger zu entwickeln. Man sehe sich, bitte, daraufhin

[1]) Meier Nr. 54. Simrock Nr. 114. Wegener 724. Kehrein S. 86, 33.

noch einmal den Zusammenhang an, worin unser Zweizeiler vorkommt. „Weit besser hätt ich doch mein Weniges verpraßt, als, mit dem Wenigen belastet, hier zu schwitzen," ist der vorhergehende Gedanke, und der nachfolgende lautet: „Was man nicht nützt, ist eine schwere Last." Und zwischen diesen beiden Ausbrüchen titanenhafter Unzufriedenheit sollte der abgeklärte Weisheitsspruch Platz haben, man müsse sich das Vätererbe erst verdienen, ehe man es erfolgreich verwalten könne? Ich kann mir nicht helfen, mir wills nicht in den Kopf. Faust, der eben zu der Erkenntnis gediehen ist, er habe mit seinem ganzen Lebenswerke Schiffbruch gelitten, der soll mitten in seinen himmelstürmenden Selbstanklagen plötzlich den höchst vernünftigen Grundsatz empfehlen, nur durch geduldige Arbeit könne der Mensch fähig werden, die Arbeit seiner Väter würdig fortzusetzen? Am Rande der Selbstvernichtung angelangt, pflegt der Mensch wohl im allgemeinen nicht mehr allzu vernünftig zu sein. Ist doch Faust in seiner Verzweiflung schon soweit gekommen, daß er nur noch den Augenblicksgenuß gelten lassen will. Oder was soll die folgende Zeile: „Nur was der Augenblick erschafft, das kann er nützen," sonst wohl für einen Sinn haben?

Sollte es also Faust nicht mehr um das „Besitzen," um die Vorbedingung zu jedem Genuß, zu thun gewesen sein, als um das „Erwerben"? Sollte nicht das „erwirb" nur eine wiederholende Umschreibung des „ererbt hast" sein? Sollte nicht das „um zu," statt des allgemein angenommnen Konditionalsatzes, vielmehr einen Finalsatz einleiten? Mit einem Worte, sollte nicht Faust, Goethes Faust, betont haben:

Erwirb es, um es zu *besitzen*?

Will sagen, mit der Absicht, irgendwelchen, seis auch den unsinnigsten, Gebrauch davon zu machen? Denn sonst ists ja gerade, als besäße mans überhaupt nicht. In der That, wie hat man nur auf den Unsinn verfallen können, ein Mensch, der eben dabei ist, sein gesamtes Vätererbe nach einem spezifizierten Inventarium einzeln zu verfluchen und für Staub und Trödel zu erklären, sollte in demselben Atem an sich die pathetische Mahnung richten: Verdiene dir erst dein Erbe, wenn anders dus wirklich besitzen willst? Nun, es ist die alte Geschichte: Dichterworte, die in den Volksmund übergehn, werden umgeprägt, meist nur in der Form; aber warum nicht auch gelegentlich im Inhalt? Faust stellt, aus seiner augenblicklichen Gemütsverfassung heraus, einen ganz persönlichen Grundsatz des Handelns auf: Ererbtes Gut sollte man lieber verprassen, als es ungenützt liegen zu lassen. Die grammatische Form, deren er sich bedient, greift das Volk auf, um darin eine Thatsache allgemeinster Erfahrung auszudrücken: Ererbtes Gut bringt nur in dessen Hand Nutzen, der redlich zu arbeiten gelernt hat. Und es giebt auch so einen guten Klang. Nur wer das papierne Wort in seinem Zusammenhange zu beleben hat, macht sich eines gedankenlosen Unsinns schuldig, wenn er wie üblich betont: *Erwirb* es, um es zu besitzen.

Eine moderne Wallfahrt. Fein und lieblich ist es, auf klassischem Boden zu wandeln! Als ich kürzlich mit einer Freundin meine Schritte nach Weimar lenkte, da klopfte mein Herz.

Fahren Sie zur Bibliothek? fragte ich den Lenker des Straßenbahnwagens, der vor dem Bahnhof stand.

Wohin sollte ich fahren?

Der Mann sah mich so erstaunt an, daß ich verwirrt wurde. Und wenn ich verwirrt werde, dann werde ich redselig.

Digitized by Google

Zur großherzoglichen Bibliothek! erwiderte ich. Sie ist von Goethe aus einem Lustschlößchen erbaut worden, von ihm eingerichtet und jetzt Gemeingut der deutschen Nation.

Der Führer riß an seiner Klingel.

Ich fahre nach dem Markt. Dort müssen Sie schon weiter fragen. Die Bibliothek kenne ich nicht!

Aber jetzt bestieg ein edler Mann den Wagen, der, obgleich er ein Weimaraner war, doch einmal etwas von der Bibliothek gehört hatte und uns gütig den Weg wies.

Wir kamen also hin, und die Bibliothek gefiel uns über alle Maßen. Wenn sie mir gehörte, würde ich sie äußerlich anstreichen und inwendig kehren lassen; aber das ist nur ein frivoler Gedanke, den kein Mensch zu verfolgen braucht. Daß man alle Schätze zu sehen bekommt, die hier aufgespeichert sind, glaube ich nicht. Aber man bezahlt fürs Besehen auch nur fünfzig Pfennige die Person, und der Bibliothekdiener, der uns herumführt, ist ein freundlicher Mann. Daß wir keine Platinotypien vom Trippelschen Goethe und nur ein Dutzend Ansichtskarten von ihm kaufen, enttäuscht ihn ein wenig, aber er ist ein Mann von guten Formen, der sich zusammennehmen kann. Und er liebt seine Bibliothek, ihre Bücher, ihre Schätze und Raritäten. Man merkts ihm an, und man kanns ihm nachfühlen.

Nun gehts weiter zum Goethehaus.

Meine Freundin und ich sind in gehobner Stimmung. Wir sind wirklich in der Vergangenheit gewesen und auf den Wegen gegangen, die in eine glückliche Zeit zurückführen.

Gerade als wir ins Goethehaus eintreten wollten, öffnete sich die Hausthür von innen, und zwei halbwüchsige Mädchen schlüpften heraus. Eine verdrießliche Stimme schalt hinter ihnen her:

Heute kostets nicht dreißig Pfennige, heute kostets ein Mark! Geht nur wieder weg!

Ja, das Eintrittsgeld beträgt heute eine Mark für die Person, und sogar noch zehn Pfennige mehr, weil wir jede einen Schirm haben. Wir bezahlen das Verlangte mit Freuden und würden noch mehr geben, denn wir wissen schon, daß man in Weimar die klassische Luft nicht umsonst einatmet, und wir sind bereit, sie zu bezahlen.

Aber das Goethehaus zu besichtigen, hat seine Schwierigkeiten. Schon aus dem Grunde, daß man fortwährend aus seiner weihevollen Stimmung von Männern aufgeschreckt wird, die aus irgend einem Winkel auftauchen und einen plötzlich anreden, wenn man es nicht erwartet. Sie tragen goldgeränderte Mützen, und eine gewisse Feierlichkeit ist über sie ausgebreitet, die bedrückend wirkt.

Zuerst kümmerten sie sich nicht um uns, und das war sehr angenehm. Da konnte man in aller Ruhe nachlesen, was Meyer über das Goethehaus sagt, und sich an der Hand des gedruckten Führers über alles unterrichten, was zu sehen ist. Aber die Freude dauerte nicht lange.

Einer der Männer kommt auf mich zu und sieht mich mit schwimmenden Augen an.

Sie müssen das Junozimmer besehen, sagt er heiser. Da steht auch das Klavier, auf dem Mendelssohn gespielt hat.

Da war ich schon, entgegne ich, indem ich ihm meinen Meyer entgegenhalte.

Er sinkt auf einen Stuhl und wischt sich die Augen. Es war nämlich warm an dem Tage, und der gute Mann schien sehr durstig gewesen zu sein.

Wir gehn weiter. Ein neuer Diener nähert sich uns und schickt sich eben zu

einer Ansprache an, aber da erscheint zum Glück eine Amerikanerin und verlangt Goethes „Ueib“ zu sehen. Da erschrickt er und murmelt mit zitternden Lippen etwas von Goethe seiner Frau Gemahlin.

Unbehelligt können wir in das kleine Gartenzimmer gehn, von dem man auf einen Altan und von dort in den verschwiegnen, altmodischen Garten gelangt. Das heißt, wenn keine Stricke vor den Altan gezogen sind. Heute sind Stricke gezogen. Wir sind auch nicht allein in dem Zimmerchen. Ein weiterer Diener erscheint, dem einige Damen folgen, denen er etwas mit verschlafner Stimme erzählt.

Hier haben Goethe und Schiller und Karl August oft zusammen gesessen und sich mit einander unterhalten.

Die verschlafne Stimme paßt eigentümlich zu dem kleinen dämmerigen Raum, zu den Sonnenstrahlen, die von draußen her herein huschen, zu dem Rauschen der alten Bäume im Garten. Man fühlt deutlich, daß der alte Diener schon einmal im Grabe gelegen hat und nur aus Versehen wieder auferstanden ist.

Eine der Damen gähnt ein bischen.

Können Sie mir nicht sagen, an welcher Krankheit der kürzlich verstorbne Erbgroßherzog gelitten hat? fragt sie.

Der Diener richtet sich unwillkürlich straffer auf.

Seine Königliche Hoheit starb auf einer Insel hinter Paris! giebt er zur Antwort. Hinter Paris! wiederholt er noch einmal und macht dabei eine Handbewegung, als ob Paris gleich hinter Goethes Garten läge. Die andern Herrschaften sprechen weiter von Paris und von dem verstorbnen Erbgroßherzog und von allerhand Hofgeschichten. Von Goethe, Schiller und Karl August spricht niemand mehr.

Dann sehen wir noch Goethes Arbeits- und Sterbezimmer, und wieder ein andrer Diener hält dabei eine schöne Rede. Ohne die Rede wären die schlichten Räume rührender, aber die Bedürfnisse der Besucher sind ja verschieden.

Eins haben wir versäumt. Wir haben Goethes Staatskarosse nicht gesehen. Sie steht in der Wagenremise, und wenn man noch eine Mark gezahlt hätte, dann wäre auch sie uns gezeigt worden. So wenigstens erzählen mir Bekannte, die das Goethehaus besehen haben, als dort gerade reine gemacht wurde. Sie bezahlten etwas mehr Eintrittsgeld, wurden durch keine Diener gestört und durften den Wagen sehen. Man muß nur wissen, wies gemacht werden kann. Ein andermal komme ich auch am Scheuertage.

In der Fürstengruft sind wir natürlich auch gewesen. Goethe und Schiller sind auf die Seite gerückt, und Karl Augusts Sarg steht neben dem seiner Frau Gemahlin. So lernt mans nicht in der Litteraturgeschichte; aber die irrt sich manchmal.

Als wir zum alten Kirchhof gingen, verfehlten wir den Weg, und ein halbwüchsiger Junge zeigte uns den richtigen. Er hatte ausgefranste Hosen und ein schmutziges Gesicht. Deshalb erlaubte ich mir, ihm zum Dank für seine Mühe einen Groschen anzubieten. Aber er schüttelte den Kopf. So etwas thue ich umsonst! sagte er.

Dieser junge stolze Weimaraner hat mir gut gefallen. Aus dem wird gewiß noch einmal etwas Tüchtiges, und wenn die kommende Generation den zweihundertjährigen Geburtstag Goethes feiert, dann wandelt es sich vielleicht noch besser auf klassischem Boden.

Digitized by Google

Litteratur

Nauticus. Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Berlin, Ernst Siegfried Mittler und Sohn, 1899

Die günstige Aufnahme, die seine frühern Schriften „Altes und Neues zur Flottenfrage“ und „Neue Beiträge zur Flottenfrage“ gefunden haben, hat den Verfasser, wie er in der Vorrede sagt, zur Herausgabe des vorliegenden „Jahrbuchs“ veranlaßt. Man kann der, wie es scheint, damit in die Reihe der periodischen Veröffentlichungen tretenden Arbeit des „Nauticus“ nur den besten Erfolg wünschen. Das Bedürfnis nach einem solchen, die gebildeten Deutschen über den Stand und die Entwicklung unsrer Seeinteressen unterrichtenden und sie zu größerm Verständnis dafür und immer regerer Teilnahme daran erziehenden Jahrbuch ist unstreitig vorhanden, und daß der Verfasser das Geschick, die Kenntnisse und die wünschenswerten Verbindungen zur Lösung seiner Aufgabe hat, ist aus dem bisher Gebotnen ersichtlich.

Der Inhalt zerfällt in fünfundfünfzig selbständige Aufsätze über die allerverschiedensten Fragen, die in alphabetischer Ordnung aufeinander folgen. Über Verhältnisse in der deutschen Kriegsmarine geben eingehendern Aufschluß hauptsächlich die folgenden Artikel: Aufgaben der deutschen Flotte im Kriege; Arbeiterschutz in der Reichsmarineverwaltung; Bemannungsfrage; Flottenformation und Flottenverwendung; Schiffsliste der deutschen Marine; die Schlachtflotte und ihre Zusammensetzung; Schulschiffe; Nebenaufgaben der Marine 1898/99; die wissenschaftliche Thätigkeit der deutschen Marine; Ausland; heimische Gewässer. Auch die Aufsätze: Flottengesetz 1898 und: Der Kaiser Wilhelm-Kanal und die Flotte sind hier zu nennen. Berichte über fremde Kriegsflotten enthalten fünf Aufsätze: die amerikanische, die englische, die französische, die japanische und die russische Marine. Allgemeinere Fragen des Seekriegswesens behandeln die Aufsätze: Übersicht der Ausgaben für die Kriegsflotten in den wichtigsten Großstaaten; Erfahrungen aus dem spanisch-amerikanischen Kriege; Stärkeverhältnis der wichtigsten Kriegsmarinen; Torpedos und Torpedoboote. Daneben wird auch die Handelsschiffahrt eingehend berücksichtigt, so in den Abhandlungen über die Korrektur der Unterweser und ihre Bedeutung für Bremen; der Freibezirk Danzig; der Hafen von Emden und seine Wasserverbindungen; Hamburg als Handelsstadt 1899; die Haupthäfen Deutschlands und ihr Hinterland; Königsberg und der Haffkanal; die Küstenschiffahrt deutscher Schiffe an fremden Küsten; der Elbe-Travekanal und Lübecks neue Verkehrsanlagen; der Seeschiffahrtsverkehr in deutschen Häfen; der Freihafen Stettin; Reederei; Schiffbau; Seehandel Deutschlands; Seeschiffahrtskanäle; Seehandel Deutschlands; Seeinteressen; Seeschiffahrtsverkehr in deutschen Häfen; Welthandelsflotte; Weltschiffahrtsverkehr in Europa; Weltverkehrswege zur See in Krieg und Frieden. Daran schließen sich dann noch Berichte über: Auswanderung; Fischerei; die Kabel des Weltverkehrs; Kessel; die deutsche Südpolarexpedition; die deutsche Tiefseeexpedition 1898/99; Kolonien; Flottenvereine; überseeische Kapitalanlagen und die deutsche Volkswirtschaft; Deutschlands Abhängigkeit vom Weltmarkt; die Arbeiterinteressen und die Marine; Seemacht in der Geschichte; Welthandel und das Finale: Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser.

Wir wollen gegen die alphabetische Anordnung, die die vorstehend bezeichneten Gegenstände bunt durcheinander wirft, vorläufig nichts sagen. Sie mag beim Anfang schwer durch eine systematische zu ersetzen gewesen sein. Vielleicht wird der

Digitized by Google

Verfasser später eine Änderung selbst als wünschenswert erkennen, da ja dem Zweck des Nachschlagebuchs für Einzelfragen durch den „Index“ am Ende hinreichend entsprochen wird. Unangenehm berührt das Durcheinander thatsächlicher Berichte und Auskünfte sowie statistischer Nachweise einerseits und allgemeiner, theoretischer Betrachtungen und — man kann nicht anders sagen — agitatorischer Raisonnements andrerseits. Aber auch hier entschuldigt der Anfang, der gemacht werden mußte, manches.

Das Buch wurzelt vollkommen in der Agitation für das Flottengesetz von 1898. Ein großer Teil, namentlich der allgemeinen, nationalökonomischen und politischen Artikel ist dem wesentlichen Inhalt nach den amtlichen und nichtamtlichen Agitationsschriften der Flottenkampagne 1897/98 entnommen. Wenn nun auch die Agitation für die Flotte und die Seeinteressen immer noch fortgesetzt werden muß in dem Sinne, den wir oben als Zweck des Jahrbuchs anerkannt haben, so hat sich doch eine solche dauernde Agitation nach Inhalt und Form wesentlich von der akuten Agitation im Parteikampf um eine bestimmte Gesetzesvorlage zu unterscheiden. Wir können dem Nauticus nur raten, das in Zukunft zu beherzigen. Ein Jahrbuch der Seeinteressen, wie wirs brauchen, darf nicht aus einer Anzahl von „Flugblättern“ bestehn, mit hageldicht von A bis Z sich wiederholenden Superlativen, Knalleffekten und Sensationen. Trotz Sperr- und Fettdrucks stumpft sich der Eindruck dieser Kanonenschläge ab. Wenn man neben einem Dampfhammer wohnt, wacht man nicht mehr davon auf. Das Getöse ermüdet. Das empfanden wir schon beim Durchlesen dieses ersten Jahrbuchs der Seeinteressen. Folgen weitere Jahrgänge, so wird es erst recht zutreffen. Die fernere Agitation muß durchaus den Charakter der ruhigen, ernsten und vor allem auch wissenschaftlich auf der Höhe stehenden Belehrung bewahren.

Von der Erwähnung statistischer Schnitzer sehen wir hier ganz ab. Die wird der Nauticus wohl selbst bald berichtigen. Aber was wir im Interesse der Sache erwähnen möchten, das ist eine gewisse Einseitigkeit des volkswirtschaftlichen Standpunkts in allgemeinen Fragen. Es spukt da doch schon ein wenig die imperialistische Vorstellung der „allerneusten“ unsrer staatswissenschaftlichen Zunft, die ja auch der Nauticus vorwiegend zitiert. Vielleicht schreibt er für den nächsten Jahrgang einen Artikel über „Handels- und Schiffahrtsverträge,“ die doch auch mit Deutschlands Seeinteressen etwas zu thun haben. Daß er das Wort „Freihandel“ bei der Besprechung des Weltverkehrs nicht zu kennen scheint, geschweige denn zu nennen wagt, ist uns verständlich. Wie wir die Agitation für die Flotte vom imperialistischen Modestandpunkt aus beurteilen, ist in Nr. 30 der Grenzboten zu ersehen. Es wäre schade, wenn der Nauticus in dieses falsche Fahrwasser geriete.

Wenn der akute agitatorische Inhalt in der Folge beschränkt wird, wird für Mitteilung und Belehrung über Thatsachen, die unsre Seeinteressen angehn, mehr Raum bleiben. Wir möchten da namentlich den Nauticus bitten, der internationalen Schiffahrtsstatistik seine Aufmerksamkeit, freilich eine sehr kritische, zuzuwenden. Der Anteil der verschiednen Flaggen an dem Seehandel der verschiednen Länder wäre ein überaus dankbares Gebiet der Forschung und Belehrung für ihn. Er würde dann den Deutschen freilich auch vielfach zeigen müssen, daß sie da und dort noch arg zurückstehn, viel mehr als sie sollten, auch im Vergleich zu Nationen, die so gut wie keine Kriegsflotte haben und auch kein Geld zu Dampfersubventionen. Aber mit dem einseitigen fettgedruckten Aufzählen von Errungenschaften — Zunahmeprozenten von Seemeilentonnen bis zu 1048 Prozent in einem Jahre und dergleichen Renommierstatistik —, die unsre Kauffahrer doch schließlich vor der für so dringend notwendig erklärten Flottenvermehrung vor sich gebracht haben, ist es nicht genug

Digitized by Google

gethan, wenn man den rechten Welthandelsgeist und Wagemut im deutschen Volk beleben will. Man muß doch auch zeigen, wo es noch fehlt. In der Levante ist unsre Flagge z. B. noch kläglich vertreten, auch in Zentral- und Südamerika. Da sollte der Nauticus nachspüren. Auch hinsichtlich der Küstenschiffahrt. Dann möchten wir ihm empfehlen, die Vor- und Ausbildung für den Seedienst, auch den auf den Kauffahrern, zu behandeln, nicht zu vergessen den Arbeiterschutz in der Handelsmarine. In dieser Richtung könnte er sehr viel gutes wirken, wenn er kein Blatt vor den Mund nähme. Ein ganzes Bündel andrer Wünsche wollen wir vorläufig für uns behalten bis zum nächsten Jahrgang. Fortgesetzt muß die Sache werden, selbst wenn das Reich zu Hilfe kommen müßte, um den Nauticus unter die Leute zu bringen. *β*

Zur Schulreform. Unter dem Titel: Der neue Kurs im Unterrichtswesen (zweite, vermehrte Auflage von „Klassisch oder volkstümlich" von Harold Arjuna, Leipzig, Friedrich Fleischer, 1899) hat ein warmherziger deutscher Patriot das alte Thema, das keine noch so hoch wogenden Broschürensturmfluten vom Flecke zu bringen vermögen, aufs neue behandelt. Obwohl ein ganz anders gearteter Geist als E. von Hartmann, den er vielleicht gar nicht kennt, will er gleich diesem das Lateinische verbannen und nur das Griechische zurückbehalten, weil Homer ein wahrhaft volkstümlicher Dichter und zugleich der einzige von allen Klassikern sei, der sich nicht übersetzen lasse. So weit das Lateinische noch in Betracht kommt, zieht er die Märtyrerakten und die gereimten Hymnen und Sequenzen der mittelalterlichen Kirche den römischen Klassikern vor, die er meines Erachtens ungerecht beurteilt. Das Griechische soll erst in Untertertia anfangen. Die kleinen Schüler dürfen überhaupt nicht mit Grammatik geplagt werden, sondern sollen Leibesübungen machen und draußen in der Natur wie auch im Klassenzimmer Anschauungsunterricht erhalten. „Statt der läppischen lateinischen Reimregeln sollte man den deutschen Knaben lieber Uniformtafeln vorlegen und ihnen die Unterschiede beibringen. Oder glaubt man, Uniformkunde sei eine unprakterischere Kenntnis als die Lehrsätze über die Nebenwinkel? Soldaten wird der Schüler genug in seinem Leben zu sehen bekommen, wird er aber auch einmal einem Nebenwinkel begegnen?" Hier will ich mir doch gleich eine kritische Glosse erlauben. Herbart meint, was der Schüler für sich allein lernen könne, das brauche er in der Schule nicht zu lernen; Weltgeschichte z. B. könne man aus Büchern lernen. Die Schule solle nur das lehren, womit der Schüler für sich allein nicht fertig würde, namentlich also alte Sprachen und Mathematik. Gerade weil jeder Junge Soldaten genug zu sehen bekommt, sich für die Uniformen interessiert, und jeder Schusterjunge ihm über deren Unterschiede Auskunft geben kann, wäre es unverantwortlich, wenn man die Schulzeit damit vergeuden wollte. Und eben weil man den Nebenwinkeln nicht auf der Straße begegnet, muß man sie in der Schule kennen lernen. Werden die Elemente der Mathematik nicht in der Schule gelehrt, so wird das Heer keine Generalstabskarten, keine Ingenieure und keine Artillerieoffiziere haben, und noch so schöne Uniformen werden ihm nichts nützen. Fügen wir gleich noch ein zweites pädagogisches Mißverständnis an! Arjuna will dem Knaben in Geschichtsbildern einige große Eindrücke fürs Leben mitgeben und würde daher den Pütz, dieses „klassische Beispiel eines schlechten Stils," nicht einführen. Ich erkläre gerade den Pütz für ein ausgezeichnetes Lehrbuch. Wenn der Knabe der Unterstufe in seinem Lehrbuche ausgeführte Geschichtsbilder findet und dann Bücher wie Raumers Geschichte der Hohenstaufen liest, so braucht er keinen Lehrer. Hält man aber den Vortrag des lebendigen Lehrers für nützlich oder notwendig, so darf das Handbuch nichts andres

Digitized by Google

enthalten als ein dürres Gerippe, das der Knabe dann selbst mit dem vom Lehrer gelieferten Fleisch und Blut zu bekleiden hat.

Dem Französischen ist der Reformator ebenso abgeneigt wie dem Lateinischen. Die neuern Sprachen, die der Gymnasiast zu lernen hat, sollen germanische sein, zunächst die niederländische, dann die englische; die englische Litteratur müßte „allen Gebildeten vollständig bekannt und geläufig sein von den Canterbury Tales bis zum Little Lord Fauntleroy." Dann die Sprachen, die im Staate gesprochen werden. „Wenn Preußen fremdsprachliches Land annektiert, soll es auch die Konsequenzen tragen. Der Pole kann verlangen, daß die Beamten, von denen er regiert wird, seine Muttersprache verstehn, der Beamte kann beanspruchen, daß ihm der Staat Gelegenheit gebe, diese zu erlernen." Ich unterdrücke die pädagogischen und sonstigen Bedenken, die sich gegen diese Vorschläge erheben lassen, und bemerke nur, daß schon diese wenigen Proben recht deutlich zeigen, worin die Hauptschwierigkeit der Unterrichtsreform besteht, nämlich in der ungeheuern Fülle und Mannigfaltigkeit nicht allein des vorhandnen Stoffs, sondern auch der Meinungen und geistigen Strömungen. Der Verfasser möge eine Konferenz von hundert Männern einberufen, die, gleich ihm, Gegner der alten Klassiker und christlich-germanischen Patrioten sind, und er wird vielleicht nicht einen von diesen hundert für seinen Lehrplan gewinnen. Noch eine Probe! „Jeder Student müßte die Standard Works gelesen haben von Lapruge, Kidd, Gobineau, Ammon, Le Bon, Buckle, Riehl u. a." Ich könnte leicht zwanzig Autoren aufzählen, die ich für wichtiger halte als Gobineau, Buckle und Riehl, von den andern, die ich ziemlich niedrig taxiere, gar nicht zu reden, und so würde sich Arjuna in der vorgeschlagnen Konferenz auch vergebens abmühn, eine Einigung der Hundert über die Standard Works zu erzielen. „Warum erklärt man nicht in den Schulen die erhabnen Schöpfungen Richard Wagners? Was heißt denn »nationale« Erziehung, wenn man das Nationalste gar nicht berücksichtigt? Aber freilich, er ist noch kein Klassiker, hat nicht die Weihe der Akademien und Zunftgenossen." Es ist doch wohl ein andrer Grund vorhanden. Es giebt noch sehr viel Leute, vielleicht ist es die Mehrheit, die, ohne irgend einer Akademie oder Zunft anzugehören und bloß nach ihrer persönlichen Empfindung urteilend, Mozarts Musikstil und Schillers Sprachstil dem Musik- und Sprachstil Wagners vorziehn; wenn die Welt so verrückt würde, daß sich die Mehrheit für Wagner entschiede, würden auch die Akademien nachfolgen. Und so in allem übrigen. Eine grundstürzende Unterrichtsreform wird nicht eher möglich sein, als bis wir wieder ein einheitliches nationales Volksleben haben werden. Bis dahin werden wir uns mit Flickarbeit begnügen müssen; für eine solche giebt aber auch die vorliegende Schrift schätzenswerte Fingerzeige. Mit einem solchen wollen wir unser Referat schließen: „Überhaupt müßte mit der ganzen pedantischen Methode, die auf dem Gymnasium herrscht, möglichst gebrochen werden. Wie wir im echten, guten, deutschen Ausdruck zurückgegangen sind, sieht man deutlich an der geschraubten, vorsichtigen Ausdrucksweise, die immer mehr aufkommt. Wenn einer heute reden wollte mit der göttlichen Grobheit eines Luther, würde es ihm schlecht gehn. Unsre heutigen Redner sind nicht mehr volkstümlich und machen auf das Volk keinen Eindruck. Das Volk liebt Kraft und Saft in der Rede, aber kein parfümiertes Zuckerwasser. Aber wie soll ein Redner frei von der Leber weg seine Meinung sagen, wenn er Furcht hat, irgendwo und irgendwie anzustoßen, sei es nach oben, sei es nach unten?" J.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Grenzboten

34

Briefe eines Zurückgekehrten

1

Ich habe gelernt, was Heimat heißt, und darin einen Schatz gefunden, der mich reich macht, und in dessen Besitz ich nie wieder arm werden kann. Ich könnte Amerika, und besonders einen westlichen Staat der Union, dessen Name nichts zur Sache thut, fast ebenso gut mein Vaterland nennen, wie Europa und besonders einen gewissen südlichen Staat Deutschlands, wenn ich nämlich nach der Zahl der Jahre rechnete, die ich in beiden gelebt habe. Aber solange ich drüben war, habe ich mit sehnsüchtigem Herzen an dem Lande, an dem Dorfe, an der Hütte der Heimat gehangen. Den Tag über übertäubte die Aufregung des kämpfenden Lebens jeden Gedanken, der nicht den nächsten oft drängenden Aufgaben gewidmet war, aber die Nacht, die alle Entfernungen auslöscht, führte meine Seele in die Heimat zurück. Wer dieses doppelgeleisige Leben nicht kennt, kann sich keine Vorstellung von der beständigen Paarung und Durchkreuzung der Gedanken von hier und von dort machen. Der Hudson und der Rhein, die White Mountains und der Schwarzwald, das Felsengebirge und die Alpen, die Legislatur und der Landtag, der Kongreß und der Reichstag, der Präsident und der Kaiser, und so weiter bis zur Scharlacheiche und Steineiche, zur Catawbatraube und zum Riesling, und hinunter bis zum Bier von Milwaukee und von München: dieses gedoppelte Denken, das ewig nebeneinanderstellt und -drängt und vergleicht, muß natürlich auf einer Seite endlich ein Minus finden. Die Mehrzahl wird von der bunten Gegenwart besiegt, die Erinnerungen verblassen, sie sind endlich nur noch der fast unwirklich blauende Hintergrund für die Szenen von heute und gestern. Die Minderzahl kämpft die Stärke der frischen Eindrücke nieder und läßt sie gar nicht bis an die Erinnerungen herankommen, die an geschützter Stelle weiter-

grünen; aber sie trägt Wunden von diesem Kampfe, die nur der Tod oder die Heimkehr heilen. Sie mögen äußerlich noch so frisch erscheinen, es sind im Grunde leidende Menschen, die mit ihren Erinnerungen nicht fertig werden können. Es entstehen in ihrem Gehirn die seltsamst gewundnen Gedankenwege, die alle an bestimmten kleinen Punkten enden, die die größte Ähnlichkeit mit dem haben müssen, was man fixe Ideen nennt. An diesen Punkten erheben sich nicht so ausschließlich, wie uns die Bücher glauben machen wollen, Gräber der Liebe, Rasenbänke mit verliebten Erinnerungen, uralte Bäume der Kindheit und dergleichen; ich habe Männer gekannt, deren Erinnerungen um eine kleine Weinschenke (die man dort Beisel nennt) in Lerchenfeld und wieder um einen bestimmten Winkel in dem kleinen hölzernen Raum eines Gastzimmers schwebten wie Schatten, die an einen Ort gebannt sind, an den sie immer zurückkehren müssen; und andre, die heimwehkrank waren an der Erinnerung an die Durlacher Kirchweih. Mein Beruf brachte mich einmal mit drei Pfälzer Deserteuren von demselben Regiment zusammen, die sich mit leuchtenden Augen von ihren Erinnerungen an die alte Kaserne, sogar an ihren Gefängnisraum, worin sie öfters gesessen hatten, unterhielten. Ich bin überzeugt, daß sie gern in ihr „Kaschoh," wie sie es mit heimischem Klange nannten, zurückgekehrt wären, wenn sie sich damit die Rückkehr überhaupt hätten erkaufen können. Für solche Leute ist der größte Festtag des Jahres die Nachahmung einer heimischen Gewohnheit, so wie die Bayern ihre „Wiesn," eine enge Erinnerung an die Münchner Theresienwiese beim Oktoberfest, und die Schwaben ihr Cannstatter Volksfest in Newyork haben. Man muß den Zug der deutschen Vereine beim Deutschentag in Chicago 1893 gesehen haben, damit man dieses Hängen an den kleinen Besonderheiten der kleinsten Landschaften und Bezirke versteht: es kommt aus derselben Wurzel wie das Gesündeste an dem alten politischen Partikularismus, und man hatte ja gerade dort die Empfindung, daß die Liebe zum Vaterlande leicht durch die Liebe zu den Vaterländern verdunkelt werden könnte. Ich zweifle, ob dem großen Vaterlande mit gleicher Freude das wiederkehrende Opfer tagelanger Reisen nach einem zentralen Versammlungsort gebracht würde, das gewisse alte Korpsstudenten hier in Amerika alljährlich auf dem Altar ihrer Universitätserinnerungen niederlegen.

Es liegt da eine deutsche Besonderheit vor, die zu der oft besprochnen politischen Ausstattung unsers Volkes gehört. Der Ire, der ja so ziemlich überall in Amerika gleich neben dem Deutschen kommt, folgt en masse seiner grünen Fahne, die sich am St. Patrickstage sogar den Ehrenplatz auf den Flaggenstangen der ersten Regierungsgebäude einzelner Staaten erobert. Die Franzosen, zu wenig zahlreich, daß sie als Menge wirken könnten, hängen bekanntlich mit einer leidenschaftlichen, geradezu krankmachenden Sehnsucht an der Heimat. Das berühmte Schweizerheimweh ist nichts im Vergleich mit dieser Sehnsucht, die dem, den sie befällt, die Lebenslust aussaugt und den Willen welken macht. Selbstmorde

Digitized by Google

aus Verzweiflung an der Fremde, die ihnen nicht erlauben will, in die schöne Heimat zurückzukehren, sind bei Franzosen häufiger als bei jeder andern Nation. Als ich in einem kleinen Gasthaus eines verfallnen Nestes in den Dünen des Stillen Ozeans lebte — es war eine Oase von Behagen inmitten von Öde und Armut —, trat der Wirt, ein kleiner Franzose, am ersten Vormittag mit zwei Schnapsgläschen und einer Flasche Mezcalbranntwein auf gläsernem Brett in mein Zimmer und bat mich, ein Gläschen mit mir trinken zu dürfen. Er plauderte eine Viertelstunde und zog sich dann mit der feinen Höflichkeit zurück, die dem weichen, allzu weichen Gemüt des Franzosen entstammt, weshalb sie auch an keine Stufe von Bildung oder gar Besitz gebunden ist. Die kurzen Sitzungen wiederholten sich jeden Tag. Der Mann erzählte mir aus seinem Leben und dem Leben seiner Gefährten, alles, was er erzählte, endete unglücklich, kaum einem Franzosen war es in diesem Staate gelungen, sein Leben „zu machen," und viele hatten mit Selbstmord geendet. Jetzt stand er allein im Kampf ums Brot und, was für ihn mehr war, um ein anständiges Leben, mit Italienern, deren Wettbewerb ihn hart bedrängte. Ich war noch nicht vier Wochen wieder in meine Stadt zurückgekehrt, als ich die Nachricht erhielt, daß mein französischer Gastfreund sich erhängt habe. Und diese Nachricht lief bei mir an demselben Tage ein, an dem die Washingtoner Zeitungen den Selbstmord des französischen Botschafters bei der Regierung der Vereinigten Staaten meldeten.

So verzehrt von Heimatsehnsucht wie Franzosen, und so leidenschaftlich die Heimat umfassend wie Iren habe ich Deutsche selten gefunden, fast nie. Der Deutsche läßt sich selten von einer Empfindung ganz erfassen, er brennt selten lichterloh, er hat immer einen Vorrat von abkühlenden Reflexionen, mit denen er unzeitgemäße Entflammungen zu löschen weiß. Es sind darunter Eigenschaften, die ich nicht lieben und nicht loben kann, und die ich übrigens jetzt auch nicht auseinanderfasern möchte. Es sind darunter auch Eigenschaften von der größten Bedeutung für Deutschland und für andre Länder. Im Deutschen lebt eine erstaunlich starke Teilnahme für Dinge, Menschen, Vorgänge um ihn her. Es kostet ihn gar nichts, jeden Augenblick so objektiv zu werden, daß er mit dem, was ihn gerade fesselt, völlig verschmilzt. Daher seine Wanderlust, seine Forschbegier, sein Grübeln und sein Verbohren, seine Einwurzelung im fremdesten Boden. Darum ist er ja der geborne Kolonist, der den Russen Sibirien, den Amerikanern Amerika, den Holländern Indien erwerben hilft. Etwas hat das neue Reich daran geändert. Ich merke es an der jungen Generation der Landsleute, daß ihr Blut in vollern Wellen durch die Adern pulst und nicht mehr so dünn wie früher, wo es viel Raum für die Transfusion fremdester Säfte ließ. Ich sehe in den letzten dreißig Jahren nicht mehr soviel grüne blühende Schosse des alten Patriotismus abwelken, die nicht weiterleben konnten, weil sie dem Kirchturm-, Hütten-, Gräber-,

Digitized by Google

Kneipenpatriotismus entsprungen waren, der nur in einer ganz engen Atmosphäre gedeiht. Diese hat aber nie auf die Dauer unserm atlantischen Sturmklima Stand gehalten. Es ist ein großer Fortschritt, daß sich der überseeische Deutsche in die Vorstellung einlebt, Deutschland sei so gut wie England kraft seiner Lebensinteressen überall auf der Welt, wo Deutsche leben. Wo der Deutsche seinem alten Lande die Lösung weltpolitischer Aufgaben zutraut, hat seine Vereinzelung aufgehört, und sein Nationalgefühl ist nicht mehr ein Pflänzchen unter Glas, das mit kleinlicher Sorge mühsam gehegt werden muß.

Warum sollten wir es nicht offen bekennen, daß die große Mehrzahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten im Grunde nie so recht an ihre volle politische Gleichberechtigung mit den Anglokelten geglaubt, sie nicht mit dem Feuer herzlicher Überzeugung angestrebt hat? Sie sind politisch anders angelegt, können politisch nicht dasselbe und mit denselben Mitteln wollen. Selbst ein Karl Schurz, als Redner bewundert und bewundernswert, ist nicht ganz der Politiker, wie er für Amerika sein müßte. Man müßte den Deutschen viel gründlicher ausgezogen haben, daß man ganz sicher im Tritt mit den Amerikanern zu marschieren vermag. Das gelingt nur den Deutschen der dritten und vierten Generation, an denen dann leider nur noch der Name deutsch ist, der Name Astor, Kautz, Havemeyer und so weiter. Es hängt mit ganz guten Elementen des deutschen Charakters zusammen, daß wir keine lebhaften Bewunderer der Politik als Handwerk sind, und demgemäß in der handwerksmäßigen Politik, wie sie in den parlamentarischen Staaten West- und Mitteleuropas betrieben wird, übrigens auch in der lebhaftern, gewaltthätigern und spannendern Innenpolitik der Vereinigten Staaten keine großen Anstrengungen machen. Diese Politik ist zu dilettantisch, zu phrasenhaft, als daß dem ehrlichen Deutschen so recht wohl in dem rasselnden Betrieb dieser Mühle werden könnte, von der man Mirza Schaffys Wort gebrauchen möchte: Das Klappern der Räder höre ich wohl, aber ich sehe kein Mehl. Der Deutsche hat Interesse für die lokale Politik der Gemeinde des Bezirks, des kleinen Staats, wo er die Verhältnisse kennt und überschaut; hier entwickelt er sogar manchmal eine unverhältnismäßig große Leidenschaft, die höherer Siegespreise würdig wäre. Aber den Blick fürs Große des Staates glaubt er seinen Staatsmännern, seinen erprobten Beamten überlassen zu können. Diese bequeme Auffassung führt indessen zu übeln Ausgängen. Deswegen vertritt der minder gebildete Irländer den gebildeten Deutschen in den Legislaturen der Vereinigten Staaten, und wenn je ein Deutscher, wie Karl Schurz, mit in den Vordergrund tritt, sind seine Landsleute unter denen, die ihn schmähen und nicht verstehn wollen. Darum vertritt eben der Magyar im Pester Reichstag die Millionen von Deutschen des Banats, Westungarns und der Zips. Selbst in Preußen, wo zweifellos das Staatsbewußtsein der Deutschen eine höhere Stufe erstiegen hat als je vorher im ganzen Verlauf

Digitized by Google

ihrer Geschichte, ist man den Polen, den Litauern gegenüber sehr rücksichtsvoll verfahren. Man ist nur mit Anforderungen der Kultur, nicht der Politik an sie herangetreten. Die Masuren, die Litauer, die protestantischen Polen Schlesiens haben sich zu einem guten Teil selbst germanisiert. Auf die preußische Germanisation hätten sie lange warten können.

Laß mich zur Gegenwart zurückkehren und entschuldige, wenn ich hier von Dingen geredet habe, die ich vielleicht in einigen Monaten anders, wenn auch vielleicht nicht besser verstehn werde. Die Gedanken fliegen voraus, wie die Seevögel, die mit ihren langen weißen Sichelschwingen den Schaum der Wellenkämme aufflattern machen. Gestern versank die atlantische Küste Nordamerikas. Nun noch eine Woche Wasser und Himmel, und eine andre Küste wird auftauchen. Ihre ferne flache Linie wird uns dann gerade so fremd vorkommen wie die so wohlbekannte amerikanische, die schon im Nebel entschwindet. Was sind denn diese Linien überhaupt anders als schattenhafte Ausdrücke für den allgemeinen Begriff „Land“? Kein Haus, kein Baum, kein Tier, nur ein welliger graulicher Saum am Horizont. Es ist wie eben gebornes Land, das gerade hervortaucht, noch feucht, wie es im Schoß des Meeres lag, von unbestimmten Umrissen, noch nicht aus- und durchgebildet. Was daraus zu uns spricht, das ist von uns erst hineingelegt worden. Es ist nicht Amerika und nicht Europa, es ist Land überhaupt. Genau so war das Land lange, ehe menschliche Augen es erblickten. Es ist in seiner Wesenlosigkeit eines der ältesten Landschaftsbilder überhaupt. Nur das Meer selbst ist noch älter, die Urmutter der Erde und des Lebens. Darum verlange auch niemand vom Meere die Schönheit der Wiese oder des Waldes. Das Meer ist eine große, stille Quelle, aber was sie ununterbrochen ergießt, das sieht nur ein geistiges Auge. Das Meer ist ein gewaltiges Gefäß voll Möglichkeiten, aber was sich daraus verwirklicht hat und verwirklichen wird, sieht wieder nur ein geistiges Auge. Das Meer ist ein riesiges Grab, worin Millionen Generationen ruhen, aber nur Lot und Fangnetz dringen in seine Tiefe. Das Meer ist eine gewaltige Kraft, von deren Größe Sturm und Brandungswelle nur eine Ahnung geben. Das durchsichtige Grün des Wellengipfels, die Ringe der Schaumstreifen, das nächtliche Leuchten in der Kielfurche, das alles ist nur ein Träumen von der Wirklichkeit dieses gewaltigen, ewig an die Erde gefesselten, sich ewig aufbäumenden Riesen.

Ich las vor einiger Zeit in Darwins „Reise um die Welt“ kleinliche Bemerkungen über den Eindruck der Meeresbilder: „Und welches sind die so gerühmten Herrlichkeiten des unendlichen Ozeans? Eine langweilige Öde, eine Wasserwüste, wie der Araber ihn nennt. Es giebt allerdings einige entzückende Szenen. Eine Mondnacht mit dem klaren Himmel und dem dunkeln glitzernden Meere, und die weißen Segel mit der weichen Luft eines sanft wehenden Passatwindes gefüllt; eine Windstille, wo sich nur die spiegelglatte Oberfläche

Digitized by Google

des Meeres sanft wallend hebt, und alles still ist mit Ausnahme des gelegentlichen Flatterns der Segel. Wohl ist es schön, einmal einen Sturm zu sehen, wie er sich am Horizonte erhebt und mit Wut daher kommt, oder den heftigen Orkan mit den berghohen Wogen. Aber ich bekenne, daß meine Einbildung mir etwas Großartigeres, etwas Schrecklicheres in dem Anblick eines rechten Sturmes vorspiegelte. Es ist ein unvergleichlich schöneres Schauspiel, wenn man ihn am Lande sieht, wo das Schwanken der Bäume, der wilde Flug der Vögel, die schwarzen Schatten und die hellen Lichter, das Rauschen der Ströme den Kampf der entfesselten Elemente verkünden." Alle Achtung vor Darwins Geist; aber dieser Satz würde jederzeit hinreichen, zu beweisen, daß man ein großer Geist und eine enge Seele sein kann. In diesem Anspruch gegenüber dem Meere, daß es nicht so sein solle, wie es ist, liegt dieselbe Beschränktheit, die den Kampf um Nahrung zur Triebkraft der Schöpfung alles Lebens machen wollte. Darwin war eine merkwürdige Mischung von Genie und Philister. Schon sein umständlicher Stil ist mir auf die Dauer zuwider. Schade, daß gerade deutsche Gelehrte hohen Ranges zuerst und zumeist vor Darwin auf den Knieen gelegen sind, der sicherlich die Bewunderung nicht voll verdient hat, die ihm noch heute von vielen gezollt wird, immer noch mehr im Auslande als in England und Amerika. Gerade über diese Proskynesis wäre manches zu sagen. Ich fürchte, es wird sich noch mehr Gelegenheit dazu geben, als mir lieb ist.

Ein Ozeandampfer von zehntausend Tonnen, der im Nebel mit fast ungeminderter Geschwindigkeit seinen Weg durch pfadlose Meere macht, ist mir immer ein viel überzeugenderer Ausdruck für das gewesen, was man Fortschritt der Wissenschaft nennt, als die plumpe Hypothese vom „Überleben des Passendsten im Kampf ums Dasein." Die Schiffskonstruktion, der Chronometer, der Kompaß, die Seekarten, und was sonst dazu nötig ist, sind Triumphe des menschlichen Geistes. Aber noch immer giebt es Unberechenbarkeiten. Hörte man nicht eben den Gang des Schiffes sich verlangsamen? Warum das? Einigen fährt schon ein Schrecken in die Glieder. Gemach. Du fühlst den kalten Hauch, der uns entgegenweht. In wenigen Minuten wird der Offizier, der ohne Unterlaß die Temperaturen der ins Meer hineingesenkten Thermometer abliest, die Nähe des Gefrierpunkts zu notieren haben. Eisberge müssen nahe sein, oder mindestens Treibeismassen, groß genug, daß sie viel Abkühlung bringen. Diesesmal scheinen sie nicht auftauchen zu wollen die geheimnisvollen schneeweißen Schlösser, Mauern, Gebirgsketten, Klippen mit den grünlich leuchtenden Linien ihrer Spalten, Thäler, Friese und Pilaster. Der Nebel will sich heben, die Nebelfrauen fangen an, mit langen Gewändern und fliegenden Bändern über den Wellen zu tanzen, ein gebieterisch geradliniger Sonnenlichtreflex durchzuckt schwertgleich das Gewölk und legt sich breit auf das Meer, wo sich sein Licht in tausend Funken auflöst.

Digitized by Google

Die Gefahr einer Eisbewegung ist beschworen. Wir werden Muße haben, uns mit den Menschen bekannt zu machen, die sich dieser Planke oder vielmehr dieser Röhre aus Stahl anvertraut haben.

Kritische Studien
zu Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen

Von Otto Kaemmel

2. Versailles

(Schluß)

Die Angabe der Gedanken und Erinnerungen über die Absichten des Kronprinzen, einen starken Druck auf widerstrebende Bundesfürsten auszuüben, wird also durchaus und von beiden Seiten her bestätigt. Dagegen beruht die Behauptung, er habe noch 1870 nur von einem „König der Deutschen" oder „von Deutschland" wissen wollen, zweifellos auf einem Irrtum, obwohl Bismarck sie auch sonst fast in derselben Weise wie in den Gedanken und Erinnerungen aufgestellt hat.[1]) Schon zu Anfang 1867 hat der Kronprinz den König zur Annahme des Kaisertitels zu bewegen gesucht, weil er ganz richtig empfand, daß der Titel eines Bundespräsidenten für das Volk „kein ergreifendes Bild" gebe;[2]) bei der Besprechung mit G. Freytag in Petersbach am 11. August 1870 sagte er sofort auf dessen gründlich unhistorischen und unpraktischen Vorschlag, den König von Preußen nur als Kriegsherrn oder Herzog von Deutschland zu bezeichnen: „Nein, er muß Kaiser werden," und wies Freytags historische Bedenken, die auf der lange herrschenden Verurteilung der deutschen Kaiserpolitik des Mittelalters beruhten, mit sicherm Takte ab.[3]) Gegenüber Bismarck hat er dann am 20. August in Pont-à-Mousson zum erstenmale vom

[1]) Gegenüber Busch am 10. Februar 1889, III, 269: „(Es) fehlt bei ihm [dem Tagebuche des Kronprinzen] der erste Akt der Verhandlungen, wo ich den Kronprinzen von seiner wohl aus Baden stammenden Ansicht abzubringen hatte, daß die Kaiseridee undeutsch, Deutschland schädlich sei —. Er wollte deshalb nur einen König von Deutschland oder der Deutschen u. s. f." Natürlich fehlt dieser „erste Akt," denn diesen Gedanken hatte der Kronprinz damals längst aufgegeben.

[2]) Sybel V, 463.

[3]) Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone, 21 ff. Vergl. übrigens Treitschke a. a. O. 405.

Digitized by Google

Kaisertum gesprochen, am 3. September erwähnt er im Tagebuche die Kaiseridee, am 30. September trug er dem widerstrebenden König seinen Gedanken vor und betonte, der Titel sei nötig wegen der drei Könige. Die Idee wurzelte bei ihm tief ebenso in seiner warmen deutsch-nationalen Gesinnung, wie in seinem Stolze auf die Größe seines Hauses, und er entsprach damit, was er sehr gut wußte, der Volksstimmung vor allem in Süddeutschland, wie er in der Frage der Verträge dem natürlichen Empfinden Ausdruck gegeben hat. Das Verdienst, für ihre Verwirklichung mit begeistertem Eifer eingetreten zu sein, kann und darf dem edeln, warmherzigen Manne, dessen ganzes Leben soviel Tragisches hat, nicht verkümmert werden.[1]) Das hat natürlich auch nicht in der Absicht des Fürsten Bismarck gelegen; er hat offenbar nur das, was der Kronprinz 1866 in Nikolsburg vorgeschlagen hat, den König von Preußen zum König von Deutschland, die drei andern Könige zu Herzögen zu machen, als die deutschen Dinge noch flüssiger und die drei Könige unter den besiegten Gegnern Preußens waren, in der Erinnerung verwechselt mit dem, was 1870 geschehen ist.[2]) Wunderlicherweise hat er aber die richtige Version selbst einmal im September 1888 erzählt, ist also selbst in seinem Gedächtnis unsicher gewesen.[3]) Das Seltsamste dabei ist, daß er bei der Redaktion der Gedanken und Erinnerungen nicht auf diesen Widerspruch mit sich selbst und mit Sybel aufmerksam geworden ist.

Von den Verhandlungen mit den Südstaaten, die zur Erneuerung des Kaisertums führten, erzählt Fürst Bismarck als von bekannten Dingen nichts. Aber er übergeht auch sehr wichtige Punkte, die bisher unbekannt waren und doch auf die Schwierigkeit der Verhandlungen namentlich mit Bayern, also auch auf den Wert des schließlich Erreichten ein helles Licht werfen und zugleich die auffallende Haltung König Ludwigs II. in späterer Zeit erklären helfen. Der erste Punkt betrifft das Wiederaufleben des alten bayrischen Lieblingsplans, die badisch gewordne Pfalz (mit Heidelberg) zu erwerben und dafür Baden durch das Elsaß oder einen Teil davon zu entschädigen, als wenn Deutschland noch in den Zeiten napoleonisch-rheinbündischen Länderschachers gelebt hätte, wo sich deutsche Mittelstaaten ihre Dienste von einem fremden Gewaltherrn mit Fetzen deutschen Bodens bezahlen ließen! Diesen Plan erwähnte schon im September 1870 der badische Gesandte R. von Mohl in München in einem Bericht an seine Regierung, der damals dem Grafen von Bismarck mitgeteilt und in dessen Auftrag auszugsweise in die Presse gebracht wurde, als den Gedanken auch nicht ultramontaner bayrischer Partikularisten; dann ließ König Ludwig selbst, auf eine mögliche Zusage einer Entschädigung für die

[1]) Philippson, Kaiser Friedrich III., 142 ff.

[2]) Sybel V, 463. Als Bismarck ihm einwarf: „Aber sie werden nicht wollen" rief der Kronprinz aus: „Sie werden müssen!"

[3]) Busch III, 245.

Digitized by Google

Abtretungen im Jahre 1866 fußend, den Bundeskanzler wegen desselben Plans sondieren, doch lehnte dieser rundweg ab mit der Bemerkung, eine badische Gebietsabtretung sei ein noli me tangere. Ebenso wenig Glück hatte die Münchner Politik mit dem wunderlichen phantastischen Plane eines zwischen Preußen und Bayern alternierenden Kaisertums, dessen Träger Ludwig II. bei seiner Jugend und dem hohen Alter König Wilhelms mit Sicherheit bald zu werden hoffen durfte. Als Graf Bray im November 1870 dem Bundeskanzler diesen Vorschlag machte und hinzufügte, dieser könne ja zunächst mit Württemberg und Baden, erst dann auch mit Bayern in diesem Sinne abschließen, benutzte Bismarck dies, um sich sofort mit den württembergischen Ministern von Suckow und Mittnacht, die über die Aussicht auf einen Wittelsbachischen Kaiser „außer sich vor Wut" waren, zu verständigen, auf diese Weise Bayern zu isolieren und ebenfalls zum Abschluß zu drängen (23. November), ohne das „alternierende" Kaisertum.[1]) Eine Andeutung, die Prinz Luitpold noch am 10. Januar 1871 dem König Wilhelm über die „Verstimmung" machte, die in Bayern [d. h. beim König Ludwig II.] wegen dieses Fehlschlags herrsche, beachtete Wilhelm I. gar nicht.[2]) Aber es ist klar, wie vorsichtig Bismarck Bayern und besonders den König Ludwig behandeln mußte, um überhaupt zum Ziele zu kommen, wie unvermeidlich also auch die wenig glückliche Verwandlung Elsaß-Lothringens in ein Reichsland war, wie wenig begründet daher die Meinung ist, er habe mehr erreichen können. Aber wie kleinlich und rückständig erscheint doch auch diese Wittelsbachische Politik, die das selbstverständliche und vertragsmäßige Eintreten Bayerns für das gesamtdeutsche Interesse in einem doch wesentlich für die Sicherung Süddeutschlands geführten Kriege mit Sondervorteilen bezahlt haben wollte, ohne zu bedenken, daß Preußen, obwohl es von den sechzehn deutschen Armeekorps allein nahezu zwölf ins Feld gestellt hatte, für sich nicht einen Fußbreit Landes zur „Belohnung" begehrte!

Bismarck hat also auch hier Dinge nicht berichtet, die ihm nur zum Ruhme gereichen, offenbar, weil sie in Bayern nur gemischte Empfindungen erwecken könnten, er hat vielmehr seine Erzählung zusammengedrängt auf die Geschichte des „Kaiserbriefs," in dem Ludwig II. dem König Wilhelm die

---

[1]) Busch I, 252. Louise von Kobell, König Ludwig II. und Fürst Bismarck 1870, S. 27, vgl. 48. Louise von Kobell ist die Gattin des frühern königlichen Kabinettschefs Eisenhart und über die Vorgänge des Jahres 1870 in München sehr gut unterrichtet. Von einem zwischen Preußen und Bayern abwechselnden Direktorium des Bundes wurde schon in den ersten Tagen des Krieges von bayrischen Staatsmännern geredet, Treitschke, Deutsche Kämpfe I[2], 396.

[2]) Bismarck bei Busch II, 115 f. am 30. Januar 1871. Inhalt eines Briefes Kaiser Wilhelms über die Audienz bei Busch II, 47. Auch in den Gedanken und Erinnerungen I, 352 erwähnt Bismarck diesen Gedanken (des Königs) „als außerhalb des Gebietes politischer Möglichkeit liegend" und „unpraktisch."

Digitized by Google

Kaiserkrone bot. Auch dieser hat freilich eine von ihm nicht berichtete Vorgeschichte. Schon am 31. Oktober hatte der Großherzog von Baden dem König Ludwig über die Erneuerung der Kaiserkrone geschrieben und ihm eine vertrauliche Zusammenkunft vorgeschlagen. Da er aber darauf keine Antwort erhielt und wenige Tage später nach Versailles berufen wurde, wo er nach dem Zeugnis des Kronprinzen „wie ein guter Genius“ wirkte, so sandte er um Mitte November den Staatsrat Heinrich Gelzer mit einem „konfidentiellen Briefe“ an Ludwig II. nach München.[1] Dieser traf hier zwar nicht den König an, der vielmehr in seiner Gebirgseinsamkeit von Hohenschwangau blieb und dem Großherzog nur schriftlich dankte, hatte aber am 18. November mit seinem Kabinettschef Eisenhart eine eingehende Besprechung, um Ludwig II. zu einer Zusammenkunft mit dem Großherzog, womöglich zu einer Reise nach Versailles zu bewegen, wo schon das Schloß Trianon für ihn in Stand gesetzt wurde.[2] Der König aber antwortete Eisenhart, als ihm dieser berichtete: „Ich weiß recht gut, daß in gar mancher Hinsicht eine Reise von mir ins Hauptquartier ratsam wäre und politische Vorteile brächte, das versteht sich von selbst, aber ich fühle mich leidend und angegriffen; auch hängt meine Reise von den gewünschten Garantien ab, sonst gehe ich nicht nach Versailles; dabei bleibt es, das ist mein Wille.“ In der That blieb es dabei, der menschenscheue, auf seine Würde höchst eifersüchtige König kam nicht nach Versailles. Aber als der Vertrag am 23. November abgeschlossen war, und die Anerkennung der Kaiserwürde durch die übrigen Staaten bevorstand, da drängten Bray und Eisenhart ihren Herrn zu einem entscheidenden Schritte, zum Angebot der Kaiserkrone vorwärts, da eine bloße Zustimmung zu den Beschlüssen andrer nicht den gleichen Wert haben würde. Entscheidend dafür mußte es auch wirken, daß sich König Johann von Sachsen für den Fall einer Weigerung des Königs von Bayern schon bereit erklärt hatte, die Kaiserkrone anzubieten.[3] So sehr es dem Wittelsbacher „als dem Sprossen eines uralten, schon vor tausend Jahren ruhmvollen Geschlechts“ widerstrebte, den Antrag zu stellen, er entschloß sich doch und sandte, nachdem er sich der Zustimmung der Mitglieder des königlichen Hauses versichert hatte, seinen Oberstallmeister Grafen Holnstein nach Versailles, das die bayrischen Minister am 26. November verließen.

Erst in diesem Moment setzt Bismarcks Erzählung ein. Er bittet Holnstein „in dem Augenblicke, wo die Kaiserfrage kritisch war und an dem Schweigen Bayerns und der Abneigung König Wilhelms zu scheitern drohte,“ ein Schreiben an Ludwig II. zu befördern, das er sofort noch auf dem abgedeckten

[1]) L. von Kobell 32 ff.

[2]) Busch I, 433 (vom 27. November).

[3]) Bismarck am 20. Juni 1884, bei Poschinger, Tischgespräche II, 125.

Digitized by Google

Eßtisch aufsetzt. Mit diesem tritt der Graf seine Reise binnen zwei Stunden am 27. November an, legt sie in vier Tagen zurück, trifft den König bettlägerig, wird aber endlich vorgelassen und übergiebt Bismarcks „Kaiserbrief," den der König zweimal aufmerksam durchliest; dann fordert dieser Schreibzeug und schreibt den gewünschten Brief mit dem Angebot der Kaiserkrone nach dem von Bismarck ihm mit übersandten Konzept. Am 3. Dezember langt Holnstein wieder in Versailles an, an demselben Tage überreicht Prinz Luitpold das Schreiben dem König Wilhelm. Es „bildete ein gewichtiges Moment für das Gelingen der schwierigen und vielfach in ihren Aussichten schwankenden Arbeiten, die durch das Widerstreben des Königs Wilhelm und durch die bis dahin mangelnde Feststellung der bayrischen Erwägungen veranlaßt waren."

Zu dieser Darstellung hat Fürst Bismarck selbst mehrfache Ergänzungen geliefert. Schon am 8. Dezember 1870 erzählte er bei Tisch kurz, aber höchst anerkennend von Holnsteins Reise, dann wieder ausführlicher am 31. Januar 1871[1]): „Er hat fast das Unmögliche geleistet. In sechs Tagen machte er die Reise hin und zurück, achtzehn Meilen ohne Eisenbahn und bis ins Gebirge hinauf nach dem Schlosse [Hohenschwangau], wo der König sich aufhielt, und dabei war seine Frau noch krank. Er kommt an im Schlosse, findet den König unwohl — Zahngeschwür — oder an den Folgen mit Chloroform leidend. Er ist nicht zu sprechen. — Ja er hätte einen Brief von mir abzugeben, sehr dringend. Hilft auch nichts, der König will ungestört sein, sich an diesem Tage mit nichts befassen. Zuletzt aber war er doch begierig zu wissen, was ich ihm mitzuteilen hatte, und der Brief fand eine gute Statt. Nun aber fehlte es wieder an Papier und Tinte und an allem andern zum Schreiben. Sie schicken einen Reitknecht fort, und der kommt endlich mit Papier zurück, mit grobem, und der König antwortet wie er ist, im Bette, und das Deutsche Reich war gemacht." Als er dieselbe Erzählung mit geringen Abweichungen bei einem parlamentarischen Frühschoppen am 20. Juni 1884 wiederholte, fügte er noch einiges von Holnsteins Ankunft in Hohenschwangau hinzu, „von seinem Wortwechsel durch und mit dem Kabinettssekretär Ziegler, von seinem stundenlangen Antichambrieren in der Nacht und insbesondre von der schließlichen persönlichen Übergabe der Briefe [Bismarcks], sowie von der Übergabe des berühmten königlichen Entschlusses bei Tagesgrauen."[2]) Graf Holnstein war am 27. November und am 3. Dezember bei

[1]) Busch I, 435. II, 116. Holnstein war am 25. November angekommen, Tagebuch des Kronprinzen (wenn das Datum richtig ist).

[2]) Über diese Erzählung haben wir zwei Berichte von Ohrenzeugen, die sich mehrfach ergänzen, dem rheinischen Abgeordneten von Lohren vom 22. Juni bei Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier I, 270 f. und dem sächsischen Abgeordneten Oberstaatsanwalt Dr. Hartmann in Plauen i. V. bei Poschinger, Tischgespräche und Interviews II, 124 f. (mit einzelnen Ungenauigkeiten).

Digitized by Google

Bismarck zu Tisch; an jenem Tage schrieb Bismarck den Brief an den König „abends zwischen sieben und acht Uhr . . . in aller Eile“ und ließ dem Grafen Holnstein sagen, er müsse um neun Uhr aufbrechen; dieser aber reiste schon um acht Uhr ab. Nach der Rückkehr sagte Graf Bismarck-Bohlen, des Kanzlers Vetter und Sekretär, zu ihm: „Es ist eine weltgeschichtliche Tour, die Sie gemacht haben,“ und L. Bucher bemerkte zu Busch: „Der Graf ist in der Kaiserfrage weggewesen und bringt gute Nachricht mit.“ Der Kanzler hatte ihn sofort nach seiner Ankunft um Mittag empfangen und dann Champagner bestellt.[1])

Über die Vorgänge in München giebt L. von Kobell noch einige merkwürdige Ergänzungen.[2]) Graf Holnstein (der am Abend des 29. November in Hohenschwangau eingetroffen war) kam am 30. November nach München, eilte ins Residenztheater zum Kabinettschef Eisenhart, „teilte ihm kurz den Sachverhalt mit und überreichte ihm im Namen Sr. Majestät ein versiegeltes, an Eisenhart adressiertes Couvert. Es enthielt einen eigenhändig von Ludwig II. geschriebnen Brief an den König von Preußen und einen an meinen Mann. Dem letztern Schreiben lag der Gedanke zu Grunde, ob etwa angesichts der deutschen Verfassungsfrage und der Sachlage ein anders gefaßter Brief als besser und angemessener sich herausstellen würde. Dem Schreiben war die ausdrückliche Ermächtigung beigefügt, den Brief an den König von Preußen nach eignem Ermessen Eisenharts eventuell nicht abgehn zu lassen.“ Mit der Last dieser ungewöhnlichen Verantwortung beladen begab sich Eisenhart „tags drauf [1. Dezember] in früher Morgenstunde“ zum Minister von Lutz, und als dieser „sich unbedingt einverstanden“ erklärte, übergab er das Schreiben des Königs dem Grafen Holnstein, der auf der Stelle die Rückreise nach Versailles antrat. Am nächsten Tage (2. Dezember) richtete Ludwig II. noch an Bismarck einen Brief in überaus gnädigen und bewundernden Worten.[3])

Noch eine besondre Erörterung verlangen die Briefe Bismarcks. Es handelt sich zunächst um zwei Briefe, das Konzept für den Kaiserbrief des Königs von Bayern und das Schreiben an den König mit der Aufforderung, die Kaiserkrone anzubieten. Zu dem ersten gab Graf Holnstein, der seinen Herrn genau kannte, dem Bundeskanzler unmittelbar die Veranlassung, indem er zu ihm sagte: „Wissens was, Exzellenz, schreibens gleich selbst einen Brief auf, so wie er sein soll, sonst giebts hintennach doch wieder Anstand.“ [4]) Der Text des zweiten liegt uns jetzt in zwei Redaktionen vor, in dem Konzept, das Bismarck auf dem Eßtisch schrieb, und in der Reinschrift, die er dem König

---

[1]) Busch I, 435. 469. Der Kanzler selbst speiste am 3. Dezember beim König.

[2]) S. 39 f.

[3]) G. u. E. I, 354.

[4]) L. von Kobell S. 39 nach Graf Holnsteins eigner Erzählung. — Der Kronprinz drückt in seinem Tagebuch vom 30. November ein gelindes Erstaunen über den Vorgang aus.

Digitized by Google

sandte. Nach dem ersten giebt Fürst Bismarck selbst in den Gedanken und Erinnerungen I, 353 f. den Brief, nach der zweiten teilt ihn jetzt L. von Kobell, in deren Hände er als ein Geschenk des Königs an ihren Gemahl gekommen ist, im Faksimile und im Abdruck mit. Beide Fassungen sind von einander im einzelnen nicht unwesentlich verschieden, was die folgende Nebeneinanderstellung beider Texte ergiebt; charakteristisch besonders ist der Zusatz der Reinschrift mit der fein berechneten Motivierung, warum der Antrag gerade von dem König von Bayern ausgehn müsse, wie denn überhaupt der ganze Brief, an seinem Zwecke gemessen, ein Meisterstück ist, so sehr sich sachlich manches anfechten läßt.

Konzept	Reinschrift
Gedanken und Erinnerungen I, 353 f.	L. von Kobell, König Ludwig II. und Fürst Bismarck 1870, S. 45 f.

NB. Alle in der Reinschrift veränderten oder neu hinzugefügten Worte und Sätze sind *gesperrt*.

Konzept	Reinschrift
Versailles, 27. November 1870.	Versailles, 27. November 1870.
Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König, Allergnädigster Herr!	Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König!
Für die huldreichen Eröffnungen, welche mir Graf Holnstein auf Befehl Ewr. Majestät gemacht hat, bitte ich Allerhöchstdieselben den ehrfurchtsvollen Ausdruck meines Dankes entgegennehmen zu wollen. Das Gefühl meiner Dankbarkeit gegen Ew. Maj. hat einen tieferen und breiteren Grund als den persönlichen in der amtlichen Stellung, in welcher ich die hochherzigen Entschließungen Ewr. Maj. zu würdigen berufen bin, durch welche Ew. Maj. beim Beginne und bei Beendigung dieses Krieges der Einigkeit und der Macht Deutschlands den Abschluß gegeben haben. Aber es ist nicht meine, sondern die Aufgabe des deutschen Volkes und der Geschichte, dem durchlauchtigen bairischen Hause für Ewr. Maj. vaterländische Politik und für den Heldenmut Ihres Heeres zu danken. Ich kann nur versichern, daß ich Ewr. Maj., so lange ich lebe, in ehrlicher Dankbarkeit anhänglich und ergeben sein und mich jederzeit glücklich schätzen werde, wenn es mir vergönnt wird, Ewr. Maj. zu Diensten zu sein.	Für die huldreichen Eröffnungen, welche mir Graf Holnstein auf Befehl Ewr. Majestät gemacht hat, bitte ich Allerhöchstdieselben, den ehrfurchtvollen Ausdruck meines Dankes *gnädig* entgegennehmen zu wollen; *mein* Gefühl *der Dankbarkeit* gegen Ew. Maj. hat einen tieferen und breiteren Grund als den persönlichen, in der amtlichen Stellung, in welcher ich die hochherzigen Entschließungen zu würdigen berufen bin, durch welche Ew. Maj. *bei dem* Beginn und *bei dem bevorstehenden Ende* dieses *großen Nationalkrieges* den Abschluß gegeben haben. Aber es ist nicht meine, sondern die Aufgabe des deutschen Volkes und *seiner* Geschichte, dem durchlauchtigsten Bayrischen Hause für Ewr. Majestät *deutsche* Politik und für den Heldenmut Ihres Heeres zu danken. Ich kann nur versichern, daß ich, so lange ich lebe, Ewr. Maj. in *ehrfurchtsvoller* Dankbarkeit anhänglich und ergeben sein und mich jederzeit glücklich schätzen werde, wenn es mir vergönnt wird, Ewr. Maj. zu Diensten sein zu *können*.
In der deutschen Kaiserfrage habe ich mir erlaubt, dem Grafen Holnstein	*Bezüglich* der deutschen Kaiserfrage *ist es nach meinem ehrfurchtsvollen*

Digitized by Google

einen kurzen Entwurf vorzulegen, welchem der Gedankengang zu Grunde liegt, der meinem Gefühl nach die deutschen Stämme bewegt: der deutsche Kaiser ist ihrer aller Landsmann, der König von Preußen ein Nachbar, dem unter diesem Namen Rechte, die ihre Grundlage nur in der freiwilligen Uebertragung durch die deutschen Fürsten und Stämme finden, nicht zustehen. Ich glaube, daß der deutsche Titel für das Präsidium die Zulassung desselben erleichtert, und die Geschichte lehrt, daß die großen Fürstenhäuser Deutschlands, Preußen eingeschlossen, die Existenz des von ihnen gewählten Kaisers niemals als eine Beeinträchtigung ihrer eignen europäischen Stellung empfunden haben. v. Bismarck.

Ermessen vor allem wichtig, daß deren Anregung von keiner andern Seite und namentlich nicht von der Volksvertretung zuerst ausgehe. Die Stellung würde gefälscht werden, wenn sie ihren Ursprung nicht der freien und wohlerwognen Initiative des mächtigsten der dem Bunde beitretenden Fürsten verdankt.

Ich habe mir erlaubt, dem Grafen Holnstein den Entwurf einer etwa an meinen allergnädigsten König und mit den nötigen Aenderungen der Fassung, an die anderen Verbündeten zu richtenden Erklärung auf seinen Wunsch zu übergeben. Demselben liegt der Gedanke zu Grunde, welcher in der That die deutschen Stämme erfüllt: der Deutsche Kaiser ist ihr Landsmann, der König von Preußen ihr Nachbar; nur der deutsche Titel bekundet, daß die damit verbundenen Rechte aus freier Uebertragung der deutschen Fürsten und Stämme hervorgehen. Daß die großen Fürstenhäuser Deutschlands, das Preußische mit eingeschlossen, durch das Vorhandensein eines von ihnen gewählten deutschen Kaisers in ihrer hohen europäischen Stellung nicht beeinträchtigt wurden, lehrt die Geschichte.

In tiefer Ehrfurcht ersterbe ich Ewr. Maj. unterthänigster treugehorsamster Diener v. Bismarck.

In keiner dieser beiden Fassungen findet sich nun aber sonderbarerweise das argumentum ad hominem, die Erinnerung an das „besondre Wohlwollen, welches die bayrische Dynastie zu der Zeit, wo sie in der Mark Brandenburg regierte (Kaiser Ludwig), während mehr als einer Generation meinen Vorfahren erwiesen habe.“[1] Schon am 4. Dezember 1870 spielte Bismarck im Tischgespräche auf diese kluge Wendung an, die dem König wirklich sehr gefiel, und ebenso bei dem parlamentarischen Frühschoppen am 20. Mai 1889,

[1] Die Wittelsbacher hatten die Mark 1323 bis 1373 inne. Über die Stellung der Bismarcke zu den Wittelsbachern s. G. Schmidt, Schönhausen und die Familie von Bismarck (2. Aufl. 1898) 33 ff.

Digitized by Google

beide male so, daß sie, mindestens auf den ersten Blick, als Teil des amtlichen Briefes an den König erscheint,[1]) und das kann sie weder nach der einen noch nach der andern Fassung, weder nach dem Konzept noch nach der Reinschrift gewesen sein. Das Rätsel löst sich durch eine, wie es scheint, kaum beachtete Äußerung des Fürsten am 20. Juni 1884: er habe dem (amtlichen) Schreiben an den König „einen privaten Brief beigelegt, um seinen Ratschlägen ein erhöhtes Gewicht zu geben, ein Ausnahmefall in seinem politischen Leben. Der private Teil des Schreibens [?soll wohl heißen: das Privatschreiben] habe nur darin bestanden, daß er nicht bloß als Staatsmann dem Könige rate, die Initiative zu ergreifen, sondern als alter Freund der bayrischen Dynastie. In der Familie Bismarck sei es unvergessen, daß ihr Stammsitz Schönhausen ein Lehen Heinrichs des Löwen gewesen, und er gebe seine Ratschläge dem Könige gewissermaßen als ein alter treuer Vasall.[2]) Bei den andern Erzählungen hat sich der Fürst nur nicht genau ausgedrückt, oder später selbst beide Briefe nicht mehr auseinandergehalten. Jedenfalls hat er am 27. November nicht zwei, sondern drei Schriftstücke an König Ludwig gesandt, das verlangte Konzept zu dessen Kaiserbriefe, das amtliche Aufforderungsschreiben und einen ganz persönlichen Privatbrief.

Zu der Erzählung von der Überreichung des Kaiserbriefs durch Prinz Luitpold am 3. Dezember geben Abeken und das Tagebuch des Kronprinzen noch manche Ergänzungen. Der Prinz erschien beim König nachmittags vor der Tafel. Der König hatte von dem vertraulichen Auftrage des Grafen Holnstein zunächst nichts erfahren, sondern angenommen, er sei nur gekommen, um Vorsorge für die Unterbringung seines Herrn in Versailles zu treffen, und er hatte sich gewundert, daß er so plötzlich wieder abgereist sei. Erst eine unvorsichtige Äußerung Abekens beim Vortrag am Abend des 1. Dezember verriet ihm die Sache, und ein Billet des Großherzogs von Baden mit der Nachricht, nach einem Telegramm Gelzers aus München reise Graf Holnstein mit dem Angebot der Kaiserkrone soeben ab, klärte ihn völlig auf. Er zürnte weder dem Kanzler noch Abeken, sondern dankte diesem freundlich, daß er ihm „Zeit gegeben habe, sich auf den Gedanken vorzubereiten." Beim Empfange des Prinzen war er „gerührt und bewegt," gab aber noch keine sachliche Antwort. Nach Tisch hielt ihm Bismarck im Beisein des Kronprinzen Vortrag darüber und las den Brief vor. Der König fand ihn mit Rücksicht auf die schweren, wie es schien, noch nicht einmal abgeschlossenen Kämpfe der letzten Tage „so zur Unzeit wie möglich," doch bemerkte Bismarck, „die Kaiserfrage habe nichts mit den augenblicklichen Kämpfen zu thun." „Als wir das Zimmer verließen, reichten Bismarck und ich uns die Hand; mit dem heutigen Tage sind Kaiser und Reich

[1]) Busch I, 476. Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier III, 213.

[2]) Poschinger a. a. O. I, 270 f.

Digitized by Google

unwiderruflich hergestellt, jetzt ist das fünfundsechzigjährige Interregnum, die kaiserlose, die schreckliche Zeit vorbei, wir verdanken dies wesentlich dem Großherzog von Baden, der unausgesetzt thätig gewesen." [1])

Daß König Wilhelm in treuer Anhänglichkeit an seine preußischen Traditionen und im stolzen Selbstgefühl seiner ererbten Souveränität der Annahme einer Würde, die ihm als eine übertragne und daher minderwertige erschien, ursprünglich abgeneigt war, bezeugt er selbst in einem Briefe an seine Gemahlin vom 18. Januar 1871 [2]) und wird auch von Abeken wie von Schneider ausdrücklich noch bezeugt. Besonders scheint es ihm dann unangenehm gewesen zu sein, daß sich der Reichstag, noch bevor er sich selbst ausgesprochen, und alle Fürsten zugestimmt hatten, für den Kaisertitel erklärt hatte, und die Aussicht, die Kaiserdeputation unter Simson empfangen zu müssen, war ihm deshalb zunächst ein peinlicher Gedanke. [3]) „Der König will nichts vom Empfange der Deputation hören, schreibt der Kronprinz am 16. Dezember, doch lebt er sich mehr und mehr in die Sache ein," und der Großherzog von Baden wirkte „wie ein guter Genius." So empfing er sie denn am 18. Dezember nachmittags 2 Uhr durchaus gnädig, wenn auch unter Vorbehalt der Zustimmung sämtlicher Fürsten. [4]) Dann setzten der Kronprinz und der Großherzog den Entwurf zur Kaiserproklamation auf und bestimmten den König, in die Proklamation am 18. Januar zu willigen; bei der Feststellung der Insignien wirkte der Hausminister von Schleinitz mit. [5])

Ausführlicher als über diese Fragen berichtet Fürst Bismarck über die Schwierigkeiten, die in der Form des Kaisertitels lagen. König Wilhelm wollte „Kaiser von Deutschland" heißen, Bismarck schlug „Deutscher Kaiser" vor, weil jene Form den Anspruch auf Souveränität über ganz Deutschland in sich schließe, und wurde darin vom Kronprinzen und vom Großherzog von Baden unterstützt. Noch in der Schlußberatung am 17. Januar, der auch der Kronprinz und Schleinitz beiwohnten, wollte der König von einem „Deutschen Kaiser" trotz aller Beispiele Bismarcks (römischer Kaiser, russischer Kaiser) und obwohl jene Form schon in § 11 der Reichsverfassung aufgenommen worden war, nichts hören, wurde sogar heftig und blieb beim „Kaiser von Deutschland." Wie sehr sich Bismarck innerlich mit diesem Zwiespalt beschäftigte, sieht man daraus, daß er diese Frage auch im Kreise „seiner Leute" mehr-

[1]) Der Text des Kaiserbriefs, der am 5. Dezember dem Reichstage vorgelegt wurde, u. a. bei Oncken, Zeitalter des Königs Wilhelm II, 295 f. Abeken 460 und 463 vom 5. und 8. Dezember, Tagebuch des Kronprinzen vom 3. Dezember.

[2]) Bei Oncken, Unser Heldenkaiser 218 f.

[3]) Abeken 468 vom 10. und 13. Dezember. Schneider III, 117.

[4]) Busch I, 540 und die dort angeführte Litteratur.

[5]) Tagebuch des Kronprinzen vom 28. Dezember, 8., 12. und 15. Januar. Abeken 477 vom 1. Januar.

Digitized by Google

mals, am 12., 13. und 22. Januar erörterte; auch war er nach jener Konferenz sehr verstimmt und reizbar.[1]) Die Bezeichnung als „Deutscher Kaiser" setzte er allerdings bei der Proklamation am 18. Januar durch, aber der Kaiser verübelte ihm das als eine Eigenmächtigkeit derart, daß er ihn nach der Feier ignorierte. Mit dieser fast tragischen Szene schließt das Kapitel. Kein Wunder, daß Bismarck am Abend seiner Umgebung „ermüdet und abgespannt" erschien.[2])

Das Ergebnis der Untersuchung ist also dies: die Darstellung ist auch in diesen beiden Kapiteln keineswegs vollständig, sie hat vielmehr große Lücken. Sie greift im ganzen nur bestimmte Gruppen von Ereignissen heraus und zwar solche, an denen Bismarck einen starken persönlichen Anteil gehabt hat. Aber auch darüber hinaus werden sehr wichtige Dinge, bei denen dies der Fall gewesen ist, und die sogar für das Verständnis des wirklich Erzählten unentbehrlich sind, weggelassen, offenbar aus taktischen Gründen, zu ganz bestimmten praktischen Zwecken, denn ohne Zweck hat der Historiker Bismarck so wenig geschrieben wie der Staatsmann gehandelt. Die berichteten Thatsachen sind in diesen beiden Kapiteln zum größten Teile stichhaltig, in viel höherm Grade als etwa in den Abschnitten aus der Zeit des Krimkriegs, deren Unzuverlässigkeit jüngst Max Lenz in der Deutschen Rundschau überzeugend dargethan hat; doch fehlt es auch hier nicht an wesentlichen Irrtümern, Verschiebungen und Färbungen. Am zuverlässigsten und zugleich am anschaulichsten ist die Darstellung da, wo sie einzelne Szenen vorführt, die sich in ihrer Gegenständlichkeit fest seinem Gedächtnis eingeprägt und in mehrfacher mündlicher Wiedergabe schon feste Formen angenommen hatten; dagegen ist sie bei größern Zusammenhängen oft durch Unsicherheit des Gedächtnisses oder unwillkürliche Färbung aus einer spätern Auffassung heraus oder auch durch die nachwirkende Erregung des alten Kampfes getrübt. Daß also die Gedanken und Erinnerungen bei aller subjektiven Wahrheit weder eine vollständige noch eine objektive noch eine unbedingt glaubwürdige Geschichtsdarstellung sind, lehrt jede eingehendere Betrachtung auch dieser beiden Kapitel und wird jede weitere Forschung lehren, wie es E. Marcks schon im allgemeinen als einen wesentlichen Charakterzug des Werkes nachdrücklich betont hat.

[1]) Busch II, 38. 42. 69. Abeken 487 (vom 17. Januar abends). Tagebuch des Kronprinzen vom 17. Januar. Über den Zorn des Königs Bismarck bei Busch III, 269 (10. Februar 1889).

[2]) Busch II, 61.

Digitized by Google

Die Aufteilung Afrikas

Von Hans Wagner in Charlottenburg

2. Die Aufteilung von Zentral- und Ostafrika

(Schluß)

Die Erbschaft der Portugiesen im Sansibargebiet anzutreten hat keine europäische Macht unternommen. Europas Staaten waren im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert zu sehr mit europäischen Angelegenheiten beschäftigt, sie hatten unter sich und in sich so viele Dinge abzumachen, daß sie an Kolonialpolitik kaum denken konnten. Holland und England, die allein ein Interesse an kolonialen Unternehmungen bethätigen konnten, hatten besseres zu thun, als sich mit dem wirtschaftlich wertlosen Ostafrika zu befassen. Im Sansibargebiet war in der That von der frühern Blüte wenig zu sehen, nachdem die Portugiesen es aufgegeben hatten. Die Schuld daran tragen diese nicht allein, sie mag wohl zum großen Teil auf die Völkerschiebungen fallen, die im Hinterlande vor sich gingen und die ergiebigen Handelsbeziehungen, die bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein bestanden hatten, vernichteten. Zudem war das Arabertum an der Küste in sich zerfallen, die einzelnen Stadtrepubliken lagen in dauernder Fehde mit einander. Der Handel lag gänzlich danieder. Erst das neunzehnte Jahrhundert brachte wieder wirtschaftliches und politisches Leben in diesen abgeschiednen Winkel.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts scheinen die Beziehungen der Sansibarküste zum Hinterlande gering gewesen zu sein. Andernfalls würden wohl Nachrichten über das Seengebiet auch nach Europa gedrungen sein. Die Völkerschiebungen hatten die handelspolitischen Fäden zwischen Küste und Innerm zerrissen. Das Arabertum hatte sich zudem selbst geschwächt, und es gab auch nichts, was es wirtschaftlich hätte auf die Höhe bringen können. Da wurde 1818 die Nelkenkultur auch in die Mrima (Küste) eingeführt. Die Araber fanden in diesem Zweige der Landwirtschaft reichen Gewinn. Der Aufschwung der Plantagenkultur an der ganzen Küste sowie auf Madagaskar belebte von neuem den Sklavenhandel. Es genügte den arabischen Schambenbesitzern bald nicht mehr der Import von Sklaven, wie er durch eingeborne Stämme besorgt

Digitized by Google

wurde. Suaheli und Araber gingen selbst ins Innere, von den Weniamwesi, einem gebornen Handelsvolke, erhielten sie 1830 eine Station im Innern, Tabora, angewiesen. Damit war der Zusammenhang zwischen Küste und Innerm wiederhergestellt. Während bis dahin nur die Nyassaländer und Mozambique Sklaven exportiert hatten, wurde nun auch das äquatoriale Ostafrika in den Bereich dieses Handels gezogen. Das Arabertum nahm mit der Zunahme des Wohlstands einen kräftigen Aufschwung. Die Sansibarküste gewann durch Plantagenbau und Sklavenhandel von neuem auch das Interesse des Stammlandes. Es begann wieder ein lebhafter Verkehr zwischen Arabien und Indien nach der Sansibarküste, in der durch Einwanderung die durch Kriege geschwächte arabische Bevölkerung schnell wuchs. Damit regte sich auch das politische Interesse des Stammlandes. Die Imams von Maskat betrachteten sich seit jeher als die Herren des gesamten Sansibargebiets, an der Macht der arabischen Adelsgeschlechter aber waren ihre Ansprüche gescheitert. Erst Said Said, der 1806 als sechzehnjähriger Jüngling den Thron der Abu Saids bestiegen hatte, vermochte es, seinem Reiche festere Formen zu geben. Er brach den Trotz der rebellischen Städte an der afrikanischen Küste, die selbständige Republiken sein wollten. 1837 bekam er Sansibar in seine Gewalt, und dahin verlegte er 1840 auch seine Residenz. Es hat ihm jedenfalls der Plan eines großen Reichs auf dem ostafrikanischen Festlande vorgeschwebt. Aber die Weitschichtigkeit seines Reichs und die Kämpfe, die er von Maskat aus mit den Persern zu führen hatte, hinderten ihn, diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Als er 1856 starb, teilten sich zwei von seinen Söhnen in das Reich, Said Sueni bestieg den Thron von Maskat, Said Medjid den von Sansibar, als nomineller Lehnsmann seines Bruders.

Der Aufschwung des Sansibargebiets lenkte auch die Aufmerksamkeit Europas wieder nach dem stillen Winkel. Um die Wende des Jahrhunderts begann die Antisklavereibewegung praktische Erfolge zu zeitigen. Die englische Gesetzgebung hat sich lange Zeit gesträubt, den Sklavenhandel zu verbieten. Im Jahre 1807 wurde in London das erste Gesetz gegen den Sklavenhandel beschlossen, aber der Erfolg war nicht vollkommen. England sandte seine Kaperkreuzer überall hin, so auch nach Ostafrika. Die Erfolge, die auf diesem Gebiete der Humanität erzielt wurden, sind nicht sehr groß. Auch heute ist der Sklavenhandel trotz vieler Verträge und Gegenmaßregeln in Afrika und im Orient noch sehr in Blüte. Dagegen hat England einen andern Vorteil aus der Antisklavereibewegung gezogen: es hat im Laufe der Zeit gelernt, diesen humanen Standpunkt für politische Zwecke zu verwenden und sich unter dem Vorwande, der Menschlichkeit zu dienen, in die Angelegenheiten orientalischer Staaten einzumischen: seiner „Humanität“ verdankt England Sansibar und Ägypten.

Im Jahre 1822 erlangte England von Said Said das erste Sklavenhandelsverbot und ließ seine Schiffe an der Küste kreuzen. Diese Erschwerung

Digitized by Google

des Sklavenhandels war für die arabischen Landwirte eine wirtschaftliche Benachteiligung. Das Sklavenmaterial stieg im Preise, während die Nelke infolge von Überproduktion einen dauernden Preissturz erfuhr. Die arabische Landwirtschaft wurde bankrott und wandte sich einem andern Erwerbszweige zu, dem Elfenbeinhandel, der infolge der weiten Verbreitung, die Billard und Klavier seit dem zweiten Drittel dieses Jahrhunderts in Europa fanden, sehr lohnend wurde. Das beste und meiste Elfenbein lieferte Ostafrika. Das zog in steigendem Maße die Aufmerksamkeit des im Indischen Ozean dominierenden Handelsvolkes der Indier auf sich. In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts lassen sich zahlreiche Indier in Sansibar nieder, sie veranlassen durch Gewährung von Vorschüssen die bankrotte arabische Bevölkerung, sich dem Elfenbeinhandel zuzuwenden. Sansibar wird eine Filiale von Bombay, die billigen englisch-indischen Waren verdrängen die amerikanischen Produkte, die seit der Niederlassung des ersten amerikanischen Großhandelshauses in Sansibar (1820) den Markt beherrscht hatten. So ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Der wucherische Kapitalismus der Indier verschuldet es, daß jetzt das deutsche Seengebiet wirtschaftlich bankrott ist. Der unfruchtbare Karawanenhandel entzieht der Landwirtschaft das Arbeitermaterial. Unsre Kolonie wird nicht früher zur Blüte gelangen, als bis mit deutschem Gelde das Arabertum aus den indischen Krallen gelöst, und bis es veranlaßt wird, mit Unterstützung deutschen Kapitals die brachliegende Landwirtschaft wieder aufzunehmen. Deutschostafrika hat die natürliche Bestimmung, den sich in steigendem Maße in Indien und in Zukunft in dem erzreichen Bangweologebiet bietenden Lebensmittelmarkt mit Getreide (Reis) und Vieh zu versehen.

Die wirtschaftlichen Vorgänge im Sansibargebiet übten einen Rückschlag auf die politischen Verhältnisse im äquatorialen Ostafrika aus. Das Verlangen nach Sklaven und Elfenbein führte das Arabertum in wenigen Jahrzehnten tief hinein in den Kontinent. Es überschreitet das Seengebiet und dringt ins Kongobecken. Im Jahre 1868 begründet Muini Fugumbe die erste arabische Niederlassung am Kongo, Nyangwe. Die wirtschaftliche Bedrängung schweißt das Arabertum zusammen, ihr Haß richtet sich gegen die Fremden. Ihr Sultan gewinnt aus dieser Lage, er wird aus dem primus inter pares der Herrscher, das natürliche Oberhaupt des arabischen Elements. Said Medjid war ein diplomatischer Kopf. Er wußte sich durch die Fährnisse, die ihm von den Fremden drohten, hindurchzuwinden. Unregelmäßigkeiten, die von den englischen Kaperkreuzern aus Habgier begangen wurden, nutzte er geschickt aus. Als 1861 Unruhen im Sansibargebiet ausbrachen, bei denen einige der verhafteten Briten den Tod fanden, wußte er mit Hinweis auf den erwachten arabischen Fanatismus von England mildere Formen in der Behandlung des für die Orientalen unverständlichen Sklavereiverbots zu erzielen, und im folgenden Jahre erreichte er die Anerkennung seiner Selbständigkeit von Eng-

Digitized by Google

land und Frankreich. Trotzdem mochte Said Medjid das Unsichre seiner Lage empfinden. Wenig hundert Meter von seinem Palast ankerten die fremden Kriegsschiffe, deren Feuerschlünde im Handumdrehn seine Residenz in Asche legen konnten. Die Inselstadt war ein goldner Käfig für ihn. Der Gedanke lag nahe, die Residenz nach dem Festlande zu verlegen, und Said Medjid ließ denn auch in Dar-es-Salaam prächtige Bauten errichten. Aber er starb 1870; und nach arabischer Sitte ließ man die angefangnen Bauten in Dar-es-Salaam verfallen. Sein Nachfolger war Said Bargasch, der sich schon vorher durch verschiedne Putsche der Regierung zu bemächtigen versucht hatte.

Said Bargaschs Regierung entbehrt nicht einer gewissen Tragik: sie begann unter den Anzeichen, daß ein großes arabisches Reich bis zum Kongo hin erstehn und sich dem Szepter des Sultans von Sansibar fügen würde, und endete mit dem Niederbruch dieser arabischen Träume. Die Handelsbeziehungen, die die Araber nach dem Innern Afrikas in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts wieder aufgenommen hatten, hatten auch geographische Kenntnisse von dem dunkeln Erdteile gebracht. Der deutsche Missionar Erhardt veröffentlichte 1855 eine Karte des Seengebiets, auf der die bei Karawanenführern eingezognen Erkundigungen eingetragen waren, und die den Anlaß zu zahlreichen Forschungsreisen nach den Seen zur Entdeckung der Nilquellen gab. Europas Interesse für das zentrale Afrika war geweckt, es führte zuerst zur wissenschaftlichen Erschließung und dann zur politischen Aufteilung dieser Gebiete. Durch die Eröffnung des Suezkanals war die Sansibarküste Europa auch räumlich näher gerückt, sie wuchs an wirtschaftlicher und politischer Bedeutung mit dem nordöstlichen Afrika, das nun wieder zu einer Pforte des Weltverkehrs nach Indien und den Gewürzländern geworden ist.

Die wissenschaftliche Erschließung des äquatorialen Afrika brachte zunächst dem Arabertum Vorteile. Die europäischen Forschungsreisenden erschlossen mit ihren überlegnen Waffen viele Gebiete, in die sich die arabischen Händler nicht gewagt hatten. Den Wegen Livingstones, Fischers, Stanleys, Wißmanns sind die arabischen Kaufleute gefolgt, und bald flatterte der rote Wimpel des Sultans von Sansibar überall im Seengebiet sowohl wie im Kongobecken und im Lande der Massai. Said Bargasch hatte überall an den wichtigern Niederlassungen der Araber seine Gouverneure (Wali), er hielt sich sogar ein stehendes Heer unter dem Befehl des Engländers Matthews und eine kleine Flotte. Die Familien der ins Innere wandernden arabischen Großen blieben in Sansibar zurück, sie waren seine Geiseln: der Sultan war in der That der Herrscher in einem ausgedehnten festländischen Reiche, nur der Schlußstein fehlte, die Verlegung der Residenz von Sansibar nach dem Festlande. Morgenländische Bequemlichkeit und Schlaffheit hat es wohl verschuldet, daß die Saids diesen Schritt zu thun gezögert haben. Im Jahre 1884 war es zu spät, die Dynastie büßte ihre Schlaffheit mit dem Verluste der Souveränität.

Digitized by Google

England hat vor 1884 nie die Lust verspürt, sich die Sansibarküste einzuverleiben. Es hatte dazu auch keine äußere Veranlassung. Britische Kriegsschiffe konnten jederzeit britischem Willen Geltung verschaffen, ein europäischer Nebenbuhler zeigte sich nirgend; die Sansibarküste erregte bis in die achtziger Jahre hinein niemands Begierde. England erfreute sich des ungestörten Einflusses auf den Sultan. Es nötigte ihm 1873 die völlige Aufhebung des Sklavenhandels und des Sklavenmarktes in Sansibar ab. Said Bargasch hat einen Versuch gemacht, sich dem britischen Einfluß zu entziehn, indem er 1874 sein Reich unter deutschen Schutz zu stellen suchte. Bismarck lehnte indessen die Bitte ab. Zehn Jahre später wurde dann auf privatem Wege das erreicht, was 1874 das Reich abgelehnt hatte.

Im November und Dezember 1884 schloß Dr. Karl Peters im Hinterlande der Sansibarküste in Usagara in aller Heimlichkeit Schutzverträge mit den Eingebornen ab. Damit war ein Schnitt zwischen Kopf und Rumpf des Sultanats von Sansibar gethan. Die Zukunft der Dynastie der Saids war begraben. Die Aufteilung von Ostafrika begann und ging schnell von statten: am 25. Februar 1885 nahm das Reich die Petersschen Erwerbungen unter seinen Schutz. Die Rechtsverhältnisse zwischen der Ostafrikanischen Gesellschaft und dem Sultan wurden am 1. November 1886 durch das Londoner Abkommen zwischen Deutschland, England und Frankreich geregelt. Des Sultans Souveränität über die Küste, sowie die Inseln Pemba, Sansibar, Mafia wurde anerkannt. Schritt um Schritt wurde dann dem Sultan das abgerungen, was er einst Bismarck freiwillig geboten hatte. Der Deutschostafrikanischen Gesellschaft mangelte es aber, seitdem Dr. Peters sich andern Aufgaben zuwandte, an Kraft und Geschick, ihre papiernen Erwerbungen in thatsächliche umzugestalten. Ihre Schwäche reizte die Bevölkerung zum Aufstande; die Ursachen sind durchsichtig: es entlud sich der durch Jahrzehnte angehäufte Haß gegen die fremden „Kulturträger," die die einheimische Bevölkerung durch Sklavereiverbote wirtschaftlich schädigten, gegen einen Unschuldigen. Dazu kam wohl noch der Neid der Indier, die für ihr Handelsmonopol fürchteten, und der Englands, das plötzlich und unvermutet einen Konkurrenten in der „englischen See" auftauchen sah. Alles das wirkte mit, daß sich die arabischen Elemente zusammenthaten und das Kartenhaus der Deutschostafrikanischen Gesellschaft über den Haufen warfen. Der Aufstand kostete deutsches Blut, aber er hat das eine gute gehabt, daß er Bismarck von seiner kolonialpolitischen Anschauung zurückbrachte, als ob „der Handel der Flagge vorangehn" könnte, und als ob durch „kaufmännische Souveränität" und besonders von so unpraktischer Natur, wie sie den deutschen Kolonialgesellschaften anhaftet, Kolonien erhalten werden könnten (Reichstagsrede vom 26. Juni 1884). Das Reich hat sich schließlich doch genötigt gesehen, die Verwaltung der Kolonie aus den Händen der Deutschostafrikanischen Gesellschaft auf sich zu nehmen.

Digitized by Google

Die politische Aufteilung Zentral- und Nordafrikas war in vollem Gange, sie hüllte sich in den Mantel der Humanität, Bekämpfung des Sklavenhandels war ihr scheinheiliges Motto. Voran gingen die Belgier. Belgien hat hervorragende koloniale Interessen. Die Industrie hat das Ländchen reich gemacht, es hat Überfluß an Kapital und legt dieses mit Vorliebe in Kolonialwerten an. Belgische Kapitalisten arbeiten in russischen Kolonien ebenso wie in englischen, französischen oder deutschen. Eigne Kolonien zu erwerben verbietet dem Lande seine neutrale politische Stellung, es ist daher darauf angewiesen, in fremden Kolonien zu arbeiten. Der König der Belgier hat geringe Gelegenheit, sich nach außen politisch zu bethätigen, so ist es natürlich, daß er seine Thätigkeit der wirtschaftlichen Hebung seines Landes widmet. Schon als Kronprinz hat der jetzige König, Leopold II., darauf hingewiesen, daß Belgien im Auslande Absatzgebiete suchen müsse im Interesse seiner Industrie. Am 27. Februar 1860 hielt er als Kronprinz in seiner Eigenschaft als Mitglied des Senats eine Rede, in der folgender Passus vorkam: „Ich glaube, daß der Augenblick gekommen ist, uns nach außen auszubreiten. Ich glaube, wir dürfen keine Zeit verlieren, sonst laufen wir Gefahr, daß die besten Positionen auf der Erde — schon heute selten — von andern Nationen mit Beschlag belegt werden.“ Mit Eifer folgte Leopold II. der Erforschung Afrikas. Im Jahre 1873 war eine „deutsche Gesellschaft zur Erforschung Afrikas“ gegründet worden. Sie hatte keine Erfolge, weil sie von Westen her vorging, wo die Schwierigkeiten, in das Innere des dunkeln Kontinents zu dringen, am größten waren. Da nahm Leopold II. die Angelegenheit in die Hand. In einer Konferenz in Brüssel vom 12. bis 14. September 1876 beschlossen die von ihm dazu eingeladnen Mächte, das Deutsche Reich, Österreich, Belgien, England, Frankreich, Italien, Rußland, Holland, die Schweiz und Spanien, die Sklaverei in Zentralafrika zu unterdrücken. Es wurde die „Internationale Afrikagesellschaft“ gegründet, die indessen mit ihren sieben Expeditionen keine praktischen Erfolge erzielte. Das sollte erst einem Manne gelingen, der einen ganz neuen Typus von Forschungsreisenden darstellte, den wirtschaftlichen Forschungsreisenden. Stanley war im August 1877 von seiner großen Kongoreise zurückgekehrt und trachtete danach, seine von dem wirtschaftlichen Wert Innerafrikas gewonnenen Anschauungen praktisch nutzbar zu machen. Er wandte sich zunächst an die großen Baumwollweber in Manchester, für die das Kongobecken ein großartiges Absatzgebiet hätte werden müssen. Aber er fand bei ihnen kein Verständnis, und die englischen Zeitungen überschütteten ihn mit Hohn und Spott. Stanley wandte sich nun an die Association internationale africaine, ohne auch hier zum Ziele zu kommen. Auch Leopold II. hatte die Wertlosigkeit dieser Assoziation eingesehen; er beschloß selbständig vorzugehn und begründete das Comité d'Etudes du Haut Congo, deren Angelegenheiten als Privatsache des Königs behandelt wurden. Stanley trat in Leopolds II. Dienste. Unter dem Vor-

Digitized by Google

wande, nur philanthropische und zivilisatorische Zwecke zu verfolgen, ging Stanley 1879 mit einer großartig ausgestatteten Expedition nach dem Kongo. Das wahre Programm bestand aber darin, umfangreiche Gebiete zu erwerben, die dann unter der Souveränität des Königs als Kolonien oder Staatswesen proklamiert werden sollten. Stanley löste diese Aufgabe mit dem ihm eignen Geschick, er schaffte Dampfer auf den Kongo und errichtete an den wichtigsten Punkten Stationen. Da trat ihm am Stanley-Pool ein unerwartetes Hindernis entgegen: der französische Marineleutnant Graf Savorgnon de Brazza, der im Auftrage der Association internationale africaine schon am Kongo gewesen war, hörte von Stanleys Plänen und kam ihm zuvor. Am Stanley-Pool erwarb er vom Häuptling der Bateke Makoko große Landstrecken auf dem rechten Kongoufer und reiste dann schleunigst nach Frankreich zurück. Die französische Regierung nahm mit Eifer de Brazzas Pläne auf und genehmigte sein großes Kolonialunternehmen am 3. Dezember 1882. Damit war die französische Kongopolitik ungemein erfolgreich eingeleitet.

Stanley war nicht wenig erschrocken, als er am Stanley-Pool die französische Flagge vorfand. Da indessen die Makoko ihre Ansprüche auf das linke Kongoufer nicht nachweisen konnten, so gründete er auf dem linken Ufer gegenüber von Brazzaville die Station Leopoldville. Damit verhinderte Stanley, daß der untere Kongo ganz in französische Hände fiel und dem zu begründenden Staate Leopolds II. der Zugang zum Meere abgeschnitten wurde. Es begann nun ein Wettrennen zwischen de Brazza und Stanley, worin Stanley siegte. Von Vivi aus erwarb er auf dem nördlichen Ufer des untern Kongo Gebiete, bevor de Brazza die notwendigen Geldmittel von der französischen Regierung erhalten hatte. In den folgenden Monaten erwarb er an den südlichen Zuflüssen des Kongo sowohl wie an den nördlichen Landrechte. Im Juli 1884 kehrte Stanley nach Europa zurück, er konnte in Ostende seinem Auftraggeber, dem König Leopold II., das Besitzrecht des gewaltigen Kongobeckens übergeben. Diese Gebiete waren von Leopold II. als Privatmann erworben, er bot sie dem belgischen Staate an. Aber die Kammer genehmigte die Einverleibung der Erwerbungen nicht, und es lag die Gefahr vor, daß einem fremden Staate der Mühe Lohn in den Schoß fallen würde. Überall regte es sich in Afrika, Deutsche, Engländer und Franzosen waren in die Periode des Flaggenhissens getreten. Um das Einschreiten andrer Kolonialmächte zu hindern, wandelte das Comité d'Etudes du Haut Congo seinen Namen um in Association internationale du Congo. Der König begann diplomatische Unterhandlungen mit den Mächten, um die Anerkennung des Besitzstandes dieser Assoziation zu erzielen. Das gelang gegen das Zugeständnis, daß die Assoziation am Kongo keine Zölle erheben dürfte. Die Vereinigten Staaten erkannten zuerst die Assoziation als eine befreundete von Belgien unabhängige Macht an. Die andern Staaten zögerten, weil der Fall die größten Schwierigkeiten bot, da

Digitized by Google

ja die Assoziation eine private Gesellschaft war. Um die Kongofrage und die afrikanischen Angelegenheiten endlich zu klären, lud Bismarck die beteiligten Mächte zu einer Konferenz nach Berlin ein. Wie dringend die Regelung der Kongofrage war, geht daraus hervor, daß England und Portugal am 25. November 1884 einen Vertrag geschlossen hatten, durch den u. a. die Kongomündung als portugiesisches Gebiet anerkannt wurde. Dadurch wäre den andern Völkern bei den übelberufnen kolonialen Praktiken Portugals der freie Handel auf dem Kongo abgeschnitten gewesen. Infolgedessen erhoben die interessierten Mächte Widerspruch. Die Kongokonferenz dauerte vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885. In der sogenannten „Generalakte" wurden die Handelsfreiheit im Kongobecken, die Unterdrückung des Sklavenhandels, die Neutralität des Freihandelsgebietes, die freie Schiffahrt auf dem Kongo und Niger und die Regeln für die zukünftigen Besitzergreifungen in Afrika („effektive Besetzung" im Gegensatz zu der von England gern geübten Besitznahme durch einen Federstrich) angenommen. Über territoriale Abgrenzungen wurde nicht verhandelt. Die Assoziation erkannte die Bedingungen der Generalakte an und schloß mit den wohlwollenden Mächten über die Abgrenzung einzelne Verträge, mit dem Deutschen Reiche schon am 8. November 1884. Ein großer Teil der Schwierigkeiten war durch die Berliner Kongokonferenz beseitigt worden. Als nun Ende April 1885 die belgischen Kammern König Leopold II. ermächtigten, Haupt eines andern Staates zu werden, benachrichtigte dieser vom 1. August 1885 an die Mächte, daß die Besitzungen der Association internationale du Congo fortan ein unabhängiger und für alle Zeiten neutraler Staat sein würden, und daß der König der Belgier den Titel eines Herrschers des Etat indépendant du Congo angenommen habe. In den nächsten Jahren regulierte der Kongostaat seine Grenzen. Portugal mußte unter dem Druck der Garanten der Generalakte die Kongomündung an den Kongostaat abtreten, nur das Südufer der Kongomündung blieb bei Portugal. Frankreichs Besitzungen werden im Nordwesten vom Kongo und Ubangi begrenzt, im Nordosten stößt der Kongostaat an den Nil und Uganda, dann ist der Tanganyika die Grenze, im Südosten und Süden trennt die Wasserscheide des Lualaba den Kongostaat von Rhodesia.

Digitized by Google

Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele

(Schluß)

Bevor wir so vom Jammer des Dreißigjährigen Krieges weiter zur Reformationszeit gehn, sei noch etwas Lustigeres erwähnt. Die ersten Versuche mit der Luftschiffahrt machte in Deutschland ein Franzose, und im ganzen Reiche wurde es in Wort und Bild verbreitet, wie der kühne Reisende in Gesellschaft einer jungen Dame aufgestiegen sei. Noch heute singen die Kinder davon:[1])

Robinson, Robinson
fliegt in einem Luftballon
in die Höh, in die Höh
mit (zu) der Jumfer Salome,

und wissen sogar:

als er wieder herunter kam,
hatt' er weiße Hosen an.

Thatsächlich hat der Mann freilich, wie ich glaube, Blanchard geheißen.

Mit seinem richtigen Namen erscheint dagegen der große Reformator in der Kinderdichtung, nicht freundlich beleuchtet, in dem, was ich im Sinne habe, sondern feindselig, also gewiß von gegnerischer Seite; doch in verschiedner Weise. Die beiden ersten der drei Verschen, die ich nennen will, suchen ihn nur lächerlich zu machen:[2])

Doktor Martin Luther
Hat Hosen ohne Futter,
Schuh ohne Sohlen,
Die Strümpf hat er gestohlen.

Doktor Martin Luther
Hefft den Rock ohne Futter,
Steewel ohne Sahle,
De West hefft a gestahle.

Das folgende aber mag aus ernsthafter Verleumdung hervorgegangen sein:

Doktor Martin Luther
Schlog sine ohle Mutter
Möt de Brotsack fert Liew,
O wat schreeg dat ohle Wiew!

---

[1]) Dunger 112; auch Haupt, Neues Lausitzer Magazin, 45. Bd., 1869, S. 240.

[2]) Frischbier, Preußische Volksreime und Volksspiele. Berlin, 1867. Nr. 319. 320. 321. Eine jüngere Abwandlung dieses Spottspruches liegt vor in dem berlinischen:

Kadett, Kadett, Kaldaunenschlucker,
Hosen ohne Unterfutter,
Mit'n roten Kragen,
Haben nischt in Magen.

Bei Brendicke, Berliner Wortschatz zu den Zeiten Kaiser Wilhelms I. Berlin, 1897. S. 64.

Digitized by Google

Auch an vorreformatorischen Erinnerungen fehlt es nicht; noch spielt man in evangelischen Landen[1]) das Spiel von dem Herrn aus Ninive: Hi ha hahnefus, der die jüngste Tochter haben will.

Was will er mit der Tochter machen,
Er will sie in ein Kloster schaffen;

wo andre Landschaften es hinterher als zeitgemäßer vorziehen, ihr einen Mann zu verschaffen; noch kennt man das Spiel vom Abte:[2])

Der Abt ist nicht zu Hause,
Er ist auf einem Schmause.
Und wenn er wird zu Hause komm,
So wird er schon gellingelt komm,

und da hat sich anderwärts an Stelle des veralteten Abtes entweder farblos „der Herr,“ „der Vater“ oder gar „der Pieps,“ also ein scherzhafter Schimpfname eingeschlichen, wodurch das Spiel seinen frühern Sinn verloren hat.[3])

Schließlich sei hier ein nassauischer[4]) Abzählspruch genannt, in dem ein Rest aus noch weiterer Ferne steckt:

Ine mine Tulweblab
Geschte mit ans heilig Grab?
Heilig Grab is zugeschlosse,
Und der Riegel is abgebroche,

also, wie man sieht, aus der Zeit der Kreuzzüge.

Und das wären nun wohl genug deutliche Spuren, nach denen wir vorhin fragten, um an das Altertum heute noch lebender Kinderlieder glauben zu können, Spuren doch wenigstens der letzten vier- bis fünfhundert Jahre deutscher Geschichte. Nach ihnen zu schließen, haben sich dieser Dichtung besonders die Zeiten starker allgemeiner Geistesbewegung, wie allgemeinen Elends eingeprägt. Und noch eins leuchtet bei der Mehrzahl unter ihnen ein, daß die Kinder nämlich sie nicht selber hervorgebracht, sondern von den Alten gelernt oder aufgeschnappt haben müssen. Wie aber, wenn es sich nun wahrscheinlich machen ließe, daß diese Verschen in den betreffenden Zeiten nicht etwa neu erfunden, sondern nur umgewandelt worden wären, also Vorläufer gehabt hätten, vielleicht ururalte, die rückwärts wieder, wer weiß, wie oft schon ähnliche Erneuerungen erfahren haben könnten? Nun, der Leser wird beim Heckerliedchen „Vögele, Vögele flieg, der Hecker ist im Krieg“ schon selbst bemerkt haben, woraus das sich entpuppt hat, nämlich aus dem allbekannten, nur gerade in Schwaben vergessenen Maikäferliede:

Maikäfer flieg,
Der Vater ist im Krieg.
Die Mutter ist in Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.

Und beim Abtspiele ist nicht umsonst oben die abweichende Fassung: „der Pieps oder der Herr ist nicht zu Hause“ hinzugesetzt. Denn im Erzgebirge und in Ostpreußen, wo dies üblich ist, kann man gar nicht ahnen, in wie ferne Vergangenheit das Spiel reicht, daß es ein Verhältnis zwischen Abt und Mönchen scherzhaft ab-

[1]) Ueberall; z. B. Simrock 903. Firmenich I, 398.
[2]) Dunger 349.
[3]) Müller, Volkslieder aus dem Erzgebirge. Annaberg, 1883, S. 201, 16. Peter 10, 17. Frischbier 662.
[4]) Kehrein 116[5].

Digitized by Google

schildert, wie es ähnlich etwa Gustav Freytag im Nest der Zaunkönige aus dem Kloster des heiligen Wigbert zu Hersfeld zu erzählen weiß. Ebenso könnten wir fragen, wem wohl die angeführten Schmähworte gegolten haben mögen, bevor ein böswilliger Einfall sie auf die Person Luthers übertrug. Aber statt die schon angeführten Verschen zu wiederholen, wollen wir uns lieber zu einem andern Beispiele wenden. Es hat den Vorzug, uns wohl allgemein in irgend einer Fassung bekannt zu sein.

Lott ist tot, Lott ist tot,
Julchen liegt im Sterben,
Hannchen kommt, Hannchen kommt
Und will alles erben.

Nicht eben ein zartsinniges Familienbild, doch lassen wir uns das einmal nicht verdrießen. Dieses ehemalige Tanzlied Erwachsener ist hundertmal umgestaltet worden, teils freier:[1])

Schlacht a Bôk, schlacht a Bôk,
Lott d'Zîghe lâsa.
Ich hāo kä Gäld, ich hāo kä Gäld,
Flacsch kaon ich kācs lâsa —

teils in engerm Anschlusse, nur mit anderm Scherze:[2])

DLott is krank, dLott is krank,
DLotte laid aim Bätte;
Swaer ni krank, swaer ni krank,
Wän s'ang Kaffe hätte,

so übrigens nicht etwa in Kaffeesachsen, sondern im österreichischen Schlesien zu Hause.

Im sächsischen Erzgebirge[3]) dagegen mit einem noch drolligern Einfall zum Schluß:

De Lott is tut, de Lott is tut,
Draußn liegt s'in Stiwl (= Stübchen).
Un wemmr sogt, de Lott is tut,
Do nimmt sies a noch iwl.

Neumodischer als diese Schlumperliedchen, die sich die Kinderwelt angeeignet hat, kann doch kaum etwas klingen, etwa von Couplets abgesehen. Darum habe ich ohne Verwunderung darunter vor kurzem in einer Sammlung[4]) gelesen: „Soll um 1850 in Sachsen entstanden sein." So zugestutzt, vielleicht auch mit seiner bekannten Tanzweise verbunden, mag es meinetwegen um diese Zeit irgendwo in Nord- oder Mitteldeutschland gesungen worden sein, denn diesem Bereiche gehören die bisher erwähnten Fassungen an. Entstanden aber ist es ganz gewiß um diese Zeit nicht erst. Davon wird uns ein Blick nach Süddeutschland überzeugen. Da weiß man nämlich zwar nichts von „de Lott ist tot, de Lott ist tot" und „Hannchen kommt, Hannchen kommt," sondern es heißt:[5])

Der Lonze kommt, der Lonze kommt,
Dear wird di lehren tanzen.
Der Teufel kommt, der Teufel kommt
Und schoppt di in den Ranzen.

---

[1]) Peter 65, 160.
[2]) Peter 96, 234; andre Umwandlungen finden sich z. B. bei Wegener 993. Frischbier 955[b]. Firmenich I, 431.
[3]) Müller 168, 141.
[4]) K. Franke a. a. O., S. 33.
[5]) Birlinger, Aus Schwaben I, S. 206.

Digitized by Google

Und das ist auch kein lustiges Tanzliedchen und ist es nie gewesen, sondern ein Kinderschrecken. Denn der Lonze, von dem hier die Rede ist, ist ein gefürchteter Geist im Schwabenlande zwischen Möhringen und Tuttlingen und ist bei Lebzeiten ein Schatzgräbermeister gewesen. Derselbe Unhold ist aber auch in der Schweiz bekannt, wo für kindliche Obstdiebe ein Drohspruch gilt, der so lautet:[1])

Gang nit a's Lunzis Öpfelbaum,
Gang nit a's Lunzis Tanne!
Er heig en Hexespruch in Sack,
Er chönnt di ane banne.

Doch mag der Bösewicht da zu Lande schon einen Teil seines Schreckens abgelegt haben, denn man hat ihn ins Kinderspiel gezogen. Wo anderswo der einen Kreis umwandelnde Knabe warnt:

Dreht euch nicht um,
Der Plumpsack geht um,

da singt er dort:[2])

Der Lunzi chunt, der Lunzi chunt
Mit sine lange Füeße,
Isch siebe Johr im Himmel gsi,
Hät wieder abe müeße.

Ganz ähnlich im Elsaß:[3])

Der Lunzi kummt, der Lunzi kummt,
Er wurd ball Eine dresse.
Un wenn er drifft, un wenn er drifft,
Se drifft er numme 'n Eine! . . .

Abgesehen von diesem letzten Elsässer Text, der erkennbar mehr an den Spielverlauf angepaßt worden ist, sind wir da plötzlich in einer ganz andern Welt als der von Lott, Julchen und Hannchen und in einer andern Zeit als ums Jahr 1850. Es ist das Reich des Aberglaubens, wohin der in diesem Falle menschenfeindliche, langfüßige Kobold gehört, mit seinen Zaubersprüchen, seiner Kunst zu bannen, d. h. fest, unbeweglich fest zu machen, was ihm entfliehn möchte, mit seinem sonderbaren oder geheimnisvollen siebenjährigen Aufenthalt im Himmel. Daß dies Fabelwesen in unserm Verschen älteres Heimatrecht hat als die tote Lotte, das bedarf keines Beweises. Nur könnte man wünschen, auch aus Norddeutschland ein Zeugnis für diesen frühern Zustand des Reims zu sehen, am liebsten natürlich das ganze Ding, so ähnlich wie in Schwaben, Schweiz und Elsaß. Das freilich kann ich nicht beibringen, wohl aber Spuren davon, und nach dem, was dazu gehört, sichere Spuren. In einem Städtchen der Halbinsel Wagrien, dem Nachbarlande des Herzogtums Holstein, weiß man[4]) folgendes zu erzählen.

Es soll da in alten Zeiten „en Unnereerdsche," d. h. eine aus dem Völkchen unsrer Heinzelmännchen, also auch ein Kobold, aber ein gütiger, jahraus jahrein ihre Milch in einem abgelegnen Hause geholt haben. Da sei eines Abends, als sie eben wieder einmal mit ihrer Kanne abziehen wollte, eine andre Kleine außer Atem angelaufen gekommen mit dem an unser „Lott ist tot, Lott ist tot" anklingenden Rufe:

Eisch is doet, Eisch is doet.

[1]) Rochholz 852.
[2]) Bei Rochholz, wenn ich nicht irre.
[3]) Firmenich II, 543.
[4]) Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel, 1842. S. 291, Nr. 398.

Digitized by Google

Als sie das gehört, sei ihr das Gefäß entfallen, worauf beide auf Nimmerwiedersehen davongegangen seien, schreiend:

Is Eisch doet, is Eisch doet,
So sünt wy all in groter Noet.

Gewiß ist, wie die ganze Erzählung unvollständig, bruchstückartig erscheint, auch dies Verschen nur ein Rest eines ursprünglich vollständigern Ganzen. Beides wird auch durch die Mannigfaltigkeit der Überlieferung bestätigt.

Ein Wirt, so lautet nämlich eine andre,[1]) dessen Bier immer auffällig früh alle wurde, hatte neues aus der Stadt geholt, und wie er am Jagelberg bei Schleswig vorüberfährt, wo ein Riesengrab ist, hört er ganz jämmerlich darin schreien:

Pingel ist tot, Pingel ist tot.

Erschreckt erzählt ers zu Hause, da kommt ein Unterirdischer aus dem Wirtskeller heraufgesprungen:

Ach, ist Pingel tot, ist Pingel tot,
So hab ich hier Bier genug geholt.

Endlich noch anderswo in der Nähe kennt man bloß den Vers:

No is Pippe Kong dod, und Pilatje as duad.

Trotz der Verschiedenheit der Namen und der damit verbundnen Sage zeigt doch die Gleichmäßigkeit der Formen wie der Personen deutlich, was hier das Feste und Ältere und was das Wandelbare ist. Die Gestalt des Kobolds bildet das Band mit den süddeutschen Verschen, die Aussage eines Todes das mit den mitteldeutschen, Tonfall aber und Satzform mit beiden. Schade nur, daß es offenbar ein Bruchstück ist, sodaß wir nicht wissen können, ob dieser Eisch oder Pingel trotz seiner andern, gütigen Koboldsart nicht noch andre Merkmale, sei es mit dem schwäbischen Lonze oder dem schweizerischen Lunzi gemeinsam gehabt hat.

Sicher ist, daß diese Merkmale — ich will mich dabei aber der Kürze wegen auf den Lunzi beschränken — sich mehrfach ebenfalls in Norddeutschland erhalten haben, z. B. freilich mißbraucht und arg entstellt in dem häßlichen Spruche im Anhaltischen:[2])

Meine Mutter, die alte,
Mit ihren stumpen Fuß,
Is sieben Jahr innen Himmel geweſt,
Hat widder raus gemußt.
Is das nich en Dunderweib,
Daß se nich in Himmel bleibt?

Neidhart von Reuenthal, der Bauerndichter des dreizehnten Jahrhunderts, schildert uns oft den garstigen Zank zwischen Mutter und Tochter, wenn diese zum Tanz unter die Dorflinde will und die Alte mit dem Besen es wehrt. Ein solches widerspenstiges Bauernmädchen mag zuerst so im Groll gegen die eifrige Mutter[3])

[1]) Ebenda S. 291, Nr. 399.

[2]) Wegener 1051.

[3]) Auf die Schwiegermutter angewandt bei Frischbier 882 und Wegener 550. Noch anders und bemerkenswert auch durch die in der ersten Zeile bewahrte Übereinstimmung mit dem schweizerischen Spruche ist das von August Schleicher mitgeteilte (Volkstümliches aus Sonneberg. Weimar, 1858. S. 110, 3):

Hons nâm sa niet, Hons nâm sa niet,
Si hot an krumma Füß.
Si is drei Jôr in Himmel gwâſt,
Hot widdr raus gemüſt.

auf diese die ursprünglich anders gemeinten Verse angewandt haben. Ihre Verbreitung läßt sich auch sonst durch ganz Deutschland verfolgen, aber ich will nur noch eine spaßhafte Verwendung berühren, aus dem Salzburgischen.[1]) Da antwortet einer auf die Frage, wo er so lange gewesen sei:

Zwöschbm, Zwöschbm Bosösn,
Wo bist so long gwösn?
Bin neunaneunzg Wochn
En Himl umkrochn.
Hon gmoant, i wüll schleckn,
Kimt der Engl mit Steckn,
Haut mi auffö aufn Bugl,
Daß i übarn Heardt abö kugl.

So kann dem Volke im Laufe langer Zeiten ein Gegenstand des Aberglaubens, des Spiels und schließlich albernen Scherzes werden, unbewußt natürlich, was ehedem einmal Gegenstand seines Glaubens, seiner Furcht oder Verehrung gewesen sein muß. Und so führt uns die Geschichte ein solches Liedchen wie „Lott ist tot“ rückwärts über viele Jahrhunderte bis in die Vorzeit.

Aber bereitwilliger und zuversichtlicher wird man mir wahrscheinlich in so entlegne Vorzeit folgen, wenn der Sprung, den wir machen müssen, nicht so wagehalsig weit ist und wir unsern Anlauf nicht wie bei dem zuletzt betrachteten ganz neumodischen Liedchen fast von der Gegenwart nehmen müssen, sondern von einer schon um mehrere Jahrhunderte zurückliegenden Vergangenheit. Diesen Vorteil bietet z. B. folgendes im westlichen Niederdeutschland[2]) bekannte Kinderspiel. Es besteht ganz einfach darin, daß man einen aufrecht gestellten Kloß oder auch den König des Kegelspiels mit Knütteln oder den übrigen Kegeln beschießt und umzustürzen sucht. Der Name des Spiels und der dazu gehörige Spielreim aber verrät sofort die Zeit, der diese Gestalt des Spiels entsprungen ist. Man nennt nämlich den als Ziel dienenden Gegenstand einen Munk oder Munkel, also Mönch oder Mönchlein, und der zum harmlosen Kinderspiel in eigentümlichem Gegensatze stehende Reim:

Verlapen (verlaufner), verlapen Munkelhund!
He löpt davon mit Schimp und Schand!
Wo heet he? (N. N.)
Da flügt sin Seel in die Höll!

beleuchtet mit grellem Streiflichte den Ingrimm des Volkes über die Entsittlichung der Geistlichen, der im Jahrhundert vor Luther immer wieder mit lauter Stimme, aber vergeblich nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern rief.

Dieses Spiel aber hatte schon damals eine lange Geschichte hinter sich, und eine ältere Gestalt davon wird sich ohne weiteres aus folgendem Berichte[3]) ergeben. Nicht weit von Hildesheim liegt ein Dorf Algermissen. Dies war bis ins achtzehnte Jahrhundert zu einer Geldabgabe an die Hildesheimer Domkirche verpflichtet, mit der sich ein merkwürdiger Gebrauch verband. Alljährlich nämlich an bestimmtem Tage mußte ein Bauer des Dorfes einen Kloß von bestimmter Größe in einem Sacke auf den Domhof bringen und dort aufstellen. Dann wurde dieser Kloß von den Schülern mit Mantel und Krone geschmückt und danach mit

[1]) Süß 9, 32.
[2]) Bei Handelmann, Volks- und Kinderspiele aus Schleswig-Holstein. Kiel, 1874. 2. Aufl., Nr. 123.
[3]) J. Grimm, Mythologie 4. Auflage I, 158. II, 653. III, 70.

Stöcken und Steinen beschossen. Es gab ein fröhliches, oft auch sehr ausgelassenes Volksfest, das deshalb späterhin mehrmals untersagt und schließlich unterdrückt worden ist. Wie in Hildesheim, so ist es ähnlich auch in Halberstadt, wahrscheinlich auch an andern Orten ausgeübt worden. Rückwärts aber ist es uns bis in das dreizehnte Jahrhundert, also den Ausgang der Hohenstaufenzeit bezeugt, und zwar mit einer wertvollen Angabe, aus der zu entnehmen ist, daß man unter den beschossenen Klötzen damals natürlich nicht verlaufne Mönche des fünfzehnten Jahrhunderts, sondern — die gestürzten Heidengötter der alten Sachsen verstand. Daher hat man einleuchtend vermutet, jenes Dorf Algermissen werde sich einst durch hartnäckigen Widerstand gegen den Bekehrungseifer der siegreichen Franken hervorgethan haben, und Kaiser Ludwig mag es gewesen sein, der ihm jene Abgabe auferlegte, als er in frommer Fortsetzung des Werkes seines großen Vaters Karl Dom und Bistum Hildesheim gründete und den Starrsinn der Algermisser endlich brach. Ist das Spiel gleichzeitig mit dieser Abgabe ersonnen, so wird es von Anfang an dem Zwecke gedient haben, durch eine sinnbildliche Darstellung an den Sturz der alten Götter zu erinnern.

Wenn es aber etwa auch damals nicht neu ersonnen, sondern nur eine umgedeutete Fortführung eines noch ältern gewesen sein sollte — nach dem, was wir im Laufe unsrer Betrachtungen schon kennen gelernt haben, keine unwahrscheinliche, sondern eine sehr nahe liegende Vermutung —, könnte dann nicht derselbe Spielvorgang vormals, als die Heidengötter noch in Ehren standen, einen frommen Sinn umschlossen haben? Etwa — ich bekenne, daß das nun freilich ein kühnerer Gedankengang ist — einen Vorgang dargestellt haben aus der alten Göttersage, nämlich den, der uns durch die jüngere Edda als nordisch bekannt ist?[1]) Um Baldur handelt es sich, den geliebtesten Gott. Träume haben ihm gesagt, daß ihm Gefahr drohe. Da beraten die Götter und denken des Lieblings Leben gegen jedes Geschoß zu sichern. Seine Mutter Frigg wird ausgesandt und läßt sich von Feuer und Wasser, Stein und Eisen, von Bäumen und Vögeln, von Schlangen und andern Tieren einen Eid schwören, ihrem Sohne nicht zu schaden. Frohlockend darüber ergötzen sich darauf die Götter damit, daß sie ihn vorn in die Versammlung stellen, wo nun einige auf ihn schießen, andre nach ihm hauen, noch andre mit Steinen nach ihm werfen; denn was sie auch thun, nichts kann ihm schaden. Nur der böse Loki ist verdrießlich darüber; er erforscht in andrer Gestalt von Frigg, daß allein die Mistelstaude nicht geschworen habe — sie sei ihr zu jung erschienen zum Eide —, die bricht Loki und veranlaßt den blinden Hödur, der bisher abseits gestanden, damit sich am Spiele zu beteiligen. Der thuts, und tot sinkt Baldur zur Erde. Die Freude aller Götter und Menschen ist dahin, und unermeßlich ist der Jammer. Dies der Bericht der Edda.

Der geliebte Gott und sein vielbeweintes Sterben steht im Mittelpunkt des nordischen Heidenglaubens. Daß aber auch unsre deutschen Vorväter beides mit ihren nordischen Stammesbrüdern gemeinsam geglaubt haben, steht außer Zweifel. Schon das Dasein des Nibelungenliedes bezeugt es, dessen erste Hälfte auch den tückischen Mord eines so Allgeliebten zum Gegenstande hat. Wie nun unsre Vorväter späterhin die Innigkeit ihres Glaubens an den Gekreuzigten in festlichen Darstellungen seines Leidens und Sterbens, den Passionsspielen, befriedigten, deren Entstehung in die ältesten Zeiten reicht, so mögen sie vordem in noch einfachern Formen den Tod ihres geliebtesten Göttersohnes auch schon in ernstem Spiele dargestellt haben, und

[1]) Die Darstellung nach Gylfaginning 49.

Digitized by Google

was dann die Bauern von Algermissen im Domhofe von Hildesheim zur Strafe für ihren störrischen Sinn alljährlich ansehen mußten, seitdem sie, endlich von der Gewalt fränkischer Waffen gezwungen, zum erstenmale das auferlegte Strafgeld dem Bischof eingebracht hatten, das wäre dann ursprünglich die christliche Verhöhnung eines ihnen ehemals heiligen Spielbrauches gewesen.

Noch ein ähnliches Altertum möchte ich zum Schlusse ausgraben. Gegeben hat es Vorführungen der erwähnten Art in der Heidenzeit, die ersten Anfänge des Dramas, das wissen wir genau. Und wären nicht Ausläufer davon bis auf unsre Tage geblieben, so wüßten wirs zuverlässig genug aus dem Berichte in der Germania des Tacitus. Er sagt, es habe auf einem Eilande des Ozeans ein heiliger Hain gestanden und darin ein Wagen mit einem Tuche verhüllt, einer Göttin geweiht. Zu gewisser Zeit erscheine diese selbst in ihrem Heiligtum. Nur der Priester erkenne ihre Gegenwart, nur er dürfe den Wagen berühren. Dann fahre sie, von Kühen gezogen, von dem Priester ehrfurchtsvoll geleitet, durch das Land. Und allerwärts, wo sie einzuziehen und zu verweilen geruhe, seien frohe Tage und festlicher Schmuck. Offenbar also eine Art dramatischer Vorführung, nur dem Inhalt nach von dem vermuteten Balderspiele verschieden, das Gegenstück dazu.

Die Frühlingsgottheit ist es, von der der Römer erfuhr, das erste Grün gewisser Bäume und Sträucher das Zeichen, woran der Priester ihre Gegenwart merkte. Das Fest aber hat die heidnische Zeit überdauert. Nicht den Frühlingsgott zwar, aber den Frühling holte man noch jahrhundertelang ein in festlichem Umzug und begrüßte ihn mit feierlichen Gesängen. Auf diesen ernsthaftern Teil der Feier folgten Tage munterster Fröhlichkeit, Festtage vor allem des jungen Volkes; denn wie Bäume und Äcker, so segnete vormals Göttin oder Gott, so beglückte jetzt der einziehende Frühling in besondrer Weise die jungen Paare der Menschen. Sie gesellten sich darum in dieser Zeit zu einander in Spielen und Reigentänzen. Die sogenannte Dorfpoesie des Mittelalters bezeugt uns das Fortleben dieses Brauches für die Zeit, wo die Minnesänger sangen; in Deutschland weitverbreitete Volkssitten des Mai- oder Pfingstbaums und andre Umzüge sind Reste davon bis heute.

Es wäre zu verwundern, wenn das Kinderlied, das, wie wir gesehen, ein so gutes Gedächtnis hat, nicht auch diese Erinnerung bewahrt hätte. Wir wollen sehen. Wieder trägt das Stück, in dem wir nun den Ausläufer eines altheidnischen Frühlingstanzspiels erkennen wollen, die Spuren so hohen Altertums keineswegs offenkundig an sich. Die Kinder schließen einen Kreis. Eins, der Bauer, steht in der Mitte, ihn umschreiten die andern, im Takte nach der bekannten Melodie: „Was kommt dort von der Höh“ folgendes Lied singend:

1. Herr Bauer, hast du Geld?
   Herr Bauer, hast du schönes Geld,
   Schönes, schönes, schönes Geld,
   Herr Bauer hast du Geld?
2. So nehme (so!) dir ein Weib! usw.
3. So küsse du dein Weib! usw.
4. So schlage du dein Weib! usw.
5. Kniet nieder auf die Erd! usw.
6. Steht auf von dieser Erd! usw.
7. Geh wieder (zum Bauer) in den Kreis! usw.,

worauf dieser das erwählte Weib im Stich läßt und das Spiel von neuem beginnt:

Herr Bauer, hast du Geld usw.

Digitized by Google

Die Erwählung eines Weibes und die Eheschließung ist der Inhalt des leichtverständlichen Spieles, und beigemischt erscheint eine spöttische Andeutung über häuslichen Zwist in einer solchen bäuerlichen Ehe. Eine etwas veränderte Fassung stellt die allmähliche Ausweitung dieses ländlichen Hausstandes dar. Sie lautet:

1. Der Bauer, der ging ins Holz,
Der Bauer, der ging ins Holz,
Der Bauer, der ging ins Kirmesholz,
Si ſa Kirmesholz,
Der Bauer, der ging ins Holz.
2. Der Bauer nahm sich ein Weib, usw.
3. Das Weib nahm sich ein Kind, usw.
4 u. ff. Dies eine Magd, sie einen Knecht, der eine Kuh. usw.

Hier sitzt der Bauer auf einem Fußschemel, und alle aus dem umschreitenden Kreise hineingerufnen setzen sich über einander auf jenen. Der Schluß ist, daß man ihm seinen Sitz unten wegzieht, sodaß nun alles schreiend, kichernd, quiekſend durch einander purzelt.

Hier hat also der Scherz die Oberhand. In dieser oder jener Gestalt oder in beiden zuweilen verschmolzen ist Spiel und Lied bezeugt, natürlich mit viel kleinen Abweichungen, von Mitteldeutschland bis ins Preußenland.[1]) Dagegen ist in Münster in Westfalen[2]) der harmlose Scherz umgeschlagen in den geringschätzigen Spott des Städters über den Bauer. Merkwürdig nur und vorläufig unverständlich, daß es dort mit der altertümlichen Feier eines volkstümlichen Festes verknüpft ist.

1. Guden Dag, Buer, in de Stadt!
Guden Dag, Buer, in de Kiärmißstadt,
Heissa vivat Kiärmißstadt. (Der Bauer im Kreise verneigt sich.)
2. O Buer, wat kost ju Heu?
O Buer, wat kost ju Kiärmißheu,
Heissa vivat Kiärmißheu,
O Buer, wat kost ju Heu?
3. Min Heu, dat kost 'n Kron; usw.
4. O Buer, dat is viel te düer; usw.

Nun mit gewaltsamem Übergange:

5. O Buer, nu söck di ne Frau.
6. Düt is mine leiwe Frau.
7. O Buer, wat ne schöne Frau.
8. O Buer, nu söck din Kind.
9. Düt is min leiwe Kind.
10. O Buer, wat 'n schönet Kind.
11. O Buer, nu söck din Knecht — dann Magd.
16. Nu gieſt den Buer en Schup,
Nu gieſt den Buer en Kiärmißschup!

Dann dringen alle auf ihn ein, und er entflieht.

---

[1]) Die beiden oben gegebnen Fassungen sind die in meiner altenburgischen Heimat üblichen. Andre bei Dunger 348. Fiedler (Volksreime und Volkslieder in Anhalt-Dessau. Dessau, 1847) Nr. 89. Müller 203, 19. Frischbier 660. Friedrich Drosiehn (Deutsche Kinderreime. Nach seinem Tode herausgegeben von Bolle und Polle. Leipzig, Teubner, 1897) Nr. 291. Erk, Volkslieder II, 29. Liederlexikon 602. Gewiß nun auch bei K. Dähnhardt: Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen. I und II. Leipzig, Teubner, 1897/98, was mir jetzt nicht zur Hand ist.

[2]) Josef Weingärtner a. a. O.

Digitized by Google

So kennen wir das Lied genug, um es nun mit einem andern zu vergleichen und darin auch nur eine andre Gestaltung desselben Stoffes wiederfinden zu können. Diese ist ausschließlich im westlichen Deutschland und den Niederlanden verbreitet und in der gegenwärtigen Verfassung auch ein Spottlied wie das Münstersche. Nur daß der Spott noch schärfer ist und nicht vom Bürger gegen den Bauer gerichtet ist, sondern — doch hören wir es selbst aus dem entsprechenden Spiel in Kleve:[1])

1. Et ging ne Pater langs te Kant (Ufer).
Heis was (d. h. hei t'was) in de Mai!
En nohm en Nönneke bei de Hand.
Heis was in de Mai, Mai, Mai!
Heis was in de Mai!
2. Och, Nönneke, willt gei mit min gohn, Heis usw.
Allwor de möje (schönen) Blümkes stohn? Heis usw.
3. Nou, Pater, spreit ou swarte Kapp (Kutte),
Allwor de Frau de Box (Hose) mit lappt.[2])
4. Pater, geft ou Nonn en Sün (Kuß),
Det mögt gei (ihr) noch well seßmol duhn.
5. Pater, bört (d. h. hebt) ou Nonn es op,
En danzt dermit as en Kermespopp!
6. Och, Pater, gei mott scheie (scheiden) gohn,
Heis was in de Mai!
Dat Nönneke dat mott blieve stohn.
Heis was in de Mai, Mai, Mai!
Heis was in de Mai.

Wie beim Munkelspiel (Mönchumwerfen) oben giebt sich hier die Spur der Reformationszeit zu erkennen, und wir wundern uns nicht, daß das Lied in dem großen Freiheitskampfe der Niederländer gegen Philipp II. von den Geusen gesungen worden sein soll.[3]) Die Zustände, die der giftige Hohn trifft, spiegeln sich auch sonst in Kinderspiel und -lied. Im schwäbischen Pfänderspiele, Winkel-um, dem anderwärts bekannten Kämmerchen-vermieten entsprechend, ist das Nonnenküssen eine der auferlegten Strafen.[4]) Der Gestrafte erscheint als Pater, begehrt eine Nonne zu küssen und muß nun so oft wiederkommen, bis sich eine willig findet. Und überall verbreitet sind ähnliche Spottverse wie der aus Basel:[5])

Dört unde, dört obe
Wos Bächeli abe lauft,
Dört het der Kapuziner
Si Kutte verkauft,
Het d' Schlürpli abzoge
Und's Noster ufghängt,
Hets bete vergesse,
Isch de Maitli nochg'rennt.

Aber daß unser Lied auch von den Geusen und aus jener Zeit herstamme, wie behauptet worden ist, das können wir nach diesen Betrachtungen nicht zugeben.

---

[1]) Firmenich I, 380; ähnlich noch als „Volkslied" aus Antwerpen III, 679 und aus Brabant III, 660.

[2]) Dafür in der niederländischen Fassung:
door auw heilege Nonn op stap (auftrete).

[3]) Angabe bei Firmenich III, 679.

[4]) Meier 419.

[5]) Basler Kinderreime 47.

Digitized by Google

Denn kein Zweifel danach, daß der Spott der Niederländer gegen Mönch und Nonne dem Liede ursprünglich ebenso fremd gewesen ist, wie der des Münsterschen Stadtbürgers gegen den Bauersmann. Er ist ja auch unvereinbar mit der durch Wort und Weise vernehmlich hindurchklingenden hellen Heiterkeit. Noch aber ist deren ursprüngliche Veranlassung in den westdeutschen Fassungen sichtbar und ausgesprochen, der Mai, der Mai. Noch wurde es vor fünfzig Jahren,[1]) vielleicht gilt das bis heute, und ich weiß es nur nicht, in Kleve vom jungen Volke beim Umtanzen des Maibaums gesungen und gespielt, und zwar in derselben Weise wie anderwärts von den Kindern: „Herr Bauer, hast du Geld." Der geschlossene Kreis springt im Tanze um den Pater herum, und wenn der gewählt hat und dann die beiden bei der dritten Strophe niedergekniet sind, um sich dem Gebote der vierten folgsam zu küssen und sechsmal den Kuß zu wiederholen, dann wird das von den Tanzenden mit lautschallendem Jubel begleitet.

Denken wir uns nur an die Stelle des Paters und der, wie es im Niederländischen besonders giftig heißt, „heiligen Nonne" ein rechtschaffnes, unschuldiges Pärchen — noch lebt in der niederländischen Überlieferung die Erinnerung daran in den zärtlichen Worten der ersten Strophe: „er nahm sein süßes Lieb bei der Hand" —, dann haben wir eins von den fröhlichen Tanzspielen, das unsre Urvoreltern vor tausend und mehr Jahren übten, wenn der Frühlingsgott auf seinem Wagen oder Schiffe segnend seinen Umzug durch das Land hielt. Und manches unsrer Urelternpaare mag sich bei solchem Spiele zu einander gefunden haben.

In ganz anderm Sinne und Umfange als etwa das Erzeugnis eines schaffenden Dichters haben also die Kinderlieder, hat jedes von ihnen seine Vorgeschichte. Hier wird wenig, ja ich möchte glauben, nichts ganz neu geschaffen, sondern Vorhandnes nur immer wieder anders angewandt. Was die Ausführungen oben zum Beweise dessen beigebracht haben, erstreckt sich freilich auf einen sehr kleinen Bruchteil des großen Gebiets und ist selbst da noch unvollständig, nur eine Auslese aus größerm Vorrat. Allein Vollständigkeit im strengen Sinne würde hier thatsächlich vom Hundertsten zum Tausendsten führen; denn mit gröbern oder feinern Fäden hängt da, buchstäblich genommen, alles unter einander zusammen. Und es gäbe kein Ende. Aber das Dargebotne wird genügen, einerseits zur Prüfung der eben wiederholten Behauptung anzuregen und andrerseits die den vorausgehenden Betrachtungen zu Grunde liegende Ansicht zu rechtfertigen. Wie nämlich längst einzelne Kinderlieder für sich zu wertvollen Mitteln wissenschaftlicher Erkenntnis gemacht worden sind, bis auf Rudolf Hildebrand fast ausschließlich auf dem Gebiete des alten Götterglaubens, so kann auch die vergleichende Betrachtung ihrer geschichtlichen Entwicklung für das weite Gebiet der deutschen Volkskunde in mehrfacher Beziehung fruchtbar werden.

Berlin — Oskar Streicher

[1]) Angabe bei Firmenich I, 380.

Digitized by Google

Thüringer Märchen

Von J. H. Löffler

1. Die Tanzbuche

Was einmal der Bauer Johann Michael Sauermilch in Königsweiler erlebt hat, das mag wohl noch nicht oft passiert sein. Weil sein Erlebnis aber mit der Tanzbuche zusammenhängt, so muß erst gesagt werden, wie es um diesen Baum bestellt war, und woher er den lustigen Namen hat.

Das Dorf, in dem der Bauer Johann Michael Sauermilch lebte, lag in einem langen Thal zerzettelt also, daß von einem Haus zum andern dem Thal entlang immer ein gut Stücklein Wegs war, beinahe als wäre keinem Bauer was an einer Nachbarschaft gelegen gewesen, die ihm etwa in die Suppenschüssel oder zum Bodenloch hineinsehen könnte. Die Äcker und Wiesen hinter dem Hause und der Garten davor waren ein Ganzes, zu dem auch noch ein Stück Wald droben am Berg gehörte. Und so saß jeder Bauer in seinem Hof und Eigentum wie ein kleiner König, und darum mag das Dorf auch Königsweiler geheißen haben.

Nun stand in dem Walde des „Hannmichel" — so nannten sie den Bauer Sauermilch — eine schöne große Buche, die sein Stolz war. Sie stand über dem Berge drüben in einem Kessel, von dem ein Gründchen auslief hinab zu einem tiefen Waldgrunde. Nicht weit unterhalb der Buche war ein Brünnlein, von dem aus ein munteres Wässerchen thalein hüpfte. Das war das Zwergenbrünnlein.

Die große Buche war der Tummelplatz der Zwerge nachts, wenn alles in der Welt schlief. Und das Zwerggeschlecht, das hier hauste, soll mit von Jubal, dem Erzgeiger und -pfeifer, abstammen. Es waren nämlich alle Sprossen dieses Geschlechts Spielleute, ausgezeichnete Musikanten, die immer nur lustig aufspielten — heisa hopsa! —, wenn andre Zwerggeschlechter Gold schürften, oder in ihren unterirdischen Werkstätten Spangen und Ringe und Königskronen schmiedeten. Ihre musikalischen Allotria trieben sie am tollsten um Mitternacht.

Jeder der Zwerge hatte eine niedliche Strickleiter, geflochten aus langen Haaren, die sie schlafenden Elfen heimlich abgeschnitten hatten, und am obern Ende war eine seidne Schnur mit einer goldnen Kugel, und am untern Ende waren zwei ebensolche Kugeln zum Ausspannen der Leiter. Wenn die Zeit der Tollheit kam, warf jeder die goldne Kugel an der seidnen Schnur über einen Ast der Buche, daß ihn die Kugel umschlang und die Leiter fest hing, woran er nun in die Krone der Buche emporstieg. So war bald das lustige Völklein oben und setzte sich zurecht zum vergnügten Aufspielen, und da fiedelte, schwirrte, flötete und klang es, daß alles ringsum zu hüpfen und hopsen, zu walzen und schleifen anfing, wies auf einem Kirchweihtanzboden nicht ausgelassener zugehn kann: alte Buchnußhülsen, Tannen- und Kiefernzapfen, Käfer, Nachtschmetterlinge, Fledermäuse, Eulen — alles kam herbei und vergnügte sich unter der Tanzbuche nach dem Takt der Zwergenmusik. Und wenn es einer alten Schnecke einfiel, aus ihrem grauen Haus heraus-

Digitized by Google

zugucken und es ihr dann auch in der Sohle nach dem Takt zu krabbeln anfing, daß das Haus ins Wackeln kam, rollte es mitsamt der übermütigen Schnecke den Berg hinab. Auch das junge Baumzeug unter der Buche und um die Buche herum schlug die Hände zusammen und nickte vergnügt mit den Köpfchen und hätte gern mitgehüpft, wenn die Füße nicht in der Erde festgesteckt hätten. Sogar die alte Buche, die sich über dem ganzen Spaß wie ein gewaltiges Zelt ausbreitete, bekam in ihren Zweigen das Tanzschütteln und -wiegen bis hinauf zum höchsten Gipfel.

Einmal brauchte der Bauer Johann Michael Sauermilch Geld und wußte nicht, woher er welches nehmen sollte. Da kam er auf den einfältigen Gedanken, die große Buche am Zwergenbrünnlein umzumachen und das Holz zu verkaufen. Daraus löste er viel Geld. Er behielt aber etliche Klötze von der Tanzbuche als Nutzholz für sich. Aus Langeweile schnitzte er sich im Winter aus einem Klötzchen davon einen neuen Stiefelknecht und ein Katzentröglein. Beide standen unter der Ofenbank neben einander. — Die Tanzbuche hatte in ihrem langen Leben aber so viel Musik von den Zwergen gehört, daß sie ganz davon durchdrungen war und jedem Spänlein von diesem Baume etwas davon im Gedächtnis hängen geblieben war, so auch dem Stiefelknecht und dem Katzentröglein. Wenn der „Hannmichel" nachts seine Leute ins Bett kommandiert und die Lampe ausgelöscht und sich selber aufs Ohr gelegt hatte, und es ganz still in der Stube war, und nur die große Wanduhr ihr Ticktack machte; da fingen das Katzentröglein und der Stiefelknecht unter der Ofenbank mit einander an zu flüstern von der alten lustigen Zeit, und wie sie jetzt doch eigentlich ein recht trauriges Dasein hätten. — „Hannmichels" übrige Buchenklötze lagen traurig im Schuppen und schmollten über die Vergänglichkeit alles Spaßes. In der Stadt aber, wohin der Bauer die Hauptsache von der Tanzbuche verkauft hatte, lagen bei einem Tischler aus dem Stamm geschnittne Bohlen auf dem Boden zum Austrocknen; denen that auch das Inwendige weh wegen ihres Schicksals. Und auf dem Boden des Rentners Hans Schmortopf, den man immer in langem Schlafrock und weißer Zipfelmütze sehen konnte, lag ein großer Haufen klaren Holzes auch von der Tanzbuche. Wenn die Haushälterin davon einen Arm voll in den Ofen steckte, da begann darin ein Singen, Pfeifen und Prasseln, als wär eine Zwergenhochzeit.

In „Hannmichels" Wald am Zwergenbrünnlein aber saßen um Mitternacht die kleinen Kerle in der Runde an der Quelle und weinten bitterlich um ihr geraubtes Heiligtum, und wenn sie doch einmal ihre Instrumente aus ihren Säcklein hervorzogen und zu spielen anfingen, so war das eine richtige Trauermusik, und aus den Fichten und Kiefern ringsherum quollen dicke Harzthränen hervor. Nach einer solchen wehmütigen Musikaufführung sprach einmal der Zwergenkönig Holzrührlein: Liebwerte Spielgesellen! Genug sei nun des Trauerns! Von Stund an sei ein jeglicher entbunden des Spielzwangs hier an diesem Brünnlein, bis allda wieder eine stattliche Buche grünet und pranget. Alsdann soll wieder eine fröhliche Zeit anbrechen. Bis dahin aber ziehe jeder nach eignem Gelüste seines Wegs und spiele auf am Ufer den Fröschen oder Krebsen, auf dem Felde den Hühnern, Hasen, Mäusen und Maulwürfen, in den Häusern jeglicher Kreatur zum Schlaf und Traum. Aber haltet euch die Haut heil und die Instrumente in gutem Stand bis zum Anbruch der fröhlichen Zeit hier an diesem Brünnlein unter einem neuen Buchendach!

Also gingen sie aus einander in alle Winde, ein jeder seines Wegs. Und der Zwerg Moosfried wandte sich dem Dorfe Königsweiler zu und kam an das Haus des Johann Michael Sauermilch. Da waren an der Wand zum Festhalten

Digitized by Google

eines Weinstocks Latten quer angenagelt, und einen Fuß weit unter der Dachrinne guckte eine Rebe zum Luftloch hinein. Das war reichlich so groß, daß eine alte Katze hindurch hätte kriechen können. Moosfried hatte scharfe Augen und übersah das alles ganz pfiffig und kletterte, das Geigensäcklein auf dem Rücken, an der Wand hinauf, von einer Weinlatte zur andern bis zum Luftloch und schlüpfte hinein und lauschte, ob da in der Bauernstube auch die Luft rein sei. Der Mond schien in die Stube so schön hell, daß der Moosfried ganz deutlich sehen konnte, wie der „Hannmichel" auf der Ruhebank lag. Und weil der kleine Fiedler glaubte, der „Hannmichel" schlafe, setzte er sich solcher Art ins Luftloch, daß er die Beinchen in die Stube hineinbaumeln ließ, zog die Fiedel aus dem Sack und fing an, lustig aufzuspielen zu dem vermeintlichen Bauerntraum.

Aber der „Hannmichel" schlief nicht, und noch viel weniger träumte er, obgleich er die Augen geschlossen hielt. Als nun das zarte, allerliebste Zwergenliedlein anhub, sprang der „Hannmichel" etwa nicht gleich auf. Denn ein Bauer erschrickt nicht gleich vor jeder Kleinigkeit, hat aber immer ein wenig Schlauheit vorrätig. Der „Hannmichel" fing mit seinen Augen schlau an zu zwinkern und entdeckte auch bald den kleinen Musikanten im Luftloch. Der aber hatte davon keine Ahnung und glaubte immer, der Bauer schliefe, weil er sich nicht rührte und regte. Und so spielte der Moosfried andächtig weiter.

Die beiden Kameraden unter der Ofenbank, der Stiefelknecht und das Katzentröglein, hatten schon längst mit einander geflüstert von ihrem traurigen Dasein. Als nun die alte liebe Musik ertönte, da ward es ihnen ganz fröhlich und tanzerig in ihrem Inwendigen. Und es dauerte gar nicht lange, so stieg die Lust in ihnen zu einer solchen Höhe, daß sich der Stiefelknecht aufrichtete und sich vor dem Katzentröglein vornehm verneigte wie ein Herr vor einer Dame, die er zum Tanz auffordert. Auch das Katzentröglein erhob sich und machte ein Knickslein, und der Stiefelknecht umfaßte es, und — heidi! — walzten sie mit einander in der Stube herum im Mondenschein, als feierten sie ihre Hochzeit.

Dieser Spaß war dem „Hannmichel" doch zu toll — denn er sah alles nur zu deutlich —, sodaß er laut zu lachen anfing. Hopphopp! waren Stiefelknecht und Katzentröglein wieder unter der Ofenbank und rührten sich nicht und thaten, als wüßten sie von der ganzen Geschichte nichts.

Und Moosfried, der Spielmann, hatte schnell die Fiedel ins Säcklein gesteckt und war auf und davon, als der Bauer Johann Michael Sauermilch sich dämisch erhob und sich bedächtig hinter dem Ohr kratzte. So etwas war ihm noch nicht vorgekommen und auch sonst wohl niemand.

Aber an dem Zwergenbrünnlein steht heute noch keine neue Tanzbuche wieder, obwohl Zeit genug vergangen ist, daß nunmehr eine größere dastehn könnte, als jene war, die der „Hannmichel" umgemacht hat. Heute stehn da nur Kiefern, und die sind den Zwergen zu stachelig.

Gott weiß, wo sich dieses Spielmannsgeschlecht nun herumtreibt.

2. Der Ahorn

Es war einmal ein Büttner in dem Dorfe Eisenheim, den hießen sie den Baumschinder. Das durfte er aber nicht hören, weil er sonst in Wut geriet. Den Namen Bartel ließ er sich gefallen, obgleich er nicht auf Bartholomäus getauft war. Sondern sie nannten ihn so, weil er immer eine Barte mit sich trug. Das ist ein kleines Beil. Wenn er an einem Baum vorbeiging: Flitsch! hieb er damit von der Rinde einen Fetzen weg. Das konnte er gar nicht anders, und wenn ihm auch angst dabei wurde. Er war schon mehrmals deswegen von den Schöppen

Digitized by Google

gestraft worden. Es war ein Jammer, wenn der Bartel in den Wald kam. Da mußte mancher Baum bluten.

Im tiefen dunkeln Wald kam er einmal an der Laube der Hexe Akris vorbei. So hieß die Hexe, weil sie Flügel hatte wie eine Heuschrecke, aber größer, wie sie sich eben für eine Hexe schicken. Flitsch! flog ein Fetzen Rinde weg von einem stolzen Acer oder Ahornbaum, unter den sich die Hexe gern setzte, wenn sie sich Strümpfe strickte oder ihre Flügel ausbesserte. Wütend schoß die alte Heuschrecke aus ihrer Laube heraus, daß der Bartel einen Satz machte so hoch wie ein Backhäuschen, und die Angst ihn trieb, so schnell er nur laufen konnte. Die Hexe schwirrte hinter ihm drein wie ein Stein aus der Schleuder. Und dabei kreischte sie:

Krixo, krixo, sphendone!
Stehe, Acer, steh!
Krixo, krixo, sphendone!
Stehe, Acer, steh!

Da wurden dem Baumschinder die Beine immer schwerer und schwerer, als hinge an jedem Fuße ein großer Klumpen Erde. Und er stand still und wurde starr wie ein Holzklotz. Aus seinen Füßen wuchsen Wurzeln tief in die Erde hinein. Da war an ein Ausreißen nimmer zu denken; die Arme zog es ihm in die Höhe gleich Baumästen. Und der Holzklotz wuchs durch den Kopf und die Pechkappe hindurch immer höher und höher zu einem Baumstamm. Und überall kamen Äste heraus, und auch aus den Armen, aus denen die dicksten Äste wurden. Aus den Kleidern wurde Ahornrinde; es wuchsen überall Zweige hervor mit Blättern, alles nach der Art des Ahorn. Am Ende stand ein richtiger Ahorn da, und die Luft spielte in den Blättern, und ein Fink und eine Amsel setzten sich in die Krone und sangen ihre Lieder. Die Hexe aber stand davor und schwirrte vergnügt mit den alten geflickten Flügeln und fing auch an zu singen:

Stehe, Acer, steh!
Bis dir das Fell thut weh
Vom Eisen oder Stahl.
Dann reiß dich los und hüpf und spring,
Jag über Berg und Thal
Den Schinder mit dem Eisending,
Daß ihn der Tod verschling.
Krixo, krixo! Sphendamnos!
Du kommst nicht eher wieder los,
Bis eigne Sünde du gerächt.
Das ist der Akris Spruch und Recht.

Wohl hundert Jahre stand der Bartel als ein Ahornbaum im tiefen dunkeln Wald. Und wenn die Hexe Akris an ihm vorbeiging, sang sie:

Krixo, krixo, sphendone!
Stehe, Acer, steh!
Bis dir das Fell thut weh!

Und dann kicherte sie, daß der Bartel-Ahorn vor Wut brauste. Und dann lachte die Akris hell auf und wackelte mit dem Kopfe und schwirrte mit den Flügeln, daß der Hase aus seinem Lager fuhr, und der Eichelhäher scheu wurde wie vor einem Jagdhund und schrie:

Böse Mär
Schwirrt daher
Kreuz und quer!

* * *

In demselben Dorf Eisenheim, wo der Bartel gelebt hatte, als er noch kein Ahorn war, hatte wohl hundert Jahre danach ein Knabe von seinem Großvater ein Messer zum Geburtstag geschenkt erhalten, das schnitt wie Gift. Den Knaben aber hießen sie den Alfanz, weil Alfanzerei seine größte Kunst war. Wenn er draußen seine Wege ging, hatte er immer sein Messer in der Hand, ließ es in der Sonne blitzen, zog die Schneide zwischen den Fingern durch, oder strich mit dem Daumen darüberhin wie ein Barbier an seinem Barbiermesser, und kam ihm eine Distel- oder Klettenstaude in den Weg: Schnipp! flog der Kopf weg. Aber auch mit den Getreideähren machte ers so. Seine liebste Zeit war der Frühlenz. Das ist ja auch bei den andern Buben und Mädchen so, weil sie da bei lustigem Lerchengesang Veilchen suchen, auf dem Anger Ringelreihen und dergleichen machen, oder Pfeifen und Schalmeien klopfen können. Aber der Alfanz hatte da seine Extrafreude. Wo er eine Birke fand, da schnitt er ein Loch in die Rinde, steckte ein Röhrlein hinein und hielt sein ungewaschnes Maul darunter, den herauslaufenden Saft, das Birkenblut, damit aufzufangen. Auch mit dem Ahorn machte ers so.

Kam da einmal der Alfanz in die Waldgegend, wo vor hundert Jahren dem Baumschinder Bartel von der Hexe Akris der böse Streich gespielt worden war. An dem Ahorn vor der Laube der Hexe ging er vorüber. Er mußte ihn nicht gesehen haben. Das war sein Glück. Das Schicksal erreichte ihn aber dennoch. Auf einmal erblickte er den Bartel-Ahorn. Wie der Wind war er da und fing eben an, ein Loch in die Rinde zu schneiden und mit der Messerspitze zu bohren. Da begann der Ahorn mit seinen Füßen zu ziehen, ganz heimlich, und die Wurzeln lösten sich leicht aus der Erde, und als der Alfanz das merkte, erschrak er entsetzlich und begab sich schleunigst auf die Flucht. Zu spät! Der Ahorn-Bartel hüpfte und sprang hinter ihm drein, daß es krachte. Schwupp! traf er mit einer Rute den Alfanz auf den Buckel, und der schrie hellauf und lief wie ein Spitzbube. Das ging eine Weile so fort: Schwupp! — Schwapp! — Schwupp! — Schwapp! An einem breiten Uferrande stürzte der Alfanz zwischen eine große Distelfamilie. Da lag er nun wie tot. Es ging aber noch immer etlichemale: Schwupp! — Schwapp! Weil sich dann aber der Bube gar nicht mehr regte und auch nicht einen Finger mehr rührte, so hörte endlich der Bartel-Ahorn auf zu dreschen. Seine Blätter flogen in den Wind, Stamm, Äste, Zweige und Wurzeln schrumpften mehr und mehr ein, aus dem Saft wurde wieder rotes Bartelblut, die Rinde wurde fadenscheinig, und es kamen Westen- und Jackenknöpfe zum Vorschein: endlich stand der Bartel wieder da wie vor hundert Jahren (nur in der Weste war ein Löchlein — vom Anzapfen), hatte sogar seine Pechkappe noch auf, und seine Barte lag neben ihm, rot vom Rost, und er lupfte seine Kappe und strich sich die Haare aus den Augen und schaute sich verwundert um wie ein kleines Kindlein im Federkissen, wenn es unter einem Birnbaum auf dem Felde erwacht, allwo seine Mutter ein gut Stück davon mit dem Vater Weizen schneidet. Es kam ihm sein neues Dasein so merkwürdig vor, daß er den Alfanz ganz und gar vergaß. Seine Barte aber hob er auf, drehte sie um und um und sann nach. Dabei war es, als zöge ein Blumenknöspleiu durch sein Gesicht; das war aber bald weg, und ihm folgte ein schwarzes Wölklein, und bald fielen daraus einige schwere Tropfen herab. Plötzlich schleuderte er seine Barte mit einem Fluch in den Fluß. Dann ging er flußaufwärts, legte die Arme auf den Rücken und guckte in das junge Gras, über das er ging. Er mußte Schweres zu sinnen haben, setzte sich ans Ufer und sah in das fließende Wasser. In den hundert Jahren mußte viel davon dahinabgeflossen sein.

Der Alfanz lag mit seinem Gesicht neben der Distelmutter. Sie und alle ihre Kinder, Schwiegersöhne, Schwiegertöchter und Enkel ringsherum gafften den toten Buben an und wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Denn einen hüpfenden und springenden Ahorn, der einen Buben totschlägt, hatten sie alle noch nicht gesehen, viel weniger, daß aus einem Ahorn ein Mensch geworden wäre.

Die Distelmutter sah das blitzende Messer in des toten Buben Hand, die den Messergriff so fest umklammerte, als wäre sie selbst von Eisen. Aha! sagte die Distelmutter, das ist der Distelschinder! Mit dem blitzenden Ding da hat er im vorigen Sommer meinen Kindern die Köpfe weggeschnippt. Und sie merkte, daß in der Brust des Buben noch Atem war, und streckte eine Hand ein wenig aus und tippte mit einem Finger dem Alfanz an die Nasenspitze. Die Distelfinger haben aber, wie alle Welt weiß, statt der Fingernägel verwünscht spitzige Stacheln. Und von der Berührung des Distelfingers entstand an der Nasenspitze des Alfanz ein Blutströpflein, klein wie eine Stecknadelkuppe, und durch sein Gesicht ging ein kleiner Schmerzensriß. Und wieder tippte die Distelmutter mit ihrem Finger an die Nase, ein klein wenig weiter oben, daß das Gesicht wieder zuckte und über dem Blutströpflein an der Nasenspitze ein zweites hervorkam, und dann zauberte sie noch ein drittes hervor. Grinsend schaute sie ringsherum im Kreise ihrer Lieben und zeigte auf die drei Blutströpflein an der Nase und winkte und grinste immer lustiger. Nun ging es dem Alfanz schlecht. Die ganze Distelsippschaft begann ihn zu stechen, ins Gesicht, in die Hände, durch die Hosen hindurch und in die nackten Füße. Mit jämmerlichem Geschrei sprang da der Alfanz auf. Er war nicht wirklich tot. Und nach dem Spruch und Recht der Hexe Akris wäre da in dem ganzen Zauber eigentlich ein Versehen vorgekommen. Denn danach hätte der Bartel-Ahorn doch erst dann in einen Menschen verwandelt werden können, wenn der Ahornanzapfer richtig und ganz tot geblieben wäre. Wie mans nehmen will. Denn hinter allem Zauber und Bösen steht in Ewigkeit die Gnade. So wird es nicht ein Versehen, sondern Gnade gewesen sein. — Alfanz floh und schrie jämmerlich.

Als der nachdenkliche Bartel das Geschrei hörte, stand er auf und stellte sich dem daherkommenden Alfanz in den Weg. Steh, Bube! Bist du nicht tot? sprach der Bartel mit tiefer Baßstimme. Warum schreist du so?

Der Alfanz blieb stehn. Er hatte immer noch sein Messer in der Hand und starrte den Bartel an und hörte auf zu schreien. In weinerlichem Tone antwortete er dann: Die bösen Disteln haben mich blutig gestochen. Dem Bartel fiel da das Ahornanzapfen ein, und er sprach: Und du hast mit deinem Messer da den Ahorn angestochen! Weißt du das noch? Dafür hast du deine Strafe vom Ahorn bekommen. Hast du vielleicht auch den Disteln einmal weh gethan? Der Alfanz riß die Augen weit auf und glotzte den Bartel an. Dann nickte er. — Da hast dus! Ich war auch ein Frevler und habe hart dafür büßen müssen. Danach fuhr der Bartel fort mit feierlicher Baßstimme: Ich habe sinniert in die vergangne Zeit zurück und hinüber und herüber. Und da habe ich solches bedacht. Das Eisen kommt aus der Erde; Gras und Kraut, Getreide und Wein wächst aus der Erde hervor, und auch die Disteln, Kletten, Birken und Ahorne wachsen aus der Erde hervor. Und alles hat seine Bestimmung. Und wer solcher Bestimmung zuwider ist, der frevelt. Ich bin ein Büttner und soll das schneidige Eisen in meinem Handwerk spielen lassen, aber nicht zum Baumschinden. Und du sollst es brauchen zum Griffelspitzen und Brotschneiden, aber nicht zum Frevel an Gottes Schöpfung. Und nun wirf dein Sündenmesser ins Wasser, wie ich meine Sündenbarte hineingeworfen habe.

Digitized by Google

Das that auch der Alfanz. Und dann gingen sie mit einander heim. Der Bartel büttnerte wieder im Dorfe, denn es war nach ihm kein Büttner in den hundert Jahren da aufgekommen. Er wurde als ein aus der Fremde her Eingewanderter angesehen. Seine alten Schimpfnamen waren mit der Barte im Fluß untergegangen, und man rief ihn bei seinem Taufnamen Ehrgott. Der Alfanz kam zu ihm in die Lehre nach seiner Konfirmation, ist nach dem Tode des Ehrgott Büttnermeister des Dorfes geworden und ist es noch bis auf den heutigen Tag, und er hat mir einmal auf einem Sonntagsspaziergang durch den Wald die ganze Geschichte erzählt mit dem Zusatz, daß er des Bartels Anteil vom Bartel erfahren habe, sonst wisse kein Mensch was davon.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die evangelisch-soziale Agitation. Wenn die Grenzboten schon den frühern Evangelisch-sozialen Kongressen ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben, weil sie für den Verlauf der gegenwärtigen sozialistischen Strömung von symptomatischer Bedeutung waren, so verdient der am 25. und 26. Mai dieses Jahres in Kiel abgehaltne zehnte Kongreß noch mehr Interesse. Die Verhandlungen des Reichstags über den Gesetzentwurf zum Schutz der Arbeitswilligen haben gezeigt, daß die öffentliche Meinung schon bedenklich irre geht. In kaum zwei Jahrzehnten sind viele in das Wirtschaftsleben und die historisch geworden Stellung des Staats zu ihm tief eingreifende gesetzliche Reformen im Interesse der arbeitenden Klassen durchgeführt worden, wie sie kein andres Menschenalter des Jahrhunderts und kein andres Land der Erde aufzuweisen hat. Trotzdem und trotz einer noch vor dreißig Jahren kaum von irgend einer Seite gehofften Hebung der materiellen Lage der breiten Schicht der unbemittelten Bevölkerung, trotz der eingestandnen Hinfälligkeit des Dogmas von der fortschreitenden Verelendung der Massen, das noch vor zehn Jahren der Grund- und Eckstein der sozialistischen Reformprojekte war, und trotz der Überzeugung der verbündeten Regierungen, daß die Förderung des Arbeiterwohls durch weitere zeitgemäße Reformen zu ihren vornehmsten Pflichten gehöre, trotz alledem sehen wir immer mehr gebildete Männer, die der sozialdemokratischen Partei nicht angehören, sich an Kundgebungen beteiligen, die mit einer früher nur bei der sozialdemokratischen Partei zu findenden Schärfe und Übertreibung allerlei Vorwürfe gegen den Staat in die Massen hinausrufen. Der Staat verabsäume seine Pflicht gegen die Arbeiter bis zur Unerträglichkeit, seine Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung schlage das Gerechtigkeitsgefühl des Volks ins Gesicht, die Lage der Arbeiter spreche der Humanität des Zeitalters Hohn, und die Staatsgewalt gäbe sich dazu her, im Interesse der herrschenden Klasse die untern an dem heiß ersehnten Emporsteigen zu einem menschenwürdigen Dasein zu hindern. Diese außerhalb der sozialdemokratischen Partei so stark angeschwollne sozialistische Strömung ist, das liegt auf der Hand, weit ernster zu nehmen als die Sozialdemokratie selbst. Sie erst setzt die sozialdemokratischen Anklagen und Ansprüche vor dem Volke ins Recht, und sie verdoppelt und verdreifacht damit die sozialdemokratische Macht über die Massen. Sie hat es dahin gebracht, daß das, was man nun einmal unter der öffentlichen Meinung

versteht, heute den Sozialdemokraten thatsächlich Recht giebt und auf der ganzen Linie für sie Partei nimmt. Mit dieser Lage müssen wir rechnen. Wir müssen uns mit ihr zurecht und aus ihr heraus finden, sobald als möglich. Vertuschen und Beschönigen hilft nichts mehr. Nur die rücksichtsloseste Offenheit kann auf Erfolg hoffen.

Es ist klar, welche Bedeutung es hat, wenn bei dieser Lage der Sache ein Mann wie Professor Kaftan auf dem Evangelisch-sozialen Kongreß über das Thema: „Das Verhältnis der lutherischen Kirche zur sozialen Frage" einen Vortrag hält. Solche Männer müssen sich doch, so sollte man meinen, der Verantwortlichkeit ihres öffentlichen Eingreifens in eine so ernste Bewegung bewußt sein; sie müssen doch einsehen, daß ihre Theorien und Ideen sofort in praktische Forderungen umgesetzt werden können, und daß es deshalb von vornherein geboten ist, sich selbst über das, was sie als soziale Reform vom Staat durchgeführt wissen wollen, klar zu werden und sich klar und unzweideutig darüber auszusprechen. Sie müssen das vollends als ihre Pflicht anerkennen, wenn sie nicht nur ihre eigne persönliche Stellung zu der sozialistischen Bewegung, sondern die Stellung der Kirche zu ihr vor allem Volk kund thun wollen und damit eine Macht der Sache dienstbar zu machen unternehmen, die sie selbst für die größte und heiligste halten.

Professor Kaftan gelangte in seinem Vortrage nach Behandlung verschiedner in der Frage neben einander gestellter Ja und Nein und Wenn und Aber, die hier nicht interessieren, in der Hauptsache zu dem Schluß: „Für die Ordnung des sozialen und wirtschaftlichen Lebens sind im Volkskörper andre Organe als die kirchlichen verordnet" — aber: „In ihrer eignen innersten Sphäre — der der Verkündigung und des Unterrichts — stellt der Kirche die soziale Bewegung eine Aufgabe, die sie nicht versäumen darf." Und diese Aufgabe formuliert er dann dahin, es sei die Pflicht der Kirche, ihre Stimme zu erheben und die soziale Reform auch an ihrem Teil zu befürworten und zu fördern. Aber was versteht er unter „der" sozialen Reform? Leider hat er das nicht so offen und unzweideutig, wie es seine Pflicht war, gesagt. Er unterscheidet sie an einer Stelle scharf von der innern Mission: „Die Sozialreform ist etwas prinzipiell andres als alle innere Mission. Gerade wer ein Freund der Reform ist, muß auf diesem Unterschied streng bestehn. Es handelt sich in ihr nicht um Liebespflichten, sondern um Fragen der Gerechtigkeit. Sie ist nicht darauf berechnet, Notstände zu lindern, Gefährdete, Verwahrloste, solche, die unter den Schlitten gekommen sind, zu retten und ihrem Mangel abzuhelfen. Sie will organische Veränderungen im wirtschaftlichen Leben herbeiführen und dadurch Notstände verhindern, im wesentlichen aber — nun eben reformieren, etwas neues schaffen, einen das gesamte Volk in allen seinen Gliedern berührenden Fortschritt herbeiführen."

„Nun eben reformieren, nun eben einen Fortschritt herbeiführen" — das ist „im wesentlichen" aber auch alles, was Kaftan als Ziel und Zweck „der Sozialreform" kund zu geben für nötig hält, wobei er doch der Kirche zuruft: Du hast deine Stimme zu erheben „für die Sozialreform."

Ein andres mal sagt er: Wir könnten den Menschen nicht in der höchsten und wichtigsten Beziehung, in seinem Verhältnis zu Gott, mündig sprechen, ohne ihm damit in jeder Beziehung „die innere Selbständigkeit als das zu erstrebende Ziel vorzuhalten." Darum seien die lutherischen Christen „Freunde und Parteigänger der Sozialreform," d. h. einer auf die Bildung selbständiger Persönlichkeiten angelegten Lebensordnung „gegenüber dem patriarchalischen System, das früher die Alleinherrschaft hatte." Und weiter führt er aus: „Es sind neue Zeiten heraufgekommen. Wir können uns nicht darüber täuschen, daß die patriarchalische Lebens-

form überall in der Abbröcklung begriffen ist." Wir empfänden das vielleicht schmerzlich. Aber es gäbe kein Zurück. Wir müßten vorwärts. „Nur durch umfassende und tiefgreifende Reformen des sozialen Lebens" dürften wir hoffen, eine neue und befriedigende Lebensform zu erreichen. „Wird sie erst wirklich sein, dann wird man sagen — unsre Enkel und Urenkel vielleicht: Es ist doch die Reformation Luthers, die den Anfang gemacht hat, sie zuerst hat dem alten System der patriarchalischen Bevormundung Fehde angesagt." Die lutherische Kirche solle die Zeichen der Zeit erkennen und für „die Sozialreform" eintreten. Sie solle nicht auf seiten derer stehn, die vor der Riesenaufgabe zurückschrecken. „Es ist ja leicht, tausenderlei Bedenken aufzubringen. Aber dergleichen zählt in der Kirche nicht. Für sie fragt es sich, was die Wahrheit ist, die Gott ihr zeigt. Im übrigen lebt und handelt man in ihr nach dem Grundsatz: Auf Hoffnung, da nichts zu hoffen ist." Und zum Schluß tröstet er seine Zuhörer damit, daß die Technik der Sozialreform die Kirche nicht kümmere; sie habe genug gethan, wenn sie das Volk dahin bringe, mit dem alten Rufe: „Gott will es" für die Sozialreform einzutreten.

Die Debatte über den Vortrag brachte das Bedürfnis, Klarheit an Stelle dieser grundsätzlichen Unklarheit zu setzen, zwar zum Ausdruck, aber befriedigt wurde es nicht. Die Anschauungen des Kongresses schienen die mit „anhaltendem, stürmischem Beifall" aufgenommnen und von keiner Seite, auch vom Vortragenden in seinem Schlußwort nicht angefochtnen Auslassungen Naumanns noch am vollkommensten wiederzugeben. Das Wort „soziale Reform," meinte er, sei in diesem Jahrhundert in einer Weise als abgegriffne Münze hin und her gegeben worden, daß man heute damit keinen bestimmten, recht faßbaren Begriff mehr verbinde. Aber Kaftan habe in seinem Referat gezeigt, daß er das Wort „nicht so unbestimmt" verstehe, sondern eine „ganz bestimmte Richtung" im Auge habe, wenn er das Wort „Sozialreform" gebrauche. „Wir müssen, fügte Naumann wörtlich hinzu, uns aber hüten, diese Richtung praktisch sozialer Thätigkeit, die er im Auge hat, hier, wo es sich um die Thätigkeit der Kirche im ganzen handelt, extrem bis in die Ecken hinein formulieren zu wollen. Verstehn Sie mich recht: ich für meine Person scheue mich nicht, auch dieses Verfolgen der Konsequenzen bis in ihre letzten Ecken hinein mit zu machen; aber ich weiß, daß, wenn man an die Kirche als Ganzes appelliert, man ein etwas von Minimalforderungen bringen muß, denn sonst werden wir gar nichts erreichen." Das vor allem Wohlthuende in dem Referate sei, so sagte er, die „Absage an das patriarchalische System auf der ganzen Linie." Es sei etwas Großes, daß das heute hier von theologischer Seite so bestimmt gesagt worden sei. „Diesen antipatriarchalischen Geist der evangelisch-lutherischen Kirche, wie er in Kaftans Schlußworten dargestellt worden ist, den legen wir fest, indem wir sagen: »Die Kirche fordert Koalitionsfreiheit der Arbeiter!«"

Zwar erinnerte ein Redner, Pastor von Ruckteschell, daran, daß es schließlich doch immer die Liebe sei, die als Lösungsweg für alle sozialen Fragen auch heute zu gelten habe, und daß diese Liebe nie allgemein, nie eine theoretische und abstrakte, sondern eine praktische sei, die sich dem Individuum anpasse und den Einzelnen ins Auge fasse, aber dieser Hinweis auf die in der Wiederbelebung der Liebespflicht der einzelnen bestehende soziale Hauptaufgabe der Kirche, die noch vor zwei Jahren Professor Wendt dem achten Evangelisch-sozialen Kongreß so warm ans Herz gelegt hatte, blieb etwas beiläufiges und fand keinerlei Wiederhall, kaum rechte Beachtung in der Versammlung.

Es ist doch wirklich sehr beachtenswert an dieser „evangelischen" Bewegung, daß ein hochangesehener Professor der Theologie, wenn er sich bemüht, die Be-

Digitized by Google

rechtigung und Pflicht der Kirche zur Mitarbeit an der sozialen Frage aus dem Evangelium herzuleiten, der Nächstenliebe, wie sie das Evangelium gelehrt hat, nicht mit einem Worte zu gedenken für nötig hält, sondern nur die Wertschätzung der wirtschaftlichen, auch der „gemeinen am kunstlosen Stoff haftenden" Arbeit und die „prinzipielle Gleichstellung aller" als das christliche Fundament für die soziale Aufgabe der Kirche und die Fehde gegen das patriarchalische System als einziges Kennzeichen dieser Aufgabe zu nennen weiß. Naumann übersetzt diese Fehde gegen das patriarchalische System mit Recht in das Verlangen nach Koalitionsfreiheit der Arbeiter, womit er selbstverständlich nur die Benutzung dieser Freiheit zur thatsächlichen, allgemein durchzuführenden Koalition der Arbeiter meinen kann.

Wohin nun soll es führen, wenn es der evangelisch-sozialen Agitation gelingt, die Kirche dazu zu bestimmen, daß sie durch das Mittel „der Verkündigung und des Unterrichts" für diese Sozialreform eintritt? Was müssen die praktischen Konsequenzen dieser vom Kongreß gebilligten evangelisch-sozialen Agitation sein? Sie können zunächst in nichts anderm bestehn, als in der Erregung des sozialen Kampfs, wo noch Friede herrscht, und in seiner Verschärfung, wo er schon entbrannt ist, und diese Friedensstörerrolle soll die Kirche selbst übernehmen mit dem Feldgeschrei: „Gott will es!"

Es erscheint nun freilich, Gott sei Dank, ganz ausgeschlossen, daß die evangelische Kirche, oder vielmehr daß sich die evangelischen Geistlichen, die in den Gemeinden ihres Amts walten, auch nur zum kleinen Teil zu Schürern des sozialen Kampfs im Sinne des Evangelisch-sozialen Kongresses hergeben werden. Aber die Thatsache an sich, daß dieser Kongreß dazu gelangt ist, ihnen diese Friedensstörerrolle zuzumuten, ist doch eigentlich so ungeheuerlich, daß sich die evangelische Kirche der Pflicht des allerentschiedensten Protestes nicht länger wird entziehen dürfen.

Wer die Arbeiterverhältnisse kennt, wie dies bei der Mehrzahl der Geistlichen anzunehmen ist, und ohne Voreingenommenheit beurteilt, wird zugeben, daß die Pflege, Erhaltung und Wiederherstellung „patriarchalischer" Beziehungen zwischen Arbeitern und Arbeitgebern, zwischen Nichtbesitzenden und Wohlhabenden, zwischen weniger Gebildeten und Gebildetern noch heute, ja gerade heute in sehr weitem Umfange geboten ist, wenn dem sozialen Elend, dem wirtschaftlichen und sittlichen Verfall im Volke vorgebeugt werden und die erwünschte „Hebung" der untern Schichten überhaupt ermöglicht werden soll. Nicht einmal die patriarchalische „Bevormundung" ist zu entbehren. Man sehe sich doch die Zustände in der Landwirtschaft an, dann die im Handwerk, überall die Lage der Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter. Ist es nicht eine Ungeheuerlichkeit, der Kirche und den Geistlichen zuzumuten, die patriarchalischen Beziehungen hier grundsätzlich zu bekämpfen und zu zerstören? Kommt nicht gerade jetzt sehr viel darauf an, den Arbeitgebern und überhaupt den besitzenden Klassen ihre patriarchalischen Pflichten wieder einzuschärfen, sie ihnen lieb und wert zu machen? Und wenn Theoretiker diese patriarchalischen Beziehungen für überlebt, rückständig, unhaltbar bezeichnen, dürfen dann die praktischen Volkserzieher, die Geistlichen, diesen Theorien auf ihre Verkündigung und ihren Unterricht Einfluß geben, wenn nicht klar nachgewiesen ist, was an Stelle der patriarchalischen Beziehungen treten soll und sofort treten kann, und daß das nicht nur ein voller Ersatz, sondern ein Fortschritt ist? Nur Narren verbrennen ihr altmodisches Haus, wenn sie kein neumodisches haben können. In der That, es ist eine große Narrheit, die Kirche zum Abbruch der bestehenden sozialen Ordnung aufzurufen, wenn man sich noch nicht über die neue klar ist.

Vielleicht sind sich die Evangelisch-sozialen darüber klar und behalten ihre

Digitized by Google

Weisheit noch für sich. Doch das ist jetzt, nachdem sie die Kirche in dieser Form zum Kampf aufgerufen haben, nicht länger zu ertragen. Jetzt müssen sie Farbe bekennen. Narren sind sie doch nicht; aber was sind sie sonst? Zu geistreicher Spielerei ist die Sache und die Zeit zu ernst, und das Spiel mit dem Feuer ist zu gefährlich. β

Goethe und die Philologen. In einem Gespräche, das Goethe mit dem Jenenser Philologen C. W. Göttling führte, der ihm besonders nahe stand, wie dies aus dem von Kuno Fischer herausgegebnen Briefwechsel zwischen Goethe und K. Göttling in den Jahren 1824 bis 1831 (München, 1880) hervorgeht, äußert Goethe sein Urteil über Euripides; es wird besonders die Philologen interessieren, die den attischen Dichter gering schätzen. Göttling berichtet die Unterhaltung an seinen Freund, den spätern Oberschulrat C. W. Müller in Rudolstadt:

In einem Gespräch über Euripides, dessen Fragmente des Phaethon ihn von neuem so interessierten, daß er eine abermalige Revision der Herstellung verhieß, sagte Goethe unter anderm: Sie wissen, daß mir Hermann seine Ausgabe der Iphigenie dediziert hat? (Euripidis Iphigenia in Aulide. Recensuit Godofredus Hermannus. Lipsiae, 1831: Goethio Taurica Iphigenia spiritum Grajae tenuem Camenae Germanis monstratori d. G. H.) Es hat mich gefreut, auch darum, daß ihr Philologen in euern Urteilen konstant bleibt: er nennt mich tenuem spiritum Grajae Camenae monstratorem: damit scheint er mir fast mit haben andeuten zu wollen, daß ihm Euripides nicht sehr hoch(?) stehe; aber so seid ihr Philologen, weil Euripides ein paar schlechte Stücke, wie Elektra und Helena geschrieben, und weil ihn Aristophanes gesudelt (sic) hat, so stellt ihr ihn tiefer als andre; aber nach seinen besten Stücken muß man einen Dichter beurteilen, nicht nach seinen schlechtesten. Überhaupt seid ihr Philologen, obgleich ihr einen gewissen unverwüstlichen Geschmack habt und durch eure solide stämmige Bildung immer einen großen Einfluß auf die Litteratur haben werdet, doch eine Art Wappenkönige; wie diese nur das für ein gutes Geschlecht halten, was seit Jahrhunderten dafür gegolten hat, und sie z. B. meinen Stamm deshalb für einen schwachen halten würden, so ihr in der Litteratur mit Euripides; weil der seit längerer Zeit angefochten wird, fechtet ihr ihn auch an. Und was für prächtige Stücke hat er doch gemacht! Für sein schönstes halte ich die Bakchen. Kann man die Macht der Gottheit vortrefflicher und die Verblendung der Menschen geistreicher darstellen, als hier geschehen ist? Das Stück habe die fruchtbarste Vergleichung einer modernen dramatischen Darstellbarkeit der leidenden Gottheit in Christus mit der antiken Darstellung eines ähnlichen Leidens, um desto mächtiger daraus hervorzugehn wie Dionysus.

An diese Mitteilung*) erlaube ich mir noch folgende nicht üble Geschichte anzuknüpfen, die sich auf die bekannte Stelle im Faust bezieht:

In Lebensfluten, im Thatensturm
Wall ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff ich am sausenden Webstuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

---

*) Sie ist von meinem Kollegen in Gera, Professor Julius Sauppe, zuerst in dem Weimarischen Sonntagsblatte 1856 veröffentlicht worden.

Digitized by Google

Der in Köstritz verstorbne Hofrat Dr. Schottin, ein trefflicher Arzt und ein Mann von klarem Geiste, tiefem Gemüt und liebenswürdiger Sitte, gab zu Anfang 1846 eine physiologische Abhandlung in lateinischer Sprache heraus, in der er an verschiednen Phänomenen nachzuweisen sucht, wie die magnetische elektrisch-chemische Kraft des Äthers Leben weckend auf die Materie wirke. Zu diesen Phänomenen zählt er auch das zuckende Blutkügelchen, den hüpfenden Punkt eines bebrüteten Eies, und bemerkt dabei, daß sich auch hierin jene Zentralkraft wirksam zeige, von der man gelten lassen könne, was von der Weltseele gesagt werde:

Βίοτου σάλους, Ἄρεως θόρυβον
ἀμφέπω ἔνθα καὶ ἔνθ' ὡς ἱστὸν ἐποιχόμενος
γένεσις, τάφος, κῦμ' ἀέναον,
παναίολος πλοκή, ζέουσα ζωή.
ὡς ἐπ' εὐφθόγγῳ χρόνου ἱστῷ ἄοκνος
ζῶον ἐγὼ θεοῦ ἔσθος ὑφαίνω.

Schottin sandte diese Abhandlung seinen „licht- und wärmereichen Freunden" zu, unter die er auch den Professor Gottfried Hermann in Leipzig zählen durfte. Hermann wurde durch die griechischen Verse überrascht, und zwar um so mehr, als er weder für den Augenblick noch später herausbringen konnte, welchem griechischen Dichter das inhaltsschwere Zitat angehören möchte. Endlich wurde ihm das Rätsel durch Hofrat Seidler gelöst, an den sich Hermann deshalb gewandt hatte. Dieser bekannte Philolog August Seidler,*) ein ausgezeichneter Schüler Hermanns, der von 1816 bis 1824 Professor der klassischen Philologie in Halle gewesen war und sich dann auf seinen Landsitz nach Krossen (zwischen Köstritz und Zeitz gelegen) zurückgezogen hatte, nahm an den physiologischen Studien Schottins, wie auch an der Entwicklung der Altertumswissenschaft den lebendigsten Anteil und hatte auch das Erscheinen der Abhandlung Schottins veranlaßt. In dem ihm vor dem Druck mitgeteilten Manuskripte hatte Schottin die betreffende Stelle mit Goethes Faust deutsch und wörtlich zitiert; Seidler aber machte sich den Spaß, des Erdgeists erhabne Schilderung seiner gewaltigen Natur und vielgestaltigen Wirksamkeit in das vorliegende altgriechische Gewand zu kleiden. Hermann mußte herzlich lachen und bekannte mit Vergnügen, daß er von dem Krossener Mephisto in der anmutigsten Weise mystifiziert worden sei. Am nächsten Kirchweihfeste wurde Hofrat Seidler von einem befreundeten Landpfarrer, der der Schelmerei zuerst auf die Spur gekommen war, mit dem Toaste begrüßt:

Es lebe der neue Tragöde,
Der täuschend aus Versen von Goethe
Altgriechische Verse gegossen,
Der klassische Erdgeist von Krossen.

Halle a. S. G. Lothholz

*) August Seidler schrieb de versibus dochmiacis tragicorum graecorum pars prior 1811, pars posterior 1812 und gab heraus des Euripides Troades 1812, Electra 1813, Iphigenia taurica 1813. Seidler starb am 14. Dezember 1851 in Leipzig. Vgl. über Seidler Bursians Geschichte der klassischen Philologie II. Bd., S. 725.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Samoa

Die Vorschläge der Samoakommission haben in der öffentlichen Meinung Deutschlands eine ungünstige Beurteilung erfahren. Wenn man dabei als ihren Zweck die Lösung der Samoafrage betrachtet, d. h. die Beseitigung der dem gesunden Menschenverstande zuwiderlaufenden bisherigen Herrschaftsverhältnisse in dem Inselreich, so ist das berechtigt, aber ganz unberechtigt ist es, wenn die Kritik in dem Sinne gemeint ist, daß die Kommission die deutschen Interessen nicht genügend wahrgenommen habe, und das Deutsche Reich ihren Vorschlägen nicht zustimmen könne, ohne dem deutschen Recht und der deutschen Ehre etwas zu vergeben.

Ehrlich gestanden, verlohnt es sich kaum, an den Einzelheiten der Vorschläge Kritik zu üben. Daß man die lächerliche „Königswürde" abschaffen will, ist nur zu billigen, aber in der Hauptsache doch herzlich unwichtig. Die Eingebornen können nur im Zaum gehalten werden, wenn sich die Weißen vernünftig betragen, und ob dazu die von der Kommission vorgeschlagnen Neuerungen etwas beitragen werden, ist sehr zweifelhaft. Die Bestellung eines „Verwalters von Samoa" neben dem „Oberrichter" bietet sicher keinerlei Bürgschaft, daß diese Herren auch nur ein Jahr lang ihrer Pflicht als anständige Beamte genügen, falls sie von den angloſächsischen Anschauungen über internationalen Anstand beseelt sind. Es ist in den Vorschlägen in der Hauptsache alles beim alten gelassen, die Keime internationalen Unfriedens, die der Samoafrage seit Jahren eine so verhängnisvolle Bedeutung gegeben haben, sind um nichts abgeschwächt worden, und weder die deutschen Kommissare noch die deutschen Staatsmänner, bei denen jetzt die Entscheidung über die Vorschläge liegt, werden sich der Illusion hingeben, daß nicht schon zwischen Vorschlag und Entscheidung von England und von Amerika wieder rührig an der Pflege

der friedenstörenden Keime gearbeitet wird. Man wird froh sein müssen, wenn eine gewisse Rücksicht auf die äußere Form die Herren Angelsachsen bestimmt, wenigstens bis zu der endgiltigen Vereinbarung der neuen Samoaakte akuten Konflikten aus dem Wege zu gehn.

Die Kommission hat in der ihren Vorschlägen beigegebnen Begründung nun aber noch folgende sehr bedeutungsvolle und sachlich durchaus berechtigte Bemerkung gemacht: „Wir sind nicht der Ansicht, daß es jemals möglich sein wird, diesen Zustand — d. h. die Eifersüchteleien und Wühlereien der Weißen gegen einander — unter einer dreiteiligen Verwaltung zu beseitigen, und wir benutzen die Gelegenheit, unsre Ansicht dahin auszusprechen, daß der einzige natürliche und normale Verwaltungsplan für diese Inseln, das einzige Regierungssystem, das andauernd Wohlergehn und Ruhe verbürgen kann, die Verwaltung durch eine einzige Macht ist. Wir glauben jedoch, daß es außerhalb des uns erteilten Auftrags liegen würde, eine Ansicht über diese Frage auszusprechen, und haben deshalb den Versuch gemacht, die bestehenden Einrichtungen in einer solchen Weise zu verbessern, daß sie, wenn auch nicht vollkommen genügen, sich doch zum wenigsten als brauchbar erweisen."

Diese Bemerkung giebt der Lage einen ganz besondern Charakter. Sie stellt auch vor den Augen der unmittelbar beteiligten, in scharfen Parteigegensätzen befangnen Weißen in Samoa den Inhalt der Vorschläge — der Wahrheit gemäß — als im wesentlichen wertlos dar und wird natürlich nicht verfehlen, die sich bekämpfenden Parteien, d. h. auf der einen Seite die Engländer und Amerikaner und auf der andern die Deutschen, dazu anzureizen, den Vorschlägen, wenn sie angenommen würden, einen befriedigenden Erfolg erst recht zu erschweren und für die Besitznahme der Herrschaft durch eine Macht, je nach den Parteiwünschen, um so eifriger zu agitieren. Ist unter diesen Umständen die Annahme der Vorschläge überhaupt noch möglich? Und wenn nicht, was dann? Der Ernst der Frage liegt auf der Hand, obgleich gewisse Radaupatrioten auch in Deutschland schnell genug mit der Antwort fertig sein werden.

Eine beachtenswerte Meinungsäußerung Bastians über den vernünftigen und natürlichen Zweck der Verhandlungen der Samoakommission ist vorzüglich geeignet, auch bei der Beurteilung der jetzt durch die Kommissionsvorschläge weniger geschaffnen als gekennzeichneten Sachlage als Fingerzeig zu dienen. Man mag Bastian für keinen großen Politiker und für keinen Diplomaten halten — er hält sich auch selbst nicht dafür —, aber ein ganz hervorragendes Maß von Sach- und Menschenkenntnis in derlei exotischen Fragen wird ihm niemand absprechen können, ebensowenig wie sein vollwertiges nationales Ehrgefühl und seine gut deutsche Gesinnung anzweifeln. In dem kleinen, kurz vor dem Zusammentritt der Samoakommission erschienenen Buche: „Die Teilung der Erde und die Teilung Samoas" äußert sich der große Ethnologe etwa folgendermaßen zur Sache:

Digitized by Google

Um den Keim internationalen Unfriedens ein für allemal aus der Welt zu schaffen, läge es am nächsten, daß sich die drei Vertragsmächte darüber einigten, welche von ihnen dieses kleine Stückchen kolonialen Besitzes übernehmen sollte. Bei dem, was sich nach reiflicher gegenseitiger Überlegung als das verständige erweisen würde, käme nichts von der „nationalen Ehre“ in Mitbetracht, mit der „patriotisch exaltierter Enthusiasmus oder parteiisch verbittertes Gehetz unbefugterweise umher zu flunkern beliebt.“ „Ist die Ehre verpfändet, so hat man sie einzulösen; aber so lange sie mit der Sache überhaupt noch nichts zu thun hat, wird der Verständige sich besser hüten, sie bis zu einem Ehrenpunkt zuzuspitzen, wo es dann zu spät sein könnte, die Konsequenzen abzulehnen.“

Sofern es sich um eine Aufteilung der Samoainseln handeln sollte, würden — nach Bastians optimistischer Auffassung von den noch immer fortdauernden Einflüssen imperialistischer Verrücktheit jenseits des Atlantischen Meeres — die Amerikaner „vermutlich nicht mitthun wollen.“ Der Vorgeschmack kolonialen Besitzes, der ihnen von den Philippinen her noch auf der Zunge prickle, dürfte ihnen den Appetit, so glaubt er, ähnlich verdorben haben, wie den Italienern ihre erythräischen Erfahrungen. Den amerikanischen Ansprüchen würde voraussichtlich mit ihrer Kohlenstation Pago-Pago auf Tuituila im Trakt der australisch-kalifornischen Dampferlinie genügt sein. Es käme also in der Hauptsache auf ein Abkommen zwischen England und Deutschland hinaus, wobei Deutschland „aus alten Anrechten und weitem Überwiegen der kommerziell faktischen Interessen“ ein Vorrecht oder ein Vorrang auch von sachkundigen Engländern zugestanden werde. Eingewandt werde andrerseits gegen die Überlassung an Deutschland, daß Samoa in deutschem Besitz „den Anlaß zu fernern internationalen Verwicklungen weniger radikal beseitigen würde, als wenn dieses Fleckchen Erde mit dem in dortiger Örtlichkeit überwiegenden Besitzstand Englands vereinigt wäre.“ Die Inseln würden nun einmal von den australischen Kolonien als im Bereich ihrer geographisch umzognen Interessensphäre liegend betrachtet, und bei jedem Anlaß würde von ihnen durch Querulieren dem britischen Mutterlande die Hölle heiß gemacht werden. Vielleicht wäre es vorsichtiger, sich den daraus zu erwartenden Unannehmlichkeiten zu entziehen, zumal da den deutschen kommerziellen Interessen, auf die es hierbei vorwiegend ankomme, genügend Rechnung getragen werden könnte durch die Zusicherung begünstigender Privilegien für den deutschen Handel durch die zukünftige Regierung. Und bei der mit der Herstellung des zentralamerikanischen Durchstichs vielleicht zu vermutenden Steigerung der Bedeutung Samoas für den ozeanischen Seeverkehr könnte sich auch Deutschland dort eine Flotten- und Kohlenstation reservieren. So sprächen Gründe sowohl für deutschen wie für englischen Besitz, und bei den schwebenden Verhandlungen könnte das weitere dem Scharfblick der leitenden Staatsmänner überlassen werden. Es läge zur Zeit alles in den besten Händen, und gerade weil früher oder später einmal

Digitized by Google

leidenschaftlichere Leute mit so kitzlicher Angelegenheit betraut sein könnten, wäre die günstige Gelegenheit auszunutzen, um „bei dieser hoffentlich letzten Konferenz in Sachen Samoas“ ohne Verzug eine endgiltige Erledigung herbeizuführen.

„Daß nach altem Volksspruch der Vernünftige nachgeben sollte, ist viel bemäkelt worden, hätte insofern indes seine Giltigkeit, daß er die Unvernünftigen mit ihrem vernunftlosen Treiben allein lassen wird, wenn sie zur Vernunft zu bringen der Mühe nicht lohnt. Trotz eines dramatischen Verzweiflungsschreis hat auf die Dauer niemals der Unsinn gesiegt, sondern Knowledge is power, um die Unordnung wieder in Ordnung zu bringen, sonst wären wir alle miteinander längst nicht mehr am Leben.“

So sehr man dem alten Weltfahrer gerade in Bezug auf die imperialistische Strömung in England, den Vereinigten Staaten und auch in Deutschland darin zustimmen kann, daß Unsinn auf die Dauer nicht siegen wird, so wird sich Bastian selbst doch wohl der Erkenntnis nicht ganz verschließen, daß der Unsinn unter Umständen den Zeitgeist in einem Grade zu verseuchen vermag, daß er zeitweise zu einer Macht wird, mit der man rechnen muß. Er wird dann gewiß anerkennen, daß die endgiltige Erledigung der Samoafrage, wie er sie in Übereinstimmung mit der Ansicht der Kommission allein für möglich hält, selbst für die durchaus unbefangen, nüchtern und verständig urteilenden deutschen Staatsmänner, die jetzt zu entscheiden haben, mit sehr großen Bedenken und Schwierigkeiten verknüpft sein muß. Nicht wegen des sogenannten Ehrenpunkts und auch nicht aus Rücksicht auf das Gezeter unsrer Imperialisten, die diesen Ehrenpunkt frivol mißbrauchen. Das Deutsche Reich braucht sich Gott sei Dank darum noch nicht zu kümmern. Aber nachdem die rohen, vom Zaune gebrochnen Gewaltthätigkeiten der Angloſachsen gegen deutsche Interessen vor und auf Samoa vor vier Monaten so schlagend bewiesen haben, daß die Regierungen der Vereinigten Staaten und Großbritanniens, wenn sie auch vielleicht noch nicht ganz von der imperialistischen Barbarei und Tollheit beherrscht werden, so doch unfähig oder auch, was wenigstens England betrifft, zeitweise nicht willens sind, ihren Ausbrüchen im internationalen Verkehr selbst mit einer vertragsmäßig befreundeten Großmacht vorzubeugen, gewinnt das Überlassen der Inseln an England eine höchst unerfreuliche Bedeutung und ist auf den Übergang der Alleinherrschaft an Deutschland sehr wenig zu hoffen. Wir konnten wohl in der Kretafrage seiner Zeit die Flöte auf den Tisch legen und, wie Bastian sagt, die Unvernünftigen in ihrem vernunftlosen Treiben vorläufig allein lassen, denn dort hatten wir gar kein vertragsmäßiges Recht, weiter mitzuspielen, das uns gebrochen werden sollte; und wir verscherzten uns dadurch auch nicht die Möglichkeit, wenn sich über kurz oder lang das Konzert in Dissonanzen auflöst und dann notgedrungen die levantinische Unordnung in Ordnung gebracht werden muß, die Flöte wieder aufzunehmen und kräftig zu spielen. In Samoa dagegen handelt es sich um die Wiederherstellung

Digitized by Google

und Wiederanerkennung unsers gewaltthätig und übermütig durch englische und amerikanische Staatsdiener verletzten, dann aber sogar — wenigstens versuchsweise — von den Vereinigten Staaten selbst und noch hartnäckiger von der englischen Regierung angefochtnen Vertragsrechts. Auch muß man nach dem heutigen Stande der über den Verkehr zwischen zivilisierten Nationen in England herrschenden Grundsätze erwarten, daß die verhältnismäßig nicht unbedeutenden privaten Interessen deutscher Reichsangehöriger in Samoa durch die Alleinherrschaft der Engländer noch schwerer geschädigt werden würden, als durch die Wiederherstellung der alten Dreiherrschaft, so unvernünftig in andrer Beziehung und so unhaltbar für die Dauer sie auch ist. Sollte — was Bastian ganz gewiß nicht thut — irgend welcher Parteidoktrinarismus in Deutschland es den verbündeten Regierungen zum Vorwurf machen, daß sie unser verbrieftes Recht auf die Mitherrschaft zu behaupten der Mühe für wert halten, obwohl sie sich der Unvernunft und Unhaltbarkeit des dadurch wieder hergestellten Rechtszustands an sich nicht täuschen können, so gilt dafür das von Bastian selbst für solche Klugsprecher gebrauchte Wort: Ne sutor ultra crepidam.

Aber wie gesagt — und das ist für jetzt wohl das wichtigere — ist auch ganz entschieden jeder Vorwurf zurückzuweisen, der etwa der Regierung daraus gemacht werden sollte, wenn sie sich zur Zeit mit der Wiederherstellung des alten Rechtszustands begnügte, d. h. nicht mehr für Deutschland verlangte.

Am 14. April d. J. schloß der Staatssekretär des Auswärtigen, Graf von Bülow, seine Antwort auf die Interpellation im Reichstag über die Samoafrage mit den Worten: „Gewiß, meine Herren, auch wir Deutschen glauben, daß wegen einer Inselgruppe in der fernen Südsee, die von 30000 Wilden bewohnt wird, unter denen kaum 500 Europäer leben, mit einem Gesamthandel von kaum drei Millionen Mark, zwischen drei großen gesitteten und christlichen Völkern den Krieg zu entfesseln im höchsten Grade ruchlos sein würde. Ich bin auch davon durchdrungen — und rate, dies auf keiner Seite zu vergessen —, daß es in der auswärtigen Politik vor allen Dingen darauf ankommt, sich nicht das richtige Augenmaß beeinträchtigen zu lassen und jede Frage nach ihrer realen Bedeutung einzuschätzen. Dabei dürfen wir aber doch zweierlei nicht vergessen: daß wir die Pflicht haben, Handel und Wandel, Eigentum und Erwerb unsrer Landsleute auf Samoa zu schützen, dann aber, daß wir auf Samoa vertragsmäßige Rechte besitzen, deren Aufrechterhaltung das deutsche Volk als eine nationale Ehrensache empfindet. Wir verlangen in Samoa nicht mehr, als uns dort vertragsmäßig zusteht. Diese unsre vertragsmäßigen Rechte aber dürfen und werden wir nicht verkürzen lassen."

Auch wenn die verbündeten Regierungen den Vorschlägen der Samoakommission faute de mieux, sowie sie sind, zustimmten, würde Graf von Bülow seine Zusage, mit der sich vor vier Monaten der Reichstag durchaus zufrieden

Digitized by Google

gegeben hat, erfüllt haben, wofür alle verständigen Politiker und ernsten Patrioten ihm zu aufrichtigem Dank verpflichtet wären. Eigentlich ist dieses Ziel schon thatsächlich erreicht, der alte Rechtsboden wieder hergestellt. Insofern ließe sich vielleicht auch ohne formelle Sanktion der Kommissionsvorschläge weiter über eine endgiltige Lösung der Samoafrage verhandeln, wenn nur nicht zu besorgen wäre, daß in der dafür reichlich zu bemessenden Zeit die Zustände in Samoa zu neuen Konflikten zugespitzt würden. Die glatte, schleunige Annahme der Vorschläge könnte ein etwas ruhigeres Interimistikum schaffen, wobei natürlich alles darauf ankommen würde, in jeder Beziehung tüchtige, den anglosächsischen Agenten nicht nur gewachsene, sondern überlegne deutsche Beamte nach Samoa zu schicken. Es fehlt dem Deutschen Reiche daran nicht, und selbst wenn Samoa vernünftigerweise von uns als verlorner Posten zu betrachten sein sollte, so können solche verlornen Posten und tüchtigen Leute auf ihnen manchmal der Macht, der sie dienen, sehr wichtige Vorteile sichern für den bevorstehenden Entscheidungskampf um das, was man nicht verlieren darf, ohne unterzugehn.

Und darüber läßt doch der ganze Verlauf der Samoaaffaire, auch wenn es nicht schon sonst klar wäre, nicht den geringsten Zweifel übrig, daß sich das Deutsche Reich auf der ganzen Linie, in allen Positionen, den vorgeschobnen wie den zentralen, draußen und zu Hause, auf die allerernstesten Entscheidungskämpfe vorzubereiten die dringendste Pflicht hat. Gerade daß wir in dieser Frage mit diesem völlig unhaltbaren Ergebnis der Kommissionsverhandlungen zufrieden sein müssen, ist der schlagendste Beweis für die völlige Unhaltbarkeit der ganzen gegenwärtigen politischen Lage. Der immer ausgesprochner hervortretende unsinnige Wille der Angloſachsen, right or wrong die Weltwirtschaft mit ihren gegenwärtigen und zukünftigen Futterplätzen für sich mit Beschlag zu belegen und alle übrigen zivilisierten Völker der selbständigen wirtschaftlichen und politischen Zukunft zu berauben, diese Verrücktheit, die auf die Dauer freilich nicht siegen kann, drängt heut unabweisbar zur baldigen Entscheidung. Von diesem Standpunkt aus ist die Samoaaffaire allein richtig zu beurteilen, ihre Bedeutung richtig zu bewerten. Es wäre eine ungeheure Dummheit, sich durch sie zu einem vorzeitigen Angriff, zu einer verfrühten Eröffnung des Kampfs mit gewappneter Hand verleiten zu lassen. Deutschland hat — das muß immer wieder betont werden — den Kampf aufzunehmen als Vormacht für die freie, friedliche Anteilnahme der ganzen zivilisierten Menschheit an der Weltwirtschaft gegen die verrückte Herrschsucht der angloſächsischen Rasse, nicht als ebenso verrückter Konkurrent um ebenso verrückte Ziele. In jenem Kampfe ist ihm der Sieg gewiß; als Konkurrent im Imperialismus hat es die Vernunft, das Recht und die ganze Welt gegen sich, und keine noch so starke Armee und Flotte würde es vor schließlicher Niederlage und Vernichtung bewahren. Wenn auch einzelne deutsche Theoretiker, selbst Doktoren und Pro-

Digitized by Google

fessoren der Staatswissenschaften und der Rechte nichts besseres wissen, als die Phrasen eines Chamberlain und Rhodes über die Prädestination dieser oder jener Rasse zur Alleinherrschaft und Alleinexistenz der deutschen Jugend als Evangelium zu predigen, so werden doch die deutschen Staatsmänner, wie sie dies bisher gethan haben, ihre verantwortliche Amtsführung von solchen Auswüchsen eines sensationssüchtigen Doktrinarismus auch in Zukunft nicht beeinflussen lassen und sich vor der Ruchlosigkeit, die Entscheidung unnötig auf die Spitze des Schwerts zu stellen, zu hüten wissen. Wenn der Krieg nötig wird in diesem Kampfe für Recht und Vernunft und Menschlichkeit, aber auch um unser nationales Sein oder Nichtsein, dann müssen wir, wie Bastian sagt, gerüstet sein zu Land bis an die Zähne und zur See desgleichen. Dafür, so dürfen wir hoffen, ist nach Möglichkeit gesorgt und wird noch weiter gesorgt werden. Nur kurzsichtige Narren können heute die Notwendigkeit einer außerordentlichen Steigerung unsrer Wehrkraft leugnen. Aber die gesittete Welt muß dann auch wissen, wofür wir zu den Waffen greifen, und hoffentlich wird auch in dieser Beziehung unsre Diplomatie ihre Schuldigkeit thun in ehrlicher weitsichtiger Bündnispolitik.

Vor allem aber thut eins not angesichts der weltpolitischen Aufgaben, die unsern Staatsmännern gestellt sind: die Rückkehr des deutschen Volks zur Vernunft und Besinnung nach einer viel zu weit gegangnen Entartung und Verirrung unsers innern politischen Parteilebens. Mißtrauen und Feindschaft zu säen gegen die oberste Stelle im Reich, wie es heute unsre Parteipolitiker links und rechts und in der Mitte für ihre Aufgabe halten, ist angesichts der äußern politischen Lage, die uns Samoa wieder vor Augen führt, gerade das Gegenteil von politischer Einsicht und Vaterlandsliebe.

Russen und Engländer in Zentralasien*)

Von H. Toepfer

Wie kürzlich durch die Zeitungen verbreitete Nachricht, daß die Russen einen Hafen am Indischen Ozean erworben haben, lenkt wieder die Aufmerksamkeit auf die unausgesetzte Minierarbeit in Zentralasien, die früher oder später mit Notwendigkeit zu einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen dem Zarenreich und den Beherrschern Indiens führen muß. Und wenn sich auch die Nachricht als

*) Übersetzt aus der Nowoje Wremja.

Digitized by Google

verfrüht erweisen sollte, so ist doch wohl der Wunsch wieder einmal der Vater des Gedankens gewesen, und die Nachricht ist zunächst ein Fühler, der von der Regierung ausgestreckt worden ist, um die Wirkung der für später thatsächlich beabsichtigten Erwerbung zu untersuchen. Und es ist gar nicht unmöglich, daß die Zeitungsnotiz im Zusammenhang steht mit einem vor einiger Zeit in der Nowoje Wremja veröffentlichten Aufsatz über die Ziele der russischen Politik in Mittelasien, die am Schluß die Erwerbung eines Hafens fordert. Die Bedeutung einer solchen Erwerbung für den augenblicklichen Stand der russisch-englischen Beziehungen rechtfertigt unsern Versuch, den genannten Artikel in den nachfolgenden Zeilen wiederzugeben.

1

Die Zeiten sind vorüber, wo Indien als ein Zauberland galt, das zu Pferde nur in hundert Jahren zu erreichen war, und wohin sich verwegne Ritter auf den Flügeln märchenhafter Riesenvögel führen ließen. Von Peter dem Großen an trugen sich mehrere Zaren mit dem Gedanken, einen Kriegszug nach Indien zu unternehmen; dieser sollte zumeist durch Persien gehn, da Turkestan zu wenig bekannt war. Man hielt Persien früher für stärker als heutzutage, und zudem gingen die Meinungen über die einzuschlagenden Wege sehr aus einander. Darum war es allerdings besser, sich an die durch Peter den Großen gewiesene Richtung zu halten und zunächst in Turkestan festen Fuß zu fassen, mit andern Worten, sich hier eine strategische Basis zu schaffen. Darüber ist nun das ganze neunzehnte Jahrhundert vergangen; erst jetzt ist man glücklich so weit gekommen, daß die Idee eines russischen Kriegszugs nach Indien ihres abenteuerlichen Charakters entkleidet worden ist: in der Presse spricht man von einem solchen Kriegszug als von einem sehr schwierigen, aber jedenfalls ausführbaren Unternehmen.

Bevor es uns in Turkestan gelang, allmählich Boden zu gewinnen, hatten wir mit Persien blutige Kriege zu führen. Die Siege Kotlarjewskis unter Alexander I. und Paskjéwitschs unter Nikolaus I. brachten uns den Besitz von Bakú, Lenkoran und Eriwan und verdrängten die Perser aus Transkaspien. Hierauf erst drangen wir gegen den Aralsee und den Syr- und Amu-Darja vor. Tschemkent, Taschkent, Chodshent, Chiwa, Andishan, Kokan, Geok-tepe, Aßchabad, Merw, Kuschk und Pamir sind die Etappen auf dem Siegeszuge unsrer Heere, die jeden neuen Schritt vorwärts mit ihrem Blute bezahlen mußten. In die letzten zwanzig Jahre fällt als hochbedeutsames Ereignis der Bau der großen Eisenbahn Krasnowodsk-Tschardshui-Andishan; sie hat uns für unser weiteres Vordringen eine höchst wichtige Basis geschaffen, die mit dem europäischen Rußland nach Westen hin durch die Dampfschiffahrt auf dem Kaspischen Meere verbunden ist und sich, wenn erst Taschkent an eine der sibirischen Bahnlinien Anschluß erhalten hat, auch von Osten her in enge Be-

Digitized by Google

ziehungen wird bringen lassen. Mit der kürzlich erfolgten Betriebseröffnung der Strecke Merw-Kuschk sind wir auf hundert und einige Werst an Herat herangelangt,*) von wo aus bis zur englischen Eisenbahn-Endstation Chaman nur noch etwa 700 Werst Karawanenstraße über Ssabsawar, Farah, Girischk und Kandahar übrig bleiben, mit andern Worten: die Vorposten sind nur etwa dreißig Tagemärsche von einander entfernt.

Turkestan ist kein Indien. Indien ist eine Welt für sich, in der die Engländer begreiflicherweise zur Befestigung ihrer Macht zwei und ein halbes Jahrhundert gebraucht haben. Sie kamen zur glücklichen Stunde dahin, als die Mongolenherrschaft zu zerfallen begann, aber sie hatten schwere Krisen zu überstehn. Schon in der ersten Zeit ihrer Herrschaft wurde Hindostan durch den Einfall des Schah Nadir ernsthaft beunruhigt; erst im vorigen Jahrhundert wurden die Franzosen endgiltig verdrängt und ihres Einflusses beraubt. Ausgangs der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts wurde der dritte, gefährlichste Aufstand der Seapoys bewältigt, und erst seit dieser Zeit kann Indien bis zum Himalaya als ein Nebenland der britischen Krone angesehen werden. Alle weitern Unternehmungen, wie die Feldzüge gegen Afghanistan und die Bergvölker sind feindselige Maßnahmen, mindestens Äußerungen des Übelwollens der Engländer gegen unsre Erfolge in Innerasien.

Die Engländer traten mit den afghanischen Emiren in engere Beziehungen, als das Gerücht von dem Plan einer gemeinsamen Expedition nach Indien — wie sie der Konsul Bonaparte dem Kaiser Paul I. vorschlug — in der englischen Presse besprochen wurde. Eine militärisch-politische Mission ging nach Afghanistan und Persien und ließ durch eigens dazu kommandierte Offiziere die für einen Krieg in Betracht kommenden Fragen bearbeiten. Seitdem haben die von ihren Eroberungskriegen her an die feindselige doppelzüngige Politik des Orients gewöhnten Engländer begonnen, sich gegen die von Norden drohende Gefahr zu sichern. Im Jahre 1809 schloß Lord Elphinstone einen Defensivvertrag mit dem Schah Schuja ab. Jedoch wurden mit dem Eintreffen der ersten russischen Gesandtschaft in Kabul im Jahre 1837 die bis dahin freundschaftlichen Beziehungen der Engländer zu den Afghanen unterbrochen. Der damals zur Herrschaft gelangte Dost-Mahomet-Chan forderte von den Engländern die Rückgabe von Peschawar: dies wurde die Ursache des ersten Afghanenkriegs. Mit ihm steht die Belagerung Herats durch die Perser in Beziehung. Diese Belagerung zog sich, obgleich der von unsrer Regierung mit dem Bevollmächtigten Grafen Ssimonitsch dorthin entsandte Oberst Blaramberg die Leitung der Arbeiten übernommen hatte, infolge der trostlosen Organisation der persischen Streitkräfte überaus lange hin und wurde schließlich auf das Verlangen des englischen Gesandten Mac-Neal aufgehoben; dem

*) D. h. ein Kosakenregiment kann jetzt in zwei Tagen nach Herat reiten! A. d. Red.

Verlangen des Gesandten war nämlich durch eine Flottendemonstration im Persischen Meerbusen der nötige Nachdruck gegeben worden, indem fünf Kriegsschiffe dort einliefen und auf der Insel Charak Truppen landeten.

Zweierlei wird durch diese Ereignisse klar, erstens der Einfluß Persiens auf die Geschicke Indiens, und zweitens der Wert, der schon damals auf die Unabhängigkeit Herats gelegt wurde. Mac-Neal war einer der ersten, der wegen der gefahrdrohenden Annäherung der Russen Lärm schlug und vor ihren Tücken warnte; nach ihm thaten es Rawlinson, Goldsmith, Vambéry, dieser geschworne Feind Rußlands, und in letzter Zeit Curzon, der augenblickliche Vizekönig von Indien, sowie Mac-Gregor, früher Chef des Stabes der ostindischen Truppen.

„Für den Bestand der englischen Herrschaft, sagt Oberstleutnant Curry (der sich in seiner 1875 erschienenen Schrift: Shadows of coming events or the eastern menace hauptsächlich auf die ersten vier der ebengenannten Autoritäten bezieht), ist ein Punkt von der höchsten Wichtigkeit, ein Punkt, der nicht aus den Augen gelassen werden darf: nämlich England kann nicht zulassen, daß Herat dem unvermuteten Angriff eines russischen Heeres erliegt, denn es ist der Schlüssel Indiens. Wenn die Russen Herat bedrohen, müssen die Engländer sofort ein Korps zu seinem Schutze vorrücken lassen. Persien hat zweimal auf Anstiften Rußlands Herat nehmen wollen, 1838 und 1857; in persischen Händen würde Herat eine russische Stadt werden; jetzt ist es ein Stapelplatz für Persien, Turkestan, Kabul und Indien.“ „Herat russischen Händen überlassen, heißt Indien die Kehle zuschnüren; einer Besetzung durch die Russen müssen die Engländer zuvorkommen,“ meinte Rawlinson. „Mit dem Tage, an dem Herat uns verloren geht, so setzt Mac-Gregor diesen Gedankengang fort, erleidet unser Ansehn einen schweren Stoß, und die Folgen sind Wirren mitten in Indien, an denen unsre offnen und heimlichen Feinde eine helle Freude haben werden. Alle Ehrgeizigen, alle Unzufriednen, alle nichtsnutzigen Subjekte in Indien werden eine neue Zeit herankommen sehen; sie werden sich zusammenthun zu einem allgemeinen Freudengeheul und gespannt nach dem ersten Aufblitzen russischer Bajonette ausschauen.“

2

Die Möglichkeit eines Zusammenstoßes der Russen und Engländer an den Ufern des Indus ist in dem letzten Vierteljahrhundert nicht nur von den speziell beteiligten Kreisen, sondern ganz allgemein in Europa, selbst in der amerikanischen und chinesischen Presse immer häufiger erörtert worden, und zwar immer mehr, je weiter sich die Überzeugung von der unredlichen Politik Albions verbreitet hat. Noch 1881 schrieb Skobeljew an Katkow: „Ein dauerhaftes und unter vorteilhaften Bedingungen mit England abgeschlossenes Bündnis wiegt ganz Mittelasien auf.“ Aber ein solches Bündnis ist England

Digitized by Google

niemals eingegangen — im Gegenteil, jeder, der einmal mit England verbündet war, hat nur Schaden davon gehabt. Frankreich hat seinen Einfluß in Indien und Ägypten, Holland seine industrielle und kommerzielle Bedeutung, Spanien einen Teil seiner amerikanischen Besitzungen und Gibraltar, die Türkei Cypern und Ägypten dabei eingebüßt. In allen unsern Türkenkriegen ist England offen oder heimlich unser schlimmster Feind gewesen.

Die Reihe unser Verhandlungen mit England über mittelasiatische Fragen zeigt deutlich, wie eifersüchtig und futterneidisch das Kabinett von St. James jeden unsrer Schritte im Turkestan beobachtet hat. Als wir noch Tausende von Werst von den Grenzen Ostindiens entfernt standen, sahen sie schon in unsern Truppenverlegungen eine Bedrohung ihrer Grenzen. Der Chiwafeldzug von 1873 veranlaßte ein Übereinkommen über die Interessensphären auf beiden Seiten. Als aber zwei Jahre später die Expedition nach Ferghana aufbrach, wurde in diplomatischen Kreisen darüber gesprochen, daß England alles Ernstes verlangte, daß sie an dem Gebiet von Namangan halt machen solle. K. P. Kaufmann überließ daraufhin das Kommando Skobeljew und reiste eilends nach Petersburg, um dafür zu sorgen, daß dem militärischen Standpunkt genügend Rechnung getragen werde, und er setzte bekanntlich sofort die Einverleibung von Ferghana durch. Wir faßten damals festen Fuß im Pamir, der uns als natürliche Grenzmauer von Ostindien scheidet. Jetzt beginnen die fortwährenden diplomatischen Reibereien mit England, das außerdem geheime und offiziell beglaubigte Agenten in alle Länder rund um das russische Turkestan herum entsandte, so z. B. zu Jakub-Bey nach Kaschgar, nach Teke und nach Merw. Gleichzeitig nahm die englische Regierung, während doch Gladstone in seinen Reden für die Bulgaren eintrat, und Sympathiekundgebungen für dieses Volk in London begünstigt wurden, zur Zeit des orientalischen Krieges eine uns entschieden feindliche Haltung ein. Auf diese Zeit beziehen sich die folgenden, die lebhaftesten Besorgnisse vor unserm Vorwärtsdringen verratenden Äußerungen Currys in seinem oben erwähnten Werke: „Nach der Einverleibung von Ferghana ist die nächste Etappe der Russen Merw, und dann gehts auf Herat, Kabul und Kandahar, sobald ihre politischen Interessen dies erfordern. Der weite Weg von Ssamarkand nach Kabul bietet jetzt für die Russen weniger Schwierigkeiten als für die Engländer, wenn sie sich zum Vorgehn entschließen. Die Grenzübergänge sind schon in ihren Händen, und mit jedem Schritt vorwärts vergrößern sich die Vorteile ihrer strategischen Lage, sie haben die Initiative und damit die Wahl des Ortes und der Zeit. Was ist zu thun? Wie soll man den Russen entgegentreten? Die Nordwestgrenze Indiens ist in strategischer Beziehung so unvorteilhaft, daß sie nicht gehalten werden kann. Die beste Verteidigungsmaßnahme wäre die unverzügliche Besetzung von Kandahar, Ghasni und Kabul; aber sie würde ein großes Opfer an Menschen und Geld kosten" — eine Vorhersage, die sich im Jahre 1879 bei der Expe-

Digitized by Google

dition von Roberts bestätigt hat. „Ein zweites Verteidigungsmittel gegen die Russen wäre ein Druck auf ihre (strategische) rechte Flanke. Es ist bekannt, in welchem Abhängigkeitsverhältnis Persien zu Rußland steht, und daß Persien geradezu als ein Vasallenstaat Rußlands erscheint. Es müßte also in den Persern erst der Nationalstolz künstlich geweckt werden, wollte man sie gegen Rußland ausspielen. Wenn nun aber England, mit Persien verbündet, nach Teheran und an das Südufer des Kaspischen Meeres starke Truppen werfen könnte, so stünde es in der Flanke der Operationslinien von Krasnowodsk und Orenburg nach Herat und Kabul. Da die Russen im Vorgehn diese Linien als ihre Verbindungen im Rücken decken müßten, so würde ihr Flügel in der Luft schweben und den Stößen der Turkmenen ausgesetzt sein, deren Aufwieglung, Organisierung und Bewaffnung verhältnismäßig leicht ist. Nach der Besetzung von Teheran als Basis kann die englische Armee im Bündnis mit der türkischen auf Tiflis marschieren, die Kaukasusvölker zum Aufstand veranlassen und all die verborgnen Kräfte Asiens im Glaubenskriege gegen Rußland entfesseln. Ähnliches war schon 1854 geplant."

Es sei hierbei gelegentlich bemerkt, daß Currys Gedanken und Folgerungen zehn Jahre später durch General Mac-Gregor wieder aufgenommen und weiter entwickelt worden sind. Anderthalb Jahre nach dem Erscheinen von Currys Schrift reichte M. D. Skobeljew, damals Militärgouverneur des soeben eroberten Gebiets Ferghana, dem General Kaufmann eine umfangreiche Denkschrift über das Thema ein: Welche Bedeutung hat im Falle eines russisch-englischen Krieges Turkestan? Abgefaßt wurde diese Denkschrift im Hinblick auf die damaligen politischen Ereignisse und die Möglichkeit eines Bruches nicht nur mit der Türkei, sondern auch mit England. Skobeljew widmet die gute Hälfte seiner Denkschrift Currys Ausführungen und setzt das feindselige Verhalten der Engländer ins rechte Licht, sodann empfiehlt er eine Demonstration in der Richtung auf Kabul und entwickelt die Chancen einer solchen. „Die Erwerbung Turkestans durch Rußland, sagt er, geschah ganz und gar zufällig und wurde uns, wie wenigstens unsre Staatsmänner oft genug erklärt haben, eher eine Last, als daß sie wirklichen Nutzen gebracht hätte. Sobald jedoch der Krieg an England erklärt ist, kann Turkestan kein Sonderinteresse mehr beanspruchen und muß sich vielmehr den heiligsten Interessen Rußlands zum Opfer bringen. Denn das, was wir alsdann mit einer Demonstration gegen die Engländer in Indien aufs Spiel setzen, steht gar nicht im Verhältnis zu dem Gewinn, den im Falle des Gelingens eine solche Demonstration für das große Ganze haben kann. Turkestan ist eben keine eigentliche Kolonie und kann nach der Art seiner Unterwerfung wie seiner dauernden Besetzung durch uns nicht anders als eine Basis für die geradezu von der Vorsehung uns gewiesenen Operationslinien bezeichnet werden. Turkestan wird bis jetzt auch eher durch den Zauber unsrer Ruhmesthaten der letzten zehn

Digitized by Google

Jahre, als durch die Stärke unsrer dort dislozierten Truppen gehalten. Es unterliegt ferner keinem Zweifel, daß in den Augen der Engländer und in den Augen aller Asiaten unser Ansehen schwindet, wenn bei der in Europa fallenden Entscheidung der Geschicke unsers Vaterlandes Turkestan ein unbeteiligter Zuschauer bleibt. Sobald jetzt unsre Truppen mit Hurra auf Asiaten einstürmen, scheinen sie diesen Feuer zu speien; ein englischer Generalstabsoffizier bezeichnet unsre Macht in Turkestan, die ja in unmittelbarer Verbindung mit Moskau steht, als eine waffenstarrende Heerstraße. Was muß es aber für einen Eindruck machen, wenn in der Stunde der Entscheidung unsre Feinde aus unsrer Unthätigkeit ersehen, daß wir selbst nicht wissen oder vielmehr nicht verstehn wollen, weshalb wir in Turkestan eingedrungen sind?"

Die Bildung eines Generalgouvernements Turkestan wäre der erste Schritt dazu, die bisher des Zusammenhangs entbehrenden Vorstöße einzelner Truppenführer für das große Ziel zu verwerten; vorbereitet ist der Weg zu diesem Ziele durch die Eroberung von Chiwa und Kokan und durch die zehnjährige Russifizierung von Ssamarkand; nur dieses Ziel rechtfertigt unser Vordringen in Mittelasien, denn sonst wäre der Liebe Müh umsonst gewesen. Auch der Umstand weist auf die Beteiligung Turkestans an den kommenden Ereignissen hin, daß wir im Falle eines unglücklichen Kriegs Turkestan ganz räumen oder uns dort wenigstens eine Verschlechterung unsrer Position gefallen lassen müssen. Wenn wir dagegen, selbst im Falle eines vollkommnen Mißerfolgs, auf dem europäischen und asiatischen Kriegsschauplatze bewiesen haben werden, wie ernstlich unsre heutige Stellung in Mittelasien den Gegner bedroht, so kann sich Rußland, wenn es einen ungünstigen Frieden schließen muß, durch die Abtretung von Turkestan, das alsdann im Preise gestiegen ist, vorteilhaftere Bedingungen erkaufen.

„Eine Demonstration gegen die Engländer in Indien, fährt Skobeljew fort, erscheint bei der heutigen politischen Konstellation und bei den Mitteln der Kriegführung, über die wir verfügen, ganz gut ausführbar. Ich kann natürlich nicht so unbescheiden sein, meine Ansicht über die Ausführung einer so großartigen Unternehmung als einzig richtig hinzustellen, glaubte jedoch mit nachfolgenden Bemerkungen dem Interesse unsers Vaterlandes zu dienen. Überhaupt habe ich mich zu dieser Frage nur äußern wollen, um Eurer Hohen Exzellenz (dem General Kaufmann) die Ansichten von Engländern zur Kenntnis zu bringen, die sich speziell damit beschäftigt haben und zweifellos in ihrem Vaterland als Autorität gelten. Die Schlüsse ergeben sich daraus von selbst; sie sind gewissermaßen auch die Antwort auf die Äußerungen unsrer Feinde:

1. Wir müßten möglichst bald eine Gesandtschaft nach Kabul schicken, denn es ist mindestens wünschenswert, daß wir im Falle einer Offensivbewegung durch keinerlei Zufälligkeiten aufgehalten werden und keinerlei Einbuße an

Digitized by Google

Kräften und Mitteln erleiden; wir müssen also sowohl Schir-Ali als auch alle unter seinem Einfluß stehenden Emirate zu einem Bündnis mit uns zu veranlassen suchen. Für den Erfolg derartiger Unterhandlungen sprechen folgende Umstände: a) der unverwischbare Eindruck der Niederlage der Engländer im Jahre 1842, b) das Mißtrauen gegen ihre Politik, das sich auch darin ausspricht, daß Schir-Ali heutzutage noch keinen ständigen englischen Residenten bei sich zuläßt, c) die seit Urzeiten geltend gemachten Ansprüche der Afghanen auf Peschawar, und was noch mehr bedeuten will, ihre Hoffnung, das gelobte Land Indien nach Herzenslust ausplündern zu können. — Unsre Gesandtschaft müßte nach Karschi, Balch, Chulm und Kabul gehn; je nach dem Erfolg ihrer Thätigkeit würde die Wahl unsrer Operationslinien entweder auf Kabul oder auf Herat fallen.

2. Persien muß veranlaßt werden, seine Ansprüche auf Herat zu erneuern. Das gäbe uns die Möglichkeit an die Hand, im Bedarfsfalle ein dem Schah unterworfnes Land, vornehmlich Chorassan auszunutzen, würde aber, was noch wichtiger ist, die Aufmerksamkeit und die Streitkräfte der persischen Regierung von unsrer Grenze am Araxes ablenken; jetzt können unsre Feinde für den Fall einer uns ungünstigen Gestaltung der Verhältnisse auf der kaukasisch-türkischen Grenze oder in Kaukasien selbst im stillen auf jene hoffen. Bei einer Offensive unsrerseits würde die persische Armee im Bunde mit uns in operativer Hinsicht nur geringe Bedeutung haben, wohl aber das Land uns reichliche Transportmittel stellen können, denn die uralten Handelsbeziehungen Persiens zu Herat und Kandahar verfügen darüber."

An dritter Stelle erörtert Skobeljew die Stärke der Truppen, die Zusammensetzung der Bagagen und Beschaffung der Transportmittel des Offensivkorps. Er hält für ausreichend, bei Ssamarkand 16000 Mann Infanterie und Kavallerie nebst 60 Geschützen zu konzentrieren. Indem er einen halben Monat Marsch bis Herat oder Kabul annimmt, verlangt er Zusammenstellung von 70000 Pud Verpflegungsvorräten auf dem Amu-Darja, ferner 12000 Kamele und 1500 zweirädrige Karren. Sodann sollte eine Reserve an Kavallerie formiert und für den Etappendienst verwandt werden. Sollte sich Schir-Ali nicht anschließen, so wären die Truppen Bucharas auf Andshui und Meimana zu dirigieren, andernfalls hätten sie gegen die Merw-Turkmenen zu operieren, damit sie die Verbindungen im Rücken frei machten. So würden nach Skobeljews Ansicht zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Lande immer noch gegen 3000 Mann von den dort stehenden Truppen verfügbar bleiben.

Skobeljews Denkschrift hat seiner Zeit Beachtung gefunden. Wenn auch nicht im Jahre 1876, so wurden doch später, noch vor dem Abschluß des Berliner Vertrags, einige Detachements gebildet, die auf den drei Operationslinien auf Herat, Tschitral und Kabul vormarschieren sollten. Der Vormarsch unterblieb, und infolge dessen konnte auch bei der Festsetzung der Bedingungen

Digitized by Google

für den Frieden mit der Türkei kein wirksamer Druck ausgeübt werden. Der Feldzug von 1880/81 befestigte, wie ja auch nicht anders zu erwarten war, Skobeljew in seinen Ansichten über die Lösung der orientalischen Frage.

„Ohne eine ernsthafte Demonstration gegen Indien, schreibt er dem verstorbnen Katkow, etwa in der Richtung auf Kandahar ist ein Krieg um die Balkanhalbinsel undenkbar. Die Vorhalle des Kriegstheaters wird im Falle so schwerer Verwicklungen wie im Jahre 1878 zweifellos der jetzt eroberte Landstrich sein, wozu wir anstreben müssen, in Persien einen allein ausschlaggebenden Einfluß zu gewinnen."

3

Früher schrieben in Rußland nur Staatsmänner und Generale über einen Kriegszug nach Indien; seit Skobeljew ist diese Frage populärer geworden und beschäftigt besonders auch den militärischen Nachwuchs. Voriges Jahr erschien z. B. eine Broschüre unter dem Titel: „Nach Indien," worin der junge Verfasser, Lebedjew, einen ziemlich eingehenden Kriegsplan entwirft. Hat dieser Plan auch nur rein theoretischen Wert, so ist aus der Schrift doch zu ersehen, daß dem Verfasser ein reichliches gedrucktes Material zur Verfügung gestanden hat, in das er sich mit großem Eifer vertieft hat.

Die Untersuchung Lebedjews ist auch deshalb nicht ohne Wert, weil der Verfasser zu der Überzeugung gelangt ist, daß ein Kriegszug nach Indien nicht so leicht sei und jedenfalls recht große Opfer an Menschen und Geldmitteln erheischt. Es ist dies um so beachtenswerter schon aus dem Grunde, weil wir jetzt über eine lange Eisenbahnlinie verfügen, näher an Indien herangerückt sind und genauere Kenntnisse über die an die indische Grenze führenden Straßen erworben haben, um so beachtenswerter, weil vor nicht gar zu langer Zeit General Stoljetow (in einer Denkschrift vom 16./28. Mai 1870) einen Vormarsch mit sechs Regimentern Infanterie und sechs Regimentern Kavallerie vom Kaukasus aus an den Indus für ausführbar hielt, wofern er nur von Turkestan aus durch eine Scheinbewegung unterstützt würde.

Der Verfasser geht bei seinen Auseinandersetzungen, um seine Aufgabe zu vereinfachen, von der Annahme aus, daß mit England allein Krieg geführt werde, und spart in seinen Berechnungen nicht an Truppen. Von den transkaspischen Grenzen Rußlands bis zum Indus beträgt die Entfernung 1500 Werst. Dieses ganze Gebiet will der Verfasser nicht auf einmal durchschreiten, sondern, da er alle möglichen hindernden Umstände berücksichtigen zu müssen glaubt, im Verlauf dreier Feldzüge nehmen.

Zuerst wird Herat besetzt, dort eine feste Operationsbasis geschaffen, mit der transkaspischen Eisenbahn vereinigt und der Schienenweg bis Farah verlängert. Nunmehr sucht man Afghanistan in unsre Einflußsphäre zu ziehen und dressiert es für die Rolle eines Verbündeten bei weiterm Fortschreiten der

Digitized by Google

Offensive. Es wäre nicht übel, wenn Ssamarkand durch eine Eisenbahn mit dem Amu-Darja in Richtung auf Mazar-i-Scherif verbunden werden könnte. Auf der Linie des Amu-Darja könnte alsdann eine weitere Basis für das Vordringen in Afghanistan von Norden her gewonnen werden. Der nächste Schritt in der Richtung auf die Grenzen Indiens würde zur dauernden Besetzung Afghanistans und zur Einrichtung einer neuen Operationsbasis auf der Linie Kabul-Kandahar führen. Der dritte Schritt wäre endlich die Eroberung des Landes westlich vom Indus, wodurch folgendes erreicht würde: 1. die Einverleibung der Gebiete Herat, Kandahar und Britisch-Beludschistan, d. h. die Ausdehnung Rußlands bis an ein südliches Meer, 2. die Errichtung eines Protektorats über Afghanistan und 3. der Abschluß eines dauerhaften Friedens mit England auf Grund von Bedingungen, die für beide Reiche vorteilhaft sind.

Zur Besetzung von Herat hält der Verfasser ein Detachement von 22000 Mann und 48 Geschützen nebst einer Reserve von 28000 Mann mit 54 Geschützen für ausreichend.

Für den zweiten Feldzug wäre dagegen schon eine ganze Armee nötig, nämlich ein Hauptkorps von 68000 Mann mit 204 Geschützen (33000 Kamelen), das über Ssabsawar und Farah auf Kandahar, und ein Hilfskorps von 65000 Mann mit 112 Geschützen, das über Mazar-i-Scherif und den Bamianpaß auf Kabul zu operieren und durch ein Seitendetachement Tschitral und Gilghit zu besetzen hätte.

Für den dritten Akt, d. h. die Offensive an den Indus müßten aus Rußland soviel Kräfte herangezogen werden, daß die Operationsarmee eine Stärke von 230000 Mann erreicht. Von der Zwischenbasis Kabul—Kandahar wird auf Peschawar oder Pischin—Dera-Ghazi-Khan—Lahore vormarschiert.

Alle Berechnungen des Verfassers sind natürlich etwas willkürlich und klingen teilweise stark an Mac-Gregor an. Es ist aber auch bei eingehendem Studium der innerasiatischen Verhältnisse nicht leicht, den Verlauf eines 1500 Werst weit führenden Kriegszugs zu übersehen, der noch dazu in drei Feldzüge zerfallen soll. Eine Unzahl unvorhergesehener Zufälligkeiten kann den Kriegsplan und alle Zahlenangaben von Grund aus verändern. So haben alle Berechnungen des Verfassers nur insofern Wert, als sie erstens immerhin auf positiven Angaben aufgebaut sind, zweitens bestätigen, was schon oben ausgesprochen ist, daß nämlich ein Kriegszug nach Indien schwere Opfer heischen wird.

Wie dem auch sei, die Frage eines Feldzugs nach Indien tritt bei der heutigen Gestaltung der politischen Lage und mit der Vervollkommnung der Kampfmittel immer mehr in den Vordergrund. Die Hauptvormarschrichtung bleibt dieselbe wie in alten Zeiten — über Herat, Kandahar unter Umgehung des Himalayakammes auf das Solimangebirge. Herat und Kandahar haben

Digitized by Google

als wichtige Straßenknotenpunkte auch jetzt noch ihre Bedeutung, wenngleich die Besitzergreifung Herats durch uns wohl nicht gleich allgemeinen Aufruhr in Indien zur Folge haben wird, wie seiner Zeit Stoljetow annahm. Als Teilunternehmung könnte sich die Besetzung des persischen Sseistan empfehlen, um den Hilmendfluß und die linke Flanke der Engländer zu umgehn; haben wir auf diese Weise die Linie des genannten Flusses gewonnen, so können wir uns beim Vordringen nach Beludschistan und Indien darauf stützen. Wie schon erwähnt, wir haben mehr als ein halbes Jahrhundert auf unsre Festsetzung in Turkestan, d. h. auf den Ausbau eines Waffenplatzes für Nebenoperationen verwandt, denn der Hauptangriff auf Indien muß doch von Persien aus angesetzt werden. Darum muß nunmehr unser Hauptaugenmerk auf Persien gerichtet sein; sind wir auch dort schon in einer günstigen politischen Situation, so ist diese doch noch nicht gefestigt genug für die Lösung der Frage des Kriegszugs nach Indien. Unser Einfluß in Teheran ist ja der vorherrschende, doch arbeiten in Persien, vornehmlich im Süden und Südosten des Landes weit mehr Agenten in englischem als in russischem Solde. Es ist unbedingtes Erfordernis für uns, zwischen Meschhed und Nusret-abad in Sseistan eine Anzahl neue Agenten zu gewinnen.

Noch viel dringender ist die Frage des Baus einer Eisenbahn vom Kaspischen Meer zum Indischen Ozean durch Persien hindurch. Die Lösung dieser Frage muß baldigst erfolgen, da sich die Engländer in Südarabien und im Persischen Golf immer mehr festsetzen, und die Deutschen eine Eisenbahn vom Mittelländischen Meere nach dem Persischen Golf planen.

Mac-Gregor empfiehlt in seiner umfangreichen, einen glühenden Haß gegen Rußland atmenden Arbeit außer rein strategischen und lokalen Maßnahmen zur Sperrung der Zugänge nach Indien aufs angelegentlichste ein Bündnis Englands mit einigen kontinentalen Mächten, vornehmlich mit Deutschland. Ein Teil seiner Vorschläge, die Besetzung von Tschitral, Gilghit, Konshut, die Vermehrung der Agenten in Persien, endlich die Befestigung des britannischen Einflusses in Südarabien ist schon ausgeführt worden. Was Deutschland anlangt, so ist ja bekannt, wie die englische Presse mit Deutschland geliebäugelt hat, wir dürfen uns auch nicht verhehlen, daß seit der Reise des Kaisers Wilhelm nach Palästina der Plan des Baus einer deutschen Eisenbahn vom Mittelländischen Meere nach Baghdad-Basra und El-Kuweït sehr wohl in die Wirklichkeit übersetzt werden kann. Dann aber sind wir auf dem Streifen, auf dem wir zum Ozean vordringen möchten, wie in einem Schraubstock und werden uns auf lange hinaus die Ausführung der uns durch die Vorsehung zugewiesenen bedeutsamen politischen und ökonomischen Aufgaben in diesem Teil Asiens und die Erwerbung einer unsrer politischen Bedeutung entsprechenden Station am Indischen Ozean versagen müssen. Und dabei harrt das einst so blühende Persien, das jetzt wirtschaftlich danieder liegt, ebenso wie die süd-

Digitized by Google

östlichen Provinzen der Türkei der erneuten Erschließung ihrer natürlichen Reichtümer unter dem mächtigen Einfluß Rußlands.*)

Schon 1881 schrieb der verstorbne Skobeljew: „Aus welchem Grunde kommt uns die führende Rolle in Persien zu? Zu welchem Zwecke müssen wir nach Südosten zu gerüstet sein? Weshalb müssen wir den Gang der Ereignisse in Afghanistan verfolgen? Deshalb wohl, weil wir, wenn die Stunde schlägt, nicht Lippe-Detmold, Monaco oder die Schweiz, sondern das dräuende Rußland sein wollen.“ Skobeljew dachte als Soldat, durchdrungen von dem Bewußtsein der Macht Rußlands und der Notwendigkeit, dem uns feindlich gesinnten England wirksam Widerpart zu halten. Außerdem sagte sich Skobeljew, daß Rußland bestrebt sein muß, sich vor allem nach der Seite des mohammedanischen Orients in der durch unsre großen Vorfahren gewiesenen Richtung auszudehnen. Augenblicklich führen wir nicht Krieg mit England und können nicht daran denken, Indien zu erobern. Aber wir müssen uns auf einen solchen Krieg vorbereiten für den Fall, daß England uns auf dem durch unsre Interessen vorgezeichneten Wege Hindernisse entgegenstellt. Die ersten Schritte haben wir gethan, und sie haben uns viel Zeit und Blut gekostet. Wenn wir jetzt nun in Mittelasien energischer vordringen, so sind die Engländer selbst die Ursache, da sie uns die Zugänge zum Mittelländischen Meer verschlossen haben, Rußland sich aber mit seiner zunehmenden Bevölkerung und Industrie einen günstigen Ausfuhrhafen an einem südlichen Meere schaffen muß.

Während uns Turkestan mit Baumwolle in Massen versieht, gelangen die natürlichen Reichtümer des Kaukasus immer mehr zur Entfaltung; Fabriken erstehen zur Bearbeitung der in Turkestan gewonnenen Rohstoffe; persische Baumwolle, Seide und Wolle werden sich ebenfalls fabrikmäßig ausbeuten lassen, sobald Persien durch eine Eisenbahn aufgeschlossen und uns seine Hilfsquellen genauer bekannt sein werden. Nach der Palästinareise Wilhelms II. können wir den Bau der Eisenbahn nicht länger aufschieben, wir müssen den Deutschen am Persischen Golf zuvorkommen. Die Hauptlinie muß vom Kaspischen Meere über Teheran, Isfahan, Jesd, Kerman, Bampur an das persische Beludschistangestade geführt und durch eine Zweiglinie mit dem Persischen Golf verbunden werden. Sowohl in Persien, als auch in Mesopotamien darf nur russischer Einfluß herrschen[?]. So würden schließlich unsre industriellen und kommerziellen Interessen die treibende Kraft für das weitere Vordringen nach dem Süden; dieses bedeutet eine Gefahr für die Engländer, wenn sie jenen Hindernisse in den Weg legen; unter gewissen Umständen kann es zum Kriege kommen. Freilich wird die etwaige Eroberung Indiens uns keinen besondern Nutzen bringen, denn die Ausdehnung des Reiches über

*) Warum nur Rußlands? A. d. Red.

Digitized by Google

Indien würde zu groß, die Bildung unabhängiger Fürstentümer aber könnte zu unaufhörlichen Zwistigkeiten führen und das Aufkommen eines mächtigen mohammedanischen Reichs unter den afghanischen Emiren begünstigen, das die Rolle des degenerierten Osmanenreichs übernehmen würde. Dann hätte Rußland, dem der Kampf mit dem Halbmond schon so viel Kräfte gekostet hat, aufs neue gegenüber dessen Ansturm in die Bresche zu treten. So würde also selbst ein erfolgreicher Kriegszug nach Indien uns keinen unmittelbaren Nutzen bringen, wohl aber England ökonomisch völlig ruinieren und auf die Bedeutung Hollands herabdrücken. Das sollten die englischen Staatsmänner sich gesagt sein lassen; sie sollten ihren zu weitgehenden Argwohn aufgeben und die fanatischen Feinde Rußlands unter den ostindischen Verwaltungsbeamten und höhern Offizieren nicht so laut zu Worte kommen lassen! Sie sollten sich überzeugen lassen, daß es uns nicht um die Zertrümmerung ihrer Herrschaft in Indien zu thun ist, wofern sie dem natürlichen Streben Rußlands nach dem Süden, wozu es als eine große, mächtige Nation vollberechtigt ist, nicht feindlich entgegentreten!

Der Römerstaat

2. Soziale Kämpfe

(Fortsetzung)

Die Plebejer erreichten ihr Ziel vollständig, aus den zwei Städten wurde eine. Indem ihnen im Jahre 300 die lex Ogulnia den Eintritt in die Kollegien der Pontifices und Auguren eröffnete, in den Kreis der Vertrauten der Götter, fiel die letzte Schranke zwischen den beiden Ständen. An die Stelle des Geschlechteradels trat der Amtsadel, in dem freilich noch immer die ältesten Geschlechter das höchste Ansehen beanspruchten. Und was für den Bestand des Staats wichtiger war, auch dem Bauernstande war leidlich geholfen. Ackerverteilungen, die Anlegung von Kolonien und die Bestimmung, daß kein Bürger mehr als fünfhundert Morgen Gemeindeland besitzen dürfe (das zweite der Licinischen Gesetze), hatten die Zahl der Bauern vermehrt, Wucherverbote und Zahlungserleichterungen ihnen die ruhige Nutzung ihres Besitzes gesichert. Die Vorschrift, daß der größere Gutsbesitzer neben seinen Sklaven auch freie Lohnarbeiter beschäftigen solle, war geeignet, die Söhne kinderreicher Bauernfamilien vorm Versinken ins Lumpenproletariat zu behüten, wenn sich ihnen keine Ge-

Digitized by Google

legenheit zur Versorgung in Kolonien darbot. Die fortschreitende Eroberung hatte diese Kräftigung des Bauernstands ermöglicht, ohne den Reichtum der Reichen zu mindern und dem Wachstum dieses Reichtums Einhalt zu thun. Und obwohl den besiegten Italikern immer ein Teil ihres Gebiets zum Besten der römischen Bürgerschaft abgenommen wurde, vernichtete man doch nirgends den einheimischen Bauernstand. Die Ausrottung der Bojer südlich vom Po bedeutete keine soziale und wirtschaftliche Schädigung des Landes, denn die Gallier waren keine guten Ackerwirte, und an ihre Stelle traten italische Gemeinden. Von den alten Geschichtschreibern wird, wie schon bemerkt wurde, diese weise Politik auf die Könige zurückgeführt; Tullus Hostilius soll sogar das Krongut unter die ärmern Bürger verteilt und nach der Zerstörung von Alba Longa die albanischen Domänen mit Ausnahme der für die Bestreitung des Gottesdienstes bestimmten zur Ausstattung der albanischen Armen mit Ackerlosen verwandt haben. Wir dürfen diese Angabe des Dionysius wohl als einen symbolischen Ausdruck der Thatsache betrachten, daß der italische Bauernstand unter der Römerherrschaft besser gesichert war, als er, in Kleinstaaten mit weniger weisen Regierungen zerteilt, gewesen sein würde. Den Beweis dafür, daß sich Italien unter der Römerherrschaft im ganzen wohl befand, und daß im dritten Jahrhundert vor Christo sein Bauernstand noch in ungebrochner Kraft dastand, lieferte die Haltung der Italiker in den punischen Kriegen. Im ersten trat die freiwillige Opferfreudigkeit der Bürger ein und rüstete Flotten aus, als nach ungeheuern Verlusten an Menschen und Schiffen — die Bürgerliste war um 40000 Mann gesunken — der mut- und ratlose Senat die Dinge laufen ließ, wie sie wollten. Im Hannibalischen Kriege aber bestanden viele italische Gemeinden, namentlich die latinischen, die Feuerprobe der Treue; die abfielen, fielen nicht aus Haß gegen Rom ab, sondern im Drange der Not und nach den vielen entscheidenden Siegen Hannibals an Rom verzweifelnd; an der italischen Bauernschaft ist Hannibals Genie gescheitert, freilich nicht, ohne daß diese Bauernschaft tödliche Wunden erlitt, von denen sie sich nie wieder ganz erholt hat.

Die punischen Kriege haben zusammen mit den andern Kriegen, die dazwischen und gleichzeitig mit dem zweiten und dritten geführt wurden, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse Italiens von Grund aus umgewälzt. Bisher hatten die Römer in ihren Kriegen den Besiegten immer nur so viel Acker abgenommen, als sie selbst zu bestellen gedachten, den Ertrag dessen aber, den die neuen Mitbürger oder Bundesgenossen behielten, diesen vollständig gelassen und ihnen weiter keine Verpflichtung auferlegt, als im Kriege ein Kontingent zu stellen. Von den Karthagern lernten sie eine andre Behandlung besiegter Städte und Völker; Karthago machte die Besiegten zu Unterthanen und legte ihnen eine schwere Steuer auf; es zog die Grundrente des eroberten Landes und ließ den Bebauern nur den Arbeitslohn. Im ersten Kriege mit

Digitized by Google

den Römern nahmen sie nach Polybius 1, 72 den Bauern die Hälfte der geernteten Früchte ab, erhöhten die Geldsteuer der Städter auf das Doppelte und trieben beides mit unerbittlicher Härte ein, weshalb auch die so ausgebeuteten Unterthanen Karthagos gleich nach Beendigung des Kriegs zu den rebellischen Söldnern abfielen. In Sizilien erhielten die Römer das erste Ausbeutungsobjekt, an dem sie die neu erlernte Methode erprobten. Die schöne Insel wurde nicht in den italischen Staatsorganismus eingegliedert (was bei der Beschaffenheit der aus verdorbnen Griechen und von den Karthagern versklavten Ureinwohnern bestehenden Bevölkerung auch gar nicht möglich gewesen wäre), sondern sie ließen sie als Provinz, als Amt, wie Mommsen das Wort übersetzt, verwalten, und die Verwaltung bedeutete in diesem Falle Ausbeutung; eine solche Provinz wurde als praedium, Landgut des römischen Volks, aufgefaßt. Selbstverständlich ging ein Teil der Grundstücke in den unmittelbaren Besitz reicher Römer über, und die neuen Besitzer behielten die Wirtschaftsweise der Vorbesitzer bei. Diese war der Plantagenbau, der von den Karthagern nach dem Muster ihrer heimischen Wirtschaft mit Sklavenherden betrieben wurde. Bis dahin hatten auch die reichen Römer als Bauern gewirtschaftet; was über den Umfang des Bauernhofes hinausging, war entweder als Weide benutzt oder in Parzellen an Sklaven oder arme Freie verpachtet worden. Der Unterschied des altrömischen Sklaven vom heutigen Bauernknechte im Rechte mochte noch so groß sein, der thatsächliche Unterschied beschränkte sich darauf, daß jener den Dienst nicht kündigen durfte, sondern lebenslänglich an seinen Herrn gebunden blieb, wenn dieser ihn weder verkaufte noch frei ließ. Die Karthager bewirtschafteten Güter, die weit über den Umfang eines Bauernhofes hinausgingen, mit Sklaven, die nicht Mitarbeiter des Herrn waren, sondern unendlich tief unter ihm standen, die in Fesseln arbeiteten und des Nachts in einen Zwinger gesperrt wurden. Der materielle Ertrag war auf dem fruchtbaren afrikanischen und sizilischen Boden bedeutend. Die Karthager waren rationelle Landwirte, und der römische Senat ließ die Schrift Magos über die Landwirtschaft ins Lateinische übersetzen, „das einzige Beispiel einer von dem römischen Senat veranlaßten litterarischen Unternehmung." Von da ab entstand bei den Römern eine einheimische landwirtschaftliche Litteratur. Diese Ausbeutung der Provinzen und diese Plantagenwirtschaft bezeichnet Mommsen als das Nessushemd, das die Römer vom Feinde geschenkt erhalten hätten. Im Hannibalischen Kriege durften die Römer ihre Sklaven gegen den Feind zu bewaffnen wagen; sie hielten sich tapfer und wurden mit der Freiheit belohnt. Von der neuen Art Sklaven galt: so viel Sklaven, so viel Feinde.

Das neue Wirtschaftssystem wurde nach Italien verpflanzt. Raum dafür schuf der Hannibalische Krieg. In politischer Beziehung bedeutet dieser siebzehnjährige Krieg gerade das Gegenteil von unserm Dreißigjährigen — dort

Digitized by Google

war völlige Einigung Italiens und Fortschritt zur Weltherrschaft, hier waren Zerfall des Reichs in Kleinstaaten, Verlust der Weltstellung und Abhängigkeit vom Auslande das Ergebnis. In wirtschaftlicher Beziehung aber hatten beide Kriege ähnliche Wirkungen. Die Bevölkerung Italiens wurde vermindert, wenn auch nicht in dem Grade wie die Deutschlands in seiner traurigsten Zeit, so doch immerhin bedeutend; 300000 Italiker sollen vorm Feinde gefallen sein. Das Land war am Schluß des Kriegs verwüstet, Hunderttausende von Bauern waren teils getötet worden, teils der Ackerarbeit entwöhnt, Städte und Dörfer waren niedergebrannt, Hufen lagen als herrenloses Gut brach, die Sitten waren verwildert, von den Afrikanern hatte man die Gewohnheit barbarischer Bestrafung der Überläufer und der unterworfnen Abgefallnen angenommen — so wird jetzt das Händeabhacken öfter erwähnt —, man findet auch Gefallen an barbarischen Vergnügungen: die etruskischen Fechterspiele, zuerst von den durch Schwelgerei entnervten Kapuanern als Reizmittel angewandt, finden jetzt auch in Rom Eingang; entlaufne Sklaven, Hirten, von ihren Höfen vertriebne und verarmte Bauern bilden Räuberbanden. Vollständig ist die Ähnlichkeit der wirtschaftlichen Wirkungen freilich nicht; während Deutschland in jeder Beziehung verarmte, verarmten in Italien nur einige hunderttausend Bauern, der Staat aber und die Wohlhabenden wurden durch die Eroberungen reich. In dieser Beziehung glich also die Entwicklung Roms in der punischen Periode nicht der deutschen im siebzehnten, sondern der englischen im achtzehnten Jahrhundert. Der Nationalreichtum steigt, es bildet sich ein Proletariat, und die Vermögensunterschiede werden kolossal. Die unterworfnen außeritalischen Länder — zu Sizilien kommen bald Sardinien und Korsika, Spanien, Illyrien, Mazedonien, Nordafrika einschließlich Ägyptens, Kleinasien, namentlich die attalische Erbschaft, Syrien — wirken in mehrfacher Weise auflösend und umbildend auf die sozialen Zustände Italiens ein. Zunächst durch die Art ihrer Erwerbung und Ausbeutung. Die erobernden Generale, dann die verwaltenden Beamten schalten als Statthalter mit unbegrenzter Vollmacht, also als Despoten, in den Provinzen und häufen durch Erpressungen Vermögen auf, durch Erpressungen, die einen um so ungeheuerlichern Umfang annehmen, je kürzer die Zeit bemessen ist; da die Amtsgewalt doch nur ein Jahr dauert, so muß sich also der Prokonsul oder Proprätor oder Prokurator beeilen; in zehn Jahren haben die Bewohner einer solchen Provinz zehn solche Blutegel zu erdulden. Die der Provinz auferlegten Kopf- und Grundsteuern, Hafen- und sonstigen Zölle aber werden an die Ritter verpachtet, die ein Mehrfaches von dem erpressen, was sie abzuführen haben, sodaß das Wort publicanus, Pächter der öffentlichen Zölle, im Volksmunde gleichbedeutend mit Räuber und Betrüger wird. Natürlich pachten diese Herren auch Domänen. Als ihre Begleiter erscheinen Geldverleiher, die den zahlungsunfähigen Provinzialen mit Vorschüssen beispringen. Cato wies diese Vampire

Digitized by Google

aus seiner Provinz Sardinien aus; ein „Bankier," schloß er aus seinen Erfahrungen, unterscheide sich nicht wesentlich von einem Mörder.

Ritter waren ursprünglich die Bürger der am höchsten zensierten Wahlklassen, die zu Pferde dienten; da jeder Soldat für seine Ausrüstung selbst zu sorgen hatte, konnten nur Wohlhabende als Kavalleristen dienen. Natürlich gehörten also auch die meisten Senatoren zu den Rittern. Als aber den Senatoren die Beteiligung am Handel, der ihrer Würde nicht zu entsprechen schien, durch das Claudische Gesetz vom Jahre 216 verboten wurde,*) da verlegten sich die nicht senatorischen Reichen mit um so größerm Eifer auf den Handel und auf Geldgeschäfte; von da ab wurde die Bezeichnung „Ritter" auf diese neue Klasse von Geldleuten eingeschränkt, die ungefähr das waren, was der nicht volkswirtschaftlich gebildete heute einen Kapitalisten nennt. So beuteten also die Männer von senatorischem Geschlecht als hohe Beamte, die Ritter als Steuerpächter und Wucherer die Provinzialen willkürlich, ungerecht und gewaltsam aus und brachten die in der Provinz angenommnen Despotengewohnheiten mit nach Italien heim. Sie wandten sie dort gegen Bundesgenossen, gegen Mitbürger und gegen die Sklavenschaft an. Während vor dem Hannibalischen Kriege die Italiker schon nahe daran gewesen waren, mit der herrschenden, der römischen Bürgerschaft zu einer einzigen Bürgerschaft von Gleichberechtigten, zu einem wirklichen, das ganze Land ausfüllenden Nationalstaate zu verschmelzen, mußten jetzt zunächst die abgefallnen Städte und Landschaften durch Kürzung der Rechte und Konfiskationen bestraft werden. Das durch ungeheuern Machtzuwachs hochgeschwellte Bewußtsein des civis Romanus machte sich auch den treu gebliebnen Bundesgenossen gegenüber geltend; alle übrigen Italiker sanken zu Unterthanen der römischen Bürgergemeinde hinab, und die neu erworbnen Despotengewohnheiten sorgten dafür, daß die Herrschergewalt mit der Rücksichtslosigkeit ausgeübt wurde, die sowohl dem Hochmut wie der Habsucht so gute Dienste leistet. Man hatte Geld zum Güterkauf; die durch den Krieg verwüsteten und verödeten Bauernstellen waren spottbillig, teilweise vielleicht umsonst zu haben, so entstanden in Italien Latifundien; begehrte man dazwischenliegende Güter zur Abrundung, und war der Eigentümer zum Verkauf nicht willig, so brauchte man Gewalt. Diese neuen Latifundien benutzte man teils als Viehweiden, teils trieb man darauf Plantagenwirtschaft nach karthagisch-sizilischem Muster. Zum Ankauf von Sklaven fehlte weder das Geld noch die Ware. Das Angebot dieser Ware stieg durch die Kriege im Osten, durch die Niederwerfung ausgebrochner Empörungen, durch die Raubkriege der Kleinstaaten innerhalb des römischen Schutzgebiets unter ein-

*) Mommsen nennt dieses Gesetz höchst unverständig; es habe die reichsten Familien gezwungen, ihr ganzes Vermögen in Grundstücken anzulegen, und so das befördert, was man mit allen Mitteln hätte verhindern sollen, das Auskaufen der kleinen Besitzer.

Digitized by Google

ander, die trotz der römischen Oberherrschaft noch fortdauerten, und durch den Seeraub, der bei solchem Kriege aller gegen alle aufkam und sich zu einem mächtigen Staate im Staate organisierte, in solchem Grade, daß auf dem Hauptmarkte Delos an manchem Tage 10000 Sklaven verkauft wurden. Aber nicht bloß die familia rustica, auch die familia urbana wird mehr und mehr zum Gelderwerb benutzt. Man läßt die in der Landwirtschaft gewonnenen Rohprodukte teils an Ort und Stelle, teils im Stadthause zu gewerblichen Erzeugnissen verarbeiten, legt Läden an, setzt Sklaven oder Freigelassene hinein, die man darin diese Erzeugnisse verkaufen läßt; andre Sklaven und Freigelassene hielten Wechselstuben und Leihbanken, auch Gastwirtschaften. Servus ordinarius hieß ein solcher Sklave, der auf des Herrn Rechnung ein Geschäft selbständig betrieb und vom Gewinn einen Anteil bekam, aus dem ihm ein peculium erwuchs. Manche Sklavenbesitzer wurden Bauunternehmer und ließen die Knaben ihrer familia zu Maurern, Zimmerleuten und Steinmetzen ausbilden. Wieder andre übernahmen Leistungen und Lieferungen für den Staat, z. B. das Feuerlöschwesen, die Versorgung der Stadt mit Getreide; für sehr umfangreiche Leistungen bildeten sich Korporationen von Kapitalisten.

Von unserm heutigen Kapitalismus war dieser römische, wie man auf den ersten Blick sieht, gründlich verschieden. Das Wesen des heutigen Kapitalismus besteht darin, daß die Arbeitswerkzeuge nicht den Arbeitenden gehören; damals waren die Arbeitenden selbst Arbeitswerkzeuge, Bestandteile des Kapitals. Heut ist die Produktion die Quelle des Einkommens, aus dessen Überschüssen das Geldkapital oder der Kapitalbesitz angesammelt wird, und wenn auch der Geldhandel und die Spekulation größere Gewinne abwerfen, daher auch zu größern Reichtümern verhelfen als die Produktion und der solide Warenhandel, so liegt doch allen Geldoperationen unsrer Zeit irgend eine produktive Thätigkeit zu Grunde; nicht allein sind die meisten Papiere, mit denen spekuliert wird, Industrie- und Eisenbahnaktien, sondern auch die Staatsschulden, an denen die Geldleute verdienen, werden auf Produktion, z. B. von Verkehrsmitteln und militärischen Ausrüstungsgegenständen, verwandt, und sogar der große städtische Bodenwucher hängt insofern mit der Produktion zusammen, als es vorzugsweise die Konzentration der Gewerbe in den Städten ist, was die Bevölkerung dort zusammenströmen läßt, und durch die Nachfrage nach Wohnungen die städtische Bodenrente in die Höhe treibt. Der altrömische Kapitalist dagegen erwarb sein Geld durch räuberische Ausplünderung der Provinzen. Was er dann noch durch Produktion verdiente, kam erst in zweiter oder vielmehr dritter Linie; an zweiter Stelle wäre der Waren- und Geldhandel zu nennen, doch erschien beides zusammen, Handel und Fabrikation, als nebensächlich im Vergleich mit dem Haupterwerb. Ferner kennzeichnet unsern heutigen Kapitalismus die ausschließliche Produktion von Marktwaren. Diese Produktion kam, wie ja eben bemerkt worden ist, in Rom auch vor, aber daneben

Digitized by Google

blieb die Produktion für den eignen Bedarf in großem Umfange bestehn. Ein reicher Mann brauchte nichts zu kaufen; es wuchsen ihm nicht allein auf seinen Landgütern alle Nahrungsmittel und Rohprodukte, sondern er hatte auch alle Arten von Handwerkern und Künstlern eigen. Und in welcher Zahl die manchem Herrn, z. B. für einen Hausbau, zur Verfügung standen, das kann man u. a. aus der Anekdote von einem gewissen Sextus Marius schließen. Dieser lud einen etwas unverträglichen Nachbar zu sich ein, hielt ihn zwei Tage fest und ließ in dieser Zeit des Mannes Villa einreißen und eine größere und schönere an die Stelle bauen, um ihm zu zeigen, wie sehr er als Freund zu nützen und als Feind zu schaden vermöge. Eben deswegen war auch der Absatzmarkt für Waren weit beschränkter als heute; denn zu den Leuten, deren Bedürfnisse durch Eigenproduktion befriedigt wurden, gehörten ja nicht bloß die paar tausend Herren, sondern auch ihre nach Millionen zählenden Sklavenschaften. Die Bedürfnisse der kleinen Leute und der Bauern aber, die Gewerbeerzeugnisse kaufen mußten, waren viel bescheidner als die unsrer heutigen mittlern und untern Klassen. Außerdem fehlten gänzlich unsre heutigen Verkehrsmittel, Maschinen, furchtbaren Angriffs- und Schutzwaffen, und die zu ihrer Produktion erforderlichen Kohlengruben und Eisenwerke; dieses alles setzt aber heutzutage Millionen Hände in Bewegung. Damit hängt ein weiterer gewaltiger Unterschied zusammen. Das heutige Kapital ist teils in Produktionsanstalten (Gruben, Fabriken, Landgütern), teils in Verkehrsanstalten und nutzbaren Einrichtungen (Eisenbahnen, Kanälen, Dampfschiffen, Gas-, Wasser- und Elektrizitätswerken), teils in Handelsunternehmungen „investiert," verkleidet; auch das in Staatspapieren angelegte wird wenigstens zum Teil produktiv verwandt, und die Geldinstitute, denen ein Arm des Kapitalstroms zufließt, dienen doch hauptsächlich der Produktion. Ein wunderbar ausgebildetes Kreditsystem sorgt dafür, daß Geld jederzeit leicht in eine der produktiven Kapitalformen und jede dieser Formen in jede andre verwandelt werden kann. Und die Masse dieses Produktivkapitals ist so gewaltig, daß daneben nicht allein das Wucherkapital, sondern auch die Menge des in Geldform vorhandnen Kapitals verschwindet. Außerdem machen die heutigen Kreditformen zusammen mit Gesellschaften und Genossenschaften auch schon ganz kleinen Kapitalisten die Beteiligung an großartigen Unternehmungen möglich. Von solcher Vielgestaltigkeit, Veränderungsfähigkeit, Beweglichkeit und Teilbarkeit des Kapitals war in Altrom keine Rede. Was in Landgütern und Sklaven angelegt war, das lag fest. Aktiengesellschaften, Inhaberpapiere und dergleichen gab es nicht. Die beliebteste Kapitalform war die roheste und unfruchtbarste: Edelmetall in Münzen oder Barren, und Edelmetallschätze waren ein sehr bedeutender Bestandteil des Reichtums der Reichen; Säcke voll Gold und Silber waren außer Sklaven die hauptsächlichste Beute, die der römische Geldmann für sich und den Staat aus den Provinzen fortschleppte. Damit war

Digitized by Google

freilich auch der Reichtumsanhäufung eine Grenze gezogen. In den fünfziger Jahren hat sich noch Mommsen von den römischen Millionären imponieren lassen; heute wird ihm das wohl nicht mehr begegnen. Neros freigelassener Narziß wird auf siebzig Millionen Mark heutigen Geldes geschätzt und für den reichsten Mann gehalten, den es je im römischen Reiche gegeben habe, die amerikanischen Eisenbahn- und Petroleumkönige sind Hunderte von Millionen schwer. Die höchsten bekannten Jahreseinnahmen römischer Familien beliefen sich, Geld und Naturalien zusammengerechnet, auf noch nicht fünf Millionen Mark, der Herzog von Westminster, dem ein Teil des Grund und Bodens von London gehört, soll allein an Grundzinsen von Häusern zwanzig Millionen beziehen. Wer weiß, ob der Grundbesitz der heutigen Magnaten, z. B. der Schwarzenberge, schon je einmal nach seinem wirklichen Ertragswert geschätzt worden ist. Dann aber ist Vermögen, das zu einem großen Teile oder gar vollständig aus Bargeld besteht, weit mehr der Gefahr ausgesetzt, sich zu verkrümeln, als ein in heutiger Weise angelegtes, und namentlich bei den erpreßten Vermögen der letzten zwei Jahrhunderte der Republik hieß es: Wie gewonnen, so zerronnen. Es kam ja vor, daß ein solcher Räuber, wie Gabinius als Prokonsul von Syrien, in einem Jahre siebzig Millionen Mark erpreßte. Aber zunächst mußte er einen Teil des Raubes in den Klauen seiner Helfershelfer lassen, dann den Klägern den Mund zu stopfen versuchen, beim Prozeß, der gegen ihn angestrengt wurde, Richter, Sachwalter und Zeugen bestechen, und von dem, was er übrig behielt, ging dann das meiste auf Geld- und Getreidespenden und Spiele darauf, mit denen er den süßen Pöbel für die nächste Wahl köderte, sowie auf die standesgemäßen Anstandsausgaben; Gladiatorenspiele, wie sie sich für die Leichenfeier eines angesehenen Mannes schickten, kosteten über eine Million Mark. Später aber, als die Kaiser dem Plünderungssystem ein Ende gemacht hatten, traten an die Stelle der Geldverschlenderung auf Bestechung zu den Anstandsausgaben auf Prunk immer mehr solche für gemeinnützige Zwecke, die dem vornehmen Manne nicht allein sein Einkommen stark kürzten, sondern oft genug sein Kapital angriffen. Wir haben bei einer andern Gelegenheit den römischen Grundsatz, daß Bauen und Schenken Ehrenpflicht des vornehmen Mannes sei, mit einigen der Beispiele beleuchtet, die Friedländer anführt. Möge man nur (im 1. Bande der 6. Auflage der römischen Sittengeschichte, S. 251 bis 252) die lange Reihe der Stiftungen und Schenkungen des jüngern Plinius nachlesen! Wir wollen doch wenigstens ein paar Stellen aus dessen Briefen mitteilen, die sich zwar nicht auf seine großen Stiftungen beziehen, die aber für die Denkungsart eines solchen „Heiden" charakteristisch sind. Im neunzehnten Briefe des ersten Buches schreibt er dem Romanus Firmus, dieser sei sein Landsmann, sein Schulgenosse, sein guter Kamerad, und da ihm, der die Ritterwürde anstrebe, zum Ritterzensus 300000 Sesterzien (etwa 50000 Mark) fehlten, so schenke

er sie ihm. Der Calvina (2, 4) schreibt er, sie dürfe sich nicht fürchten, ihres sehr verschuldet verstorbnen Vaters Erbschaft anzutreten; wie er schon zu ihrer Mitgift 100000 Sesterzien beigesteuert habe, so werde er jetzt auch die Schulden ihres Vaters bezahlen; sie möge also nicht zögern, den guten Namen und die Ehre ihres Vaters zu retten. Er sei ja nicht reich, und seine Würde (vielleicht ist der Brief im Jahre seines Konsulats geschrieben) erfordre Aufwand, aber was ihm an Einkommen abgehe, das ersetze er durch Wirtschaftlichkeit. Eine Sabina hat ihn mit Sabinus zusammen zum Erben eingesetzt; einem Sklaven hat sie ein Legat vermacht mit dem Zusatz: „dem Modestus, den ich für frei erklärt habe." Der Miterbe Sabinus schreibt, Modestus sei nicht freigelassen worden, und als Sklave könne er nicht erben. Darauf antwortet Plinius (4, 10): Der Wille der Verstorbnen müsse heilig gehalten werden; die Formalität der Freilassung, die Sabina vorzunehmen offenbar vergessen habe, müsse also nachgeholt und dem Manne das Legat ausgezahlt werden. Seiner Amme schenkt er (6, 3) ein 100000 Sesterzien (17000 Mark) wertes Gütlein. Dem Quinctilian, dessen Tochter heiraten soll, schreibt er (6, 32): „Ich weiß, du bist reicher an Zufriedenheit als an Vermögen; darum erlaube, daß ich einen Teil deiner Last auf mich nehme und als Mitvater unsrer Tochter 50000 Sesterzien schenke. Ich würde mehr geben, wenn ich nicht wüßte, daß du bei deiner Bescheidenheit nur durch die Geringfügigkeit der Gabe bestimmt werden kannst, sie anzunehmen." Auf einem seiner Landgüter steht ein alter kleiner Cerestempel, zu dem jeden 13. September viele Landleute pilgern, die dort ihre Andacht verrichten und bei dieser Gelegenheit auch viele Geschäfte erledigen. Sie haben aber dort keinen Schutz vor Regen und Sonne. Er will daher einen Neubau aufführen und außer dem Tempel für die Göttin auch eine Säulenhalle für die Menschen herstellen lassen. Rustikus (ein Baumeister?) soll ihm (9, 39) zunächst vier Marmorsäulen, Marmor für den Fußboden und die Bekleidung der Tempelwände und eine neue Statue der Göttin besorgen.

Die wüste und liederliche*) Wirtschaft der letzten beiden republikanischen Jahrhunderte und eine solche Gesinnung der Vornehmen, wie sie in des Plinius Briefen hervortritt und von der öffentlichen Meinung als Standespflicht gefordert wurde, in der Kaiserzeit, sorgten mit den gebräuchlichen zahlreichen Adoptionen und Emanzipationen dafür, daß sich der Reichtum nicht in einer Kaste festsetzte, sondern als echte Fortunakugel in raschem Wechsel von einem zum andern rollte. Es blieb demnach auch immer Raum für die Neubegründung kleiner und mittlerer Vermögen. Alles in allem genommen, erscheint der heutige Kapitalismus sittlich gerechtfertigter als der altrömische,

*) Zum Nichtshaben fehlten ihm noch 25 Millionen Denare, scherzte Cäsar, als ihn die Gläubiger nicht in seine spanische Provinz fortlassen wollten.

Digitized by Google

weil er auf Arbeit beruht, und die Ausbeutung, die dabei vorkommt, ihm nicht notwendig anhaftet — theoretisch wenigstens läßt es sich denken, daß alle an der Produktion Beteiligten zu ihrem gerechten Einkommen gelangen, ohne daß dadurch die bestehende Wirtschaftsordnung aufgelöst wird —, während der altrömische auf einer räuberischen Ausbeutung beruhte, die sogar vom Gesetze für strafbar erklärt wurde und nur darum meist straflos blieb, weil Räuber und Richter dieselben Personen waren. Dafür trat freilich die Ausbeutung auch mit dem Mute der Brutalität offen als das auf, was sie war, und nahm den Haß und die Verachtung, die sie verdiente, gelassen auf sich, während sie, wo sie heute vorkommt, sich in das anständige Gewand rechtschaffnen Erwerbs, volkswirtschaftlicher Funktionen und verdienstlicher Unternehmungen hüllt. In volkswirtschaftlicher Beziehung ist der antike Kapitalismus nicht ganz unfruchtbar gewesen, indem der Reichtum die Mittel gewährte, nicht allein den Komfort und die Künste, sondern auch den Straßen- und Brückenbau, die Wasserversorgung und den Ackerbau auf die höchste Stufe zu heben, und indem sich dieser Kulturfortschritt gleichmäßig über das ganze Reich verbreitete, als die Kaiser der Räuberwirtschaft ein Ende gemacht hatten. Der moderne Kapitalismus aber fördert zusammen mit der den Alten fremden Naturwissenschaft den Fortschritt besonders dadurch weit kräftiger, daß er die besitzlosen Arbeiter durch ihre Freiheit und Selbstverantwortung, die Wohlhabenden durch eine Vermögensform, die nicht wie Grund- und Sklavenbesitz der unmittelbaren Bedürfnisbefriedigung dient, weit wirksamer zur Arbeit zwingt als der antike, der Heere von freien und unfreien Müßiggängern schuf. Müßiggänger waren alle Reichen, die des Pflichtgefühls und des Dranges zu freiwilliger Arbeit ermangelten, und alle Armen, die das römische Bürgerrecht hatten, worauf sich ihr Anspruch gründete, entweder vom Stimmverkauf an reiche Gönner oder von öffentlichen Spenden zu leben. Hatte ein Bauer im Kriege sein Vermögen verloren, so zog er eben nach Rom und war sicher, daß er dort nicht allein nicht verhungern, sondern sogar sein Vergnügen haben werde. Die Anziehungskraft der Reichshauptstadt wirkte schon bald nach dem zweiten punischen Kriege so stark, daß der Senat eine Verödung der Gebiete der Bundesgenossen fürchtete und sich veranlaßt sah, die diesen zustehende Freizügigkeit einzuschränken und durch Massenausweisungen in den Jahren 186 und 176 einen Teil der Anzügler in ihre Heimat zurückzujagen. Unfreie Müßiggänger waren die städtischen Sklaven der großen Häuser, soweit sie weder zur Fabrikation noch zu Handelsgeschäften verwandt wurden, denn bei der großen Anzahl, die jedes vornehme Haus besaß, kam auf keinen eine große Arbeitslast, und viele waren überhaupt nur Gegenstände des Luxus. Bei dieser Lage der Dinge konnte jener Kapitalismus auch keinen solchen Klassengegensatz erzeugen wie der heutige, und wie ihn auch noch seine auf Wucher beruhenden Anfänge in der ersten Periode der römischen Republik erzeugt hatten. Es standen sich nicht zwei Stände des

Digitized by Google

Staats als Ausbeuter und Ausgebeutete gegenüber, sondern einerseits die Freien und die Sklaven, die ja gar keine Mitglieder des Staats waren, andrerseits die herrschende Bürgerschaft und ihre Unterthanen in den Provinzen, besonders die an despotisches Regiment, Ausplünderung und Mißhandlungen gewöhnten Bewohner Kleinasiens und Syriens; die italischen Bundesgenossen nahmen eine mittlere Stellung ein. Die armen Bürger waren nicht Ausgebeutete, denn sie arbeiteten gar nicht, sondern schmarotzende Kostgänger des Kapitals. Daraus erklärt sich der eigentümliche Charakter der sozialen Bewegungen dieser Periode. Es waren teils Sklavenaufstände, die hauptsächlich von Ackerbau- und Grubensklaven und Gladiatoren unternommen wurden, während die städtischen Sklaven, namentlich die der Reichshauptstadt,*) mehr und mehr in das Interesse der Reichen, denen sie dienten, hineingezogen wurden, teils politische Kämpfe, die nicht sowohl vom bürgerlichen Proletariat, als von einsichtigen Staatsmännern zum Zweck der Beseitigung dieses Proletariats geführt wurden. Die übrigen innern Kämpfe der Periode gehören teils, wie der Bundesgenossenkrieg und die Kämpfe der großen Generale um die Alleinherrschaft, in das nächste Kapitel, teils wie die Streitigkeiten um Neuordnung des Stimmrechts, der Ämterbesetzung und der Gerichte, als fachwissenschaftlich überhaupt nicht in eine allgemeine Betrachtung.

(Schluß folgt)

Ein deutsches Künstlerleben

In der Kunstwelt, der bildenden, der dichtenden und komponierenden, giebt es Geister, die, vor der Mitwelt unbekannt, eine Art unterirdisches Leben führen, stille, feine Naturen, nach der Art Ludwig Richters, Schwinds, Storms, die aber, durch irgendwelche äußere Umstände oder innere Konflikte in ihrer künstlerischen Entwicklung gehemmt, gleichsam nicht über die Skizze hinauskommen und sich in ihrem bruchstückartigen Dasein einem sinnenden und betrachtenden Innenleben hingeben. Solche Menschen beschenken uns dann meistens mit ausgezeichneten Tagebüchern, Selbstbetrachtungen, Autobiographien und Briefwechseln. Theodor Storm liebte es, solche nachdenklichen Menschen, die still und ungekannt ihres

*) Als eine der schwierigen Aufgaben, die der Senat nach Sullas Abgang zu lösen hatte, nennt Mommsen die, in der Hauptstadt ohne Truppen die Massen des internationalen Gesindels „und der in Rom großenteils in faktischer Freiheit lebenden Sklaven im Zaum zu halten."

Digitized by Google

Wegs gehen, zu schildern; man denke an seinen „stillen Musikanten.“ Vor der Nachwelt feiern sie dann in ihren Nachlaßschriften und -Werken eine fröhliche Auferstehung. Sie finden meistens zwar keine große, aber eine um so andächtigere und ihnen in Liebe zugethane Gemeinde, der sich in ihren Nachlaßschriften, die oft von der Würze persönlichster Empfindung durchströmt sind, eine reiche und beglückende Innenwelt aufschließt. Und noch mehr. Über die philosophischen und poetischen Betrachtungen, über aphoristische Mitteilungen gefesteter Lebensweisheiten hinaus geben diese stillen Leute, die häufig ein ebenso scharfes Beobachtungsvermögen, wie ein empfindungsstarkes Gemüt haben, mit den Darstellungen ihres eignen Lebens ein wertvolles Stück Zeit-, Kultur-, Kunst- oder Litteraturgeschichte. Und sie sind uns um so willkommner, als sie uns über Dinge und Begebenheiten in einer Weise berichten, wie sie den zusammenfassenden geschichtlichen Darstellungen gewöhnlich fehlt; sie bringen eine Fülle von liebenswürdigen Einzelheiten über bedeutende Persönlichkeiten, mit denen sie zusammengekommen sind, über Zeitereignisse, gesellschaftliche Zustände, Geschmacksrichtungen und Anschauungen, sodaß jene hinter uns liegende Zeit gewissermaßen in ihrem Alltag vor uns lebendig wird und sich infolgedessen unserm Gedächtnis schärfer einprägt als je.

Zu diesen Naturen gehörte auch der 1805 in Hamburg geborne und 1886 in Meran in Tirol gestorbne Maler Friedrich Wasmann. Er war bis zum Jahre 1896 so gut wie unbekannt. Der norwegische Maler Bernt Grönvold hat ihn „entdeckt.“ Durch einen glücklichen Zufall fand er seinen Nachlaß in einem Tiroler Laden, wo er jahrelang unbeachtet gelegen hatte. Der Nachlaß bestand aus Hunderten von ungleichwertigen Arbeiten, die aufs glücklichste ergänzt wurden durch eine Lebensbeschreibung Wasmanns, die er in den sechziger Jahren verfaßt hatte, und die Grönvold von der Witwe des Künstlers bereitwilligst zur Veröffentlichung überlassen wurde. Sie ist erschienen mit zahlreichen Abbildungen von Wasmannschen Arbeiten und mit reizenden Vignetten von Th. Th. Heine geschmückt in vornehmer Ausstattung in dem Verlage von F. Bruckmann in München.*) Die Abbildungen, eine große Reihe von Porträts, Akt-, Gewand-, Tier-, Landschaftstudien und Volkstypen vornehmlich aus Tirol und Italien und kleine Genreszenen, die zwar nicht seine ganze Entwicklung vorführen, aber doch den entscheidenden Münchner und Römischen Studienjahren von 1828 bis 1835 angehören, geben eine klare Vorstellung von der Natur und dem Umfang von Wasmanns künstlerischer Bedeutung. Hat er auch nicht die überraschende kunstgeschichtliche Bedeutung wie sein Landsmann Otto Runge, den Lichtwark „entdeckte,“ so wird sich doch jeder, der diese Abbildungen betrachtet, die teils als Vollbilder in saubern Heliogravüren bei-

*) Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben von ihm selbst erzählt. Herausgegeben von Bernt Grönvold (1896).

Digitized by Google

gegeben, teils in den Text eingefügt sind, freuen, daß dieser bescheidne und echte Künstler, der beinahe ein halbes Jahrhundert unbeachtet und unverstanden fern von der Heimat ohne jede künstlerische Anregung in den einfachsten Verhältnissen in Meran verbrachte, einer unverdienten Vergessenheit entrissen worden ist.

Mit dem Herausgeber muß man wünschen, es möchte diese Veröffentlichung der Anlaß sein, daß noch manche unbekannte Arbeit Wasmanns, die sich in Privatbesitz findet, ans Tageslicht befördert werde. Zumal die Stadt Hamburg dürfte noch so manches Werk ihres begabten Sohnes bergen, das sicherlich in ihrer Kunsthalle eine Stelle verdient. Seine Begabung und die äußern Verhältnisse wiesen Wasmann auf das Porträt- und Genrefach. Porträtaufträge hatte er mit kurzen Unterbrechungen in Fülle. So stellte er in Meran in seiner Wohnung Porträts von Stadthonoratioren und Damen aus, „wobei die gebildete Welt sich treppauf treppab den ganzen Tag ablöste." Als eins seiner besten Porträts bezeichnet er das eines Meraner adlichen Herrn. Die Porträts seiner Mutter, seiner Schwester, seiner Freunde und Gönner, die dem genannten Buch in Abbildung beigegeben sind, sind zwar nicht die Arbeiten eines Genies im Porträtfach, aber sie gewähren eine echte Freude durch die schlichte Feinheit der Auffassung, durch die leise Melancholie des Ausdrucks, die die feste, in sich ruhende Bürgerlichkeit dieser Porträts mit einer zarten Poesie umkleidet. Die prachtvollen Aktzeichnungen erwecken das lebhafteste Bedauern, daß eine fortwährende Kränklichkeit den Künstler, wie er sagt, nie zum rechten Genuß des Schaffens und zur tüchtigen Durchführung einer größern Arbeit kommen ließen. Aber nicht nur Kränklichkeit war es, die seiner künstlerischen Entwicklung einen Riegel vorschob und seine praktische Kunstthätigkeit monatelang unterbrach, sondern auch seine mit dem Alter immer mehr zunehmende streng katholische, stark frömmelnde Lebensauffassung, weil er „gering achtete, was er früher angebetet hatte," nämlich die heitere Schönheit der Natur, die Welt der Formen, die eine künstlerische Gestaltung heischen.

Außer beim Porträt hielten ihn, wie er berichtet, Natur, Gewohnheit und die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, beim Genrefach fest. Leider sind dem Buche zu wenig Abbildungen dieser Art beigegeben, als daß wir uns ein sichres Urteil über sie bilden könnten. Die Aufgabe, die er sich bei Entwürfen und Ausführungen von Genrebildern stellte, war, die Weise wiederzugeben, wie sich Natur und Außenwelt in seinem innern Auge spiegelten. Sie sollten also nicht nur Darstellungen äußerer Vorgänge, sondern Stimmungsbilder seines Seelenlebens werden. Als das gelungenste bezeichnet er ein Bild, das das Innere einer Küche darstellt, in der ein Landmädchen in Halbfigur, den Kopf auf den Arm gelegt, neben sich eine schwarze Katze, am Herde bei verglimmenden Kohlen eingeschlummert ist; durch die auf einen Söller geöffnete Thür sieht man duftenden Flieder und eine hereinschwirrende Fledermaus und weiter im

Digitized by Google

Hintergrund eine Tiroler Landschaft in Abenddämmerung. Auch als Maler frommer Altarbilder hat sich Wasmann versucht, aber ohne Glück. Die in der strengen, großlinigen Freskokomposition der italienischen Meister gemalten Bilder sagten seinen Tirolern nicht zu. Ein großes Gemälde von ihm, Mariä Heimsuchung, ist im Presbyterium der Pfarrkirche von Meran.

So viel über den Künstler Wasmann. Noch wichtiger ist für uns Wasmann als Mensch, der uns in seiner Autobiographie einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gegeben hat. Wasmann war ein ebenso gemütstiefer Mensch, wie scharfer und feiner Beobachter. In der anspruchslosen, sachlichen Anschaulichkeit seiner Darstellung wird das Einzelerlebnis immer zum allgemeinen Kulturbild, auch wenn er über alltägliche Dinge berichtet oder über Zustände seiner Seele vor sich und seinen Lesern Rechenschaft ablegt. Darum verdient Wasmanns Lebensgeschichte weiten Kreisen bekannt zu werden. So soll auch im folgenden der Künstler so oft wie möglich selbst zu Worte kommen. Seine Kinderjahre fallen in die Zeit der Gewaltherrschaft Napoleons. Sein Vater, der in aller Welt herumgereist war, haßte den Franzosen bitter und mußte lange als Verfolgter von Haus und Familie fern bleiben. Lebhaft erinnert sich noch der Sechzigjährige des Kriegstreibens in und um Hamburg; es brachte einige wilddramatische Abwechslungen in die heitere Ruhe des ländlichen Idylls, das der Knabe auf einem großen Vierländer Kirchdorfe zu verleben das Glück hatte, wo der Bruder seiner Mutter Pfarrer, der „Wohlthäter seiner Gemeinde“ war, ein wahrer Vicar of Wakefield. Ein „altsächsisches, patriarchalisches Familienleben“ erschließt sich dem Knaben. „Der Lernzeit folgten Erholung in Feld und Garten und gemeinsame Spiele. Oft, wenn der gute Mann, in Geschäften über Land geritten, heimkehrte, trat er mit Stiefeln und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand, mitten unter den lustigen Haufen der Knaben und Mädchen, die auf der großen Landdiele unter der Aufsicht der Hausfrau mit Tanzen sich vergnügten, und huschte zwischen den Reihen der Kinder den langen Flur auf und ab. Wenn mittags die Sonne brannte, oder gegen Abend saßen wir hinter dem Hause unter Obstbäumen auf dem Grasplatze, und im Kreise gelagert horchten wir den Erzählungen einer belesenen Mamsell, der Gehilfin der Hausfrau in der Wirtschaft, von dem Sesamberg aus den Märchen von Tausend und eine Nacht und von dem prächtigen Kalifen Harun al Raschid.“ Dieses „wahre Kinderparadies“ endete mit der Rückkehr nach Hamburg, das in der Zeit eintrat, als die „Russen die Mode des Tags geworden waren,“ und mancher russische Offizier eine reiche Erbin „erschnappte, die er einige Tage im Triumph in einer mit vier oder sechs Pferden bespannten Droschke in brausendem Galopp durch die Straßen führte, um sie dann für immer in den russischen Steppen für Heimat und Eltern verschwinden zu lassen.“

Wie der Historiker aus diesen und vielen ähnlichen anschaulichen Plaude-

Digitized by Google

reien einzelne Farbenstriche für sein Geschichtsbild gewinnt, so kann sich der Pädagog Belehrung über die Art des damaligen Elementarunterrichts holen, der Kunsthistoriker und Maler gewinnt Einblicke in den Kunstunterricht, das Leben und Treiben an den Akademien in Dresden und München und der Künstlerschaft in Rom. Vor allem aber führt die Biographie mitten hinein in den Kampf der Geister, der „Heiden" oder „Goethianer" und Rationalisten einerseits, der Romantiker und Frommgläubigen andrerseits. Der seichte, oberflächliche Rationalismus und die einseitige Verstandeskultur, die von Berlin ausgegangen waren, und die den harten Schicksalsschlägen, die das ganze Volk und den Einzelnen trafen, nicht stand halten konnten, mußten einem mächtig erstarkten religiösen Empfinden Platz machen, das durch die Seele des ganzen Volks ging, und worin die besten Männer der Zeit den Beginn eines neuerwachten höhern Lebens sahen. Wenn man bei Wasmann liest, daß ihm in der Schule die biblischen Erzählungen des Alten Testaments und das Leben der Patriarchen im Stil Claurenscher Romane vorgetragen wurden, begreift man, bis zu welchem Grade der Verflachung die Menschen hinabgesunken waren. Es kam die Zeit, in der Tieck, Wackenroder, Novalis, Görres, Brentano die Herzen bezwangen. Wackenroder hatte das Prinzip der neuen christlichen Kunst, die sich von dem trivialen „Naturalismus" abwand, formuliert. Christliches Mittelalter, katholische Phantastik entzückte die Seelen. Katholizismus und Kunst wurden als zusammengehörig empfunden.

Um sich in den schwankenden Zuständen der Zeit des Seelenfriedens zu sichern, traten viele zur katholischen Kirche über. Zu den Konvertiten gehörten viele der führenden Geister. Auch Wasmann bietet ein Beispiel der zahlreichen deutschen Künstler, die nach dem Süden zogen, sich dort dem mächtigen Einfluß der katholischen Kirche hingaben und konvertierten, oder wie sie sagten, zur Mutterkirche „zurückkehrten," sodaß ihr ganzes ferneres Leben unter der Gewalt der tiefen Neigung zu dem neugewonnenen Glauben stand. Aber auf der andern Seite hatte sich der Goethische Einfluß nicht minder stark erhalten. Wasmann fühlte sich als „Goethianer," ehe er Katholik wurde; was er unter Goethianer versteht, sagt er selbst. Auf seiner Wanderung nach Rom reiste er von Siena an mit einem Karmelitermönch, der ihm sein Herz öffnete und mit Entzücken von dem Glück seines Klosterberufs sprach. „Es war, als sei eine alte Legende vor mir aufgeschlagen, und ich läse mit Andacht und Begierde darin," obgleich er, Wasmann, „nichts als ein Goethianer war, der ohne Glauben und Christentum ihn ausweidete, nur bedacht, jedes schöne, großartige Bild in sein Inneres aufzunehmen." Daß Wasmann diesen Goethischen Standpunkt verließ, hat ihn in seiner Kunst nichts weniger als gefördert. Wasmann erlebte frühzeitig seine religiöse Sturm- und Drangzeit. Wenn er von den ästhetischen Kreisen und gelehrten Damenzirkeln weg zur religiösen Einkehr in sich selbst gelangt, weiß er sie häufig mit einem reinen und seelen-

Digitized by Google

erquickenden Natureindruck in Verbindung zu setzen. Er zeigt sich in seiner Biographie auch als ein dichterisch hochbegabter Landschaftsschilderer, der nicht am äußern haften bleibt, sondern die Seele der Landschaft erlauscht und sie mit Freud und Leid seines Innern in Beziehung setzt. Man wird nach dieser Seite hin gar oft an unsre ersten Meister in der Schilderung des Naturlebens, an Storm, Keller, Turgenjew erinnert.

Ich will mir nicht versagen, zwei Stellen zu zitieren. „Ich entsinne mich noch eines Sommermorgens, den ich auf dem Lande zubrachte. Ich hatte das Dorf wieder besucht, wo ich als kleiner Knabe gelebt, und stand um Tagesanbruch, wo es in unserm Norden schon um zwei Uhr hell wird, während die bleiche Mondsichel noch am Himmel steht, im Schiff, um nach der Stadt zurückzufahren; ich sah, wie die Männer mit ihren Milcheimern schweigend über den Steg in den Kahn traten und die Lasten klappernd niedersetzten; am Steuer stand ein kräftiges Lotsenmädchen und wartete auf das Zeichen zur Abfahrt — und doch war meine Seele ein dunkles, unerlöstes Chaos!" Welche Anschaulichkeit und Stimmungstiefe bei dieser so ganz selbstverständlichen Schlichtheit des Ausdrucks! Und die zweite Stelle aus Tirol: „So stand ich an einem schönen Morgen im Garten, vom Hause hinter mir tönte der weiche klagende Ton dieses Instruments [einer Harmonika] und löste die Seele in melancholische Andacht auf. Auf dem tief unter mir liegenden Bergabhange sah ich die Landleute mit der Feldarbeit beschäftigt, pflügen und ackern, hell und klar von der Sonne beschienen, als könnte man die kleinen Figuren mit der Hand greifen. Mir ward bei dem Anblick ernst zu Mute, als schaute ich in das innerste Geheimnis der göttlichen Harmonie, die nicht in süßen Wonneträumen, sondern in der ruhigen und vollkommnen Übung der Pflichten, die Gott uns auferlegt, besteht, und wäre es auch nur, das Unkraut zwischen den Steinen auszuraufen, wie ein armer Laienbruder in einem Kloster thut." Diese Stelle könnte von Keller oder Goethe sein.

An Keller und seinen Grünen Heinrich erinnert Wasmann auch in der Art, wie er in die Anfangsgründe seines künstlerischen Berufs eingeführt wurde. Ein alter Zeichenlehrer erklärte den jungen Mann, der gegen den Willen seines Vaters Medizin studieren wollte, für ein „Talent." Das gab den Ausschlag. Er wurde zu einem gewissen Maler ein Jahr lang „in die Lehre" gegeben. Er konnte aber von ihm, der die Jugend zur Kunst heranzubilden unfähig war, nichts lernen. Besser glückte ihm das fleißige Kopieren nach Gipsabgüssen wertvoller Antiken, die ihm in der Sammlung eines reichen Hamburgers zur Verfügung standen. Nach diesem „Vorspiel" gings nach Dresden auf die Akademie. Die Reise dahin, es war noch die schöne romantische Zeit der Postkutschen, schildert Wasmann mit anschaulichster Lebendigkeit, nicht minder das etwas tolle Treiben in der sächsischen Hauptstadt. Ein Lächeln nötigt uns der damals, im ersten Viertel des Jahrhunderts, in Blüte stehende

Digitized by Google

Partikularismus ab, wonach der Hamburger von den guten Dresdnern als Fremder „angestarrt“ wird, während für diesen der singende weiche Ton der Landessprache etwas abstoßendes hat. Der Weltunkundige fühlt sich denn auch zunächst einsam und gedrückt und ohne alle Lust zur Kunst; ganz abseits lebend beschäftigt er sich das erste halbe Jahr ausschließlich damit, daß er Homer und andre Klassiker in der Ursprache liest, bis er denn in der Gipsklasse der Akademie allmählich das „Rudel Kunstjünger“ kennen lernt und sich an ihre Art zu leben gewöhnt. Indem er diese Art schildert und eine Anzahl kostbare Originale unter seinen Genossen vortrefflich charakterisiert, entwirft er ein interessantes Bild der Kunstzustände der Akademie, der Lehrer, des Kunstgeistes, der Richtungen, des ganzen Lebens. In Liebe gedenkt er seines Lehrers Näke, der auch als Konvertit von seiner Romreise nach Dresden zurückgekehrt war; er gehörte der „neuen Kunstrichtung an, die von der Welt spottweise die nazarenische genannt wurde“ (Goethe hatte ihr zuerst diesen Namen gegeben). Durch diesen Lehrer kam ihm in seinem naturalistischen Treiben die „erste Ahnung einer edlern Kunstrichtung.“

Dresden vertauscht der Kunstjünger bald wieder mit Hamburg, wo er sich, wie der sechzigjährige fromme Katholik zu seiner Beruhigung schreibt, „durch bessere Gesellschaft von dem akademischen Einfluß reinigt.“ Die Hamburger Jugend war fein gebildet, sie hatte Interesse für Litteratur; man las mit Begeisterung Faust, das für sie „das Evangelium der aus dem Lande der Perückenkonvenienz erlösten Natur war.“ Am meisten jedoch wirkte damals auf die jugendlichen Gemüter Heine. Daneben begeisterte man sich für Volkspoesie, für altdeutsche Kunst und für alles, was mit Volk und Volkstum in Zusammenhang steht. Die neudeutsche christliche Kunst fand auch in Hamburg Eingang, endete aber, durch den norddeutschen Ernst auf die Spitze der Verinnerlichung getrieben, in einer krankhaften Askese und völligen Gedankenverknöcherung. Alle diese Bestrebungen entsprachen ganz der Natur Wasmanns und bestimmten seine Neigungen und Interessen.

Daß vor allem in der Kunst aller Anfang schwer ist, wenn es sich darum handelt, auf eignen Füßen zu stehen und für den Unterhalt des Lebens zu sorgen, das hatte auch der junge Wasmann zu erfahren. Und es war mit dem kaufenden und bestellenden Publikum ungefähr so, wie es heute noch ist. „Ich mußte nun, wie ein Makler mit Kaffeeproben in der Tasche, irgend ein Porträt unter dem Arme, mich in befreundeten Comptoirs sehen lassen und mich rekommandieren, was zwar nicht für mich, aber für einen Unbeteiligten komische Szenen gab, wenn der gewiegte Geldmann, der in einer Art Eitelkeit mit am Ellenbogen zerrissenem Ärmel am Schreibtisch stehend, kaum den Blick von seinem Buche erhob, um das Bild anzusehen oder selbes an der Wand auf die Erde setzen hieß und dann, die Hände in den Hosentaschen, die Spitze des einen Stiefels wie einen Finger auf einige Punkte des Gemäldes hinneigte,

Digitized by Google

die ihm tadelnswert schienen." Man sieht, Wasmann hatte auch einen feinen Sarkasmus und eine liebenswürdige Ironie.

Als mehrjähriger Stipendiat macht er sich dann wohlgemut auf die Reise nach München. „Es war in der schönen alten Zeit, wo man acht Tage von Hamburg bis Leipzig brauchte." Wie einen Labetrunk nach langem Durst genießt er die Reise, und noch in der Phantasie des Sechzigjährigen runden sich die erhaltnen Natureindrücke zu feinen poetischen Stimmungsbildern ab: „Das Mondlicht lag dämmernd auf der endlosen Lüneburger Heide, wie ein Traumgesicht sah ich die fernen Eichenwälder und Bauernhöfe mit hohen Ziehbrunnen langsam vorübergleiten, während der Postillon, durch den tiefen Sand watend, neben dem Wagen ging, hie und da Feuer anschlagend, um die Pfeife anzuzünden, bis ich in halben Schlaf geschaukelt in der Frühe das hannoversche Ülzen vor mir liegen sah." Vom Wege abzweigend macht er eine herrliche Fußwanderung durch den Harz, von dem er eine meisterhafte Schilderung entwirft. Weiter geht es nach Gotha, Erfurt, Jena. Aus Jena, wo er für das Frommannische Haus eine Empfehlung hatte, giebt er einen willkommnen Beitrag zum Goethekultus, der den Charakter einer religiösen Verehrung angenommen hatte: „In frommen Kreisen herrschte ein starker Goethekultus, der wie das feine Parfüm eines kostbaren Räucherwerks bei einem feierlichen Hochamte in Rauchwolken über den Saal hinwallte und sich verbreitete, indem die Damen des Hauses Radierungen und Handzeichnungen dieses Meisters, mit Versen von demselben begleitet, der Gesellschaft vorlegten." Angesichts des herrlichen Mainthals, das „in heiterer Schönheit das Gepräge des christlichen Mittelalters" trägt, kam ihm die Ahnung, daß es wohl noch etwas unendlich schöneres geben müsse als die sinnliche Natur, und das erste Bewußtsein von der katholischen Kirche dämmerte auf. München, in das der Hamburger Kunstjünger eintrat, hatte eben begonnen, das München König Ludwigs I. zu werden; es erlebte eben den gewaltigen idealen Aufschwung des gesamten Kunstlebens. Man wollte eine neue „auf Wahrheit und Geschichte gegründete Richtung." Die Kunst sollte eine Religion sein, für das ganze Volk ein Heiligtum, nicht ein Monopol der Gebildeten. Eine große Zahl gereifter Männer und junger Feuergeister schloß sich in gemeinsamem Ringen begeistert zusammen. Von der Sonne der Fürstengunst beschienen wuchs die junge Kunstpflanzung empor. Ihr enthusiastisch verehrter Führer war Cornelius.

Wasmann empfand als Sechzigjähriger seinen Münchner Aufenthalt trotz fortwährender Heimsuchung durch Krankheit als die schönste Zeit seines Lebens; er fühlte sich von dem Strom der Ideen gleichsam gehoben und getragen. Mit staunender Bewunderung bekennt er, daß Cornelius und die Seinen wie Riesen kämpften. In dieser Zeit des hochgespannten Enthusiasmus, der Blütezeit der christlichen Romantik strebten auch die Maler, die sich „nur" mit der Darstellung von Naturgegenständen beschäftigten, Adel und Würde in ihre

Digitized by Google

Arbeiten zu legen, z. B. ein Peter Heß, ein Heidegger; der „Troß der krassen Naturalisten" mußte sich bescheiden zurückhalten, solange noch Cornelius und seine Schüler als Autorität galten. Erst später wurden sie Herren des Gebietes. Neben Cornelius wirkten Schlotthauer, Schnorr und Heinrich Heß. Besonders das Lehrtalent des letzten hebt Wasmann rühmend hervor. Auf die Akademie war man nicht gut zu sprechen; auch Wasmann hielt sich von ihr fern nach dem Beispiel vieler andrer Künstler. Entweder versuchten diese auf eigne Faust, etwas zu lernen, oder sie traten nach alter guter Weise zu tüchtigen Meistern in ein Gesellen- oder Lehrlingsverhältnis. So verstand Heinrich Heß „mit Takt und Sachkenntnis auf einfache Weise junge Leute zu Künstlern zu bilden, indem er sie ohne das Mittel der Akademie und lange Übergänge rasch in die praktische Übung der kirchlichen Kunst mitten hineinsetzte, sie von Lehrbuben zu bessern Arbeitern aufsteigen ließ und endlich zu großen monumentalen Werken in der Kirche verwendete." Diese Stelle ist äußerst charakteristisch für die Kunstzustände der Cornelianischen Zeit. Was bei dem Studiengang der Kunstjünger von vornherein als Ziel feststand, war die Ausübung kirchlicher Kunst; man trennte die Kunst von Leben und Natur und machte sie zu einem Mittel kirchlicher Andachtsübung; das klösterliche Leben des frommen Fra Angelico schwebte auch vielen als das ideale Künstlerdasein vor Augen, und mancher, der mit kindlich frommem Ernst zur Akademie zog, starb als Laienbruder in einem Kloster.

Wasmann hielt sich an seine Hamburger Kunstgenossen, die, wie auch die übrigen, zu einer Art Landsmannschaft zusammentraten. Man feierte Weihnachten mit Tannenbaum, kleinen Geschenken, Karpfenschmaus und Punsch und machte dann die Runde durch die katholischen Kirchen, um die Christmette anzuhören, wobei sich der gute Wasmann, wie er gewissenhaft berichtet, vergeblich anstrengte, in eine andächtige Stimmung zu kommen. Mit köstlichem Humor schildert er die Feier eines Sylvesterabends und die verschiedenartige Wirkung des Weins auf die einzelnen Landsmannschaften: „Wir Hamburger fingen an, wie Matrosen uns einander auf der Bank zu schieben und zu stoßen. Etliche Oldenburger mit dickerm Geblüt blieben apathisch sitzen, die Rheinländer und Düsseldorfer machten Gesichter wie die Recken der Nibelungen und übten sich in kühnen, ritterlichen Stellungen. In einem Winkel der engen Stube saß eine trauernde Gruppe gleich den Juden auf den Trümmern des Tempels. Als ich näher kam, erkannte ich lauter Sachsen, deren einer, um die Ursache des Leids befragt, untröstlich und laut schluchzend sagte: der beste Schüler des Cornelius, ihr Landsmann, der Maler Hermann, sei bis dahin immer verkannt und zurückgesetzt worden. Man hatte nämlich an diesem Abend seine Gesundheit ausgebracht, worauf er sich beschämt in eine Ecke setzte und zu weinen anfing. Auf dieses hinauf setzten sich seine Landsleute um ihn herum und weinten ebenfalls." An diesem lustigen Sylvesterabend sah Wasmann

Digitized by Google

auch den „damals schon berühmten Schüler des Cornelius, Kaulbach, einen schönen Jüngling von schlanker, zart gebauter Figur, in knappem Leibrock und breitkrempigem Hut, der sich scheu und vornehm von dem größern Haufen entfernt hielt, der, seinem Talent huldigend, sich an ihn drängte."

Trotz der mancherlei Reibereien und persönlichen Gegensätze war damals in München ein freudiges Wirken und Zusammenleben, wie noch keine Zeit es gesehen hat, der fröhliche Jugendrausch eines jungen Deutschlands. „Wenn die ganze große Künstlermasse jenseits des Englischen Garten in Bogenhausen bei gutem Bier versammelt, fröhlich durch und neben einander summte und brauste; wenn dann Stille geboten wurde, und einer der verehrten Meister eine kurze Ansprache hielt, oder der alte Eberhard einen selbstverfaßten, altdeutschen Reimspruch vortrug, während aller Blicke ehrfurchtsvoll auf den Redner gerichtet waren; wenn es dann hieß: »Cornelius kommt« und man den Altmeister in seiner gedrungnen Gestalt, mit seinen majestätischen, scharf ausgeprägten Gesichtszügen in das Thor des Gartens hereinreiten sah, dann erhob sich ein Jubel und Hurrarufen, das kein Ende nahm. Es herrschte eine freiwillige Unterordnung und Vereinigung unter einer künstlerischen Autorität." Das war jene Zeit, von der Cornelius 1835 in einer in Rom gehaltnen Rede sagte: „Als aber König Ludwig den Thron seiner Väter bestieg, da gings erst los, hei! wie wurde da gemeißelt, gebaut, gezeichnet und gemalt! mit welcher Lust, mit welcher Heiterkeit ging da jeder ans Werk! Aber es war eine ernste Heiterkeit. Auch war München damals kein Treibhaus der Kunst." Als Wasmann dreißig Jahre später wieder einmal nach München kam, hatte die Stadt ein andres Aussehen gewonnen. „Die niedern Kräfte der Kunst waren ungebunden und schrankenlos in beständigem Widerspruch untereinander und in offenbarem Kampf gegen ideales Streben. Der fröhliche Lärm der Künstler war längst verklungen, man stand sich zahm und mißtrauisch gegenüber, sprach von dem Preiscourant der Bilder. Große Preise und das Geschick, sich der Mode anzuschmiegen, bestimmten den Wert des Werks."

Dem rauhen Münchner Klima konnte der kränkliche Körper Wasmanns auf die Dauer nicht Widerstand leisten. Schon längst hatten die süßen Trauben und Pfirsiche des Münchner Obstmarkts die Sehnsucht nach der warmen Luft des Südens geweckt. Ein großes Genrebild, das Wasmann nach Hamburg geschickt hatte, hatte ihm die Fortsetzung seiner Stipendien und die Aussicht, solche auch für Italien zu erlangen, verschafft. Und so sehen wir den norddeutschen Künstler wieder auf rüstiger Wanderschaft südwärts. Das Ziel seiner Wünsche war Italien, die Übergangsstufe sollte das südliche Tirol sein. Tirol war damals noch nicht in den Weltverkehr hineingezogen und fast nur von Münchner Malern besucht, die häufig Streifzüge in diese „romantische Gebirgswelt" machten. Auf seiner Wanderung durch das herrliche Tirol, von dessen Schönheit Wasmann in seiner schlichten Anschaulichkeit seinen Lesern erzählt,

Digitized by Google

kehrte er auch in der Heimat Andreas Hofers, dem Wirtshause zum Sande ein; dort war es still geworden, aber die Erinnerung an den Tiroler Volkshelden war lebendig wie am ersten Tag: „In dem Gastzimmer waren Sittensprüche an den getäfelten Wänden geschrieben, und auf der Bank am Ofen saß ein altes Mütterchen mit einer spitzen Wollhaube auf dem Kopfe, die spann und dabei aus einer kleinen Pfeife Tabak rauchte. Es sei die Witwe des Sandwirts, die Frau von Hofer, sagten die Leute. Sie selber sprach gar nicht, war in sich gekehrt und gab nicht acht auf mich, als ich einen Versuch machte, ein Gespräch mit ihr anzufangen. Nur selten soll sie sich mitgeteilt haben, hörte ich später von einem ihr befreundeten, ältern Geistlichen, dem sie ihr Herz zuweilen aufschloß, das, von dem Leid der Vergangenheit niedergedrückt, nur Trauer und Klagen hatte."

Meran war das Ziel seiner Wanderung; es sollte seine zweite Heimat werden. In Obermais mietete er sich ein bei einem Bauern, der wie andre seines Standes Nachfolger eines verarmten Adlichen war, dessen verfallnes Schloß er bewohnte, und der nach dem frühern Besitzer, „Baron Priami," Priambauer genannt wurde. Der Priambauer, eine kraftvolle, wie aus Eisen gegossene Reckengestalt, war einer von den vielen redlichen, aber unpraktischen Menschen, die in die unerbittliche Konsequenz der Neuzeit nicht hineinpassen, von Stufe zu Stufe immer mehr verarmen; er verlor Haus und Hof, von dem er anfangs Pächter, dann Besitzer war, und mußte noch die letzten Jahre vor seinem Tode, bebend vor Schwäche, sein einziges „Kühle" zur Tränke treiben. Dieser Bauer, in dessen Haus Wasmann das köstliche Patriarchenleben seiner Kindheit zum zweitenmale erlebte, war in seinem Lebensgeschick typisch für jene Zeit Tirols, das 1814 wieder unter Österreichs Szepter gekommen war. Nachdem die Freiheitskämpfer, der Priambauer war 1809 unter Andreas Hofer Adjutant gewesen, Zeit, Kräfte und Vermögen im Dienste des Vaterlands für das geliebte, alte Kaiserhaus aufgewandt hatten, fielen sie als verbraucht der Vergessenheit anheim. Wasmann versichert, daß der südliche Teil von Tirol, der noch im Jahre 1814 vergeblich eine Deputation nach Wien geschickt hatte, um vom Landesvater Befreiung von drückenden Lasten zu erwirken, finanziell nie bessere Zeiten gesehen habe als unter der bayrischen Regierung. „Durch die hohen Weinpreise war alles reich geworden, und man sah Bauersfrauen in den feinsten Tuchkitteln zur Kirche reiten. Das hatte aufgehört; der Wohlstand war durch die großen Kriegsschäden gemindert, aber der behagliche Schlendrian dauerte fort." In der Familie des Priambauern war Wasmann wie Kind im Hause. Er lebte sich ganz in die neuen Verhältnisse ein, verkehrte mit den Leuten wie mit seinesgleichen, schweifte in der Gegend umher, war eifrig mit Malstudien beschäftigt, macht Jagd auf Modelle, und als der Winter kam und die langen Abende Frau und Mägde in der Stube beim Kienlicht saßen und spannen, bekam er „den Einfall, religiös zu

Digitized by Google

erbauen und aufzuklären" und machte Versuche, aus seiner lutherischen Bibel irgend ein Kapitel den Leuten vorzulesen. Da er wenig Glück damit hatte, stand er bald davon ab und hörte lieber zu, wie die Weiber und Mädchen Lieder beim Spinnen sangen. Meist waren sie geistlichen Inhalts. Ein schwermütiges Lied auf Hofers Tod zeigte, wie sein Andenken im Volke fortlebte. Ein sechsstrophiges Lied „Joseph und Maria in Bethlehem" teilt Wasmann dem Wortlaute nach mit, das in seinem echt volkstümlichen religiösen Empfindungsgehalt von hoher Schönheit ist.

Wasmann siedelte bald nach Meran selbst über und verkehrte vor allem viel mit dem geistvollen und kenntnisreichen P. Beda Weber, der der Mittelpunkt eines Meraner Dichterkreises war. Als ausgezeichneter Menschenbeobachter erweist sich Wasmann wieder in der Charakteristik seines neuen Wirts in Meran; er schildert die Verhältnisse von Altmeran, als es noch nicht Kurort war und noch „mittags und abends zur Zeit der Tränke die Ochsen und Kühe langsam und schwerfällig aus den Thorwegen und Seitengängen herauspatschten," und seiner romantischen Neigung für alles Volkstümliche und Ursprüngliche entsprechend machte er öfters Wanderungen durchs Passeier, um das Volk näher kennen zu lernen. Die Charakteristik, die er von der Tiroler Bevölkerung giebt, dürfte noch heute in allen Punkten zutreffen. Aus dem Munde des Volks oder von seinem poetischen Freunde Beda, bei dem Görres und Brentano einkehrten, vernahm er kleine Geschichten und Anekdoten aus dem Passeier Volksleben, die sich meist durch eine großartige Naturwüchsigkeit und Derbheit auszeichnen, wie z. B. so ein alter, schwer beladner Kraxenträger vor einem Kruzifix am Wege ausruht, und indem er zu ihm hinaufschaut, sagt: „Gelt, gegen di bin i woll a rechter Schwanz!" Goethe sagt: „Kinder und Volk pflegen das Große, das Erhabne in ein Spiel, ja in eine Posse umzuwandeln, und wie sollten sie auch sonst imstande sein, es zu ertragen." Alle Betrachtungen Wasmanns, die den Zuständen in Alt- und Neutirol gewidmet sind, und die sich mit der Erzählung über die Wandlungen und Schicksale einzelner Personen und Familien verknüpfen, verdienen als wichtige Beiträge zur Erforschung der Veränderungen der Kultur jener Zeit die Aufmerksamkeit und Berücksichtigung des Forschers. Was Wasmann hier niedergeschrieben hat, sind nicht flüchtige und erstmalige Eindrücke eines Reisenden, sondern eines gewissenhaften und feinen Kopfes, der mit dem Tiroler Volkstum und Geistesleben innig vertraut war, ja sich mit ihm schließlich verwachsen fühlte.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Aus dem Heidedorf

Skizzen von Beate Bonus-Jeep

1. Der Skorpion

Fritz Hante mit dem breiten blonden Bart, der „Siebzig" mitgemacht hatte und am Sonntag die Kriegsmedaille auf dem Tuchrock trug, stand auf seinem Hof und brüllte.

Er ist nicht besoffen, sagte seine Frau drinnen an dem kleinen Fenster. Er hat keinen Groschen mitgehabt! Wir sind alle beide in der Heide gewesen nach Holz. Ich muß nun nach Hause, habe ich gesagt, nach dem Vieh sehen.

Hast du keinen Groschen mit? sagt' er.

Ich habe keinen bei mir. Du hast ja nichts gesagt zu Hause.

Das kannst du dir doch aber denken, so auf der Reise, wenn man seine Schnitte ißt, da will man doch was hinterher trinken.

Ich habe keinen bei mir, habe ich nur gesagt. Ich hutt aber mit Willen keinen mitgenommen. Man muß doch immer son bischen — sie machte ein verschmitztes Gesicht — klug sein! setzte sie leise bei sich hinzu.

Aber nun hör nur mal, wie er brüllt! Der muß! Das ist ihm angeboren. Kann er nun nicht ruhig sein Pferd ausspannen und abladen? Wir springen alle um ihn herum und bedienen ihn, daß er bloß soll stille sein. Aber der muß schreien wie ein Löwe. Am Morgen, eh er aus dem Bett ist, eh er die Hosen anhat, geht es los. Ich sage: Ist nur gut, daß du dich melden thust, daß die Leute merken, Hantens Vater ist auf. Sie denken am Ende, du schläffst noch.

Vorhin ist er vor uns bei gefahren, sagte der schwarze Job. Da schrie er: Einen Skorpion habe ich gekauft, aber ein Pferd will ich daraus machen! Das schreit er immer, jedesmal, wenn er vor unserm Hof beikommt.

Na, da mag er ja so Unrecht nicht damit haben, fiel die Frau ein. Keinen Staat kann man mit dem Vieh auch nicht machen, das du uns mit zweiundneunzig Thalern hast angerechnet. Das hutt ja fingerlange Haare, wie es ist zu uns gekommen. Wenn nicht das Striegeln wäre, das unser Vater alle Tage macht, dann merkte man auch nicht, ob das ein Pferd ist oder ein Skorpion.

Der, mit dem sie sprach, stand außen unterm Fenster. Er lachte.

Wo willst du denn hin mit deiner Peitsche, wo du doch keinen Wagen dabei hast? fragte die Frau.

Ich suche mein junges Pferd. Das reißt doch immer mal aus. Und ich denke, weil ich es doch mit euerm zusammen habe aufgezogen, es wird vielleicht hingelaufen sein, wo euer Skorpion ist.

Heute habe ich es noch nicht gesehen. Sonst kommt es immer unterlang mal

Digitized by Google

auf den Hof gerannt, daß ich denke, die Kinder werden nicht lebendig wieder aufstehn, wo sie sind hingekullert in ihrer Angst.

Sie sprach noch, als in der nächsten Nähe ein paar kurze, scharfe Hufschläge laut wurden. Ganz plötzlich, man hatte nichts kommen hören. Es fegte so rasch am Blick vorüber, daß es sich nur wie ein Schatten im Auge gemalt hatte.

Die Peitsche pfiff durch die Luft, aber nur so, wie wenn einer mit einer Hand voll Sand nach dem Blitz werfen wollte, nicht schneller wirkte der Schlag bei der Geschwindigkeit des Tieres. Aber dann stürzte der schwarze Job in den Hof, worin das Pferd verschwunden war.

Hante stand noch dicht am Leiterwagen. Er hatte ihn abgeladen und wollte jetzt seinem Skorpion das Geschirr abnehmen. Da kam der vierbeinige Jugendgespiele zum Hofthor herein.

Gewieher von beiden Seiten, Köpfewerfen! Der Skorpion wurde unruhig, drängte gegen die Deichsel, der Wagen schob sich rückwärts nach der Stallwand, an der Hante stand und nicht ausweichen konnte. Hante zerrte an der Leine und brüllte. Aber da war noch der andre Gaul, drängte, stieg, wollte die Wange mit dem Kameraden reiben, der nicht sollte. Der Skorpion scharrte und schob. Der Wagen fuhr mit einem Stoß in die Wand hinein. Hante hatte nach oben mit beiden Händen die Leiter erfaßt und sich hinaufgeschwungen, so blieben seine Füße ungequetscht. Die Leine hatte er dabei weggeworfen.

Die Riemen, mit denen der Skorpion noch am Wagen hing, hatte er schnell genug durchrissen, und nun fuhr er dahin, Seite an Seite mit dem Braunen, immer um den Hof herum, dessen Thor der schwarze Job geschlossen hatte, um seinen Gaul sichrer greifen zu können.

Dich hat der Teufel hergebracht, brüllte Hante von seinem Wagen aus. Er hatte sich herabgelassen, seine Mütze aufgehoben, die hinuntergefallen war, war wieder auf den Wagen gestiegen, stand ratlos oben, indem er die Mütze abwechselnd besah, aufsetzte und wieder abnahm.

Du hättest kunnt zu Hause bleiben! Zu Hause bleibt die Arbeit liegen. Arbeiten? Nein! Aber Leute anführen mit einem Pferd zu zweiundneunzig Thaler, ein Pferd, das kein Pferd ist, sondern ein Skorpion, du oller Habakuk du!

Du, du — Ze—phanja! schrie der andre wütend und drang mit der Peitsche auf den oben stehenden ein.

Die Frau drinnen schätzte, daß es Zeit sein möchte, wieder einmal „ein bischen klug“ zu sein. Behende und offenkundig, aber ungesehen von den Streitenden ging sie über den Hof, stieß das Thor wieder auf, und als die Pferde das nächste mal heransausten, trat sie einen kleinen Schritt in deren Augenlinie. Dabei schwenkte sie ein weißes Tuch, das zum Bleichen auf dem Zaun gehangen hatte, ein wenig in der Hand.

Der Braune, der eine Nasenlänge voraus war, stutzte leicht und war mit einer Schwenkung zum Thore hinaus. Der Skorpion eng an seiner Seite, die Leine im Sande nachschleifend.

Greif doch dein Vieh! rief die Frau jetzt dem schwarzen Job winkend und eifernd zu.

Ein Blick von ihm hinüber zum Thor, in dem die Pferdeschwänze verschwanden, und hinaus war auch er, wie ein Sturmwind hinterdrein. Die Frau aber hatte plötzlich den Groschen gefunden, den Hante vorher in der Heide bei ihr vermißt hatte. Sie ging unter dem Brüllen ihres Mannes wie unter dem Absturz eines Gießbachs auf ihn zu und machte ihm den Fund begreiflich. Der Sturm vergrollte. Er stieg langsam herunter und bürstete seine Mütze mit dem Ärmel ab.

Digitized by Google

Dann wer ich mal rübergehn, fragen, wo mein Pferd sich hat hingewendt, sagte er und machte sich auf den Weg ins Wirtshaus.

Aber schneller als er war das Gerücht gewesen.

Man hatte kein Lauscher zu sein brauchen, um zu hören, was die beiden auf Hantens Hof mit einander ausmachten. Der Schulze war mit einer Fuhre Ziegelsteine vorübergekommen. Langsam war er neben dem Fuhrwerk hergeschritten, das schwer beladen über den ungleichen Weg knarrte. Er hörte Hante von fern brüllen. Das war nichts ungewohntes. Aber jetzt war er nahe am Hofe und hörte noch einen andern, der zweite Stimme dazu sang. Er sah über das Thor hinwegragend Hante auf seinem Wagen stehn und mit Armen und Händen arbeiten, als schleudre er Holz und Steine, jede Art von Angriffswaffe gegen einen Feind, und dann hörte er, was sich die beiden für Namen gaben.

Der Schulze ließ seine Pferde ein wenig voranschreiten. Er selber, die Leine lose in der Hand, blieb einen Augenblick stehn, richtete das rasierte Kinn in die Luft und schickte ein Lachen empor, das die hinter dem Hofthor wohl hätten hören müssen, hätte der Zorn ihnen nicht so sehr in den Ohren gebraust.

Der Wagen mit den Steinen bog in die Dorfaue. Gleich darauf jagten die beiden Pferde, der Skorpion und sein Kamerad, an dem Schulzen vorüber. Der aber rückte am Zügel: Steh, sagte er zu seinen beiden Braunen. Er band die Zügel fest und trat in den Krug. Den Groschen zu einem Glase Bier war der Spaß schon wert.

Zunächst erzählte er ihn dem Krüger, der ihm das Bier brachte. Der Schulze konnte durchaus das Glas nicht an die Lippen bringen, das Lachen schüttelte ihn zu sehr. Der Krüger stimmte ein. Zwei Bauern und einige fremde Fuhrleute, die eintraten, mußten es auch hören. Aus der Küche kam die Frau des Krügers, ein paar Knechte steckten den Kopf zur Thür herein, und als Hante jetzt in den Eingang trat, begrüßte ihn ein donnerndes Gelächter: Habakuk und Zephanja! kam es vielstimmig hinter den Thüren, aus der Sofaecke und von den Bänken her.

Hante sah sich mit verglasten Augen um, unschlüssig, ob er es im Bösen oder im Guten nehmen sollte.

Krüger, ein Glas Lagerbier für den da, rief der Schulze.

Der Krüger brachte es: Da, Habakuk, sagte er.

Nein, der hier ist Zephanja. Habakuk, der ist hinter den Pferden her, ich habe ihn sehen laufen.

Das ist es ja eben, das hab ich ja wullt fragen, fuhr Hante herum, ob ihr nicht wißt, wo sich mein Pferd hat hingewendt?

Dein Pferd? fragte einer der Fuhrleute. Er war nahe hinzu getreten und schüttete, von Hante unbemerkt, seinen Schnaps in dessen Bier. Wo dein Pferd ist hingeworden? Das mußt du doch wissen, Zephanja! Zephanja ist doch ein Prophet.

Aber man ein kleiner, sagt der Schulmeister!

Das schadt nicht; der kommt doch und dreht dir den Hals um, weil ihr euch schimpfen thut mit seinem Namen.

Du denkst wohl, du willst mich graulich machen? rief Hante. Er hatte jetzt das zweite Glas Bier. Das hatten sie dem Krüger schon an der Thür abgenommen und hatten zwei Schnäpse hineingegossen, ehe er es bekam.

Kein alter Soldat fürcht sich nicht. Bist du etwan vor Orleans gewest? Und wie die Kugel meinen Nebenmann hat weggerissen, und das Gehirn ist rumgespritzt, wie wenn man die Kelle in die Suppe schmeißt? Meine Pfeife habe ich weggeworfen. Sagt mein Nebenmann zur Rechten: Du schmeißt ja deine Pfeife

Digitized by Google

weg! Ich wer schon wieder eine finden, wenn ich soll leben bleiben, hab ich gesagt. Der Appetit ist mir vergehen. Aber geforchten habe ich mich nicht. Die Kugel, die man hört, die thut einem nichts, habe ich immer gesagt.

Hante war im vollen Zuge. Er kommandierte, brüllte und ließ die Kanonen brüllen. Die Schnäpse wirkten, und es waren nicht die letzten gewesen.

Ich wette, der weiß nicht mehr, was er gewollt hat, wie er ist hergekommen, sagte einer der Fuhrleute.

Wissen wird er es schon noch, aber wenn der beim Trinken ist, dann hat er immer Zeit.

Was giebst du mir, wenn ich die Probe mache?

Einen Korn, natürlich.

Gut. Wenn du willst, kannst du zusehn. Ich setze ihn in der Heide ab, ohne daß er was merkt.

Er stellte sich neben Hante und zupfte ihn am Ärmel: Du, ich habe unten bei Märker fünf Sack Roggen zu stehn, kannst du nicht mal mitkommen, mir aufladen helfen?

Das kann ich machen!

Dann los. Meinen Korn kriege ich morgen, setzte er nach der andern Seite hinzu, während sie das Gastzimmer verließen.

Ob wir nur wern finden? sagte Hante draußen bedenklich. In der frischen Luft fühlte er, wie unsicher er auf den Füßen war.

Da steig hinauf, sagte der Fuhrmann. Aber halt dich fest, daß du mir nicht unter die Räder kommst.

In dieser Nacht war beim schwarzen Job lange Licht. Die Kuh hatte Kolik. Er und die Frau waren dabei, ihr einzugeben. Er kauerte auf der Streu neben dem Tier und suchte ihm den Rachen aufzuhalten.

Jetzt rein! rief er der Frau zu, die das Brot hielt, das mit der Arznei beträufelt war. Da klopfte es am niedrigen Stallfenster.

Hol dich der Teufel, schrie der Mann, als gleich darauf Hante in die Thür trat, wer sagt dir denn, daß du die Leute erschrecken sollst mitten in der Nacht?

Aber Hante bewahrte ein so unbewegliches Gesicht, daß der schwarze Job und sein Weib eigentlich jetzt erst begannen sich zu entsetzen.

Was ist denn nur mit dir, was ist denn bloß geschehn? riefen sie unruhig durch einander.

Ich habe Licht bei euch gesehen, da hab ich nur gedacht, ich will doch gleich mal reingehn. Wer weiß, vielleicht ist einer krank oder stirbt, ich habe doch so ein schreckliches Gesicht gehabt. Und das hätte doch gewiß nicht sollen sein, wie wir uns da haben ge — — ge — ruft mit den beiden Namen, heute vor Abend.

Was hast du denn gesehen? rief die Frau. Es lief ihnen beiden eine Gänsehaut über, so verstört wie er aussah.

Ich bin in der Heide gewest, da bei Hases Land unten. Und finster ist es draußen, man sieht keine zwei Schritt weit. Da kommt es an, zwei Gestalten. Es hat mich richtig gestreift, hier am Ärmel, und ein Wind ist gegen mich gefahren, so wie wenn man auf der Tenne steht und der Thorflügel schlägt zu, und schmeißt son rechten Zug, daß die Spreu einem in die Augen weht; die Sandkörner sind mir auch in die Augen geflogen. Ich habe sie ordentlich mußt reiben. Wie ich wieder kunnt sehen, ist alles weg gewest. Nichts zu hören und zu sehen. Ich habe mich aber fast nicht getraut Odem zu holen, ich denke immer: das kommt doch am Ende wieder! Und da kommt es auch schon, zwei Gestalten, dicht vor mir

Digitized by Google

bei. Die Mütze hebte sich mir ordentlich auf dem Kopf, so haben mir die Haare zu Berge gestehn. Wie ich bin hergekommen, weiß ich nicht. Ich glaube nicht an Gespenster, habe ich immer gesagt, aber nun glaube ich dran.

Wenn das nur nichts zu bedeuten hat. Die Kuh ist schon krank. Wer weiß, was an die Kinder kann kommen, sagte die Frau kläglich. Sie war dem Weinen nahe. Ihr mit euerm Zanken alle Tage, das wird nicht gut.

Die Männer blieben stumm bis auf ein Knurren und Räuspern. Aber es ließ sich merken, daß ihre Gedanken denselben Weg gingen, und daß ihr Schweigen Einkehr bedeutete.

Die Frau fuhr fort, das laut zu sagen, was alle drei beschäftigte:

Kein gräfliches Pferd kann es ja nicht sein für zweiundneunzig Thaler. Aber ein Skorpion ist es doch niemals gewest. Und wenn es sollte einer gewest sein — wir haben doch auch Geduld gehabt — genug, bis daß du hast kunnt das Geld bringen —

Die Männer nickten beide.

Wie wirst du denn nur nach Hause kommen, Hanten Vater? fuhr die Frau teilnehmend fort. Das drohende Unbekannte schloß sie enger zusammen.

Er kann sich die andre Laterne mitnehmen, sagte der schwarze Job bereitwillig und deutete damit an, daß auch er den Streit begraben wollte.

Sie gingen mit ihm bis zum Hause, wo hinter der Thür die andre Laterne hing, und dann zum Hofthor. Die Frau stieß es auf, aber sie prallte zurück und kreischte auf.

Zwei Gestalten als dunkle Massen gegen den dunkeln Nachthimmel standen schweigend da. Oder waren es nicht etwa zwei Gestalten? Der schwarze Job hatte unwillkürlich die Faust zur Abwehr über den Kopf geschwungen. Es war aber die Hand, die die Laterne hielt. Ein Lichtstrahl zitterte über das Thor durch den dichten Nebel. Draußen warf etwas mit dem Kopf und scharrte mit den Füßen. Er griff hinüber, faßte in eine Mähne und zerrte den, dem sie angehörte, zum Hofe herein. Zugleich aber schlug mit dem befreiten Herzschlag die Wut aus der gepreßten Brust. Er ließ die Mähne fahren, langte hinüber und schlug auf die zweite Gestalt mit scharfen Hieben ein:

Scher dich nach Hause mit deinem Gespenst, rief er Hante in die Ohren.

Dem war indessen die Besinnung ebenfalls zurückgekehrt. Er tastete im Dunkeln nach der herabhängenden Leine und fand sie.

Marsch, nach Hause, schrie er. Einen Skorpion habe ich gekauft, aber ein Pferd will ich draus machen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die weltwirtschaftliche Begabung der Deutschen. In einem jüngst in deutscher Übersetzung erschienenen schwedischen Werke: England als Weltmacht und Kulturstaat von Gustaf F. Steffens wird der wirtschaftlichen Begabung der Deutschen ein sehr gutes Zeugnis ausgestellt, ein so gutes, daß wir nur wünschen können, unsre weltwirtschaftlichen Leistungen möchten ihm entsprechen. Der Verfasser gelangt in einem den industriellen Fortschritt nach englischem und nach

Digitized by Google

deutschem Muster vergleichenden Kapitel zu folgendem Urteil: In Deutschland seien methodisches Denken und beharrliches Handeln nach festgestelltem Plane und unter zusammenhaltender Disziplin, die eben durch diese Methode und den aufgestellten Plan vorgeschrieben werde, unzweifelhaft zwei tief eingewurzelte Züge des Nationalcharakters. Da nun die industrielle Entwicklung des zwanzigsten Jahrhunderts von seinem „auserkornen Volke" gerade diese Charakterzüge beanspruchen werde, und da die Engländer trotz ihrer wirtschaftlichen Beanlagung gerade in diesen Stücken schwach wären, so fingen sie, von manchen Standpunkten, besonders von dem der Zukunft aus, schon jetzt an, hinter den Deutschen zurückzustehn.

In den Kontoren der großen englischen und schottischen Ausfuhrgeschäfte belaufe sich die Zahl des Personals auf mehrere hundert, und gerade in diesen großen Geschäften seien die Deutschen besonders zahlreich. Dabei seien es die höchsten und verantwortlichsten Stellen, sowie die die meiste Intelligenz und Kenntnis erfordernden niedern Posten, z. B. die der Korrespondenten und der Aufseher, die in den Händen der Deutschen wären. Es müßten sicher sehr schwerwiegende Gründe dafür vorliegen, daß die hochfahrenden und gewiß nicht fremdenfreundlichen Engländer Ausländern auf diese Weise den Eintritt und sogar den Vortritt in ihren großen gewerblichen Anlagen einräumten. Die Deutschen machten sich dadurch wertvoll, daß sie Naturanlagen hätten, die bei den Engländern nicht so stark entwickelt wären, und die die neuen und später giltigen Geschäftsmethoden erforderten, nämlich die Kraft, methodisch zu denken, und die Geschicklichkeit, dieses Denken im höchsten Maße und mit Rücksicht auf die längsten Zeiträume auszunutzen. Für die größten Industrie- und Ausfuhrgeschäfte, für die die methodische Beobachtung der Marktlage, das Festhalten zahlloser Kunden durch planmäßige Zuvorkommenheit bezüglich ihres Bedarfs, sowie die straffe Organisation der riesenhaften Ausfuhr und des ausländischen Agentenheeres von Tag zu Tag unabweislichere Lebensbedingungen würden — für sie seien die deutschen Organisatoren und Geschäftsgehilfen oft ganz unersetzlich, d. h. sie könnten nicht durch Engländer ersetzt werden. Er kenne Fälle, wo englische Riesenfirmen, darunter die größten ihrer Art in der Welt, nicht nur deutsche Handelsreisende für die wichtigsten Aufträge, wie für die Bereisung Rußlands, der Türkei und Levante, Ägyptens, Armeniens und Persiens verwandten, sondern wo diese Firmen auch noch einen Deutschen hätten, der unaufhörlich in der Welt umherführe, um die festen Agenturen zu beaufsichtigen und nötigenfalls umzugestalten. Ein Engländer habe für so verwickelte Aufgaben selten Sprachsinn und wirtschaftlich-strategischen Kopf genug. Die wirtschaftliche Kraft zu handeln sei bei den Engländern wirklich großartig, sie stünde aber nicht genug unter der „Botmäßigkeit der Intellektualität." Es sei eine „mehr tierische als geistige" Thatkraft, die sich von Einzelfall zu Einzelfall weiter taste, von der Hand in den Mund lebe und sich für den Tag zweckentsprechend einzurichten suche, ohne darüber zu grübeln, ob dadurch Zweckmäßigkeit für die lange Zukunft, die unfehlbar heute anfange, zu erzielen sei. Das englische Talent, den Zufall kräftig und keck auszunutzen, wiege das deutsche Talent, den Zufall durch allseitiges Voraussehen und durch praktisches Planentwerfen zu besiegen, nicht auf. Englands militärische und industrielle Großmachtstellung hat sich mit Hilfe des ersten, die Deutschlands dagegen mit Hilfe des zweiten entwickelt. Die deutsche Methode, die „moderne," bezeichne sicherlich eine höhere Kulturstufe, unter anderm eine Vermehrung des menschlichen Selbstbestimmungsvermögens, die Fähigkeit, die Zukunft vorauszusehen und ihr mit Bewußtsein die Gestalt zu geben.

Nach dem übrigen Inhalt des Werks zu urteilen, kennt der Verfasser die Engländer und das englische Geschäft aus eigner Anschauung sehr gut, und auch

Digitized by Google

über Deutschland scheint er recht genau orientiert zu sein. Das, was er über die Tüchtigkeit der deutschen Kaufleute in englischen Diensten sagt, stimmt auch im allgemeinen mit dem überein, was seit längerer Zeit in englischen amtlichen und andern Berichten zu lesen ist, und soweit der deutsche Kaufmann in deutschen Diensten Gelegenheit gehabt hat, im Auslandsgeschäft seine Begabung zu bethätigen, hat er sich unstreitig gerade im letzten Jahrzehnt glänzend bewährt. Aber die Thatsache, auf die Steffens sein für unsre volkswirtschaftliche Zukunft so günstiges Prognostikon gründet, daß nämlich die Deutschen den Engländern in so großer Anzahl und so überaus wertvolle Dienste bei der Ausdehnung ihrer wirtschaftlichen Herrschaftssphäre leisten, hat doch auch für uns einen etwas herben Beigeschmack. Diese Leute arbeiten für die Engländer und damit, wie die Dinge jetzt liegen, gegen uns, weil sie für uns zu arbeiten keine Gelegenheit haben.

Es ist das zunächst eine recht ernste Mahnung, daß wir uns nicht einbilden sollen, wir hätten im Auslandsgeschäft für Deutschland schon wunder was erreicht. Die Zahlen der Bevölkerungs-, Gewerbe- und Handelsstatistik lehren eher das Gegenteil. Die Entwicklung des deutschen Exports im Verhältnis zur Steigerung unsrer Gewerbeproduktion — das ist immer wieder ins Auge zu fassen — war in den letzten zwanzig Jahren sehr mäßig, fast kümmerlich. Trotz aller Renommierstatistik, die ab und zu in die Welt gesetzt wird, steht auch der Anteil der deutschen Handelsflotte am internationalen Verkehrsgeschäft noch weit hinter dem Stande der Entwicklung zurück, der uns mit einigem Sicherheitsgefühl den rüstigen Fortschritten andrer Nationen, und zwar durchaus nicht nur der Weltmächte, zuzusehen erlaubte. Wenn unsre eignen Unternehmungen im Auslande nicht zu einem ganz andern Tempo des Fortschritts gelangen, so werden wir bei dem starken Zuwachs an tüchtigen Kräften, den wir haben, nur immer mehr wertvolle Gehilfen der ausländischen Konkurrenz erziehen und liefern. In dieser Beziehung hat die Thatsache, auf die Steffens sein Lob der deutschen Geschäftstüchtigkeit stützt, fast etwas beschämendes für uns.

Und wie steht es vollends mit den Aussichten auf dieses schnellere Tempo des Fortschritts deutscher Unternehmungen fürs Auslandsgeschäft, jetzt, angesichts der Neuregelung unsrer Handelsbeziehungen zum Auslande? Findet die weitblickende „moderne" deutsche Welthandelspolitik des Kaisers im Volke das Verständnis und die Unterstützung, die sie braucht, um wirksam zu werden? Ganz gewiß nicht. Agrarisch ist noch Trumpf, und der Schutz der nationalen Arbeit im kirchturmpolitischen Sinne ist immer noch Parole. Mit freudiger Genugthuung begrüßt man sogar die die Rückständigkeit unsrer Ausfuhr beweisende Statistik, weil sie zugleich ihre Wertlosigkeit beweise. Ob auch das als Beweis der weltwirtschaftlichen Begabung zu gelten hat, sagt Herr Steffens nicht. Wir unsrerseits geben uns nicht der Illusion hin, daß ein von den heutigen Agrariern und Mittelstandspolitikern beherrschtes deutsches Volk das „auserkorne" Volk des zwanzigsten Jahrhunderts sein wird. Ob das Jahrhundert überhaupt ein solches haben wird und haben soll, ist freilich auch noch recht fraglich. Um diese Vorstellungen, die ja sehr in der Mode sind, hat die praktische Politik sich vorläufig gar nicht zu kümmern. Aber das glauben und hoffen wir zuversichtlich, daß, wenn nur die Herrschaft der wirtschaftspolitischen Reaktion durch die Weisheit der Regierungen um die Wende des Jahrhunderts gebrochen wird, dem deutschen Volke im zwanzigsten Jahrhundert dank seiner großen, gesunden, natürlichen Tüchtigkeit und Begabung der ihm gebührende und seinem nationalen Bedürfnis entsprechende große Anteil an der Weltwirtschaft nicht fehlen wird. *β*

Digitized by Google

Litteratur

Hohe Politik. Ottomar Schuchardt gehört als Schüler von Constantin Frantz zu den Anhängern der großdeutschen Idee, die Deutschlands Bestimmung in der Beherrschung und Zivilisierung des europäischen Ostens und Vorderasiens sehen. Von einem andern Großdeutschen, der dieses Programm zeitweilig in den Grenzboten vertreten hat, unterscheidet er sich durch seine Vorliebe für Österreich und den alten Bund und dadurch, daß er die Bismarckische Politik nicht als eine unumgängliche Etappe zum Ziel, sondern als eine Abweichung vom Wege dahin auffaßt. Neuerdings hat er unter dem Titel: Die deutsche Politik der Zukunft (Celle, Verlag der Schulbuchhandlung, 1899) aus dem litterarischen Nachlaß von Constantin Frantz einen Aufsatz „Die Gefahr aus Osten" — gemeint ist natürlich die russische — herausgegeben und als Ergänzung einige eigne Aufsätze beigefügt, die er durch reichliches statistisches Material beweiskräftig zu machen sucht. — Bei dieser Gelegenheit wollen wir ein schon vor zwei Jahren im Kritik-Verlag in Berlin erschienenes Schriftchen von Professor Dr. Ritter erwähnen, den wir (S. 598 des 1. Bandes des Jahrgangs 1893 der Grenzboten) als geistvollen und idealistisch gestimmten Geschichtsphilosophen schätzen gelernt haben: Der Weltzug der Kultur. Die Weltgeschichte wird darin aufgefaßt als ein Ringen der Kultur mit der durch die innerasiatischen Horden vertretnen Unkultur, wobei die Kultur bald vordringt, bald zurückweichen muß, bald sich ostwärts, bald westwärts wendet und zuletzt, seit der Entdeckung Amerikas, den Feind von vorn und von hinten zugleich packt. Mit der Wiedereroberung des Euphratthals, die Ritter voraussieht, obwohl vor zwei Jahren der Plan der Euphratbahn, die jetzt eben traciert wird, noch nicht bekannt war, hat die Kultur — ihren Kreislauf kann man nicht gut sagen — ihren vielgewundnen Weg vollendet und kehrt an ihren Ausgangspunkt, Babylonien, zurück.

Unter dem Titel Da Bonifazio VIII ad Arrigo VII schildert der bekannte Danteforscher Isidoro del Lungo in einem schön ausgestatteten, im Verlage von Ulrico Höpli in Mailand erschienenen Werke die politischen Verhältnisse von Florenz zu Dantes Zeit in höchst anschaulicher und interessanter Weise. Wir werden auf Grund ausgebreiteter und tief eindringender Studien der Protokolle der Florentiner Behörden und sonstiger Dokumente in die Parteikämpfe und die Art der Verwaltung und Regierung eingeführt, die denen als das Ideal republikanischen Staatswesens und Staatslebens gelten kann, die es in dem bis aufs höchste getriebnen Mißtrauen gegen jeden Beamten finden will — natürlich ist hier nicht von bezahlten Beamten, sondern nur von den durch das Volk von Florenz zu kurzer ehrenamtlicher Thätigkeit gewählten Bürgern die Rede. Läßt man die lebendigen Schilderungen des Verfassers auf sich wirken, so wird man zu dem Ergebnis kommen, daß es kaum zu begreifen ist, daß sich eine derartig künstliche Verfassung, deren innerstes Prinzip eigentlich nur der organisierte Argwohn gewesen ist, überhaupt jahrhundertelang, wenn auch unter fortwährenden schweren und blutigen Kämpfen, hat halten können.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Serbiens politische und moralische Bekehrung

Wie man weiß, ist in Serbien die radikale Partei, die sich an Rußland anlehnende Klique der serbischen Unruhestifter auf der Balkanhalbinsel, mit einer für einen Verfassungsstaat etwas überraschenden Unverfrorenheit niedergeschlagen worden, und der serbische Ministerpräsident erklärte denn auch ganz offen: „Mein erstes war, mir eine Kammer zu schaffen, mit der gearbeitet werden konnte. Mit Benutzung des gesamten legitimen Einflusses sorgten wir zunächst für redliche Gemeindevorsteher, die nicht duldeten, daß die Radikalen von ihren Mitteln der politischen Propaganda, Totschlag und Brandstiftung, Gebrauch machten. Dann ließ ich wählen. Das Resultat war die jetzige Skuptschina usw.“

Etwa gleichzeitig mit dieser, wie man sieht, ganz „legitimen“ Schaffung eines geeigneten Parlaments wurden auch geeignete Bestimmungen erlassen für die, wie man freilich bekennen muß, bis dahin über alle Maßen zügellose serbische Presse; nach russischem Muster legte man den Journalen eine für serbische Verhältnisse nicht unbedeutende Kaution auf, um sie bei ungeeignetem Verhalten von dieser herunterstrafen zu können. Was die ausländische Presse betrifft, so wird scharf darauf gehalten, daß keinerlei begründete oder unbegründete Kritik durch diese ins Land hineingeschleppt wird, und das geht soweit, daß man sogar dem Reisenden, der von Semlin für ein paar Stunden nach Belgrad hinüberfährt, nur raten kann, sein Exemplar des kleinen, doch eigentlich recht harmlosen Semliner Tageblatts ja vor dem Verlassen des Schiffes der Donau anzuvertrauen, falls er nicht bei den überflüssigen Paßquälereien auch noch Unannehmlichkeiten durch die serbische Polizei erfahren will. Wenn man nun auch diese Handhabung der Verfassung und diese Einführung russischer Preßfreiheit nicht gerade als besondre Symptome für einen engen Anschluß Serbiens an die westeuropäische Kultur betrachten kann, wovon der serbische Minister-

Digitized by Google

präsident als von seinem höchsten Ziele spricht, so dürfte man doch nicht wegen solcher Gewaltstreiche über eine Regierung den Stab brechen. Wo die Mißwirtschaft Jahre oder wie hier Jahrzehnte gedauert hat, kann niemand Ordnung schaffen ohne Gewaltmittel. Freilich um dann etwas Positives schaffen zu können — das Zerstören ist ja bekanntlich auch in der That sehr viel leichter als das Aufbauen —, muß man von vornherein nicht nur ganz klare Anschauungen über das Was und Womit und Wozu haben, mit andern Worten, über den Ring in der Kette der Ereignisse, in den man den zu schmiedenden neuen Ring einfügen will, sondern auch darüber, wie man es mit diesem selbst halten will, damit auch später wieder jemand weiterschmieden kann an dieser Kette, ohne die alten Ringe erst wieder aufbrechen oder mit dem neuen viel weiter hinten anfangen zu müssen. Auf vorliegenden Fall angewandt müßte sich also der serbische Ministerpräsident nicht nur bis ins einzelnste hinein klar sein über die Maßnahmen, die er ergreifen will, sondern namentlich auch darüber, ob er bei der Herkulesarbeit, „ein verwüstetes Land moralisch und kulturell wieder urbar zu machen," an der Dynastie fortdauernd die notwendige feste Stütze haben wird, und ob er unter den regierenden Klassen die notwendige Elitetruppe begabter, vor allem aber rechtlicher, zäher und treuer Helfer finden wird.

Bei einer andern Nation als den liebenswürdigen, weichen Serben wäre noch eine dritte Frage nötig, wie nämlich die Massen zum Stillehalten gebracht werden sollen bei den unvermeidlichen Gewaltkuren; aber zu den nationalen Eigenschaften der Serben gehört es, sich verhältnismäßig leicht und willig einer entschiednen, ja selbst harten Hand zu fügen und sogar mit Vergnügen und Überzeugung dem Inhaber einer solchen sein „Shivio, shivio" zuzurufen in dem angenehmen Gefühl, geleitet und geführt zu werden und, der Selbstverantwortung ledig, im Schutze zu leben. Die Vorfrage, die sonst überall zu stellen wäre, ob sich denn die Masse der Nation die geplanten Prozeduren gefallen lassen wird, oder wie man sie dazu zwingen will, wird also für Serbien so ziemlich wegfallen; anders steht es mit der Frage, inwieweit ein solcher Arzt des jungen und doch schon in so vielfacher Hinsicht ziemlich verlotterten Völkchens in der Dynastie einen unzweifelhaften Rückhalt und in den obern Zehntausend die unentbehrliche Unterstützung finden wird. Doch ehe man sich zur Beantwortung dieser schließlich alles entscheidenden Fragen wendet, ist es vielleicht gut, sich noch etwas genauer mit den bisherigen Leistungen und den ausgesprochnen Absichten des serbischen Ministerpräsidenten zu beschäftigen, der sich die schöne, aber ziemlich kühne Aufgabe gestellt hat, sein Land aus dem Sumpfe zu ziehn.

Er giebt an, sein erstes sei gewesen, das Land von der Zerrüttung des Parteiunwesens und von der verderblichen Quelle dafür, der Last einer übermäßigen Erziehung höher gebildeter Bewerber um Beamtenstellen, zu befreien.

Digitized by Google

Dem ungestümen Drängen nachgebend habe man ehedem dem Lande viel zu viele Gymnasien bewilligt, und die Übermasse von Anwärtern auf den Staatsdienst habe dann zu der Bildung „neuer Parteien mit vollständigen Kadres für alle Beamtenpositionen bis zum Nachtwächter herunter“ geführt; indem sich dann diese Parteien auf der Staatsweide abgelöst hätten, sei nicht nur für das Budget eine unerträgliche Belastung erwachsen, sondern auch, was noch übler sei, „die moralische Depravation des Beamtenstandes“ sei erfolgt, „der unter solchen Umständen es für wichtiger hält, sich politischen Einfluß und Beziehungen zu schaffen, als sich um seine Amtspflichten zu kümmern.“ Um diesem Unfug und Unheil zu steuern, plant nun Gjorgjewitsch eine Änderung des Beamtengesetzes, sodaß die nicht direkt politischen Beamten gegen den Amtsverlust bei einem Systemwechsel geschützt werden. Gleichzeitig mit diesem schönen Plan erfolgte nun aber auch schon eine That: es wurde vorläufig die Hälfte der Gymnasien kassiert, als Stätten nicht der Erziehung, sondern einer „Art formaler, scholastischer Dressur, durch welche die Schüler für alles andre im Leben unbrauchbar wurden, als die Amtskarriere und das eloquente Strebertum.“

Hört man dies, so wird man finden, daß Serbien offenbar außer einer sonderbaren Amtskarriere bisher eine recht eigentümliche Art von Gymnasien gehabt haben muß, und wundert sich, daß von solchen verderblichen Anstalten nur die Hälfte „kassiert“ wurde. Denn von einer Umwandlung dieser übriggelassenen Lehranstalten in nützliche Vorbildungsschulen — von guten Vorsätzen natürlich abgesehen — hört man nichts. Eine solche freilich läßt sich, wie Gjorgjewitsch ganz richtig erkennt, „nicht über Nacht vollziehen,“ namentlich nicht, wenn „es an geschultem Lehrmaterial fehlt.“ Wäre es aber da nicht vielleicht besser gewesen, zunächst im Hinblick auf eine spätere Beschränkung der Gymnasien die durch eine solche dann etwa überflüssig werdenden Gymnasiallehrer nach Kräften umzubilden, um sie eintretenden Falles als Lehrer an den geplanten Real-, Gewerbe- und Ackerbauschulen verwenden zu können? Statt dessen wurde das gethan, was allerdings „über Nacht geschehen kann,“ namentlich in Serbien; man setzte durch Kassierung der Hälfte der Gymnasien einfach die Hälfte der Gymnasiallehrer an die Luft und vermehrte so die Zahl der herumlaufenden Anwärter auf staatliche Versorgung wieder um ein Erkleckliches. Das neue System unterscheidet sich also in der Sache gar nicht vom alten, denn ob aus parteipolitischen Rücksichten oder aus technischen Überzeugungen leichthin, rücksichtslos die Interessen und billigen Ansprüche der Gebildeten mit Füßen getreten werden, wird diesen sicher ziemlich gleich gelten und hat jedenfalls beidemal einen und denselben Erfolg: Schaffung oder weitere Vermehrung des gebildeten Proletariats.

Der wahre, nächstliegende Grund für diese Gewaltmaßregel ist denn natürlich auch nicht die in der Ferne liegende Absicht, die Zahl der für den Staatsdienst herangebildeten Leute zu vermindern, sondern die, die Gehälter der Hälfte

Digitized by Google

der Gymnasiallehrer einzuziehen, da ja die geplanten Real- und sonstigen Schulen vorläufig ganz kostenlos nur auf dem Papiere und im Entwurf bestehen. Um was es sich handelte, war eine Entlastung des Budgets. Die Art aber, wie dies gemacht wurde, bedeutet eine kleine Ersparnis auf Kosten einer weitern großen Einbuße an Vertrauen unter den Gebildeten des Landes.

Was nun die groß angekündigte sonstige Wohlfahrtspolitik im Lande betrifft, so wußte der serbische Ministerpräsident auf eine Frage nach deren Einzelheiten nichts anzugeben, als daß man bei der übermäßigen Parzellierung des Landes (!) mehr als hundert Raiffeisensche Vereinigungen gegründet und so „Produktivassoziationen — auch mit Staatshilfe —" geschaffen habe, „um den kleinen Bauer betriebskräftig zu erhalten" und „damit aus gemeinsamen Mitteln die besten und modernsten Wirtschaftsmaschinen beschafft werden können, und wir gehn jetzt daran," sagt Gjorgjewitsch, „auch Vereinigungen zum gemeinsamen Absatz der Produkte zu schaffen. So hoffen wir die Lage des Bauernstandes, der 90 Prozent der Bevölkerung ausmacht, zu sichern."

Sollte das die ganze Wohlfahrtspolitik von Wladan Gjorgjewitsch sein, so muß man bekennen, daß das Programm recht dürftig ist, ganz abgesehen davon, daß einem fast die Vermutung kommen muß, die geplanten Staatsunterstützungen für die Bauern seien nichts als beabsichtigte Douceurs für höchst regierungstreue Gemeinden, also das erforderliche Zuckerbrot neben der schon angewandten Peitsche. Wer das Land ein paarmal nach allen Richtungen, und wenn auch nur mit der Bahn, durchfahren hat, der wird keineswegs den Eindruck bekommen haben, sein Hauptfehler sei eine übermäßige Parzellierung; mag eine solche vielleicht da und dort vorliegen, der Hauptmangel ist jedenfalls die ganz ungenügende Kultivierung des Bodens. Eine durchgehende übermäßige Parzellierung würde eine zu dichte Bevölkerung voraussetzen, thatsächlich ist diese aber sehr dünn und ermangelt außerdem auch noch im höchsten Grade des Fleißes und der Ausdauer, der z. B. den bulgarischen Nachbar in achtbarster Weise auszeichnet. Auf was also eine Industrie im Lande fußen sollte, für die man Kapital namentlich aus Deutschland heranlocken möchte, das bleibt zunächst völlig unklar; denn weder fände diese einen Überfluß tüchtiger Arbeitskräfte vor, noch eine namhafte Zahl kaufkräftiger Konsumenten. Wer das Land durchreist, etwa nachdem er von der herrlich bebauten Badschka herkommt, dem fällt dessen mangelhafte Kultivierung höchst unangenehm auf; weite, offenbar fruchtbare Strecken liegen völlig brach. Wo gebaut ist, fehlt Sauberkeit und Sorgfalt; vielfach fällt die völlige Entwaldung auf, Flößerei giebt es fast nirgends, die Bäche sind unreguliert; und endlich die schlechten Wege und Straßen! Was sollen denn den Bauern die Absatzvereinigungen helfen, wo keine Wege zur Abfuhr der Produkte da sind.

Wer sich überzeugen will, wie es auf diesem Gebiet in Serbien aussieht, der braucht nicht einmal weit über Belgrad hinauszugehn. Ein Spaziergang

Digitized by Google

über den „Weinberg“ nach Topdschider genügt, ihn von der „Grundlosigkeit der Bahnen“ zu überführen, auf denen Serbien bisher gewandelt ist. Daß aber auch die gebahnten Wege, die Eisenbahnen, in Serbien ihre Hindernisse haben, ist in der Handelswelt leider nur zu gut bekannt. Und welche Auffassung vom Verkehr serbische Behörden haben, das kann man auch als einzelner einfacher Passagier bei einer bloßen Durchreise erproben, wenn einem ein gebrauchter photographischer Apparat und exponierte Platten, die man ihrer Zerbrechlichkeit wegen als Handgepäck bei sich führt, trotz Protest widerrechtlich unter Zollverschluß abgenommen und am andern Ende des Landes zerschlagen wieder ausgehändigt werden. Den Verlust von ein paar hundert Mark muß man dann eben stoisch hinnehmen, denn zu einem Wiedersehen von Geld und Geldeswert, die in serbische Hände gekommen sind, würden wohl nicht einmal amtliche deutsche Beschwerden führen, sondern höchstens zu monatelangen Verhandlungen.

Alle diese Dinge aber, die Hebung des Verkehrs durch bessere und verständigere Bedienung auf den Bahnen, die Erleichterung der Abfuhr der Landesprodukte durch Anlegung und Verbesserung von Wegen und Straßen, wie sie das auch nicht länger unabhängige Rumänien und selbst das heute noch unter türkischer Oberhoheit stehende Bulgarien hat, die Aufforstung des Landes, selbst die Regulierung und Nutzbarmachung der reichlichen Wasserkräfte des Gebiets, die Anlegung großer königlicher Domänen als Musterwirtschaften, etwa unter Heranziehung deutscher Bauern und Betriebsleiter, die Eröffnung einer staatlichen Musterschlächterei etwa in Belgrad oder Nisch, die dem Serben den Wert eines nicht schnittigen und brandigen Leders klar machen und so den Staat davon befreien könnte, seinen ganzen Lederbedarf, selbst für das Heer, aus dem Auslande beziehen zu müssen, die Hebung des doch recht kläglichen und für das Heer unbrauchbaren Pferdeschlages und die Verbesserung des Viehstandes, der Wegfall der lächerlichen Paßquälereien beim Betreten des Landes, die Ausrottung des Jochfahrens und der Benutzung schlechter Ackerbaugeräte durch deren scharfe Besteuerung, alles das und noch vieles andre ließe sich ganz ohne vorherige Verkündigung in Europa und ohne Anrufung fremden Kapitals durch eigne stille Arbeit machen. Ist dann einmal jahrelang ruhig und nützlich gearbeitet worden, so wird vielleicht auch das ausländische Kapital kommen. Vorläufig dürfte auf das Vertrauen des Auslands aber wohl kaum gerechnet werden, nicht etwa nur, weil Wladan Gjorgjewitsch jetzt bekannt hat, man habe in Serbien seit siebzehn Jahren mit einem jährlichen Defizit von sechs bis sieben Millionen gearbeitet unter Vorlegung eines falschen Budgets, sondern weil längst in Europa bekannt ist, daß die Serben keine Verträge halten, sondern die Schöpfungen fremden Kapitals nach ein paar Jahren expropriieren und in eigne Regie nehmen, sobald nämlich die Periode der Arbeit und Mühe für diese Unternehmungen überwunden ist,

Digitized by Google

und die Zeit der Ergiebigkeit angefangen hat. Wer Genaueres darüber wissen will, braucht sich nur etwas in die Geschichte der serbischen Bahnen hineinzuarbeiten. Daß Serbien an sich ein prächtiges Land wäre, dem, natürlich abgesehen von einigen andern Kleinigkeiten, allerdings nur das Kapital fehlt, das steht ganz außer Zweifel. Außer schönen Wasserkräften, außer einer Weltfrachtstraße von der Güte und Billigkeit der Donau an der ganzen Nordgrenze des Landes entlang, außer einem großenteils sehr fruchtbaren Boden und einem Klima, worin fast alles gedeiht, verfügt das Land über hervorragenden Metallreichtum und große Steinkohlenlager.

Zu den Kleinigkeiten, die ihm fehlen, gehört in erster Reihe eine tüchtige, d. h. an Arbeit und Anspannung gewöhnte Bevölkerung. Nicht nur wer von Ungarn her kommt und aus der Mitte der tüchtigen deutschen Kolonisation in der Badschka und im Banat, ist wenig erbaut, wenn er unter die Serben tritt, selbst wenn man aus Bulgarien nach Serbien kommt, hat man das Gefühl, unter geringere, wesentlich tiefer stehende Leute zu treten. Das niedere Volk, nicht wie Wladan Gjorgjewitsch behauptet, von ungewöhnlicher Toleranz, sondern von überraschender Gleichgiltigkeit macht zwar, mit den Bulgaren verglichen, einen viel aufgewecktern Eindruck, aber in seiner Nachlässigkeit und Schmiegsamkeit erweckt es als ersten Gedanken bei einem: Das sind lauter Leute, die keine harten Brettchen bohren möchten; umgänglich und gewandt und von oft bezaubernder Liebenswürdigkeit, entgegenkommend und gastfreundlich ermangeln sie doch immer der wahres Vertrauen erweckenden Festigkeit und Ruhe im Auftreten, die in so hohem Grade den Türken auszeichnet und — wenn auch nicht so ausgeprägt — auch noch beim Bulgaren zu bemerken ist.

Es sind doch vielfach dieselben Tugenden, von denen das Vorwärtskommen eines Volks im Frieden und sein militärisches Ansehen und seine Leistungsfähigkeit abhängen; wie lange aber ist es her, daß die Serben keine Hiebe mehr bekommen haben? Im Jahre 1876 sind sie, und das gründlich genug, von den Türken geschlagen worden, und im Jahre 1885 von den jungen Bulgaren unter ihrem tapfern deutschen Fürsten. Und wenn auch dieses Jahr die Truppen einen etwas günstigern Eindruck auf mich gemacht haben als im vergangnen, wo sie ganz verlottert daherkamen, so möchte ich doch den Serben sehr raten, der Rettung durch Österreich-Ungarn im Jahre 1885 recht sehr und dankbar eingedenk zu sein, und ja von allen Revanchegedanken gegen Bulgarien abzusehen, von dessen „Züchtigung" man nur allzuoft in Militär- und andern Kreisen Belgrads reden hören kann. Serbiens Fortbestehn beruht heute in gar keiner Weise auf der eignen Volks- und Wehrkraft, sondern ausschließlich auf der Gunst der Verhältnisse, auf der Zurückhaltung des sehr überlegnen Bulgariens von einem Angriff, und vor allem auf der Güte Österreichs, auf dessen gegenwärtiger Schwächung durch die innern nationalen Gegensätze, und auf der Abneigung Ungarns gegen die Angliederung slawischer Landstriche.

Digitized by Google

Sonst würden zwei der trefflich geübten österreichisch-ungarischen Armeekorps genügen, eines Tags ohne große Verluste den ganzen kleinen Staat einzustecken. Um dieser Gefahr vorzubeugen, bedarf es für Serbien einer auswärtigen Politik, die nicht nur keine Streitereien mit Österreich-Ungarn wie mit Bulgarien sucht, sondern die, der Errettung im Jahre 1885 dankbar eingedenk, sich aufrichtig um den innigsten Anschluß an den Kaiserstaat bemüht. Ein solcher wird sich dann aber nicht nur wirtschaftlich bezahlt machen, sondern wird auch — denn der Himmel ist hoch, und der Zar fern — die notwendige Zeit gewähren, die Wehrkraft des Landes zu heben und durch eine scharfe militärische Zucht der ganzen Bevölkerung das Maß von Disziplin, Anspannung und Härte gegen sich selbst beizubringen, das nicht nur für etwaige kriegerische Ereignisse erforderlich ist, sondern auch bei friedlicher Weiterentwicklung die Grundlage alles Gedeihens abgiebt.

Aber freilich das sind Dinge, die man nicht so über Nacht besorgen kann, wie die Aufhebung der Hälfte der Gymnasien, und es sind auch Dinge, die überhaupt nicht einer allein machen kann, selbst wenn er eine Dynastie hinter sich hätte, mit der es anders stünde als — leider mit der serbischen. Aber wo soll Wladan Gjorgjewitsch die Kräfte hernehmen, die er braucht? Ja wenn es nur die ältere Generation wäre, die sich besudelt hat vor allem mit Unehrlichkeit gegen den Staat, und die, wo Entdeckung drohte, selbst nicht vor Mord zurückschreckte. Allein die heranwachsende Generation der obern Zehntausend ist in ihrer Trägheit, Arbeitsscheu und Blasiertheit womöglich noch schlimmer. Fragt man so einen jungen Menschen, was er studieren wolle, so heißt es „Jurisprudenz"; „warum"? „weil das am leichtesten ist." Nie ein Gedanke an das Vaterland und die Verpflichtung, die man ihm gegenüber hat; ja nicht einmal gemeine Geldgier; nein, reine Arbeitsscheu, was man auch zynisch zugiebt, das ist der Hauptgrund, nach dem so ein junger Mensch seinen Lebensberuf wählt. Und fast noch erbärmlicher sollen die Mädchen sein. Ich erinnere mich z. B. einmal eine gefragt zu haben, warum sie nie einem armen Krüppel an der Straße ein Almosen gebe. „O, meinte sie, es ist mir zu umständlich, deshalb in die Tasche zu greifen." Und dann die Anschauungen, mit denen diese Mädchen in die Ehe treten! Nun, der Arzt Wladan Gjorgjewitsch wird wohl gewußt haben, weshalb er eine Österreicherin und keine der schönen Serbinnen zur Frau genommen hat. Einzelheiten auf diesem bedenklichen Gebiete zu geben, liegt mir fern; aber was soll man erwarten von einer leitenden Volksklasse, unter deren Frauen die vorzeitige Beschwichtigung drohender Schreihälse als eine ganz selbstverständliche kleine Operation betrachtet wird, die denn auch Belgrader Ärzte immer bereitwilligst und ganz billig ausführen sollen; und das sind in Belgrad keine Geheimnisse! Daß man mit verheirateten Frauen gelegentlich auf den Hofbällen Rendezvous ausmachte, war ganz gewöhnlich, nachdem die Königin Natalie auf diesen einen

Digitized by Google

Luxus eingeführt hatte, der die Kleiderkasse der Teilnehmerinnen vor der Zeit leerte; und was war denn auch dabei; den Eheherren wurde ja angesichts der Dienstwilligkeit der Ärzte dadurch außer Hörnern nichts ins Haus gebracht, und sie konnten sich nur in seltnen Fällen beklagen, es sei ihnen „schreiendes“ Unrecht zugefügt worden, während ihnen die Bezahlung der teuern Toiletten durch freundliche Hände abgenommen wurde.

So traurig es bezüglich der leitenden Volksklassen und der Unterstützung aussieht, die in ihnen ein ehrlicher, thatkräftiger Regenerator des serbischen Volkes finden müßte, so hoffnungslos scheint es mit der Dynastie und dem Rückhalt zu stehn, den jener an dieser haben sollte. Daß trotz dem serbischen Namen Milan Obrenowitsch rumänischer Abkunft ist, wagt nicht einmal dessen neuster Fürsprecher, Bresnitz von Sydaçoff zu bestreiten; im übrigen steht dies deutlich genug in seinen eignen Zügen; das Genauere kann man darüber in Bambergs Schrift: „Die orientalische Frage“ oder auch in Bergners Buch über Rumänien nachlesen. Aber das wäre ein Punkt, über den hinüberzukommen wäre. Schlimmer ist, daß dem König Milan seine russische schöne Frau nur einen einzigen Sohn geschenkt hat, und daß diese, ihrerseits seitdem mehr für Frauenschönheit eingenommen, diesem einzigen Sohn als Erbteil und Anlage das Gegenteil von ihren Neigungen, nämlich einen entschiednen Widerwillen gegen Frauen, gegeben hat. Nach den Geständnissen, die darüber eine Budapester Schöne, von einer verunglückten Gastreise nach Belgrad zurückkehrend, gemacht hat und die in die Öffentlichkeit gedrungen sind, ist leider nicht viel Hoffnung, für den müde durch die Straßen Belgrads schleichenden jungen Alexander eine wackre Frau zu finden oder gar Kinder von einer solchen zu erhalten.

So bleibt zunächst nur noch das sechsjährige Söhnchen Milans von der Griechin Joanides, das in Konstantinopel lebt. Soll etwa dieser kleine „Prinz“ einmal den Thron der Obrenowitsche besteigen? Oder sollte vielleicht Milan doch an eine endgiltige Scheidung von seiner schönen Russin denken, um sich dann in der Heimat ganz der Arbeit und Sorge für seine Dynastie an der Seite einer neuen Frau hingeben zu können, nachdem er so viele Jahre lang in Wien und Paris Daudets Rois en exile vorgeführt hat, als lebender Beweis für die vorschauende psychologische Erkenntnis des Dichters und die Richtigkeit seiner geistvollen Phantasie? Nur die hier von Daudet gezeichnete herrliche Königin fehlt leider in der Wirklichkeit, sodaß einmal der seltne Fall im Leben eintritt, daß man vergebens fragt: Où est la femme? Von Herzen wünscht man gewiß auch in Deutschland überall dem König Alexander, wie die Frankfurter Zeitung meint, „daß er eine passende Lebensgefährtin finde,“ und man würde es im Interesse der ruhigen Zukunft Serbiens nicht minder begrüßen, wenn etwa dem alten König Milan aus einer neuen glücklichen Ehe ein Zuwachs für die Erhaltung der Dynastie ersprießen würde. Aber leider sind das

Digitized by Google

vorläufig alles nur Wünsche. Zunächst steht die Dynastie auf zwei und Milan eingerechnet auf vier Augen, während die Zukunft noch ganz dunkel ist.

Es ist ein kühnes Werk, an das sich Wladan Gjorgjewitsch gemacht hat, wenn er sich die Regeneration seines Vaterlands zum Ziele setzt, vor sich ein weiches, zwar mit Verstand und Phantasie, aber nicht mit der für das Gedeihen so unendlich viel wichtigern Willensfähigkeit begabtes Volk, hinter sich eine Dynastie, die auf ganz schwachen Füßen steht, und dazu die obern Zehntausend, die sich nicht nur jahrelang mit Veruntreuungen gegen den Staat beschmutzt haben, sondern dazu bis ins Innerste des Familienlebens und damit bis ins Mark hinein faul geworden sind. Es ist ein um so kühneres Werk, als bei dieser Sachlage die Beihilfe ausländischen Kapitals und das vom Lande gewünschte Zuströmen von „deutscher Thatkraft, Ordnung und deutschem Organisationstalent" weder ehrlicherweise gefordert, noch auch gehofft werden kann; denn die Bürgschaften, die solide Kräfte verlangen müssen, vermag das Land zur Zeit wohl kaum zu geben; mit Abenteurern aber dürfte ihm nicht gedient sein. Hoffen wir, daß Wladan Gjorgjewitsch das Vertrauen eines Teils seiner Landsleute erfüllt und nicht nur, wie andre meinen, „ein ideenreicher Kopf ist, dessen Interesse an einem Gegenstande nach der Konzeption des Reformprogramms erschöpft sei, dem dann die Ausdauer fehle, die Details der Ausführung zu überwachen." Aber dieses Vertrauen ist groß, denn von der gehofften Hilfe des Auslands kann vorläufig keine Rede sein, besonders auf die bloße Zusicherung hin, von der tollen Großmachtpolitik in der Balkanhalbinsel und Österreich-Ungarn gegenüber abzustehn und unter ehrlicher Budgetgebarung redlich an der innern Hebung des Landes zu arbeiten. Eine Hilfe des Auslands würde thatsächliche Beweise einer gründlichen Sinnesänderung in Serbien voraussetzen; denn niemand kann bloße gute Vorsätze mit klingender Münze bezahlen. Was jedoch bis jetzt vorliegt, sind zwar sehr laute, fast bedenklich laute Verkündigungen einer eingetretnen Bekehrung, thatsächlich sind es aber zunächst nur schöne Vorsätze. Erfreulich ist allerdings das offne Eingeständnis, daß man sich in Serbien selbst auch endlich davon zu überzeugen beginne, die Großmachtpolitik des Zweimillionenländchens sei eine Tollheit gewesen; in der übrigen Welt aber war man schon längst dieser Ansicht und hat nur etwa das Gefühl, daß, verglichen mit der groben Wirklichkeit, auch die neusten serbischen Erklärungen immer noch einen starken Beigeschmack von unwillkürlicher Komik und aufgedonnertem Großhansentum haben. Was aber die ehrliche Einräumung anbetrifft, daß in Serbien seit siebzehn Jahren mit falscher Bilanz gearbeitet worden sei, so ist zwar ein offnes Eingeständnis immerhin eine achtbare That, aber mehr noch, wenn sie freiwillig, als wenn sie notgedrungen geschieht; thatsächlich aber war man sich über diese Finanzgebarung Serbiens in den einschlägigen Kreisen, von denen man jetzt Geldunterstützung für den Staat wie für die Stadt Belgrad haben möchte, längst

Digitized by Google

über die Vorgänge klar und könnte der öffentlichen Meinung über Unterschleife und Bestechungen und die tragischen Schicksale der wenigen ehrlichen Staatsbeamten Einzelheiten unterbreiten, die die Vergangenheit des Landes noch sehr viel greller beleuchten würden als die Äußerungen von Wladan Gjorgjewitsch.

Daß man aber die Vergangenheit ruhen lasse, darauf hat sich Serbien durch das offne Eingeständnis ihrer Traurigkeit ein Anrecht erworben; nur darf es für dieses Geständnis als solches nicht weiteres erwarten, etwa gar neue Zufuhr klingender Münze. Werden jetzt den siebzehn Jahren des Raubbaus eine Anzahl Jahre der Arbeit und Ehrlichkeit folgen, dann wird man ja wieder sehen können; heute sicher noch nicht. Denn welche Sicherheiten liegen jetzt vor? Gewiß, das Land ist reich an trefflichen Quellen, aber es ist arm an erprobten ehrlichen, arbeitsfreudigen und bescheidnen Leuten und ermangelt völlig einer durchsichtigen Zukunft. So wären die gesuchten starken Darlehen des Auslandes nicht ein Glück, sondern eine große Gefahr für Serbien und seine Unabhängigkeit; ein noch nicht so gänzlich ausgeschlossener Rückfall in frühere Unehrlichkeiten, selbst eine unverschuldete äußere Verwicklung würde einem höher belehnten Lande nur sicherlich ebenso eine europäische Kontrollkommission bringen, wie sie nun Griechenland, vielleicht allerdings zu seinem Heile, zu teil geworden ist.

Ohne übertriebne Bescheidenheit meint Dr. Gjorgjewisch, „die Aufgabe, die mein allergnädigster Herr und König als Staatsprogramm aufgestellt hat, und zu deren Ausführung er mich und meine Kollegen berufen hat, ist sehr ähnlich der des Großen Kurfürsten oder mehr noch der Friedrich Wilhelms I. von Preußen." Nach den Anschauungen, die wir auf unserm nichtkassierten Gymnasium in uns aufgenommen haben, waren sich nun diese zwei Leute in so gut wie gar nichts ähnlich, und ihre Thätigkeit war ganz verschieden, und nach einer weitern Gymnasialanschauung können zwei unter sich ungleiche Größen nicht einer dritten gleich sein. Auch kann man Serbien im Hinblick auf seine gegenwärtige Wehrkraft nur warnen, sich die Ziele des Großen Kurfürsten zu stecken, denn wenn mit der Anspielung gemeint ist, Serbien werde einmal das Preußen der Balkanhalbinsel werden, so liegen dafür weniger als gar keine Anzeichen vor. Will sich aber Serbien die fleißige, sparsame, ja knauserige Regierung Friedrich Wilhelms I. mit ihrer starken, fast ängstlichen Anlehnung an Österreich zum Muster nehmen, so wird es zum Nutzen des Landes sein, auch wenn kein Friedrich II. nachfolgt; Serbiens König wird keiner Anlehen für das reiche Land bedürfen, um außer einem tüchtigen Heer einen gefüllten Staatsschatz zu hinterlassen, wie ihn das bettelarme Preußen von damals aufgesammelt hat.

Digitized by Google

Wirkungen der Polizeiaufsicht

Strafe muß sein, sagt ein altes Sprichwort, an dessen Ernst man sich immer erinnern muß, wenn man sich in den vielfach auf eine Verminderung der staatlichen Strafgewalt berechneten litterarischen Kämpfen der Gegenwart ein besonnenes und gemäßigtes Urteil bewahren will. Der modernen Gefängnistechnik macht man den nicht ganz unberechtigten Vorwurf, daß sie vielfach der Humanitätsheuchelei verfallen sei. Mittelstädt hat gegen das Krankhafte dieses Strebens ernste Worte in seiner bekannten Schrift gegen die Freiheitsstrafen gesprochen; und über die Krohnischen Gefängnisreformen hat der bekannte Strafrechtslehrer Dr. Johannes Neckeben die Schale seines Spotts und seiner bitter ernst gemeinten Ironie in einer prächtigen, leider nicht genügend bekannt gewordnen Satire reichlich ausgegossen (Ein Vorblick auf das Jahr 2000, oder ein Tag in einer Strafanstalt des einundzwanzigsten Jahrhunderts, ein gefängniswissenschaftlicher Zukunftstraum. Breslau, 1891). Zu den von den modernen Gefängnistechnikern vielfach bekämpften Opfern gehört nun auch die staatliche Polizeiaufsicht.

In § 38 des deutschen Reichsstrafgesetzbuchs ist der höhern Landespolizeibehörde die Befugnis zugesprochen, in den durch das Gesetz vorhergesehnen Fällen entlassene Strafgefangne bis zur Dauer von fünf Jahren unter Polizeiaufsicht zu stellen. Zu den Wirkungen der Polizeiaufsicht gehört nach § 39 desselben Gesetzbuchs, daß den zur Polizeiaufsicht Verurteilten der Aufenthalt an einzelnen bestimmten Orten untersagt werden kann. Diese Polizeiaufsicht ist eine Nebenstrafe, die den Zweck hat, die Aufmerksamkeit der Polizei auf ein gemeingefährliches Individuum wach zu erhalten, die aber auch das weitere Ziel verfolgt, eine verbüßte Freiheitsstrafe gewissermaßen zu verlängern und dadurch einen moralischen Druck auf die Lebensweise eines Menschen auszuüben, der ihn nach wiedererlangter Freiheit jeden Augenblick an die vergangne Zeit erinnern und vor Rückfall bewahren soll. Das zuerst genannte Ziel wird wohl in den meisten, das an zweiter Stelle genannte dagegen in den seltensten Fällen erreicht. In der Praxis trifft die Strafe der Polizeiaufsicht meistenteils die gewerbmäßigen Kuppler, Einbrecher und Hehler. Die letzte Kategorie wird namentlich durch die Machtbefugnis der Polizeiaufsicht betroffen, daß Haussuchungen hinsichtlich der Zeit keinerlei Beschränkungen unterliegen.

Digitized by Google

Gegen diese vom Gesetz so beschriebne Polizeiaufsicht könnte man nicht das mindeste sagen, wenn das Leben der Verbrecherwelt wirklich so einfach wäre, wie es nach diesen gesetzlichen Bestimmungen den Anschein hat. Eine der häufigsten und am lautesten erhobnen Einwendungen gegen diese Polizeiaufsicht lautet, daß sie ein unüberwindliches Hindernis zur Rückkehr in die bürgerliche Rechtsordnung, d. h. zur Begründung eines rechtmäßigen Erwerblebens sei. Die meisten rückfälligen Verbrecher erklären direkt, der Staat habe sie zu Verbrechern gemacht und zur Rückfälligkeit geradezu gezwungen, da die Stellung unter Polizeiaufsicht weiter nichts sei, als eine fortwährende Störung und Belästigung in den Arbeitsstellen, die man deshalb beständig wechseln müsse, bis diese polizeilichen Chikanen schließlich die beste Gesinnung und die aufrichtigsten Vorsätze zerstörten. Die so reden, sind zu einem großen Teil Heuchler, denen die Polizeiaufsicht zum Deckmantel ihrer Trägheit und Faulheit gerade recht ist; aber ein Rest ist doch auch darunter, dem es ehrlich um Arbeit zu thun war, den aber die Polizeiaufsicht wirklich ruiniert hat. Diese Beschwerde ist so alt wie die Polizeiaufsicht selbst. Soweit ich übersehen kann, hat ihr zum letztenmale in der Lisztschen Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft Band IX, Seite 807 ff. der Anstaltsgeistliche Braune aus Görlitz Ausdruck gegeben; dieser fordert die gänzliche Beseitigung der Polizeiaufsicht.

Auf die Richtigkeit dieses radikalen Urteils ist noch keine Probe gemacht worden. Der einzige Wahrheitsbeweis liegt in den vielfachen Mißgriffen und in der öfters verfehlten Ausübung dieser Machtbefugnis. Aus demselben Grunde könnte man aber für die Abschaffung vieler Strafarten eintreten, wenn Mißgriffe, Irrtumsmöglichkeit und falsche Handhabung ein Recht dazu geben könnten. Ein berechtigtes Urteil über die Polizeiaufsicht kann nur die Erfahrung geben. Im Kampfe gegen das Zuhältertum ist es nun z. B. Praxis der Frankfurter Polizei geworden, jeden wegen Kuppelei bestraften Zuhälter oder die Kupplerin aus der Stadt zu verweisen und diese Ausweisung auch auf die zum Landkreis gehörigen benachbarten Ortschaften auszudehnen. Infolgedessen sind die Reihen des notorisch als Zuhälter oder Zuchthäusler bekannten Gesindels doch etwas gelichtet worden. Ein Teil der durch diese Ausweisung Betroffnen pflegt sich gutwillig zu fügen, ein Teil sucht die Polizei zu hintergehn und sich heimlich in der Stadt aufzuhalten, wofür sie im Betretungsfalle mit einigen Wochen Haft belegt werden, die auch ihnen die Rückkehr zeitweilig verleidet.

Tiefergreifende Zerstörungen richtete diese Polizeimacht in folgenden Fällen an. Eine Frau Katharine H., die in kinderloser Ehe mit einem Arbeiter lebt, sich der Polizei gegenüber als Kleidermacherin ausgiebt, in Wirklichkeit aber ein schwunghaftes Geschäft als Kupplerin jahrelang betreibt, wird am 2. März 1898 zu neun Monaten Gefängnis wegen Kuppelei bestraft, da sie ein unbe-

Digitized by Google

scholtnes Mädchen, das von ihrem Treiben keine Ahnung gehabt haben will, durch Sekt bezecht gemacht und dann verkuppelt hatte. Außerdem fügt das Urteil hinzu: „Die hochgradige Ehrlosigkeit der Gesinnung, welche sich im Handeln der Angeklagten ausspricht, ließ die Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre angezeigt erscheinen, ihre Gemeingefährlichkeit die Zulässigkeit von Polizeiaufsicht." Diese Person ist im Jahre 1889 wegen Kuppelei mit einer Woche Gefängnis vorbestraft worden. Als sie am 3. Dezember 1898 ihre neunmonatige Strafe verbüßt hat, wird sie aus der Stadt ausgewiesen, obgleich sie als verheiratete Frau schon über zehn Jahre in Frankfurt wohnt, und ihr Mann schon seit Jahren in Frankfurt arbeitet. Einem nicht formal sondern praktisch urteilenden Laien ist klar, daß der Mann von dem verbrecherischen Treiben seiner Frau, die herrlich und in Freuden von Sekt usw. lebte, gewußt haben muß und höchst wahrscheinlich nicht bloß von den Brocken gelebt hat, die von seiner Gattin Tische fielen, aber das Urteil schweigt sich darüber aus, da formell jedenfalls dem Mann nichts zu beweisen war. Diese Frau sucht nun in der nächsten Umgebung ein Dorf auf, das schon außerhalb des Landkreises, aber doch noch nahe genug bei Frankfurt liegt. Ob sie dort als Schneiderin so rasch Geld verdient, um leben zu können, ist fraglich, ob sie dort gewerbsmäßig Unzucht treibt, entzieht sich der Beobachtung, jedenfalls aber erhält sie von ihrem Manne keine Subsistenzmittel, denn dieser droht ihr, wenn sie nicht zu ihm zurückkehren und den Haushalt führen dürfe, werde er einen Scheidungsprozeß gegen sie einleiten, denn ihm könne nicht zugemutet werden, von Frankfurt fortzuziehn, wo er seit Jahren in fester Arbeit stehe. In ihrer Not kehrt die Frau zur Stadt zurück und wird am 24. Januar dieses Jahres wegen verbotner Rückkehr zu einundzwanzig Tagen Haft verurteilt. Am 14. Februar wird sie wieder aus der Strafanstalt entlassen. Wo soll sie hin? Die Polizei transportiert sie wieder über die Grenze des Landkreises. In ihrer Heimat hat sie keine Angehörigen und keinen Unterstützungswohnsitz mehr. Bleibt sie länger als zwei Jahre aus der Stadt verwiesen, so verliert sie das Recht des Unterstützungswohnsitzes auch hier.

Muß sich der Gatte dieser Frau gefallen lassen — vor dem Gesetze hat er doch von dem Treiben seiner Frau keine Ahnung gehabt —, daß seine Frau von Staats wegen von seiner Seite gerissen und seine Ehe dadurch faktisch gelöst wird? Zum Glück sind ja im vorliegenden Falle dieser Ehe keine Kinder entsprossen, aber wenn solche vorhanden wären, wie dann? Wäre es klug, eine Mutter von ihren Kindern zu reißen? Von all diesen Konsequenzen aber ganz abgesehen, liegt es im Staatsinteresse, darf der Staat im Interesse der bürgerlichen Moral überhaupt daran denken, Personen, die ihm im Treiben einer Großstadt lästig fallen, aus dem städtischen Gebiete auszuweisen und ohne besondre Aufsicht dem Lande aufzubürden? So wenig man einen lästigen

Digitized by Google

Staatsangehörigen einem fremden Staate zuweisen kann, so wenig man es sich selbst würde gefallen lassen, daß ein fremder Staat sein Gesindel in unsre Grenzen abschieben würde, ebenso wenig ist es berechtigt, von Staats wegen großstädtischen Janhagel auf solche bequeme Weise aus einer Großstadt in die andre, aus einem Bundesstaat in den andern, aus der Stadt auf das Land abzuschieben und ihn nun dort seinem Schicksal solange zu überlassen, bis sich dieser circulus vitiosus wiederholt und der gegenseitige Abschiebungsprozeß von neuem beginnt. So pflegt man lästig gewordne Ausländer und Inländer von Frankfurt aus durch Ziviltransporteure nach Vilbel oder Offenbach in das Gebiet des Großherzogtums Hessen oder nach Aschaffenburg in das Königreich Bayern geleiten zu lassen. Bayern pflegt derartige Gäste freundnachbarlich auf der Elm-Gemündner Bahn bis Jossa oder bis nach Hanau abzuschieben. Dort nun mögen sich diese Russen, Schweden, Böhmen, Galizier usw., aber auch die bayrischen, hessischen, preußischen Zuhälter ein neues Wirkungsfeld ihrer Thätigkeit aussuchen.

Daß man lästige Ausländer ohne viel Federlesens abschiebt, ist billig, aber dann schiebe man sie auch wirklich bis über die Grenze des Reichs und liefere sie an die Polizei ihres Heimatstaats ab, damit diese Leute auch von dem sittlichen Ernste dieser Maßregel etwas zu spüren bekommen und nicht über die schemamäßige Planlosigkeit des jetzigen Verfahrens lachen können. Staatsangehörige aber nur heimatlos zu machen, hat solange keinen Sinn, als man an die Stelle der Heimat, wo sie unbeaufsichtigt bleiben müssen, nicht etwas zu setzen hat, was sie den Ernst und die Wucht der Aufsicht spüren läßt, d. h. solche inländischen verpesteten Elemente macht man unschädlich, indem man sie zu Zwangsarbeiten unter staatlicher Aufsicht deportiert. Der Gedanke, eine solche Person wie die oben genannte Frau als ein gemeinschädliches Wesen aus der Stadt auszuweisen, ist an und für sich richtig. Aber was zum Schutze der bürgerlichen Moral einer Kommune recht ist, ist dem kleinsten unscheinbarsten Dorfe erst recht billig. Ein sittlich neutrales Gebiet muß deshalb geschaffen werden, wohin solche der bürgerlichen Gemeinschaft unwürdigen Elemente abgeschoben werden können.

Zu demselben Resultat führen uns folgende Fälle. Die Strafgefangnen August Sch., Hermann G., Konrad R. sind geborne Frankfurter, der Strafgefangne Ferdinand K. stammt aus N. und der Strafgefangne Wilh. A. aus N., zwei Vororten von Frankfurt a. M. Die Gefangnen sind mit sehr empfindlichen Strafen wegen Kuppelei belegt — der Verbrecherjargon nannte die Strafkammer, die vor einigen Jahren so kräftig mit den Zuhältern aufräumte, die Totenkammer. Nach verbüßter Strafe wurden sie aus dem Bannkreise der Stadt verwiesen. Die Staatsangehörigkeit kann diesen Leuten nicht abgesprochen werden, aber die Gemeindeangehörigkeit und das Recht auf ihre Heimat wird ihnen durch diese Ausweisung genommen. Was das aber bei einem Frank-

Digitized by Google

furter heißt, davon macht sich ein Nichtfrankfurter kaum einen Begriff, denn sie, die Frankfurter, sind doch keine hergelaufnen, zugezognen Elemente, deren Wohnrecht so lange prekär ist, als sie sich noch nicht durch zweijährigen Aufenthalt das Recht des Unterstützungswohnsitzes ersessen haben, sondern sie sind geborne Frankfurter, ein Begriff, der zivilrechtlich und privatrechtlich nicht mehr so wirksam ist wie früher, dessen Verletzung aber im volkstümlichen Rechtsbewußtsein sehr empfindlich aufgenommen wird. Das Wenige von moralischem Halt, das die volkstümliche Vorstellung des Rechts auf die Heimat überall selbst noch den verworfensten Elementen gewährt, wird durch eine solche Ausweisungspolitik, die etwas thun will, aber die angefangne Arbeit halb gethan liegen läßt, nur noch mehr zerrüttet, und die moralische Pest, statt auf einen Herd beschränkt, auf immer weitere Kreise ausgedehnt.

Auch in diesen Fällen ist der Ausweisungsgedanke in der Theorie richtig. Die Thatsache, daß ein Mensch, der sich zum Kuppler hergiebt, ein Frankfurter Bürgersohn ist, kann und darf ihn vor den Folgen und Wirkungen der Strafe nicht schützen, ebenso wenig, wie die Elemente, die die Landarbeit und das Landleben höhnisch verachten und nach der Großstadt ziehn, um dort im Trüben zu fischen. Aber die ganze Maßregel krankt an einer ungesunden Halbheit, da sie das Ziel, die Übelthäter unschädlich zu machen, nur lokal behandelt und das Übel nicht an der Wurzel packt. Für diesen Wegfall des Heimatrechts hat man ja Präzedenzfälle. Das Jesuitengesetz vom 4. Juli 1872 und das Sozialistengesetz vom 21. Oktober 1878 gaben der Polizei das Recht, die im Gesetze spezialisierten dem Staate gefährlichen Individuen aus bestimmten Orten auszuweisen ohne Rücksicht auf das Heimatrecht, das sie mit irgend welchen Orten verknüpfte. Eine Beschränkung der Freizügigkeit ist solchen Personen gegenüber, deren Ausbreitung im Lande gemeinschädlich wirkt, eine absolut gebotne Maßregel. Die Ausweisungspolitik aber, wie sie bisher beschrieben worden ist, wirkt nicht als ein Hindernis, sondern wie eine staatlich geleitete Ausdehnung des Kupplergewerbes auf immer weitere Kreise. Solange der Begriff der Heimat in unserm Volke noch lebendig ist, und der Staat hat ein Interesse daran, diesen volkstümlichen Begriff auch als politischen Rechtsbegriff recht lebendig zu erhalten, entspricht eine solche etwas schemamäßige Abschiebungspolitik nicht dem allgemeinen Rechtsbewußtsein. Jedem Deutschen muß ein Ort gesichert sein (das ist der grandiose Gedanke des bayrischen Reservatrechts), den er als seine fast unantastbare Heimat betrachten darf, den ihm zu rauben der Gesetzgeber nur dann keine Bedenken tragen darf, wenn er wie im Jesuitengesetz aus Gründen der politischen Moral oder wenn er den gefährlichen Verbrechern gegenüber aus Gründen der bürgerlichen Moral die betreffenden Personen des Aufenthalts im Vaterlande überhaupt für unwürdig erklären muß. Die Elemente, deren sich das Vaterland schämt, sind dann nicht nur aus einem Teile des Vaterlands zu entfernen, sondern aus dem ganzen

Digitized by Google

Vaterlande. Solange aber ein Mensch noch im Vaterlande bleiben darf, gehört ihm auch das Recht auf die Heimat. Der jetzige Zustand hat zur Folge, daß die Kuppler aller deutschen Großstädte ebenso wie ihre Dirnen überall zu Hause sind. Auch mit der Ausweisung wissen routinierte Zuhälter fertig zu werden. Ist ihnen der Boden an einem Orte zu heiß geworden, dann schlagen sie ihre Zelte an einem andern Orte auf. Stehn die großstädtischen Polizeiverwaltungen unter einander in geschäftlichem Kartell, diese „Brüder“ sind durch ein noch engeres Kartell in allen großstädtischen Verbrechervierteln mit noch viel engern Banden verknüpft, und irgendwo findet sich doch noch ein behagliches Plätzchen. Nur der ungeschickte Zuhälter wird wirtschaftlich durch die Ausweisung ruiniert.

Denn zwischen Zuhälter und Zuhälter ist ein großer Unterschied. Man muß scharf unterscheiden zwischen dem gewerbmäßigen Kuppler und dem gelegentlichen Zuhälter. Der gelegentliche Zuhälter arbeitet gewöhnlich, spielt aber bei Gelegenheit, da er sittlich indifferent geworden ist, den Aufpasser und Beschützer der Dirnen gegen die Polizei. Unter dem sonst so strebsamen Stande der Kellner trifft man nicht allzuselten solche Existenzen, die sich ein gelegentliches Kupplergeschäft gut bezahlen lassen, ebenso unter den Droschkenkutschern, noch mehr unter niedern Arbeitsklassen. Von diesen unterscheiden sich die gewerbmäßigen Kuppler. Die Aristokraten werden infolge ihrer Gewandtheit und Verschlagenheit sehr selten von der Polizei gefaßt, dienen der Polizei nicht gerade selten als Denunzianten und Spione gegen ihre proletarischen Brüder; die Proletarier dagegen leben teilweise mit der Polizei auf sehr gespanntem Fuße, teilweise aber auch befleißigen sie sich einem äußerlichen Anstande, bei dem sie ihrem Gewerbe in größerer Behaglichkeit nachgehn können. Jahrelang bleiben sie oft vor allen Belästigungen der Polizei verschont, weil ihnen die Polizei ohne irgend einen Rechtstitel nichts anhaben kann. Auch Stammesunterschiede kann man an diesen Existenzen noch verfolgen. In Frankfurt rekrutiert sich der weitaus größte und wohl gefährlichste, aber durchaus nicht am meisten bestrafte Teil des Zuhältertums aus Bayern. Diese sind sehr exklusiv und haben auch so eine Art Stammesstolz. Diese gewerbmäßigen Zuhälter treffen die gerichtlichen Strafen und polizeilichen Maßregeln lange nicht so schwer als die gelegentlichen. Manche der letzten Kategorie, allerdings nur seltne Ausnahmen, arbeiten sich nach wiedererlangter Freiheit empor. Verfallen diese z. B. einmal wegen Kuppelei bestraften Individuen der Polizeiaufsicht, so werden sie allerdings durch ihre Wirkungen dem gewerbmäßigen Verbrechertum geradezu in die Arme getrieben. Sehr instruktiv ist in dieser Beziehung ein Brief, den die Mutter eines solchen jungen Burschen geschrieben hat, als dieser durch einen Mißgriff der Polizei aus seiner Arbeit herausgerissen worden zu sein scheint. Der Brief lautet: „Im Namen der Frau K. bitte ich Sie gütigst Auskunft zu geben über ihren Sohn Hermann

Digitized by Google

Martin G., der am 22. April im Preungesheim entlassen wurde, aber Stadtverweis auf die Dauer von fünf Jahren erhalten hat. Die Leute sagten zur Frau K., weil ihr Sohn von B. (einem Vororte Frankfurts) gebürtig sei, könnte er sich in B. aufhalten. Er ist Samstag den 22. April aus dem Gefängnis entlassen worden und hat Montag den 24. April bei W. (Nähmaschinenfabrik) zu arbeiten angefangen, wo er bis am letzten Mittwoch von der Polizei abgeführt wurde, nun denken Sie sich selbst, lieber Herr Pfarrer, ist das nicht einen Menschen ins Unglück mit Peitschen gejagt. An seinem ganzen Unglück ist nur sein Stiefvater schuld, und jetzt ist Frau K. von diesem Manne, der sein eignes Kind nicht sehen kann, viel weniger seinen Stiefsohn, schon ein Jahr getrennt und leben einig und zufrieden zusammen. Ein Beamter hat Frau K. aufmerksam gemacht, der Stadtverweis könnte ihm abgenommen werden. Lieber Herr Pfarrer, er ist wirklich ordentlich und trinkt kein Glas Bier die ganze Woche. Seit am Mittwoch ist er von der Polizei abgeführt, und überall, wo wir uns erkundigt haben, werden wir abgewiesen, wir haben keine Ahnung, wo er ist, und wann er wiederkommt. Deshalb, lieber Herr Pfarrer, wende ich mich an Sie und denke, daß Sie mir helfen, wenn es in Ihren Kräften steht . . . schreiben Sie mir, wo ich mich hinwende, daß er seinen Stadtverweis abgenommen bekommt, und wie lange er jetzt Strafe hat, er ist deshalb abgeführt worden, weil er bei mir in B. wohnt."

Aus diesem Briefe ersieht man deutlich, wie schädlich schablonenhaft ausgeführte administrative Maßregeln wirken können. Ist ein ehrlicher Wille zur Arbeit und zur Rückkehr in die bürgerliche Rechtsordnung da — ich weiß wohl, daß dieser oft nur ein Scheinmanöver ist —, dann muß die Polizei einen solchen Menschen gewähren lassen. Im Auge ist er zu behalten, aber dies darf nicht auf tappige, sergeantenhafte Weise durch Nachfragen in den Fabrikräumen, in kaufmännischen Comptoiren, bei Hausle ten usw. geschehen. So war es einem akademisch gebildeten ehemaligen Beamten, der ein Opfer einer sinnlichen Leidenschaft geworden war und diese seine Leidenschaft mit Verlust seines Amts und durch eine langjährige Gefängnisstrafe gebüßt hatte, nach wiedererlangter Freiheit gelungen, auf dem Comptoir einer Fabrik eine Vertrauensstellung zu finden. Seine neue Stellung, seine Wohnung ist polizeilich gemeldet, seine bürgerlichen Verhältnisse sind wieder korrekt. Nach mehr als Jahresfrist betritt ein Schutzmann das Comptoir und erkundigt sich nach diesem Herrn H., ohne den Grund seiner polizeilichen Erkundigung angeben zu können. Vierzehn Tage darauf wiederholt sich dasselbe Manöver. Das ist dem Manne, der gar nicht unter Polizeiaufsicht steht, dem übrigen Personal gegenüber im höchsten Grade peinlich. Als dieses Experiment dann vierzehn Tage später zum drittenmale mit ihm gemacht wird, stellt er irgend ein Organ des betreffenden Polizeireviers zur Rede und erhält die Auskunft, man habe geglaubt, es handle sich nur um einen Arbeiter, seine Adresse werde gesucht, um Ge-

richtskosten von ihm einzuziehn. Zum Glück genoß dieser Mann das unbedingte Vertrauen seines Prinzipals, der um den einen dunkeln Punkt seiner Vergangenheit wußte. Solche Prinzipale aber wachsen nicht wild.

Diese taktlosen Ungeschicklichkeiten untergeordneter subalterner Organe wirken schädlicher, als man gemeinhin annimmt, und lassen das Vorurteil gegen die Polizeiaufsicht oft so begründet erscheinen, obgleich die Polizei ohne diese Befugnis mit diesen verbrecherischen Elementen gar nicht fertig werden kann. Es ist eine Sache des Pflichtgefühls und des Takts, mit dem Schamgefühl eines Arbeiters ebenso behutsam und rücksichtsvoll umzugehn, wie mit dem eines Kaufmanns oder Juristen. Wie viel das Gefühl für die Individualität eines Menschen gut machen kann, dafür diene folgende Erfahrung. Ein berüchtigter Wilddieb, dessen Heimat im Kreise Wetzlar liegt, und der wegen Wilddieberei in seiner Heimat schon oft bestraft ist, wird nach einer recht langen, empfindlichen Strafe unter Polizeiaufsicht gestellt. Bei seiner Entlassung wird ihm der Rat gegeben, seine Heimat, wo er als Maurer zur Winterszeit keine Arbeit findet, nicht aufzusuchen, da er sonst wieder seiner Leidenschaft erliegen würde. Er folgt dem Rate und findet in Frankfurt dauernde, auch den Winter über währende Arbeitsgelegenheit. Kaum ist er dort warm geworden, so wird ihm eröffnet, daß er binnen achtundvierzig Stunden die Stadt zu verlassen habe. Da sich dieser Mann mit der Feder nicht helfen kann, so verwenden sich andre Leute für ihn, die der Regierung in Wiesbaden vorstellen, daß er, abgesehen von seiner Leidenschaft als Wilderer, ein relativ harmloser Mensch ist, der in der Stadt eher gut thut als auf dem Lande. Die Ausweisung wird demgemäß suspendiert, ihm aber bekannt gegeben, daß er sie augenblicklich zu erwarten habe, wenn er lästig falle oder verdächtigen Schein auf sich lade. Darüber ist schon längere Zeit hingegangen, der Mann geht unbelästigt vom Morgen bis zum Abend seiner Arbeit nach. Wäre aber dieser Mann infolge der Stellung unter Polizeiaufsicht nach Schema F wie alle andern ausgewiesen worden, dann wäre er notgedrungen durch sein unstetes Leben sehr bald wieder mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt gekommen, denn der hatte keine Routine.

In den Ruf: „Weg mit der Polizeiaufsicht" kann man deshalb nur dann miteinstimmen, wenn man nicht über die Verpflichtung nachdenkt, was an ihre Stelle zu setzen ist. Ein solcher Ruf macht populär, trägt einem in unserm heutigen Reichstag auch wohl einmal die Quittung sozialdemokratischer Agitatoren ein, was für ein humaner, moderner Beamter man sei, aber gelöst werden die ernsten Schwierigkeiten des täglichen Lebens damit nicht. Daß unsre jetzige Polizeiaufsicht nur eine halbe Maßregel ist, liegt klar auf der Hand. Aber zu entbehren ist sie nicht, solange sich die Gesellschaft gemeingefährlicher Diebe, Einbrecher, Zuhälter, Lustmörder und dergleichen erwehren muß. Daß die schemamäßige Verweisung und Abschiebung über die erste beste

Digitized by Google

Landesgrenze oft nur komisch wirkt, wenn nämlich die abgeschobnen Gauner manchmal schon wieder früher in die Stadt zurückgekehrt sind, als die abschiebenden, unterwegs aber erst einmal einkehrenden Polizeiorgane, das gehört zum Scherz im Ernst. Eine vernünftige, sachgemäße und energische Handhabung der Polizeiaufsicht kann gefährliche Verbrecher doch etwas im Zaume halten und ihnen das Leben doch etwas sauer machen. Würde man der Polizei diese Macht nehmen, dann würde ihre vielgehörte Klage, wir haben nicht genug Rechtstitel, den prostituierten Dirnen und ihren Beschützern das Handwerk zu legen, erst recht fühlbar werden. Von seiten vieler Richter hört man die Klage, die Polizei brächte die geringfügigsten Bagatellen, die eine Strafe gar nicht lohnten, zur Anzeige und Aburteilung, die Polizei erhebt dagegen die Klage, ein großer Teil der Richter verhänge ja doch nur so geringe Strafen, die so leichtfertig von den Dirnen aufgefaßt würden, daß es sich gar nicht verlohne, gegen dieses lichtscheue Gesindel energisch vorzugehn. Dies ist der beste Beweis, daß die Polizei eine Machtbefugnis haben muß, die als Strafe empfunden wird. Das ist die Polizeiaufsicht mit ihren Wirkungen und Nachwirkungen. Solch eine diskretionäre Gewalt kann natürlich in den Händen subalterner Seelen viel Unheil anrichten. Soll sie Gutes wirken, so gehören dazu pflichttreue, weise, abwägende und die Wirkung des geschriebnen und gesprochnen Befehls empfindende Beamte. Will man aber die Ausweisungspolitik, der sehr beherzigenswerte Motive zu Grunde liegen, ausbauen, sodaß sie wirklich als eine exemplarische Strafe empfunden wird, dann sollten sich die einzelnen deutschen Bundesstaaten zu solchen Experimenten zu gut sein, dann schaffe man den Ort zu einer administrativen Deportation.

Heinrich Reuß

Nikolaus Lenau und Gustav Schwab

Mit ungedruckten Briefen und zum Teil nach neuen Quellen

Von Adolf Wilhelm Ernst

Lenau verließ Ende Juni 1831 die österreichische Hauptstadt. Der Aufenthalt in Wien war ihm verleidet; er sehnte sich fort, hinaus in die Welt. Sein leidenschaftliches Herzenserlebnis mit der seiner Liebe völlig unwürdigen Bertha hatte seine Seele umschattet. Hatte er einst in einem Briefe an seinen Jugendfreund Fritz Kleyle geschrieben, daß sein Gemüt, von dem Odem dieses warmen, fühlenden Mädchens angefacht, manche Blüte seliger Empfindung treibe, kurz, daß

er sein Schicksal preise, so wurde er bald bitter enttäuscht. Die schrecklichen Dämonen der Unrast und Zweifelsucht nisteten sich in seine Seele ein und verschütteten ihm seine Lebensbahn. Dazu kam ferner der Tod seiner heißgeliebten Mutter am 24. Oktober 1829, die der schrecklichsten der Krankheiten, einem Gebärmutterkrebs, unter unsäglichen Leiden zum Opfer gefallen war. Groß war die Liebe zu der Lebenden gewesen, groß war der Schmerz um die Verlorne. Am Totenbette seiner Mutter mußte er, nach seinem eignen Zeugnis, mühsam die Trümmer seiner Religion zusammenraffen. Als drittes Glied in dieser Kette der Unrast ist seine Wanderlust zu nennen: das unruhige elterliche Blut regte sich in ihm, ein unbezähmbarer Trieb in die Ferne ergriff ihn. In dieser Zeit, in deren bittern Erfahrungen und Schicksalsschlägen Lenau um Jahre reifte, entwarf er den Plan zu seiner später ausgeführten verunglückten Reise nach Amerika. Höchst wahrscheinlich hatte er die erste Anregung zu diesem Plane von seinem frühern Hauslehrer Joseph von Kövesdy (gest. 1819) empfangen, dem ehemaligen Verlobten Theresens, Lenaus Lieblingsschwester. Kövesdy hatte, vom Reisefieber heimgesucht, schon als dreizehnjähriger Knabe nach Amerika entfliehen wollen. Seine Flucht fand aber ein jähes Ende: in Salzburg nahm ihn die Polizei in ihren fürsorglichen Schutz und brachte ihn zurück. Endlich war, als Lenau Wien verließ, auch der Dichter in ihm erwacht, der Dichter, der seine Lieder in die Welt schicken will. Er suchte schon seit einiger Zeit nach einem Verleger für seine Gedichte. Es ging ihm hierbei, wie es einst Goethe, Schiller und so manchem andern hervorragenden dichtenden Geiste am Anfange ihrer poetischen Laufbahn ergangen ist: seine Bemühungen blieben erfolglos. Vergebens hatte sich sein Freund Karl Johann Braun von Braunthal in Berlin nach einem Verleger für die zerstreuten Kinder der Lenauschen Muse umgesehen. In Österreich, das den Segen einer scharfäugigen Preßzensur genoß, konnte er seine Gedichte unmöglich herausgeben. Lenau hoffte nun, seinen Gedichten ein annehmbares Unterkommen bei dem weltberühmten Bücherkönig Baron Cotta in Stuttgart verschaffen zu können.

Das waren die treibenden Mächte seines Lebens, als Lenau den Wanderstab ergriff und den Boden seines Heimatlandes verließ. Allerdings erwähnt er in seinen Briefen an seine Verwandten und Freunde noch einen fünften Grund, der für seine Abreise ausschlaggebend gewesen sein soll. Er hatte sich nämlich nach mancherlei unsicherm Tappen und Tasten in seinem Studiengange der Medizin zugewandt und diese Wissenschaft schon in Wien vier Jahre (1827 bis 1830) studiert. Da starb am 26. September 1830 seine Großmutter, eine geborne Freiin von Kellersberg. Weil kein rechtskräftiger letzter Wille vorhanden war, so fiel das hinterlassene großmütterliche Vermögen von 30000 Silbergulden zu gleichen Teilen den drei Enkelkindern zu. Als Lenau in den Besitz dieses Vermögens kam, brach er sein Brotstudium jäh ab, obgleich er es durch die vorgeschriebne Prüfung zu einem baldigen Ab-

schlusse hätte bringen können. Eindringliche Warnungen seiner Freunde (namentlich Schleifers), liebevolle Ermahnungen seiner Verwandten schlug er eigenwillig in den Wind. Es war eine Stimmung in ihm, wie er sie Mephistopheles in seinem „Faust“ aussprechen läßt:

Dein halbes Leben ist verflossen,
Es ward vergrämelt und vergrübelt,
Einsam in studiis verstübelt,
Hast nichts gethan und nichts genossen.

Kurzum: das einzige, was seine Angehörigen von ihm erlangen konnten, war das Versprechen, in Heidelberg oder Würzburg den unvollendet gebliebnen Kursus der Medizin durch eine Prüfung zu einem geregelten Abschlusse zu bringen und so seine Zukunft wenigstens etwas sicher zu stellen. Leider aber blieb es bei diesem Versprechen, wie wir noch sehen werden, obgleich er verschiedne Anläufe nahm, sein verpfändetes Wort einzulösen.

Von Gmunden gings über Salzburg und München nach Karlsruhe. Von hier aus schrieb er an seinen Schwager Schurz am 22. Juli 1831 einen längern Brief, worin es am Schlusse heißt: „Gestern hab ich von hier aus an Gustav Schwab nach Stuttgart geschrieben und ihm zwei Gedichte überschickt mit der Bitte, solche ins Morgenblatt einzurücken. Das eine von mir: Der Gefangne, das andre von Schleifer: An den Schmerz (ein treffliches Gedicht, nicht wahr?). Ob Schwab diese Gedichte aufnehmen werde, ob er nach der ersten Probe vielleicht Lust habe, mehreres von mir aufzunehmen? Das muß er mir bald schreiben; und ist nur erst ein Verkehr mit dem Manne angeknüpft, so will ich ihn auch mit dir bekannt machen.“ Und auf sein medizinisches Studium hinweisend fügt er die Worte bei: „Morgen geh ich nach Heidelberg. Vielleicht hab ich mein Ziel vor einem, vielleicht in einem Jahre erreicht. Ich will schon arbeiten, daß ich wieder zu euch komme.“

Der hier erwähnte erste Brief Lenaus an Schwab, der die Bekanntschaft zwischen diesen beiden Dichtern vermittelte, ist bisher noch nicht veröffentlicht.*) Er ist geschrieben in Karlsruhe am 21. Juli 1831 und lautet:

Euer Wohlgeboren!

Ich nehme mir die Ehre, beiliegende zwei Gedichte mit der Bitte zu übersenden, selbe, wenn sie Ihren Beifall finden, in Ihre geschätzte Zeitschrift aufnehmen zu wollen. Das „An den Schmerz“ ist von einem Manne, der ungenannt zu bleiben wünscht.

*) Mitgeteilt ist er in den als „Handschrift“ gedruckten Blättern: „Zur Erinnerung an Gustav Schwab 1792. 1892.“ Diese Festschrift nebst den später in dieser Arbeit mitgeteilten bisher ungedruckten Briefen Lenaus an Gustav Schwab sind mir von den Nachkommen Schwabs zur Verfügung gestellt worden. Bruchstücke aus einigen hier vollständig abgedruckten Briefen Lenaus an Schwab finden sich in: „Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken geschildert von Karl Klüpfel“ (Leipzig, 1858).

Digitized by Google

„Der Gefangne“ mag unter dem Pseudonamen Lenau erscheinen, unter welchem ich bereits Mehreres habe drucken lassen. Ist meine Weise so glücklich, Euer Wohlgeboren den Wunsch zu erregen, mehrere meiner Gedichte durch Ihr Blatt bekannt zu machen, so wird mir das um so angenehmer sein als ich gesonnen bin, meine ganze Sammlung nächstens herauszugeben, und ich für solche keine ehrendere Ankündigung kenne, als die durch Ihre Zeitschrift. Mit dem Ersuchen, mir Ihre Entscheidung durch die Geroldsche Buchhandlung zu senden, bin ich Euer Wohlgeboren

ergebner Diener

N. Niembsch von Strehlenau.

Die sehnlichst erwartete Antwort Gustav Schwabs wollte nicht kommen. Schwab war damals Redakteur am „Morgenblatt“ und durchaus nicht immer in der Lage, die täglich oft zahlreich einlaufenden Gedichte fremder Poeten sofort zu lesen, geschweige denn zu beurteilen, um den Einsendern umgehend seine Entscheidung mitzuteilen. Lenau, des Harrens müde, reiste von Heidelberg nach Stuttgart. Am 9. August kam er, geleitet von einem Lohndiener, zu Schwab, bei dem gerade der Dichter Gustav Pfizer weilte, um sich die Antwort des Redakteurs selbst zu holen. Schwab „eilte verlegen in seine Studierstube, um einen Blick in die anvertrauten Papiere zu werfen. Nach den ersten Zeilen verbreitete sich dem Leser jener Glanz über das Papier, der, nach dem Wort des römischen Lyrikers, aus dem Anlächeln der Muse quillt, und er eilte vergnügt zu seinem Besuche zurück, gab der Freude über den unerwarteten Dichterfund beredte Worte und erklärte die Zusendung für höchst willkommen.“ *) Damit war eine Bekanntschaft angebahnt, die von den wichtigsten günstigen Erfolgen für Lenau werden sollte. Gustav Schwabs warme Kunstbegeisterung, die mächtig aufflammte, wenn er ein wahres Talent fand, sein „reiches, weiches, reines und frommes Gemüt,“ wie sein ehemaliger Schüler Grüneisen in dankbarer Verehrung schreibt, schlug voll dem neu gewonnenen Freunde entgegen. Wenn Lenau im schönen Schwabenlande so schnell heimisch wurde, wenn sich ihm hier so manches edle männliche Herz erschloß — es sei nur an Karl Mayer, Justinus Kerner, Ludwig Uhland, Graf Alexander von Württemberg, Gustav Pfizer, Hofrat Reinbeck, Gustav Hartmann erinnert —, wenn er sich hier im Sturme eine Reihe edler Frauenherzen eroberte, die miteinander wetteiferten, dem eltern- und heimatlosen Wandrer das Mutterhaus und das Vaterland zu ersetzen — es seien nur Emilie Reinbeck und deren Schwester Julie Hartmann, Sophie Schwab, sowie Friederike Kerner, Emma Niendorf (Baronin von Suckow), Gräfin Marie von Württemberg genannt — so verdankt Lenau diese Freundschaften und Bekanntschaften, die Fülle von Liebe und Verehrung, von Kunstsinn und Lebensweisheit, die er hier fand, zunächst Gustav Schwab.

*) Vergl. „Schwäbische Chronik“ vom 16. Oktober 1850, Nr. 248.

Digitized by Google

Diese Thatsache ist in den lebensgeschichtlichen Werken Lenaus noch nirgends genügend betont worden. Man wird sich ihrer aber einigermaßen bewußt werden, wenn man die Bedeutung kennt, die Gustav Schwab in der Zeit, wo Lenau ihm näher trat, in dem Stuttgarter Geistesleben genoß, ja nicht nur hier, sondern weit hinaus über die Grenzen der württembergischen Hauptstadt. Sein Haus in der Hohenstraße war der Mittelpunkt eines regen Geisteslebens, dessen Fäden sich von Paris bis Petersburg, von der Ostsee bis zur Adria, von Europa bis nach Amerika erstreckten. In buntem Gemisch seien hier die Namen folgender Personen genannt, die sein gastliches Haus aufgenommen hatte: Ludwig Uhland, Justinus Kerner, Wilhelm Hauff, Gustav Pfizer, Karl Grüneisen, Jean Paul, August Graf von Platen, Emanuel Geibel, Ferdinand Freiligrath, Wilhelm Müller, Ludwig Tieck, K. L. Immermann, Egon Ebert, Anastasius Grün, Grillparzer, Alexander von Sternberg, Rosa Maria Assing (Schwester Karl Varnhagen von Enses), Lamartine, Marmier, Graf Montalambert, Edgar Quinet, Sulpiz und Melchior Boisserée, Thorwaldsen, Kreuzer, Graf Thurn, der englische Gesandte Wyem, Graf Winzingerode, Lord William Russel (ebenfalls englischer Gesandter), von Meyendorff (russischer Gesandter). Und ein Mann von dieser geistigen Bedeutung, mit einem so warmen Herzen für junge aufstrebende Talente, ein Charakter von ehrlicher Gesinnung und Gewissenhaftigkeit, ein Mann von so sicherm Gleichgewicht wird der erste Freund, den Lenau in Schwaben findet. Lenau mußte dies in der That als eine besondre Gunst des Schicksals preisen, desselben Schicksals, das ihm so manche Entbehrung auferlegt, so manche Gunst vorenthalten hatte. Und wenn der neu erworbne Freund auch nicht so weit Einfluß auf das innerste Leben des von Natur aus verschlossenen Lenau gewinnen konnte, um ihm ein gut Teil von dem belebenden Odem seiner eignen innern Harmonie und seinem realen Thätigkeitssinn, der dem magyarischen Dichter so sehr fehlte, zu verleihen, so ist es doch zweifellos, daß die Einwirkung der schwäbischen Freunde und Freundinnen auf Lenau den Zusammenbruch seines Geisteslebens um Jahre hinausgeschoben hat. Es würde weit über den Rahmen dieser Arbeit hinausgreifen, wollte ich hier den Beweis für diese Behauptung im einzelnen führen; das muß einer besondern Studie vorbehalten bleiben.

Schwabs warme Kunstbegeisterung, seine liebevolle Herzensgüte lernte Lenau sofort kennen und schätzen, als er ihn zum erstenmale an jenem denkwürdigen 9. August sah. Ich entnehme, der Zeit vorauseilend, einem Familienbriefe Sophiens, der Gattin Schwabs, an ihre Freundin Lucie Meier vom 15. September 1831 folgende Stellen: „Vorgestern haben wir einen Gast von uns entlassen, dem wir recht mit Angst und Sorge nachblicken; denn er reist gerade aus nach Wien, der Cholera entgegen; es ist ein ungarischer Edelmann, Niembsch von Strehlenau (wo du aber etwas von ihm liesest, wie z. B. im Morgenblatt, nennt er sich Lenau), er kam hierher, um meinen l. Mann

kennen zu lernen; es blieb aber bei beiden einige Entfernung bis zum letzten Abend seiner ersten Abreise; erst da lernte er meinen l. Mann und den jüngern Pfizer genauer kennen, teilte ihnen seine Gedichte mit, und diese beiden waren so entzückt davon, daß mein l. Mann nachts um zwölf Uhr wie berauscht vor Freude heimkam über diesen Menschen und Dichter; noch unter dem Hause machten sie Brüderschaft und beklagten nur, daß er den andern Morgen in aller Frühe abreise. Nach einigen Tagen kommt ein Brief von ihm aus München, worin er schreibt, daß er dort gute Nachrichten von den Seinigen und neue Wechsel getroffen hätte, und nun nichts besseres zu thun wüßte, als umzukehren, und die Freundschaft, die er mit Pfizer und meinem l. Mann geschlossen, noch einige Tage in ihrem Umgang zu genießen. So war er denn seit einem Monat bei uns hier, und ich kann dir nicht beschreiben, welche genußreiche Zeit dies für uns war; wir gewannen ihn täglich lieber, und auch er hat sich so innig an uns angeschlossen, daß der Abschied recht schmerzlich für uns war. Während dieser ganzen Zeit war in meinem Hause ein ordentlicher Strudel; denn jedermann wollte ihn kennen lernen und nahm es uns übel, wenn wir keine Gelegenheit dazu machten, und doch waren ihm alle Einladungen und dergleichen sehr unwillkommen; er war am liebsten mit uns allein oder wenigen Freunden, und dies waren auch für uns die schönsten Stunden. Er ist sehr musikalisch, spielt Klavier und Guitarre, und dies hat mir sehr viele Freude gemacht. Wir haben seit kurzem ein neues Instrument von Schiedmayer, und da war beinahe jeden Abend eine kleine musikalische Unterhaltung. Eine meiner Nichten, Lotte Gmelin, hat eine sehr schöne Stimme, die, wie ich glaube, großen Eindruck auf ihn gemacht hat. Überhaupt war er von dem Lob der hiesigen Frauen und Mädchen voll, er wollte uns glauben machen, daß wir hiesigen Frauen den Wienerinnen an Bildung und Bescheidenheit vorgingen. Da, wirst du denken, kommt es heraus, die liebe Eitelkeit — aber ich kann dich versichern, die Männer hatten ihn ebenso lieb wie wir Frauen; Graf Alexander (der Sohn vom Herzog Wilhelm) war so von ihm entzückt, daß er alle paar Tage zu uns kam und gar nicht von ihm lassen wollte, noch am letzten Tage hatte er eine große Jagd für ihn angestellt, wo ihn die andern Prinzen auch kennen lernen wollten, er ließ sich aber nicht mehr halten, er hatte keine Nachrichten aus Wien von seiner Schwester und war voller Unruhe darüber. Wenn er vorlas mit seiner innigen, gefühlvollen Stimme, so wurde alles hingerissen, wenn er uns manchmal von meines l. Mannes Gedichten vorlas, so wurden wir ganz gerührt, und mein l. Mann rief aus: Jetzt gefallen sie mir erst! Er hingegen hatte großes Wohlgefallen an unserm häuslichen Leben und äußerte manchmal, hier müsse man Lust zum Heiraten bekommen; er hat alle unsre schwäbischen Dichter besucht, war bei Uhland, bei Kerner und Mayer. Je nachdem es in seinem Vaterlande geht, denkt er vielleicht darauf, sich bei uns anzukaufen. Denke dir, welch schauderhaften Akkord ich mit ihm

Digitized by Google

gemacht habe, wenn mein l. Mann und ich an der Cholera sterben müßten, so will er unsern Ludwig an Kindesstatt annehmen, und dann ihm zu Liebe heiraten. Dies wurde auf der Kuppel auf der Solitüde, an einem herrlichen Abend, als wir alle mit Betrübnis an unsern Abschied und die jetzige Zeit dachten, ausgemacht."

So hatten sich denn Ungarn und Schwaben in schöner Freundschaft vereinigt. Der von Schwab förmlich berauschte Lenau schrieb am 13. August 1831, also vier Tage nach seiner ersten Bekanntschaft mit dem Redakteur des „Morgenblattes" aus München:

Geliebter, verehrter Freund!

In großer Eile (die Post geht in einer halben Stunde ab) schreib ich dir diese Zeilen.

Ich habe in München Wechsel getroffen, die mir noch ein längeres Reisen möglich machen. Es versteht sich also von selbst, daß ich wieder nach Stuttgart komme, um dich und meinen Pfizer noch einmal zu sehen, und wenn es Euch möglich ist, in Eurer Gesellschaft Uhland zu besuchen.

O mein tief geliebter Freund! Wie selig war der Abend aller Abende! Ich danke den Göttern, daß sie mir einen Hauch von Poesie in die Brust geweht: der hat mir dein Herz gewonnen und das meines geliebten Pfizer. Ich glaube, wir werden uns ewig lieben. Wie träge sind dagegen die Entwürfe der Freundschaft im gewöhnlichen Menschenleben. Wir haben uns in wenigen Stunden erfaßt. Segenvoll wird mir jener Abend sein fürs ganze Leben, und wenn ich je etwas in der Dichtkunst leiste, ich werde nie vergessen, welchen Anteil du hast an meinem Gedeihen durch die väterliche Huld, die du meiner Muse erwiesen, durch das Selbstvertrauen, das du meiner Seele gegeben. Von solchen Männern ermuntert zu werden ist wohlthätig für den Beginnenden. Dein Wort ging wie ein milder Frühlingshauch über die keimende Saat meiner Gefühle, meiner Gedanken.

Lebt wohl, meine Geliebten! Donnerstag sehen wir uns.

Euer Freund Niembsch.

Ich ersuche dich, nichts nach Gmunden zu schicken, doch das weißt du nun ohnedies.

Lenau weilte nicht lange in München: das Herz zog ihn wieder nach Stuttgart, zu Gustav Schwab, der den Dichter herzlich und dringend einlud. Mehrere Monate — kleine Unterbrechungen abgerechnet — weilte er an dem gastlichen Herde des Freundes und lebte sich innig in den Kreis edler Menschen ein, von denen er namentlich Gustav Schwabs Gattin verehrte. Diese, Sophie Karoline, geboren am 17. Februar 1795, war die Tochter Christian Gottlieb Gmelins (3. November 1749 — 6. März 1818), Professors des Kriminalrechts und der juridischen Praxis an der Universität Tübingen. Sie war seit dem 24. März 1818 mit Gustav Schwab verheiratet. Ihre in dem Briefe Sophiens vom 15. September 1831 erwähnte Nichte Lotte ist jenes durch die „Schilflieder" Lenaus berühmt gewordne liebliche Mädchen Charlotte Henriette Gmelin (10. Dezember 1812 — 15. September 1889), die in dem Freund-

schaftsbündnis Schwabs und Lenaus eine wesentliche Rolle spielt, wie wir sehen werden. Gustav Schwab erschloß seinem Freunde das Hartmann-Reinbecksche Haus, das in dem Geistesleben Stuttgarts in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts eine tonangebende Bedeutung hatte, auf die Lenau in manchen seiner Briefe hinweist. Hier nur zwei Beispiele für mehrere, wie Schwab bedacht war, dem neu gewonnenen Freunde Lenau neue Bekanntschaften zu erschließen, und, wie wir wissen, mit Glück. An Karl Mayer, den gemütinnigen Dichter und Verfasser der bekannten Schrift: „Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund," schrieb Schwab am 3. September 1831 nach Waiblingen, wo Mayer damals Oberamtsrichter war:

Geliebter Freund!

Wenn nicht hundert Landexaminalarbeiten, welche heut und morgen korrigiert sein wollen, auf meinem Pulte lägen, so würde statt dieses Briefes ich selbst mit dem Überbringer desselben, Herrn von Niembsch-Strehlenau, einem in Wien ansässigen Ungarn, heute zu Euch kommen. Niembsch ist ein vortrefflicher Mensch und ein Dichter, den du aus seiner kleinen geschriebnen Sammlung, die er bei sich hat, kennen lernen mußt. Ich bin mit ihm bei Uhland gewesen, habe ihn nach Weinsberg an Kerner adressiert und schicke ihn jetzt zu dir nach Waiblingen. Er kennt und liebt deine Lieder im Wendtschen Almanach. Ich bin gewiß, daß er Euch so wohl gefällt als uns, bei denen er ein rechter Hausfreund geworden ist.

An Justinus Kerner schrieb Schwab:

Geliebter Kerner!

Hier schicke ich dir Herrn Niembsch von Strehlenau aus Wien, einen Ungarn, einen herrlichen Dichter und Menschen, wovon du dich bald überzeugen wirst. Er hat bei mir gewohnt und ist für ewig mein Freund geworden; wir sind auch bei Uhland in Tübingen gewesen, und deinetwillen reist er über Weinsberg nach München. Dich, Rikele*) und die Kinder grüßen Sophie und ich aufs innigste; vielleicht lassen wir uns um die Herbstzeit bei Euch einen Augenblick sehen.

Innig und ganz dein

Gustav Schwab.

Gustav Schwab verschaffte Lenau ferner einen Verleger für seine lyrischen Erzeugnisse: am 29. August 1831 schloß Lenau einen Vertrag mit der J. G. Cottaschen Buchhandlung über den Verlag seiner „Gedichte" ab, wofür er als Honorar von Cotta fünfzig Dukaten empfing. Gewidmet war diese erste Liedergabe Lenaus seinem hilfsbereiten Freunde Gustav Schwab. So zeigt sich überall in diesem Lebensabschnitt Lenaus die treue Freundeshand Schwabs, und mit freudigem Dankgefühl berichtete Lenau im Oktober an Schurz und seine Schwester Therese, er lebe jetzt in Stuttgart im Hause seines innigen Freundes, des Professors Schwab, und seiner innigen Freundin, dessen Gemahlin. Seit seiner Trennung von seinen Verwandten sei er viel bereichert

*) Kerners Gattin Friederike.

Digitized by Google

an schönen Erfahrungen über den wahren Menschenwert, reicher an manchem Freunde und an Lebensmut und Selbstvertrauen. Er habe eine poetische Wallfahrt gemacht zu Uhland, Mayer, Justinus Kerner, habe Ebert hier getroffen, sein ganzes Leben wäre ein höchst poetisches. Die lebhafteste Teilnahme, die feurigste Ermunterung würde ihm zu teil von allen, die er hier genannt habe. Aber enthusiastisch wäre schon bei seiner ersten Begegnung Schwab von seiner Poesie ergriffen. Er müsse Schurz gestehen, daß es ihm unendlich behaglich sei zu sehen, wie jeder Gedanke sogleich zündete in dem empfänglichen Gemüte dieses Mannes; eine solche Wirksamkeit hätte er seinen Leistungen nicht zugetraut, sei auch vieles davon auf die große Lebhaftigkeit Schwabs zu setzen. Am ersten Tage seines Hierseins habe ihn Schwab abends in einen Leseverein geführt und dort mehrere Gedichte Lenaus selbst mit großem Feuer vorgetragen. Als sich die Gesellschaft getrennt hätte, seien nur Schwab, er und ein junger Dichter, Gustav Pfizer, zurückgeblieben. Da wäre noch gelesen, getrunken, Brüderschaft getrunken, geraset worden auf mancherlei Art bis spät nach Mitternacht. Es wäre der 9. August gewesen. Einige Stunden wären genug gewesen, die drei Dichter zu Freunden zu machen. Wie träge seien dagegen die Entwürfe der Freundschaft im kalten Leben derer, die nichts hätten von dem Glücke dieser Dichtergenossen! Er erwähnt ferner, daß er nach Würzburg gehn wolle, wo nach allem die beste Anstalt sei.*)

Das erste Zusammensein Lenaus mit Schwab am mehrfach erwähnten 9. August 1831 war nur kurz, da der österreichische Dichter schon am nächsten Morgen früh nach München abreiste. Weil sich Bayern aber gegen Österreich wegen der in Lenaus Heimat herrschenden Cholera abgesperrt hatte, konnte er nicht nach Wien gelangen und kehrte nach Schwaben zurück. Als Lenau dann in dem gastlichen Hause in der Hohenstraße längere Zeit lebte, sah er auf einem Spaziergange mit Gustav Schwab zum erstenmale Lotte Gmelin, um deren Liebe er sich bewarb. Es war der 22. August 1831. Ein 22. August ist auch Lenaus Todestag. Die erste Annäherung an das liebliche Mädchen, das damals im vollsten Blütenlenz seines Lebens stand (sie hatte noch nicht das neunzehnte Jahr erreicht!), geschah in Schwabs Hause. Die stille Bundesgenossin Lottens — freilich, ohne daß das schüchterne Mädchen eine Ahnung davon hatte — war die Tonkunst: Lotte sang die Beethovensche Adelaide so „göttlich," daß sich Lenau hinter einen eisernen Ofen stellte und in das harte Metall biß, um seine innere Aufregung zu bemeistern. Mit inniger Teilnahme sahen die schwäbischen Freunde das Aufkeimen der Neigung in Lenau — sie hofften von der Liebe zu diesem schönen Mädchen einen günstigen Einfluß auf seine umdüsterte Gemütswelt, auf seinen Hang zur Schwermut. Wie geistige Erfrischung war ihm der Gesang Lottens in die Seele gedrungen. Seine Liebes-

*) Für das Studium der Medizin.

Digitized by Google

sehnsucht hatte ein Ziel gefunden, sein Lebensmut schien sich kraftvoll emporrecken, sein ganzes Dasein einem bestimmten Punkte zusteuern zu wollen. Aber es schien nur so. Denn nun zeigte es sich, daß er schon nicht mehr über jenes Maß fester Selbstbestimmung verfügte, das notwendig ist, um den unlöslichen seelischen und leiblichen Bund mit einem geliebten Wesen einzugehn. Nun zeigte sich in voller Wahrheit, was er in seinem Gedichte „Der trübe Wandrer“ klagend ausruft:

Die Asche meiner Hoffnungen, die Kränze
Geliebter Toten flattern mir vorüber.

Die Gestalt Berthas stand als drohendes Schreckbild vor seinen Sinnen. Sie hatte seine edle Seele entweiht, er fühlte sich nicht mehr würdig genug, Lotten offen seine Neigung zu bekennen und ihr Herz zu begehren. Es kam nicht einmal zu einer unzweideutigen Aussprache, wenngleich jeder den Herzenszustand des andern kannte. Lenau glaubte eben nicht mehr an die Gunst des spröden Schicksals, wollte nicht mehr daran glauben. Vererbung und Anlage, der gänzliche Mangel an einer ernsten, milden, erzieherischen Vaterliebe, die für ihren „Niki“ (Nikolaus) überquellende mütterliche Zärtlichkeit, der Tod seiner heißgeliebten Mutter, die Treulosigkeit Berthas und so manch andres Erlebnis hatten bestimmend auf sein Wesen eingewirkt, hatten seine alte Zweifelsucht nachgerade auf eine gefährliche Höhe gebracht und den Schleier der „sinnenden Melancholie“ schon zu fest um sein Inneres gewoben, als daß seine Seele einen sieghaften Durchbruch zum Lichte des Glückes hätte finden können.

Dazu kam das Drückende und Unfertige seiner äußern Lage, mit der er zu ringen hatte. Das ihm von seiner verstorbnen Großmutter zugeflossene Vermögen war nicht hoch genug bemessen, einen eignen Herd zu gründen und die Verantwortung für eine Familie zu übernehmen, ganz abgesehen davon, daß Lenau überhaupt kein wirtschaftliches Genie war. Eine gesicherte Lebensstellung, die bei der Entscheidung dieser Frage hätte ausschlaggebend sein können, hatte Lenau nicht. Auch die Hoffnung seiner Freunde, daß er das Studium der Medizin zu einem geregelten Abschluß bringe, erfüllte sich nicht. Nach Würzburg, dessen Universitätsklinik er für die beste Anstalt hielt, ging er nicht, weil er hier vor einem Jahre nicht promovieren konnte. In Heidelberg allerdings machte er Anläufe, dieses Studium zu vollenden. Er erwog sogar den Plan, nach beendigtem Doktorat als Choleraarzt nach England oder Frankreich zu reisen, „um — und das ist sehr bezeichnend für das unstete Wesen Lenaus — recht in der Welt herumzufahren.“ So nahm er sich vor, den Winter von 1831 auf 1832 in Heidelberg zu studieren. Und am 8. November 1831 teilt er Schurz mit, daß er sich freue, das bewegte Gemütsleben zu Stuttgart, wo alles nur den Dichter haben und genießen wolle, mit dem strengern Leben der Wissenschaft vertauscht zu haben. Er besuche die Kliniken nebst einigen Vorlesungen und erwarte große Ausbeute für sein Wissen. Das

Digitized by Google

freie selbständige Studieren sage ihm besser zu als das zwangmäßige. Überdies falle in Heidelberg ein großer Teil des Gedächtniskrams, z. B. Mineralogie, Zoologie usw. weg.

Mit seinem Freunde Schwab blieb er im Verkehre. Bezeichnend für seinen Aufenthalt in der Neckarstadt, wie auch für sein inniges Verhältnis zu Gustav Schwab ist der folgende Brief Lenaus. Der Dichter beleuchtet in diesem Schreiben zugleich in sehr charakteristischer Weise sich selbst.

Heidelberg, Samstag [5. Nov. 1831].

Herzliebster Freund!

Soeben bin ich nach Hause gekommen aus einer Vorlesung über die Cholera. Professor Puchelt, ein ausgezeichneter Arzt, hält nämlich eine Reihe von Vorträgen über diese Pest. Das ist gut: werden die Kandidaten der Medizin heut oder morgen requiriert, so haben sie doch wenigstens eine Ahnung von der Krankheit, gegen die sie ihre leichten Waffen kehren sollen. Der König von Bayern soll bereits solche Requisition gemacht haben für den Fall der Not. Außer dieser Choleravorlesung hab ich von heute her noch eine über Geburtshilfe, eine über Anatomie im Leibe sowie ein doppeltes Klinikum. Ich lasse mich gerne recht hineinhetzen in das Labyrinth der Medizin; hier begegnet mir wenigstens auf eine Zeit das Gegenteil von dem, was jenem empfindsamen Frauenzimmer im Thale bei Tübingen widerfuhr, wo ihr ihr Schmerz, ein verlaufner, doch treuer Pudel, immer wieder an die Brust sprang. Wenn nur mein Pudel an der Spitalluft krepierte! Aber der ist zäh und hartnäckig; wenn ich mich einst in Amerika umsehe, wird er hinter mir her sein; post equitem sedet atra cura. „Wieder ein lateinisches Sprüchlein!“ wird deine Frau halbärgerlich ausrufen, wenn du ihr vielleicht meinen Brief vorliesest. Deine liebe, liebe Frau! O Freund, das ist eine Frau! Du weißt es ja, doch ich muß dirs immer wieder sagen. Meine verstorbne Mutter, meine Schwester Therese, deine Frau und Lentula*) sind mir die liebsten Frauen auf und leider! unter der Erde. O könnte ich meine Mutter und meine Schwester am Christabend nach Stuttgart mitbringen, und könnte ich alle vier sitzen sehen an deinem Tische. Die eine aber setzt sich an keinen Tisch mehr, und die drei andern werden wohl nie zusammenkommen. Sei es denn! Das Schicksal muß auch seinen Willen haben, oder vielmehr: es hat allein seinen Willen.

Heidelberg will mir nicht recht heimisch werden. Das laute bunte Treiben in einer kleinen Universitätsstadt kann mir nicht recht behagen, ist wie ein litterarischer Jahrmarkt. Ich weiß aber auch keinen Ort in der weiten Welt, wo ich jetzt gerne sein möchte nach den schönen Tagen in Stuttgart. Dort war mein ganzes Leben ein Freudenfest. So gut wird mirs nimmer. Ganz niederdrückend ist das Gefühl meiner Ohnmacht, Euch je zu vergelten, was Ihr mir Liebes und Gutes erzeigt. Ich habe das alles nicht verdient, kann es nie verdienen. Eure Güte hat etwas so Überwältigendes, daß ich verzagen muß an jedem Wort des Dankes, worin mein Herz ausströmen möchte. O, meine Freunde, ich liebe Euch! Mehr kann ich nicht sagen. — Gestern abend war ich bei Köstlin. Er spielte mir Beethovensche Sonaten. Da lag ich auf dem Sofa mit geschlossenen Augen und ließ auf dem gewaltigen Strom der Töne an mir vorbeischwimmen alle Freuden,

*) Lotte Gmelin.

Digitized by Google

die mir Stuttgart zum liebsten Ort meiner Erinnerungen machen. Was dir Tübingen, ist mir Stuttgart. Mich freut es, daß unsre Paradiese Nachbarn sind.

Schreibe mir recht bald, lieber Freund! Ich wohne im König von Portugal. Er hat mir zwei Zimmer gegeben um den geringen Preis von 10 fl. monatlich. Da brauch ich mir keinen Diener zu halten, bin überhaupt sehr gut versorgt. Ich wohne überhaupt gerne in Wirtshäusern. Da komme ich mir weniger fixiert vor, gleichsam immer auf der Reise. Wandre! Wandre!

Was macht mein Lajos? Deine übrigen lieben Kinder? virgo divina? Bettle für mich um einige Zeilen von deiner lieben Frau! Unsre liebe Frau nennen die Österreicher die Mutter Gottes. Und nun stell ich Euch alle im Geiste zusammen und umarme herzlich das ganze Häuflein meiner Lieben.

Bis in den Tod dein Freund

Niembsch.

Herzlichen Gruß an Pfizer.

Dieser Brief ist ein schönes Zeugnis für den Herzensbund der beiden Dichter und seiner Familie.

Nicht unwillkommen dürften dem Leser einige Ergänzungen zu der in diesem Brief bewiesenen Vorliebe für Beethoven sein. In seinem Gedicht „Beethovens Büste" nennt Lenau diesen Komponisten den „Wecker eines Mutes, der das Schicksal zu fordern wagt." Und ein andres mal meinte er, wir hätten in Beethoven das Höchste in der neuern Kunst zu verehren, wie er denn auch dem verstorbnen A. L. Frankl gegenüber die Bemerkung machte: „Dieser Göttliche (Beethoven) durchströmt, wenn ich ihn höre, mein ganzes Herz: er wirkt auf mich, wie kein Geist der Erden. Ich nehme selbst Shakespeare nicht aus. Wenn ich ihn lange nicht höre, fühle ich ein Weh im Herzen." Aus dieser Verehrung des großen Meisters erklärt sich zum Teil der gewaltige Eindruck, den die schüchterne Lotte auf das gefühlsheiße Herz des Magyaren machte. Sie ahnte jedenfalls nicht, als sie Lenau die „Adelaide" vorsang, wie mächtig gerade dieser Tonkünstler ans Herz des Hörers schlagen mußte.

Das Verhältnis Lenaus zu der lieblichen Nichte Sophie Schwabs blieb qualvoll für beide Teile. Der Dichter ging in Heidelberg seinem unseligen Schwermute nach, der durch das Unvermögen Lenaus, Lotte Hand und Herz zu bieten, noch gesteigert wurde. Daß durch das zwiespältige Wesen Lenaus auch der feinfühlige Schwab und seine ebenso zartsinnige Frau peinlich, ja schmerzlich berührt wurden, ist leicht zu verstehen. Die treue, verständnisvolle Sophie hatte Recht, wenn sie einmal Lenau wünschte, er möchte etwas mehr an das Zeitliche gewiesen sein. Er war eben gar zu sehr Dichter. Man erhebt aber nicht ungestraft beständig das Haupt zu den Höhen dichterischer Begeisterung: die neidische wirkliche Welt, deren Bannkreis man sich zu oft und zu lange zu entrücken trachtet, zieht uns am Ende doch wieder zu sich zurück, und ihre Schwere lastet dann um so drückender auf unsrer Seele.

Digitized by Google

Das sollte Lenau auch fühlen, als seine schwäbischen Getreuen ihn blutenden Herzens in jenen stürmischen Oktobertagen des „vierschrötigen" Jahres 1844 von sich weg nach der Irrenanstalt Winnenthal brachten.

(Schluß folgt)

Die großen Berliner Kunstausstellungen

Von Adolf Rosenberg

2

Bei dem Mangel an Bildern großen Stils oder großen Umfangs, die den Besuchern erwünschten Anlaß zu längerm Verweilen und nachdenklicher Betrachtung gegeben hätten, war es ein kluger Schachzug der Leitung der großen Kunstausstellung, daß sie wieder zu dem schon mehrfach bewährten Mittel griff, Sammelausstellungen von Werken einzelner Künstler zu veranstalten. Was bei der Ausartung unsers modernen Ausstellungswesens, soweit es durch den Kunsthandel mit seiner durchaus unkünstlerischen Spekulation vertreten wird, schnell zu einem gewöhnlichen und billigen Reklamemittel herabgesunken ist, kann unter Umständen, bei richtiger Abwägung der künstlerischen Werte, zu einem wichtigen Bildungsmittel werden. Es ist nicht selten vorgekommen, daß Künstler, die in Not und Elend oder in unrühmlicher Verborgenheit gelebt haben, erst nach ihrem Tode durch eine von pietätvollen Händen veranstaltete Sammelausstellung ihrer Werke die Stellung in der Kunstgeschichte erlangt haben, die ihnen nach ihrem Verdienste gebührt, und diese nachträglichen „Rettungen" toter Künstler haben die Lebenden auf den Gedanken gebracht, beizeiten dafür zu sorgen, daß ihr Ruhm nicht verkümmert werde oder dem Zufall einer Wiedererweckung nach ihrem Tode überlassen bleibe.

Auch aus diesen Sammelausstellungen von Werken lebender Künstler ist vielfacher Nutzen erwachsen: nicht bloß für die Leute, die sich ein gründliches Studium der zeitgenössischen Kunst zur Aufgabe gemacht haben, sondern auch für das große Publikum, dem ein leichter, müheloser Genuß von guten Kunstwerken die Hauptsache ist. Wenn diese Ausstellungen schnell zu Mißbräuchen geführt haben, so ist das einerseits durch die Gewinnsucht der Kunsthändler, andrerseits durch die Übertreibungen einiger Fanatiker verursacht worden. Die Ausstellungen der Kunsthändler bringen der Allgemeinheit keinen Schaden. Sie richten nur Verwirrung in jungen Köpfen an, und es geschieht nicht selten, daß ein mäßiges Talent durch die Lockungen der Kunsthändler zu maßloser Überhebung gedrängt wird, und wenn es nicht mehr leisten kann, was es versprochen zu haben schien, allmählich zu Grunde geht. Nachteiliger auf das allgemeine Urteil wirken dagegen die Sammelausstellungen, die von fanatischen Verehrern eines Künstlers zu seiner Verherrlichung veranstaltet

Digitized by Google

werden, weil sie, wenn sie häufig wiederholt werden, leicht in Übertreibungen ausarten und zu einer Überschätzung des Künstlers führen, die diesem selbst gefährlich werden kann. Wir erinnern nur an den übertriebnen Kultus, der seit einigen Jahren mit Böcklin — sicherlich gegen den Willen und die innerste Neigung des einsam für sich lebenden und schaffenden Künstlers — getrieben wird. Sein siebzigster Geburtstag vor zwei Jahren hat gewiß den berechtigten Anlaß zu außergewöhnlichen Ehrungen in Gestalt großer und kleiner Sammelausstellungen gegeben. Aber schon vorher hatte dieser Kultus dahin geführt, daß keine große Kunstausstellung — in München zumal — ohne eine besondre Böcklinausstellung bestehn zu können glaubte. Da selbst die große Produktionskraft des Künstlers diesen unaufhörlichen Sammelausstellungen nicht den genügenden Stoff zu liefern vermag, so wurden Werke aus allen Perioden seines Lebens zusammengesucht, und dabei selbst stümperhafte oder völlig unselbständige Jugendarbeiten nicht verschmäht, die nur ein untergeordnetes lebens- und kunstgeschichtliches Interesse haben. Die Entdecker solcher Inkunabeln scheinen gar nicht zu wissen, wie sehr sie dem Ansehen des Künstlers dadurch in den Augen des großen Publikums schaden, das sich gar nicht die Mühe nimmt, historische oder stilkritische Unterscheidungen zu machen, sondern nur auf den Namen sieht.

Auf dieses „Krebsen“ mit großen Namen hat auch die Leitung der Berliner Sezessionsausstellung trotz ihres sonstigen catonischen Gebarens nicht verzichtet. Auch sie hat eingesehen, daß Sammelausstellungen eine wirksame und zuverlässige Zugkraft ausüben, zumal wenn man aus eignen Mitteln nicht viel Gutes zu bieten hat. „Wir sind ebenso stolz darauf, die Werke eines Menzel als die des Böcklin dem Publikum zeigen zu dürfen!“ so ruft die Ausstellungsleitung mit schöner Emphase in dem Vorwort zu ihrem Kataloge aus. Aber mit der Auswahl der Werke Böcklins hat sie kein Glück gehabt. Eine italienische Landschaft ist eins der unselbständigen Jugendwerke, in denen noch der Einfluß seines Düsseldorfer Lehrers Schirmer nachwirkt. Eine Quellnymphe in einer Grotte gehört zu den Bildern Böcklins, bei denen der Genuß an der Landschaft durch die über Gebühr nachlässige Behandlung der Figur stark beeinträchtigt wird, und die 1889 gemalte Cimbernschlacht auf einer Brücke fordert die Erinnerung an Rubens Amazonenschlacht sehr zum Nachteil Böcklins heraus, der nicht einmal auf seinem eigentlichen Gebiet, dem eines glänzenden, durchsichtigen Kolorits, seinem Vorbilde nahe gekommen ist. Auffallend stumpf und reizlos in der Farbe bleibt es auch an dramatischer Wirkung hinter solchen Bildern des Künstlers zurück, auf denen er die Leidenschaften wilder Naturmenschen geschildert hat. Noch ungünstiger tritt er uns als Bildnismaler in einem Damenporträt entgegen, auf dem neben der leblosen, hölzernen Darstellung besonders der Mangel an Geschmack in der Farbenverbindung störend wirkt. Es ist uns abermals ein Beweis dafür, daß Böcklin, mag ihm auch einmal ein glücklicher Wurf gelingen, wie z. B. mit seinem Selbstbildnis mit dem geigenden Tod, die Fähigkeiten und Eigenschaften eines großen Bildnismalers fehlen. Das hat auch ein gewiß kompetenter Fachmann wie Lenbach ausgesprochen, der schon frühzeitig erkannt hat, daß Böcklin der Blick für das Individuelle fehlt. Wir glauben hinzufügen zu dürfen: auch die Fähigkeit, in die Seele eines Menschen hineinzuschauen und das dort Gesehene im Antlitz wiederzuspiegeln.

Zu diesen einer ältern Zeit angehörenden Bildern ist auch ein neues, 1898 gemaltes gesellt worden: Nessus und Dejanira. Im Vordergrunde der

Digitized by Google

ungeschlachte Centaur, der in einem Ausbruch tierischer Leidenschaft die in die Kniee gesunkne Braut des Herkules an sich zu reißen sucht, und im Mittelgrunde dieser selbst, nur mit halbem Leibe sichtbar, wie er sich anschickt, dem Räuber seinen Speer in den Pferdeleib zu stoßen. Wer sich in seinen ästhetischen Empfindungen durch solche Kraftäußerung in der Darstellung tierischer Brutalität nicht abgestoßen fühlt, der wird hier wenigstens in dem Genuß eines echten Böcklins schwelgen können, auch in dem in voller Glut prangenden Kolorit, wenn sich vielleicht auch über den harmonischen Wert dieses blendenden Farbenkonzerts streiten läßt. Wer dann aber auch noch über die greuliche zeichnerische Mißhandlung, die dem Unterkörper Dejaniras widerfahren ist, hinwegsieht, dem kann man zu seiner Blindheit nur Glück wünschen.

Wer sich trotz des jetzt herrschenden, übrigens mehr oder weniger künstlich angefachten und unterhaltenen Böcklinenthusiasmus noch Unbefangenheit und Besonnenheit des Urteils bewahrt hat, der wird nach den zahlreichen Böcklinausstellungen der letzten Jahre denen beistimmen, die da meinen, daß der beste Teil des Böcklinschen Schaffens in der Schackschen Galerie in München enthalten ist, und daß der Künstler seit dem Ende der siebziger Jahre von der Höhe der Leistung, die durch jene Bilder veranschaulicht wird, langsam herabgestiegen ist, zum Teil infolge seiner übermäßigen, sorglosen Produktion. Graf Schack war doch viel klüger und urteilsfähiger, als man nach seinem Tode behauptet hat, wo in den ihm gewidmeten Nekrologen die Ansicht laut wurde, er hätte überhaupt kein tieferes Kunstverständnis gehabt. Er hat vielmehr ganz genau gewußt, was er that, als er plötzlich aufhörte, Bilder Böcklins anzukaufen.

Mehr Glück hat die Sezession mit einer zweiten Sammelausstellung gehabt, und man darf sogar behaupten, daß sie die Grundlage ihres äußern Erfolgs geworden ist. Auch wer sich durch den Grundzug der Ausstellung, Aufsehen um jeden Preis zu erregen, selbst um den des Ärgernisses, abgestoßen und angewidert fühlte, hat doch an den Ölgemälden und Studien Wilhelm Leibls einen künstlerischen Genuß gehabt, freilich nicht in dem Sinne einer weihevollen Erhebung, die früher als der höchste Gewinn bei der Betrachtung eines Kunstwerks gegolten hat. Aber diese Bilder und Studien eines kraftvollen Mannes, der viel gesehen, viel gelernt hat und auch viel kann, sind doch etwas wie eine stille Insel in einem aufgeregten Meere. Hier sehen wir doch wenigstens in der technischen Fertigkeit einen festen Willen vor uns, wenn wir auch einsehen, daß das Hirn dieses Künstlers nur eine kleine Welt umfaßt, und daß es für die Regungen der Phantasie keinen Platz hat. Wilhelm Leibl sieht nur das Gegenständliche, das sich vor seine Augen drängt. Er weiß es fest und energisch zu erfassen und plastisch und malerisch gleich wirksam zu gestalten, aber ohne tiefe Innerlichkeit. Die Köpfe seiner Figuren tragen alle etwas hart Abweisendes, eine finstere Geschlossenheit zur Schau. Es ist, als ob unter diesem festen Panzer keine seelische Regung zum Durchbruch kommen soll. Dadurch steht Leibl den alten deutschen Meistern, einem Dürer und Holbein, viel näher als den „Modernen,“ die ihn, man weiß nicht recht aus welchem Grunde, vom Anfang der modernen Bewegung an als einen der Ihrigen in Anspruch genommen und für ihre Ausstellungen eingefangen haben. Leibl, der seit vielen Jahren in einem oberbayrischen Dorfe ein einsames Bauernleben führt, steht dem modernen Kunsttreiben völlig fern, und er kann auch nach seiner ganzen künstlerischen Entwicklung, die uns durch die bei der

Digitized by Google

Berliner Sezession ausgestellten Bilder und Skizzen wieder einmal veranschaulicht wird, schlechterdings nicht zu den Modernen gerechnet werden. Leibl hängt vielmehr durch enge, unzerreißbare Bande mit den alten Meistern zusammen, und wenn er sich gelegentlich auch in der skizzenhaften Behandlung dieses oder jenes Bildes den Modernen zu nähern scheint, so kehrt er doch immer wieder zu seiner alten Liebe zurück. Schon als der junge Anfänger durch Piloty in die Geheimnisse des malerischen Handwerks eingeführt wurde, interessierte ihn bald van Dyck mehr als sein Lehrmeister, und als er 1869 einen Aufenthalt in Paris nahm, der erst durch den Krieg unterbrochen wurde, waren es in Paris wieder die alten Meister, die ihn zum Studium und zur Nachahmung zwangen. Diesmal die Spanier, Velazquez und Ribera an der Spitze, und neben ihnen die modernen Franzosen, die in der Art dieser Spanier malten. In der Gestalt einer alten Pariser Frau, die ihren Rosenkranz betet, und eines mit flottem Pinsel ungemein geistreich charakterisierten „Revolutionshelden“ hat unsre Ausstellung zwei Bilder aufzuweisen, die für die Richtung von Leibls Pariser Studien bezeichnend sind, und wenn in seinen spätern Bildern noch hie und da naturalistische Neigungen zum Durchbruch gekommen sind, so sind sie nicht auf moderne Einflüsse, sondern, wie aus unsrer Ausstellung klar hervorgeht, auf Pariser Erinnerungen, zumeist auf die klassischen, zurückzuführen.

Als Leibl zu Anfang der siebziger Jahre wieder seinen Wohnsitz in München genommen hatte, trat Holbein in seinen Gesichtskreis, und dessen schlichter, ruhiger Realismus, der sich in strenger Objektivität nur an die Außenseite der Menschen und Dinge hält, war viele Jahre lang Leibls künstlerisches Ideal. Am glänzendsten wird diese Richtung seiner Kunst auf unsrer Ausstellung durch das zu Anfang der achtziger Jahre gemalte Bild „Dorfpolitiker“ vertreten, eine Gesellschaft von fünf Bauern, die in vollkommner Gelassenheit, ohne eine Spur von Erregung, über irgend ein Ereignis reden, das einer von ihnen aus einer Zeitung herausgelesen hat. Einige kleinere Genrebilder, Innenräume mit Figuren, Charakterköpfe und Gewandstudien lassen erkennen, daß sich Leibl dieser Richtung in neuster Zeit wieder zugewandt hat, in den Innenräumen nur mit stärkerer Betonung des koloristischen Elements, des Helldunkels und der sonstigen Lichterscheinungen. Aber mit dem Wachstum seiner technischen Fähigkeit ist seine Empfindung nicht stärker geworden. Bei voller Wahrheit in der äußern Erscheinung haben seine Figuren immer etwas Lebloses und Stumpfsinniges. Man glaubt ihnen nicht, daß sie jemals lachen oder weinen können, und über diesen seelischen Mangel hilft selbst die glänzendste malerische Virtuosität nicht hinweg. Damit werden sich nur die Leute begnügen, die sich schon zu dem neusten ästhetischen Dogma bekehrt haben, wonach die Kunst der Malerei mit dem Malenkönnen schon ihr höchstes und letztes Ziel erreicht hat.

Durch die Heranziehung Leibls, dessen Kunst aus der der alten Meister herausgewachsen ist, hat sich die Ausstellung der Berliner Sezession also mit erborgtem Glanze umgeben, und auch sonst zeigt diese erste Ausstellung, daß die Berliner Sezession weder an Zahl noch an Bedeutung kräftig genug ist, ihre sechs Ausstellungsräume, von denen nur einer den Namen „Saal“ verdient, aus eignen Mitteln zu füllen. Sie hat in kluger Voraussicht eines möglichen Mißerfolgs die Sezession und die Luitpoldgruppe in München, die sezessionistischen Künstlervereine in Dresden und Karlsruhe und die Mitglieder

Digitized by Google

der Künstlerkolonie in Worpswede zur Beteiligung eingeladen, und diese Gruppen haben auch ihre Teilnahme nicht versagt. Wenn man aber die Bilder, die aus München, Dresden, Karlsruhe und Worpswede gekommen sind, einzeln betrachtet, kann man sich der Empfindung nicht erwehren, daß hier eine lästige Förmlichkeit nur lässig erfüllt worden ist. Hier wäre die Gelegenheit zu einer großartigen Kundgebung für alle die revolutionären Bestrebungen, die man der Kürze halber am besten unter dem Namen „Sezession" zusammenfaßt, günstig gewesen; aber eine Demonstration im großen Stil gegen akademisches Wesen, gegen Kunsttyrannei, Banausentum, Jahrmarktskunst und wie die verächtlichen Schlagworte sonst lauten, sieht anders aus als dieses klägliche Häuflein Bilder, das zufällige Winde zusammengeweht zu haben scheinen.

Entweder hat der große Moment ein kleines Geschlecht gefunden, oder es war gerade in den Werkstätten der Sezessionisten nichts Gescheites vorhanden, als der Ruf der Berliner Sezession erscholl. Die Hervorragendsten von ihnen haben sich sogar, wie es bei vornehmen Leuten Sitte ist, nur mit der Abgabe einer nichtssagenden Visitenkarte begnügt, und es ist nicht einmal sicher, ob diese Visitenkarten persönlich abgegeben worden sind. So sehen wir z. B. von Max Klinger, der natürlich in einer Sezessionsausstellung ebenso wenig fehlen darf wie Böcklin, ein paar Federzeichnungen aus den achtziger Jahren, die der Besitzer oder ein Kunsthändler ausgestellt haben mag, und Franz Stuck ist ebenfalls nur mit zwei alten Bildern aus bekanntem Privatbesitz vertreten, die, noch ganz unter dem Einfluß Böcklins gemalt, für die eigne künstlerische Art, die Stuck in den letzten Jahren entfaltet hat, keineswegs charakteristisch sind. Auch Fritz von Uhde hat für die erste Ausstellung der Berliner Sezession nur ein schon bekanntes Gruppenbildnis seiner drei Töchter in einer Gartenlaube übrig gehabt, das ein sehr oft von ihm behandeltes Sonnenlichtmotiv von neuem abwandelt.

Wer sich die Geduld nimmt, alle diese Bilder von Uhde, Dill, Stuck, Gotthard Kühl, Max Liebermann, Walter Leistikow usw. der Reihe nach, wie sie auf den Kunstmarkt kommen, jahraus jahrein anzusehen, der kann sich des Gefühls nicht erwehren, als ob schon nach fieberhaftem Taumel eine starke Erschlaffung eingetreten ist. Man würde diesen Rückschlag ganz natürlich finden und als etwas Selbstverständliches hinnehmen, wenn die Vertreter der modernen Richtung nicht selbst einen unverhältnismäßig großen Maßstab aufgestellt hätten, mit dem sie gemessen sein wollen. Jede ihrer Ausstellungen hat bisher immer etwas Außergewöhnliches, stark Sensationelles gebracht, und jetzt, nachdem diese Erregungen ihre Schuldigkeit gethan und die Nerven des Publikums allmählich abgestumpft haben, ist eine Ernüchterung von diesem Taumel eingetreten, die man — in München zumal — der sinkenden Kraft jener Führer der „neuen Kunst" zur Last legt. Wer sich von diesem Taumel nicht hat fortreißen lassen, sondern sich volle Nüchternheit des Anschauungs- und Begriffsvermögens bewahrt hat, wird dagegen finden, daß sich jene Künstler durchaus noch so kraftvoll wie früher auf der einmal erreichten Höhe, die nach unserm Urteil freilich nur eine mäßige ist, zu behaupten wissen. Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß sie sich fast sämtlich in einem verhältnismäßig engen Kreise bewegen, der sie unentrinnbar festzuhalten scheint. Immer dieselbe atemlose Jagd nach flüchtigen Lichterscheinungen, dasselbe Haschen nach Sonnenstrahlen und Sonnenlichttupfen

Digitized by Google

auf Blättern, Wiesen und Figuren, die sich mit den materiellen Mitteln der Farbe schlechterdings nicht in ihrem ätherischen Wesen auf der Malfläche festhalten lassen! Man hat jahrelang mit Interesse und Geduld diese technischen Experimente verfolgt, in der Meinung, daß sie nur das Rüstzeug der Maler stärken, nur Mittel zum Zweck sein sollten. Jetzt will man endlich nach so langen, umständlichen Vorbereitungen Thaten sehen; aber Liebermann malt immer dieselben holländischen Frauen, Waisenmädchen und Schulkinder, die durch lange Alleen oder durch Gehölze gehn, deren Blätterdach das Sonnenlicht durchbricht und sich in mehr oder minder fett hingepatzten Flecken auf den Körpern der Menschen, den Wegen und Grasflächen ablagert. Ja, kann denn dieser vielgepriesene Wundermann nicht mehr als dieses geistlose Spiel, bei dem immer dieselben technischen Kunstgriffe angewandt werden? Hie und da hört man schon die Meinung laut werden, daß Uhde und Liebermann ihre „Sendung" erfüllt hätten, daß ihre Zeit vorüber sei.

Wer dazu berufen ist, ihr Erbe anzutreten und an ihrer Stelle die Führung zu übernehmen, darüber scheint man sich noch nicht völlig klar zu sein. Während die einen auf Ludwig von Hofmann mit seiner „Phantasiekunst" weisen, scheinen die andern das Heil der Zukunft in dem Münchner Max Slevogt zu sehen, der der Farbe die feinsten Reize entlockt, das Kolorit zum denkbar höchsten Raffinement ausgebildet haben soll. In der That hat Slevogt in Berlin durch ein dreiteiliges Bild mit Szenen aus der Geschichte des verlornen Sohnes bei den Leuten, die in einer modernen Kunstausstellung nur nach groben Erregungen suchen, den stärksten Erfolg gehabt, und es muß sogar hervorgehoben werden, daß er und einige andre Münchner durch ihre größere Verwegenheit die Berliner „Modernen" völlig verdunkelt haben. Auf seinem Bilde hat er allerdings einen wahrhaft orgiastischen Farbenzauber entfaltet, der krankhaft überreizten Sehnerven einen kleinen Kitzel bereiten mag. Auf der Netzhaut eines gesund organisierten Auges aber werden sich diese schrillen, überwiegend gelben und rötlichen Töne schwerlich zu einer wohlthuenden Harmonie zusammenfügen. Die koloristischen Eigenschaften kann man gleichwohl noch ruhig hinnehmen; aber der Stoff ist in so greulicher, brutaler Weise karikiert worden, daß man schon im Namen des guten Geschmacks gegen den Unfug, der hier unter dem Vorwande der Kunst getrieben worden ist, Verwahrung einlegen muß.

Wer sich mit Eifer oder gar mit Pathos über die Ausschreitungen der modernen Kunst und ihre maßlose Frivolität entrüstet, wird heute als ein Philister, der den Geist seiner Zeit nicht versteht, ausgelacht. Denn frivol und modern scheinen identische Begriffe zu sein. Mit den Bildern von Slevogt, die übrigens in Berlin durch ein unbeschreiblich widerliches Bacchanal und durch eine weibliche Halbfigur gleichen Kalibers von dem Münchner Louis Corinth noch überboten werden, scheint aber doch eine Grenze erreicht worden zu sein, über die man sich auch in München nicht hinauszugehn getraut. In der jetzigen Ausstellung der Sezession in München ist nämlich ein Bild Slevogts, eine Danae, von deren ekelerregender Häßlichkeit und Gemeinheit man sich nach der Abbildung im Katalog (auch in der „Kunst für Alle"!) eine Vorstellung machen kann, am Tage vor der Eröffnung der Ausstellung für das Publikum, wie es heißt auf einen Wink von höherer Stelle, wo sonst die sezessionistischen Bestrebungen Wohlwollen und Schutz finden, entfernt worden.

Digitized by Google

Uns will es scheinen, daß sich nicht die extremen Richtungen, die gegenwärtig im Vordergrunde der sezessionistischen Bestrebungen stehn, längere Zeit behaupten oder gar entwicklungsfähige Keime in die Zukunft hinübertragen werden, sondern der gemäßigte Realismus, der bei aller technischen Freiheit doch fest im Gegenständlichen wurzelt. Auf der Berliner Sezessionsausstellung ist er vornehmlich durch den Landschafts- und Tiermaler Oskar Frenzel vertreten, der die Motive zu seinen mit Rindern staffierten, meist ernstgestimmten Landschaften im norddeutschen Flachlande sucht, durch Ludwig Dettmann, der sich in einer Abendmahlsfeier in einer holsteinischen oder friesischen Kirche wieder an die guten Überlieferungen der deutschen Genremalerei angeschlossen hat, und durch Franz Skarbina, dessen Kunst zwar einen vorwiegend internationalen Charakter hat, der bisweilen aber auch, namentlich mit seinen Landschaften, eine poetische Stimmung zu erwecken weiß, die nur ein Deutscher findet, und die deshalb von Deutschen am tiefsten nachempfunden wird.

Im Übermaß der Freude, daß ihnen endlich der große Wurf mit der Errichtung eines eignen, wenn auch nach Umfang und äußerer Gestaltung sehr ärmlichen Ausstellungsgebäudes gelungen ist, haben die Sezessionisten den Mund etwas voll genommen. In dem Vorwort des Katalogs sagt die Ausstellungsleitung, daß sie „einen Überblick über den augenblicklichen Stand der deutschen Kunst" habe geben wollen. Diese Überhebung ist so lächerlich, daß sie nur einer für bare Münze nehmen kann, der bisher mit Scheuklappen durch die Welt gegangen ist und keine andre Kunst gesehen hat als die, die von den sezessionistischen Ausstellungen in Gnaden aufgenommen wird.

Man kann den Spieß sehr leicht umdrehen. Nicht die große Kunstausstellung, sondern die der Sezession zeigt uns in ihrer ausschließlichen Einseitigkeit das größere Maß von Unduldsamkeit, Engherzigkeit und „Chinesentum."

Von den Sammelausstellungen, die wir im Glaspalast in Moabit zu sehen bekommen, sind zwei dem Gedächtnis Verstorbner gewidmet. Die eine gewährt einen Überblick über das rastlose, ungemein fruchtbare Schaffen des 1898 an geistiger Erschöpfung verstorbnen Düsseldorfers Karl Gehrts, dessen Name durch seine zahllosen, aber immer lebens- und geschmackvollen, von heller Schönheitsfreude und erquicklichem Humor durchdrungnen Illustrationen allen Kunstfreunden bekannt und vertraut geworden ist. Viele Jahre lang hatte der Künstler, der von Jugend auf den Drang, ins Große zu gehn, in sich fühlte, sein schönes Talent, durch die Not des Lebens gezwungen, in kleiner Münze ausgegeben. Als er dann endlich sein heißes Begehren durch die Ausmalung des Treppenhauses in der Düsseldorfer Kunsthalle gestillt hatte und ihm ein neuer Auftrag, die Ausmalung des Rathaussaales in seiner Vaterstadt Hamburg winkte, brach er zusammen. Aber er hat doch die Genugthuung erlebt, daß seine monumentalen Malereien in Düsseldorf Dank und Anerkennung fanden. Dem andern Toten, dessen Hauptwerke uns in einer Sonderausstellung vorgeführt werden, ist es viel schlechter ergangen. Der Name des Tier- und Landschaftsmalers Teutwart Schmitson war wohl der Mehrzahl der Kunstfreunde unsrer Zeit unbekannt. Nur wenige erinnerten sich noch des genialen Mannes, der zu Ende der fünfziger Jahre in Berlin auftauchte und damals durch seinen für jene Zeit kühnen Realismus bei den streng ästhetisch geschulten Kunstrichtern und den Laien, die in ihrem Banne standen, mehr Entsetzen als Bewunderung erregte. Später siedelte er — er war der Sohn eines österreichischen Offiziers und in Frankfurt a. M. geboren — nach Wien über, wo

Digitized by Google

er schon 1863, erst dreiunddreißig Jahre alt, starb. Die wenigen Bilder, die er hinterlassen hat, waren von Kennern und Sammlern von jeher ihrem Werte nach geschätzt worden, namentlich wegen des goldig warmen, fast leidenschaftlich glühenden Kolorits und wegen der dramatischen Kraft, mit der Schmitson das Leben der ungarischen Pußta mit ihren wilden Pferde- und Rinderherden, mit ihren Csikos und Zigeunern zu schildern gewußt hat. Darum kommen seine Bilder nur selten in den Handel, und um so dankbarer müssen wir seinem Kollegen, dem Berliner Tiermaler Paul Meyerheim sein, der eine stattliche Sammlung seiner Werke aus Privatbesitz zusammengebracht hat. Wir lernen in der That in Schmitson, der sich anscheinend nach den alten Niederländern gebildet hat, einen Koloristen kennen, der seiner Zeit weit vorausgeeilt war. Er sah die Natur mit offnen, unbefangnen Augen und gab sie schlicht und ohne verschönernde Zuthaten wieder, und das galt in einer Zeit, wo alles stilisiert und komponiert sein mußte, als eine Versündigung gegen den heiligen Geist der Kunst. Heute zwingt uns gerade die Ehrfurcht, mit der er sich der Natur unterordnete, die höchste Achtung vor seinen Absichten und Fähigkeiten ab, und wir wünschten uns recht viele solcher „Naturalisten," die sich mit Eifer und Andacht so innig in das Studium der Natur versenken, wie er es gethan hat.

Acht andre Sammelausstellungen gewähren uns teils einen Einblick in das Schaffen von Künstlern, die eine gewisse Höhe ihres Lebens und ihrer Kunst erreicht haben, von der aus sich ein Rückblick rechtfertigt und lohnt, teils bieten sie uns die gesammelten Früchte von Studienreisen, auf denen ein begrenztes Gebiet durchwandert und künstlerisch ausgebeutet worden ist. Solche Sammlungen von Studien und danach ausgeführten Bildern, die nur bestimmte Ziele verfolgen, enthalten die Ausstellungen des Marinemalers Hans Bohrdt, der sich besonders die Wiedergabe der atmosphärischen Erscheinungen an den Küsten der nördlichen Meere mit allen Mitteln einer reich und fein entwickelten Technik zur Aufgabe gestellt hat, des Genre- und Landschaftsmalers Karl Breitbach, der die Modelle zu seinen Studienköpfen, die Motive zu seinen anmutigen, freundlichen Landschaftsbildern und zu seinen architektonischen Interieurs meist in Südtirol findet, des Genre- und Landschaftsmalers Ernst Hausmann, der die Ergebnisse mehrerer italienischen und niederländischen Studienreisen ausgestellt hat, und des Orientmalers Max Rabes. Auch dieser bietet die Früchte mehrerer Studienreisen, deren letzte er im Gefolge des deutschen Kaiserpaares auf seiner Palästinafahrt unternommen hat. Was er dort gesehen hat, hat er schnell und geschickt erfaßt und wiedergegeben, und man darf an seinen Skizzen rühmen, daß er dank der koloristischen Gewandtheit, die er sich durch seine frühern Reisen erworben, über dem gegenständlichen Reiz seiner Schilderungen die rein künstlerischen Interessen nicht vernachlässigt hat. Einen weitern Zeitraum, etwa ein Dutzend Jahre, scheinen die landschaftlichen und figürlichen Studien, meist Pastellzeichnungen, des einsam in Francavilla a Mare schaffenden Italieners Francesco Paolo Michetti zu umfassen, der sich, im Gegensatz zu der Mehrzahl seiner Landsleute, in neuerer Zeit vorwiegend mit dem Studium der atmosphärischen Erscheinungen beschäftigt und dabei zugleich auf die Wiedergabe kräftiger Stimmungen ausgeht. Die Sammelausstellung von Werken Josef Scheurenbergs gewährt einen Überblick über die vielseitige Thätigkeit dieses gediegnen, immer auf gründliche Durchbildung der Form bedachten Künstlers von seiner letzten Düsseldorfer Zeit bis auf die Gegenwart in Genrebildern, in Entwürfen für Wandgemälde, in Bildnissen und in landschaftlichen

Digitized by Google

Studien, bei denen er sich hie und da den Scherz gemacht hat, zu zeigen, wie leicht es ist, impressionistisch zu malen und mit den verwegensten Lichteffekten zu spielen. Er sowohl wie die Sammelausstellung des Kupferstechers Hans Meyer, der zugleich ein mit feinem koloristischem Empfinden begabter Landschaftsmaler ist und sich in einem Totentanz nach Motiven aus dem modernen Leben auch als Künstler von reicher Phantasie bewährt hat, verdienten eingehende Studien. Aber sie würden über den Rahmen eines Ausstellungsberichts hinauswachsen, zumal da wir noch einen Blick auf die Plastik werfen wollen.

Die monumentale Bildnerei, überhaupt die Bildnerei großen Stils ist bei weitem schwächer vertreten als in den letzten Jahren. Es liegt nicht an einem Sinken der Kraft unter den deutschen Bildhauern — für Berlin kommen freilich nur die einheimischen in Betracht — oder an dem Mangel an Aufträgen, sondern nur an äußern Umständen, die den Transport großer Modelle aus den Werkstätten in die Ausstellung verhindert haben. Gerade jetzt herrscht in den Bildhauerwerkstätten Berlins eine überaus rege Thätigkeit, die die meisten Bildhauer verhindert, ihre Zeit auf Vorbereitungen für Ausstellungszwecke zu verwenden. Man denke nur an die Gruppen für die Siegesallee, von denen bisher keine einzige im Modell auf die Ausstellung gebracht werden konnte, weil das Modell nach seiner Vollendung sofort in die Werkstatt des Marmorarbeiters geschafft werden mußte. Was wir an monumentalen Werken auf der Ausstellung zu sehen bekommen — das Kaiser Wilhelm-Denkmal für Liegnitz von Johann Boese, das Standbild Kaiser Friedrichs für Hagen i. W. von Emil Cauer, das Standbild Bismarcks für Mannheim von Emil Hundrieser und eine zur Aufstellung in Kassel bestimmte riesenhafte Figur des Landgrafen Philipp von Hessen von Hans Everding —, das sind alles fleißig durchgeführte, achtbare, von starkem monumentalem Gefühl durchdrungne Arbeiten; aber es fehlt ihnen der geniale, hinreißende Zug, der solche Denkmäler über die Massenproduktion erhebt, die mittlerweile ein verhältnismäßig hohes Niveau erreicht hat.

Auf dem Gebiete der idealen Plastik haben wir dagegen einige Schöpfungen von hervorragender Bedeutung zu verzeichnen, an erster Stelle einen nackten olympischen Sieger, der mit dem Siegesreis in der erhobnen Linken auf seinem Rosse ruhigen Schritts vorwärtsreitet, von Louis Tuaillon in Rom, einem Schüler von R. Begas, der in jahrelangem Umgang mit der Antike die pathetische Formensprache seines Meisters völlig abgestreift, aber mit der edeln Einfalt der Antike ein durch und durch modernes Naturgefühl verbunden hat, wodurch seine Werke — er hat früher schon eine reitende Amazone geschaffen — eine ganz eigentümliche Stellung in der neuern deutschen Bildhauerkunst gewinnen. Eine kolossale Gruppe von Hermann Kokolsky, die Verspottung Christi — der leidende Heiland auf erhöhtem Standort zwischen einem römischen Soldaten und einem Pharisäer, den Vertretern des fanatischen Heiden- und Judentums —, ist von so echtem religiösen Gefühl erfüllt, daß sie schon deswegen allein das lebhafte Interesse aller Freunde der religiösen Kunst erwecken würde, wenn sie nicht auch den Vorzug eines ungemein wirksamen Gruppenaufbaus und einer energischen Hervorhebung der Gegensätze zwischen dem leidenden Heiland und seinen Peinigern hätte. Ein Grabmal von Hans Dammann ist diesen beiden Schöpfungen anzureihen, weil es sich durch seine Komposition über die Gemeinplätze der Grabmälerplastik erhebt, an denen es auf unsrer Ausstellung nicht fehlt, obwohl die Künstler, was zu ihrer Ehre

Digitized by Google

gesagt werden muß, in den letzten Jahren große Anstrengungen gemacht haben, um die Grabmälerplastik dem handwerksmäßigen Betrieb zu entreißen.

Ist es auch mit der Plastik großen Stils auf der diesjährigen Berliner Ausstellung schwach bestellt, so giebt sie ein desto vollständigeres Bild von der deutschen Kleinplastik. In idealen Gebilden, wie in Darstellungen aus dem modernen Leben entfaltet sie einen so großen Reichtum der Phantasie und der Erfindung und eine solche Virtuosität der technischen Ausführung, daß sie getrost mit Franzosen, Italienern und Belgiern in die Schranken treten kann. Daß sie den Bildnern dieser drei Nationen an Tiefe des Gemüts, an poetischer Gestaltung und an Humor überlegen ist, wollen wir dankbar als den, wir hoffen es, unerschütterlichen Grundzug des deutschen Wesens preisen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Unerfreuliches aus Preußen. Wer die Verhandlungen über die Kanalvorlage in Preußen mit unbefangner Aufmerksamkeit verfolgt hat, der wird je länger je mehr die Überzeugung gewonnen haben, daß die Opposition der konservativen Fraktionen im Abgeordnetenhause eine weit über die wirtschaftliche und technische Frage dieses Kanalbaus hinausreichende Bedeutung hatte. Es ist in den Grenzboten schon wiederholt darauf hingewiesen worden, wie die Minister, die mit der Sache zu thun hatten, mit außerordentlicher Gründlichkeit und Sachlichkeit das dringende Bedürfnis nach der Ergänzung des Eisenbahnnetzes und namentlich der Eisenbahnverbindungen zwischen dem Osten und Westen durch eine leistungsfähige Wasserstraße begründet haben, und wie unklar, widerspruchsvoll und zum Teil rabulistisch auf der andern Seite die Einwendungen der konservativen Gegner waren. Schon die erste Lesung im Plenum vom 13. bis 18. April ließ die Grundsätzlichkeit der Opposition klar erkennen. Die Verhandlungen in der Kommission und die zweite Lesung im Plenum, die zur Zurückverweisung an die Kommission führte, beseitigten vollends jeden Zweifel daran, daß man es mit einer nicht allein grundsätzlichen, sondern auch „faktiösen" Opposition zu thun hatte, und wenn die protokollierten Erklärungen und Anträge der konservativen Opponenten vielleicht noch einem Zweifel an diesem ihrem Charakter Raum gegeben hätten, so sorgte die Presse der Oppositionsparteien und ihre sonstige organisierte Agitation im Lande für eine Aufklärung aller Unklarheiten. Es braucht hier vorläufig auf die einzelnen Thatsachen nicht eingegangen zu werden, sie sind noch frisch in aller Gedächtnis.

Schon in dem Rest der zweiten und in der dritten Lesung der Vorlage im Plenum waren allerdings die Führer der Oppositionsparteien sichtlich bemüht, die Ablehnung so darzustellen, als entspringe sie aus rein sachlichen, in dem Kanalprojekt selbst liegenden Gründen, und vollends nach der Entscheidung bietet ihre Presse alles auf, die Geschichte in dieser Beziehung zu fälschen. Es wird ihr das zunächst der Masse der Parteigenossen gegenüber auch wohl gelingen, aber die Geschichte, die die Wahrheit sagt, wird diese konservative Kanalkampagne zu würdigen wissen als das, was sie wirklich ist, als das, für was auch die Krone und ihre

Digitized by Google

Räte sie erkannt und bisher behandelt haben: als eine gegen die Krone gerichtete Kraftprobe der neuen preußischen Junkerpartei, die aufgehört hat, konservativ zu sein. Wer die gegenwärtige Lage nicht ganz falsch beurteilen will, darf das keinen Augenblick außer acht lassen. Sollte das Staatsministerium, was nicht unwahrscheinlich ist, es für opportun halten, jetzt selbst die Erkenntnis dieses besondern, durch und durch unkonservativen Charakters der Opposition der jetzigen Konservativen in Preußen zu leugnen, so wird es sich selbst und leider auch die Krone vor dem ganzen Lande und vor allen Parteien ins Unrecht setzen, und jede weitere Woche seiner Amtsführung wäre ein Unglück.

Die neue preußische Junkerpartei — auf den Namen kommt wenig an — ist das Ergebnis des jahrelangen Zusammenwirkens von zwei Bewegungen: dazu gehört erstens die von uns oft gekennzeichnete und beklagte Fronde gegen den sogenannten „neuen" Kurs — konkreter ausgedrückt: gegen Wilhelm II. —, eine Agitation, die sich teils mit Recht, teils zu Unrecht mit dem Namen Bismarck in Verbindung zu bringen pflegte, und als deren offenster, ehrlichster und verbittertster Vertreter Graf von Limburg-Stirum zu betrachten ist; die andre Bewegung in Altpreußen geht von dem extremen demagogischen und agitatorischen Agrariertum aus, das im Bunde der Landwirte unter Plötz und Wangenheims Führung und mit der thatsächlichen Unterstützung von Kanitz, Mirbach und Kardorff so üppig ins Kraut geschossen ist, und das in mancher Beziehung reaktionär aber in keiner konservativ genannt werden darf. Die Fronde gegen den neuen Kurs und das extreme Agrariertum haben mit einander den konservativen Geist in Preußen korrumpiert und vorläufig vernichtet. Das Agrariertum allein hätte den Sieg über die wirklich konservative Gesinnung unter den altpreußischen gebildeten Landwirten und vor allem auch im preußischen höhern Beamtentum niemals in dem Grade, wie es der Fall gewesen ist, zu erringen vermögen ohne den kräftigen Vorspann der Fronde.

Es ist in den Grenzboten seit Jahren auf die traurige Verwüstung aufmerksam gemacht worden, die dieses Zusammenwirken frondierender Aristokraten und Würdenträger mit der Agrardemagogie in dem konservativen und auch dem monarchischen Empfinden östlich der Elbe angerichtet hat und noch anrichtet. Die Notlage, in der ein großer Teil gerade der Rittergutsbesitzer war, und die mehr oder minder schwere Zeit, die alle durchmachen mußten, hat diesen verhängnisvollen Einflüssen den Boden vorbereitet und die Herzen nur zu sehr zugänglich gemacht. Die einseitigen sozialistischen Doktrinen, in die sich die Staatswissenschaft in vorlautem Selbstbewußtsein gerade in Preußen immer mehr verrannte, hat reichlich zur Verbreitung der wirtschaftspolitischen Irrtümer beigetragen, die jetzt als festsitzender Aberglaube an den bösen Willen der Staatsgewalt, die helfen soll und kann, aber nicht helfen will, die Landwirte fanatisiert. Wir haben diese Korruption der öffentlichen Meinung, des politischen, monarchischen, patriotischen Empfindens in einer Bevölkerung, die besonders berufen erscheint und heute noch besonders befähigt ist zur Pflege eines maßvollen, unabhängigen, vornehmen und liberalen Konservativismus, kommen sehen Schritt für Schritt und sie bekämpft, so weit das uns zustand. Wir sind jetzt am wenigsten überrascht, wenn in der Ablehnung der Kanalvorlage, in der die konservativen Landtagsabgeordneten in vollster Übereinstimmung mit ihren Wählern waren, diese Korruption zum klaren Ausdruck gekommen ist und wenn die konservativen Abgeordneten, die sie nicht zum Ausdruck gebracht haben, im offnen Widerspruch mit ihrer Wählerschaft sind.

An sich betrachtet, d. h. abgesehen von dem ihr der Wahrheit gemäß zuzusprechenden Charakter als Kraftprobe in dem bisher dargelegten Sinne, war die

Digitized by Google

Kanalvorlage ganz und gar nicht dazu angethan, ihrer Ablehnung durch die Mehrheit der konservativen Parteien die Bedeutung eines ernstern Konflikts zu geben. Selbst die Dringlichkeit des Bedürfnisses, die die Regierung von vornherein sehr scharf betonte, war dafür kein Grund. Bei einem Projekt, dessen Ausführung ein halbes Menschenalter erfordert, konnte selbst im Fall großer Dringlichkeit nicht gar so viel darauf ankommen, ob die Bewilligung durch den Landtag in dieser Session oder erst 1900, 1901 oder auch 1902 erfolgte. Gebaut wird der Kanal doch werden, das sagten ja die Minister selbst. Daß er jetzt abgelehnt wurde, war an sich durchaus nicht so tragisch zu nehmen. Es sind manche Fortschritte durch die Regierung nicht auf den ersten Hieb durchgesetzt worden. Eine gewisse Bedächtigkeit und Vorsicht im Fortschritt ist den Konservativen ja auch nicht zu verdenken.

Aber die Sache, die die Vorlage wollte, trat von vornherein und je länger je mehr in den Hintergrund gegenüber der Kraftprobe, die das Junkertum zu machen sich anschickte. Schon die etwas eigentümliche Bemerkung des Ministers von Miquel bei der ersten Lesung, daß die Ablehnung das gute Verhältnis der Regierung zu den konservativen Parteien nicht zu trüben brauchte, deutete darauf hin, was in der Luft lag. Herr von Miquel wollte der Kraftprobe ausweichen, damals und später. Es wäre vielleicht klüger gewesen, wenn das Staatsministerium und auch der König den Junkern den Gefallen nicht gethan hätten, sich ihnen zu stellen — freilich nicht im Sinne, in dem Herr von Miquel es wahrscheinlich meinte. Der Verlauf der Verhandlungen, das Verhalten der konservativen Opposition in und außer dem Hause, der bis zum Hohn und bis zur Beleidigung sich steigernde Ton der Angriffe gegen die Regierung hat diese veranlaßt, die Kraftprobe anzunehmen. Wenn auch die Reden des Kaisers im Ruhrrevier noch nicht dahin gedeutet werden sollten, die Erklärungen der Minister, namentlich auch des Ministerpräsidenten, in den Schlußverhandlungen vom 19. bis 22. August lassen gar keine andre Deutung zu.

Und das Ergebnis war die ausgesprochne Niederlage der Krone — nicht in der Einzelfrage des Kanalbaus, sondern in der Kraftprobe mit dem Junkertum. Die dadurch geschaffne Lage aber bringt die Bedeutung der Phase, bei der die mit unabweisbarer Gewalt näher rückende entscheidende Krisis in Preußen und im Deutschen Reiche heute angelangt ist, zum erschreckend klaren Ausdruck: die völlige Unsicherheit, ja Hilflosigkeit der Krone gegenüber der Verirrung der öffentlichen Meinung und der Entartung des politischen Gewissens im Volke.

Daß das sich wirklich so verhält, darüber ist kein gebildeter Staatsbürger, auch kein Höfling und kein Staatsminister im Zweifel, und die Spatzen, die ungebildeten, schreiens von den Dächern. Leider wissen Höflinge und manche Staatsminister in besondern Grade, was sich schickt; sie sagen nicht, was sie wissen, wenn es oben verletzen könnte. So kann es kommen, daß der Monarch allein nicht weiß, was alle wissen. Möchte der Himmel geben, daß der König von Preußen diesmal endlich erfahren hat, was die ganze Wahrheit ist, daß er mit Schmerz und Staunen seine augenblickliche Machtlosigkeit gegenüber den Parteiagitationen erkannt hat und sich sagt: So, wie bisher, gehts nicht weiter! — Nur jetzt kein Vertuschen und Schönfärben nach oben, kein Flunkern und kein Versteckspielen nach unten. Dem Kaiser und dem Volk muß es klar werden, daß wir so den großen Aufgaben, die die Zukunft uns stellt, nicht gewachsen sind. Die Entartung des Konservatismus in Preußen zum siegreich frondierenden Junkertum, das Herabsinken des deutschen Liberalismus zu der Karikatur, wie er sich in der Demonstration des Reichstags gegen den Schutz der Arbeitswilligen entpuppte, die dauernde Etablierung des Ultramontanismus als herrschende Macht

Digitized by Google

im neuen Deutschen Reich, das ist doch eine Konstellation, die Kaiser, Fürsten, Minister und Volk aufwecken sollte zu der ehrlichen und rücksichtslosen Selbstzucht, die den Starken nie beschämt, der der Schwächling aber immer ausweicht. Es herrschen im Volke schon die tollsten Vorstellungen über die Ehrlichkeit, Mannhaftigkeit und Sachlichkeit der Ratgeber der Krone. Es wäre trostlos, wenn diese Ideen durch den weitern Verlauf der sogenannten Krisis noch mehr befestigt und ausgebildet werden sollten.

Nach ihrer Niederlage hatte die Regierung zunächst in der Rede des Ministerpräsidenten beim Schluß des Landtags am 29. August gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Sie hat das Bedauern über die Ablehnung des Kanals und die Erwartung ausgesprochen, „daß die Überzeugung von der Notwendigkeit und Bedeutung des Kanals im Volke immer mehr Boden fassen, und daß es schon in der nächsten Session gelingen werde, eine Verständigung darüber mit dem Landtage der Monarchie herbeizuführen.“ Auch wenn sie noch so sehr von der Überzeugung durchdrungen war, daß die siegreiche Opposition der konservativen Partei weit mehr bedeutete, als die Verschiebung des Kanalbaus, konnte sie gar nichts andres machen, als gute Miene zum bösen Spiele. Für ihr formelles Verhalten dem Abgeordnetenhause gegenüber konnte nur die einfache Thatsache der Ablehnung eines einzelnen Kanalprojekts durch die Majorität maßgebend sein. Deshalb schon war die Auflösung des Hauses, die man unbegreiflicherweise von liberaler Seite gewünscht und erwartet hatte, ganz ausgeschlossen. Die Regierung hätte keinen größern Fehler begehn können. Sie hätte die Leute ins Recht gesetzt, die dem Volke jetzt schon vorreden, nicht die Sache, sondern des Kaisers ausgesprochner Wille gebe den Vorlagen der Regierung ihre Bedeutung. Die Verwirrung der öffentlichen Meinung wäre nur größer, die Zahl der Kanalfeinde im Landtage ganz gewiß nicht kleiner geworden.

Dann folgte der Erlaß des Staatsministeriums an die Oberpräsidenten vom 31. August in nachfolgendem Wortlaut:

„Die königliche Staatsregierung hat zu ihrem lebhaften Bedauern die Wahrnehmung machen müssen, daß ein Teil der Beamten, welchen die Vertretung der Politik Sr. Majestät des Königs und die Durchführung und Förderung der Maßnahmen der Regierung Sr. Majestät obliegt, sich dieser Pflicht nicht in vollem Maße bewußt ist.

„Nicht nur die höhern politischen Beamten, sondern auch die königlichen Landräte dürfen sich in ihrer amtlichen Thätigkeit nicht durch die Stimmungen ihrer Kreise und die Meinungen der Bevölkerung über die Maßnahmen der Regierung Sr. Majestät beirren lassen; sie sind berufen und verpflichtet, die ihnen bekannten Anschauungen derselben zu vertreten und die Durchführung ihrer Politik, insbesondre in wichtigen Fragen, zu erleichtern und das Verständnis für dieselben in der Bevölkerung zu erwecken und zu pflegen. In allen Beziehungen, in welche sie durch ihre amtliche Stellung mit dem öffentlichen Leben gebracht werden, haben sie sich gegenwärtig zu halten, daß sie die Träger der Politik der Regierung Sr. Majestät sind und den Standpunkt derselben wirksam zu vertreten haben, unter keinen Umständen aber auf Grund ihrer persönlichen Meinungen die Aktion der Regierung zu erschweren berechtigt sind. Sie würden im andern Falle durch ihr Verhalten die Autorität der Staatsregierung schwächen, die Einheitlichkeit der Staatsverwaltung gefährden, ihre Kraft lähmen und Verwirrung in den Gemütern hervorrufen. Ein solches Verhalten steht mit allen Traditionen der preußischen Verwaltung im Widerspruch und kann nicht geduldet werden. Wir vertrauen, daß es genügen wird, die

politischen Beamten hierauf mit Ernst und Bestimmtheit hinzuweisen, und hoffen, daß nicht wieder ein Anlaß geboten werden wird, weitergehende Maßnahmen zu treffen."

So sehr die Ermahnung der Beamten am Platz war, im Hinblick auf die seit langer Zeit zu Tage getretne Gefolgschaft der Fronde und des extremen Agrariertums unter den Beamten ihre Pflicht zu thun, so konnte man den Erlaß doch immer nur auf die Kanalkampagne beziehn, solange die Regierung nicht klar aussprach, was sie wirklich meinte. Auch die im Schlußsatz angedeuteten „weitergehenden Maßnahmen" mußten als durch die Kanalgegnerschaft bestimmter Beamten veranlaßt angesehen werden. Auch die gleich darauf in der im Ministerium des Innern erscheinenden „Berliner Korrespondenz" veröffentlichte Begründung dieser Maßnahmen ließ keine andre Auffassung zu, als daß die inzwischen zur Disposition gestellten Verwaltungsbeamten — soweit bisher bekannt geworden ist, durchweg Abgeordnete, die gegen die Kanalvorlage gestimmt haben — wegen ihrer Opposition speziell in der Mittellandkanalfrage gemaßregelt würden.

Wir müssen angesichts dieser, vorläufig etwas verwunderlich erscheinenden Vorgänge kurz auf das zurückkommen, was wir am 22. Juni in den Grenzboten sagten: „Man hat in widerlich versteckter, unwahrhafter Weise in der sogenannten liberalen Presse anläßlich der Kanalvorlage darauf hingedeutet, daß die Regierung die opponierenden Landräte, Regierungspräsidenten und andre höhere Beamten durch Maßregelungen oder doch durch das Drohen mit solchen zur Raison bringen könnte. Wir würden einen Druck von oben ad hoc für das Dümmste halten, was man im Augenblick machen könnte, ganz abgesehen davon, daß das preußische Staatsministerium in seiner derzeitigen Zusammensetzung gar nicht in der Lage ist, mit gutem Gewissen das reaktionäre und agrarische Junkertum in der ihm untergestellten Beamtenschaft zu verfolgen."

Daß sich eine Anzahl Landräte und Regierungspräsidenten politisch so verhalten haben, daß sie schon längst hätten zur Disposition gestellt werden müssen, wenn sie dieses Verhalten nicht bleiben ließen, steht ganz gewiß fest. Aber es steht ebenso fest, daß dieses Betragen bis zur Ablehnung der Kanalvorlage im Abgeordnetenhause von den maßgebenden Ministern nicht nur nicht gebührend zurecht gewiesen, sondern durch vielfache, augenfällige Kapitulationen vor dem agrarischen und junkerlichen Ansturm geradezu ermutigt und großgezogen worden ist. Weder Herr von Hammerstein noch Herr von der Recke und am wenigsten Herr von Miquel hatte ein Recht, den Junkern ihren Übermut, auch wenn sie Landräte sind, im Ernst zum strafbaren Vorwurf zu machen. Wie konnten sie — so hört man jetzt natürlich fragen — die Entfernung der Beamten, die gegen den Mittellandkanal gestimmt haben, von ihren Posten zulassen, ohne selbst ihre Posten zu räumen? Wie kann man die Männer, die zufällig an der Schlußabstimmung über den Kanal teilgenommen und mit nein votiert haben, maßregeln und die zahlreichen höhern Beamten, die seit Jahren im Sinne der Fronde und des extremen Agrariertums gesprochen und gestimmt haben, unbehelligt lassen, weil sie nur gerade nicht an der Ablehnung der Kanalvorlage unmittelbar durch ihr Votum im Abgeordnetenhause beteiligt waren?*)

*) Dabei ist doch eins zu bemerken, was man ganz zu übersehen pflegt. Von dem Moment an, wo sich der Monarch persönlich für die Kanalvorlage eingesetzt hatte, blieb den Verwaltungsbeamten im Abgeordnetenhause gar nichts andres übrig, als sich der Abstimmung zu enthalten, wenn sie nicht mit Ja stimmen wollten. Wer mit Nein stimmte, der stimmte nicht nur gegen die Regierung, sondern auch gegen den König. Das aber war einfach eine Disziplinlosigkeit und konnte nur mit der Entfernung aus dem Amte beantwortet werden. A. d. R.

Digitized by Google

Wir stehn im ersten Anfangsstadium der Krisis. Da sind Unbegreiflichkeiten und Fehler vielleicht nicht zu vermeiden. Das System Miquel mit seinen fortgesetzten Verbeugungen gegen die Agrarier hat zwar nicht die Korruption des preußischen Konservatismus überhaupt verschuldet, aber erleichtert hat es sie entschieden ganz bedeutend. Und wenn dieses System — die Person, nach dem es genannt werden muß, mag ja sehr gute, nur ganz unklare Absichten haben, soll auch hier gar nicht getroffen werden — unzweifelhaft einen guten Teil der Schuld an der augenblicklichen Lage der Krone Preußen hat, so wird es wahrscheinlich auch bei dieser sehr unerfreulichen Lage sein Bewenden haben, solange das System fortbesteht, solange nach ihm fortgewurstelt wird. Und wenn nur wenigstens nicht des Königs Name in aller Munde wäre, wo diese Unbegreiflichkeiten und Fehler besprochen werden. Seit Jahren aber deckt die Regierung nicht die Person des Monarchen, sondern sich durch den Monarchen. Unter hundert Leuten, die das Volk für Wissende hält, sagen ihm heute neunzig: Der König ist natürlich selber schuld, er hört ja auf keinen Rat. Und die übrigen zehn vom Hundert halten den Mund dazu, auch die Beamten und die Minister.

Daß der Kaiser persönlich eine große und heilsame, konservativ und doch vorwärts führende Politik will, daß er hoch steht über dem kleinlichen Interessengeist des heutigen Parteilebens, und daß er an hingebender Pflichttreue hinter dem besten altpreußischen Beamten nicht zurücksteht, an Willenskraft alle überragt, mit dieser Überzeugung hat die augenblicklich so unerfreuliche Lage in Preußen natürlich gar nichts zu thun. Und das ist, wie die Verhältnisse bei uns liegen, immerhin ein großer Trost. Wir haben nie daran gezweifelt, daß die dunkeln Punkte in dem glänzenden Erbe, das Wilhelm II. vor elf Jahren antrat, ihn schwere Kämpfe und auch Niederlagen durchzumachen zwingen würden, bevor er mit sicherer Hand das Staatsschiff in den rechten Kurs gebracht haben würde. Aber fort mit allen denen, die ihn hindern, aus den Niederlagen zu lernen und die Fehler zu erkennen, die gemacht worden sind. *β*

Das Züchtigungsrecht der Schule. Wir haben noch kein Schulgesetz, wir haben immer nur Erlasse der Unterrichtsbehörde, und zur Abänderung eines Erlasses genügt ein neuer Erlaß. Man braucht darum nicht erst die schwerfällige Gesetzgebungsmaschine in Bewegung zu setzen. Von heute auf morgen kann der jüngste Erlaß über das Züchtigungsrecht des Lehrers geändert werden, wie er im Verlauf der Jahre schon öfters geändert worden ist.

Zu begrüßen ist an der Verfügung auf alle Fälle die milde Gesinnung, die sich von der strammen Art des Vorgehns auf andern Gebieten wohlthuend abhebt. Auch ist nicht zu leugnen, daß er die Lehrer wieder einmal zur Einkehr bei sich selbst zwingen, daß er ihnen die Überlegung von neuem nahelegen wird, den Bakulus nicht als einen Ehrendegen zu betrachten. Nach einer Seite hin aber bedarf der Erlaß entschieden einer Ergänzung. Was soll mit den Schülern geschehen, die sich an eine milde Behandlung nicht gewöhnen können? Denn es giebt solche Schüler, und zwar mehr, als man im großen Publikum anzunehmen pflegt. Es zählen dazu namentlich all die Kinder, die schon vor dem Betreten des Schulhauses im Elternhause einer allzu strengen Zucht unterworfen waren. Wo der Knabe schon im zarten Kindesalter die schwere Hand des Vaters gefühlt, wo das kleine Töchterchen schon in der Wiege unter dem allzu lockern Handgelenk der Mutter gelitten hat, da wird es dem Lehrer nicht leicht werden, „mit der Rute“ auszukommen, zumal da doch diese Kinder bei der Heimkehr immer noch der Knüttel erwartet. Gewiß, wenn erst die Eltern die schöne Kunst erlernt haben, ohne harte

Digitized by Google

Strafen zu erziehen, dann, ja dann dürfte wohl auch der Lehrer hoffen, mit den mehr symbolischen Zuchtmitteln auszukommen, wie sie durch die Verfügung vorgesehen sind. Dem sogenannten hartschlägigen Kinde flößt man zunächst nur durch harte Schläge Achtung ein, und ein solches Unglückswesen schätzt die Hiebe, die es von denen empfängt, die sich um sein Seelenheil bemühen, nach ihrer Wirkung ab und respektiert den am meisten, der die kräftigste Wirkung erzielt.

Dieser Art von falsch erzognen Kindern begegnet man vornehmlich in der Volksschule. Die höhern Schulen haben es eher mit der entgegengesetzten Gattung, mit den zu mild erzognen, oder besser gesagt: mit den verzognen Kindern zu thun. Denn eine milde Erziehung an sich braucht nicht nachteilig zu sein, sie ist erst verderblich, wenn sie nicht durch die sittliche Kraft des Erziehers, durch die Beharrlichkeit seines Willens, durch Vernunft geleitet wird. Denn wo diese Eigenschaften fehlen, da suchen die Eltern gar bald nach äußern Stützpunkten und rufen fremde Geister herbei, um es mit ihnen allerdings hinterher nicht viel anders zu machen wie der lebensmüde Greis mit dem um Hilfe angegangnen Tode. Und der fremden Geister giebt es eine ganze Zahl; es sind nicht etwa bloß die Lehrer und die Gouvernanten und Bonnen; es gehört dazu der Schornsteinfeger ebensogut wie der Schutzmann, es gehört dazu der Landstreicher und nicht zuletzt sogar der Hund. Sie alle sind dazu berufen, erziehlich auf das junge Geschöpf einzuwirken. Wie oft wird die Scheu vor den Tieren, die Furcht vor dem Polizisten, der Widerwille vor dem Anblick des Armen, wie oft eine falsche Vorstellung von der Schule auf diese Weise in die junge Seele hineingetragen. Nicht leicht dürfte mans in den gebildeten Kreisen Englands hören, daß der Schutzmann als der Rächer aller Sünden, der Lehrer als ein Zuchtmeister der Jugend hingestellt wird. Und wie wenige Mütter mag es dagegen in Deutschland geben, die keinem ihrer Kinder jemals mit der Schule gedroht haben! Und nun kommt das Bürschchen in die Schule und erwartet die ersten Schläge, und der Vater geht wohl gar den Lehrer mit Bitten an, den Jungen recht streng zu behandeln, und die Mutter vollends, wenn sie bei ihrer ersten Erkundigung eine unerwartet gute Auskunft erhält, legt dem zufriednen Magister ihre häuslichen Beschwerden über den Sprößling ans Herz und ruft die Mächte der Schule dagegen zur Sühne auf.

So tritt nicht selten und nicht etwa bloß von seiten der Eltern an die Schule die Forderung heran, in die Erziehung des Kindes einzugreifen. Gewiß wirkt die Schule erziehend, aber nicht so unmittelbar, nicht so beständig und nicht so nachdrücklich wie das Haus. Die höhere Schule zumal erzieht vornehmlich durch den Unterricht. Die dauernde Unterweisung, das Vorbild namentlich hat das Haus zu liefern. Wo es hieran fehlt, da ist die Schule machtlos. Das Haus muß so beschaffen sein, daß die Schule an ihm eine Stütze hat; das gute Haus aber kann nur den Wunsch haben, daß die Schule seinen Einfluß nicht störe. Wo aber das Haus, statt den Einfluß der Schule zu stützen, ihn stört, wo sich die Eltern gar mit dem Kinde gegen den Lehrer als eine ihnen feindliche Macht verbinden, da erscheint die Sorte von Schülern, mit denen der neuste Züchtigungserlaß gar nicht rechnet. Und in der That sollte auch die Schule damit nicht zu rechnen haben. Solche Elemente sind selten, nimmt der Erlaß an; aber schon ein räudiges Schaf verdirbt die ganze Herde. Und darum mußten die vorgesetzten Behörden, die für die Allgemeinheit ein mildes, liebevolles Regiment wünschen, auch notwendig die Ausschließung des Kindes aus der Gemeinschaft befürworten, das ein mildes Regiment nicht verträgt, das für sich eine besondre, eine härtere, jedenfalls eine ganz individuelle Behandlung verlangt.

Digitized by Google

Die Leitung der Massen, auch gerade der Jugend, ist eine Kunst, die in der Vollendung, wie sie der neuste Erlaß bei den Lehrern voraussetzt, beim besten Willen nicht von allen erreicht wird. Jugend hat keine Tugend, und was uns Alten Achtung einflößt, das imponiert unsern Kindern noch lange nicht. Der allverehrte Hochschulprofessor, der gefürchtete Staatsanwalt, der Regimentskommandeur, sie alle dürften vor einer Schulklasse ihre gewohnte Macht völlig einbüßen, es sei denn, daß Staatsanwalt und Oberst mit dem gebräuchlichen, ihre Machtbefugnisse verbürgenden Apparat aufträten.

Der unerzogne Schüler drängt den Lehrer von seiner eigentlichen Aufgabe ab und zwingt ihn auf eine falsche Bahn. Die Beschäftigung mit den besten Erzeugnissen vorbildlicher Geister, der eine jede gut geleitete Anstalt erfüllende ideale Sinn, der Wetteifer im Ringen mit strebenden Genossen, das alles versagt bei solchen Schülern seine erziehliche Wirkung, und strafende Rede, zornige Drohung, äußerliche Zuchtmittel sind an der Tagesordnung. Die Schule, die bei uns den Menschen acht bis zwölf Jahre hindurch in seinem ganzen Wirken und Denken in Anspruch, vielleicht viel zu sehr in Anspruch nimmt, kann nun einmal die Verantwortung für die Gemüts- und Willensbildung der ihr anvertrauten Zöglinge nicht ablehnen, aber sie kann nicht in sechs Stunden täglich Einflüssen entgegenwirken, die sich in der übrigen Zeit geltend machen, zumal da diese ihrer Mehrzahl nach verführerisch erscheinen müssen neben der ernsten Art der Schulerziehung. Die notwendige Folge davon, sollte man meinen, wäre bei der Aufnahme in die Schule, bei Versetzungen und schließlich bei der Entlassung eine besondre Rücksicht auf die Charakterentwicklung der Schüler. Allein die Vielseitigkeit der heutigen Anforderungen, der Massenunterricht, dazu auch noch eine weitgehende Milde gegenüber der Jugend erlaubt es mitunter nicht, bei befriedigenden Leistungen die begleitenden Umstände, den die Grundlage bildenden wissenschaftlichen Sinn, den sittlichen Ernst allzustark in Betracht kommen zu lassen. Und gar zur Ausschließung eines Schülers in der Mitte seiner Laufbahn möchte man aus allerlei Rücksichten nur schwer schreiten, oft ja aus berechtigten Rücksichten auf die Zukunft des Schülers, die Lage der Eltern, ja sogar auf den Ruf der Anstalt.

Gewiß wäre es bedauerlich, wollte man einem jungen Menschen auf einer so frühen Stufe der Entwicklung schon die Möglichkeit der Umkehr versagen, es sei denn, daß es sich um Fälle gänzlicher Entartung handelt. Für die häufiger anzutreffenden Opfer einer falschen Erziehung werden edeldenkende Pädagogen nimmermehr eine so harte Maßregel billigen. Was sie aber verlangen können, das ist und bleibt die Befreiung der wohlerzognen Masse von den störenden Elementen, ohne daß diese darum geschädigt werden. Giebt man ja doch in letzter Zeit die geistig zurückgebliebnen Kinder zu ihrem eignen Besten in besondre, zu diesem Zwecke eingerichtete Anstalten, warum nicht auch die in ihrem Charakter angekränkelten. Freilich müßten sie, wie jene, ungewöhnlich befähigte Lehrer erhalten, Lehrer, die sich an den allgemeinen Anstalten schon besonders bewährt haben. Man kann nicht jedem Lehrer ohne weiteres die Fähigkeit zumuten, die Bestie im Menschen zu zähmen. Woran es liegt, daß dies dem einen, vielleicht äußerlich unscheinbaren Manne gelingt und dem andern nicht? Wären die erforderlichen Eigenschaften in ein Schema zu bringen, man hätte es längst wohl in allen Schulen angeschlagen, und die Lehrer würden sämtlich bestrebt sein, sich in heißem Bemühen das Erforderliche anzueignen. Aber noch ist es keiner Schulbehörde, noch ist es keinem Pädagogen gelungen, die Formel zu finden. Noch soll es einzelne Schüler und darum ganze Klassen geben, die es vermögen, einen gesellschaftlich und wissenschaft-

Digitized by Google

lich hochstehenden, hochachtbaren und hochgeachteten Mann zum Spielball ihrer Launen, zum Gegenstand des Spotts, ja wohl gar zum frühzeitig hinsiechenden Opfer seines Berufs zu machen. Ist es denn nicht genug, von einem Lehrer, abgesehen von der wissenschaftlichen Durchbildung, die Fähigkeit zu verlangen, eine größere, mitunter sogar übermäßig große Zahl von normal vorgebildeten und normal erzognen Schülern zu stundenlanger Aufmerksamkeit und regelmäßigem Fleiß anzuhalten, ohne Polizei, ohne Kriegsartikel, ohne Amtskleidung, nur durch die Macht seiner Persönlichkeit? Der Gymnasiallehrer in Rußland hat seinen Degen, der französische Oberlehrer seinen Pion zur Seite, durch den ihm die Handhabung der Disziplin abgenommen wird. Wir wollen diese Einrichtung keineswegs als nachahmenswert für uns hinstellen, wir erwähnen sie nur als Beweis für die Schwierigkeit der dem Lehrer zugemuteten Aufgabe.

Bei uns zu Lande ist doch der größte Teil des Lehrerpersonals imstande, aus eigner Kraft die ihm anvertraute Jugend richtig zu leiten und zum vorgeschriebnen Ziele zu führen. Allein trotz der anerkannten Tüchtigkeit der Jugenderzieher und trotz der nie rastenden Arbeit an ihrer Vervollkommnung ist doch nicht zu leugnen, daß das Verhältnis zwischen Schüler und Lehrer gerade in unsern höhern Schulen und namentlich in den obern Klassen nicht überall besonders erfreulich, nicht ein Verhältnis offnen Vertrauens, nicht das der unbedingten Hingebung, nicht das der Hochschätzung und Verehrung ist. Mangel an Selbstkritik würde den Lehrern vorgeworfen werden dürfen, wollten sie alle Schuld von sich abwälzen. Gewiß giebt es in Kollegien von zwanzig und mehr Lehrern bisweilen auch solche, die sich in der Wahl ihres Berufs vergriffen haben. Gewiß giebt es wohl auch einige darunter, die sich allzu gewaltsamer Mittel bedienen müssen, um ihrer Persönlichkeit die nötige Geltung zu verschaffen. Aber dem richtigen Leiter wird der Magister plagosus, werden die minder Fähigen nicht lange verborgen bleiben, und er wird durch geschickte Anordnung des Lehrplans, durch vermehrte Beobachtung, durch unablässige Unterweisung unter Zuhilfenahme des andern Personals den etwaigen Schaden einzuschränken verstehn. Freilich, um dieser seiner Aufgabe gerecht zu werden, müßte der Anstaltsleiter mehr noch als bisher von andern Arbeiten entlastet werden. Vor allem aber dürfte gerade den Lehrern ein ausreichendes Ruhegehalt nicht bis zu einem Lebensalter vorenthalten werden, wo sich auch bei den Leistungsfähigern durch körperliche oder geistige Gebrechen schon eine Schädigung der Persönlichkeit eingestellt hat. Genug, nur unter günstigen Bedingungen wird, wie der neuste Erlaß es will, „der religiös-sittliche Charakter des Lehrers, seine gewissenhafte Pflichterfüllung, seine ernste und zugleich liebevolle Behandlung der Kinder, sein gediegner Unterricht“ allein ausreichen zur erfolgreichen Arbeit an der Förderung des heranwachsenden Geschlechts.

Max Banner

Da der Gedanke laut geworden ist, die Beschwerdebücher abzuschaffen, so bitten wir unsre Leser, die von ihrer Sommerreise zurückgekehrt sind, uns ihre unangenehmen Erfahrungen während der Reise für das Maßgebliche und Unmaßgebliche mitzuteilen. Eine kleine derartige Notiz in den Grenzboten wirkt oft mehr als lange private Beschwerden.

Die Red.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Transvaal

Es ist ja richtig, was Bismarck sagt, daß sich leitende Staatsmänner nicht offenkundig in die Händel fremder Staaten mischen sollen, wenn sie die Mittel, ihre Absichten durchzusetzen, nicht bereit in der Hand haben. Aber wenn es schon für den verantwortlichen Staatsmann auch in dieser Beziehung nicht angeht, sich in der politischen Kunst hinter Aussprüche großer Meister zu verstecken, um dem eignen Urteilen und Handeln zu entgehn, so wäre es erst recht verkehrt, wollte man der öffentlichen Meinung verbieten, über niederträchtige und gemeingefährliche Anschläge fremder Staaten gegen fremde Staaten ein Urteil zu fällen. Wo unser Auswärtiges Amt guten Grund hat, zwar nicht die Augen zu schließen, aber doch den Mund zu halten, da kann die deutsche Nation recht wohl die Pflicht haben, den Mund aufzuthun und offen herauszusagen, was sie sieht, denkt und will.

So wenig wir dem britischen Imperialismus gegenüber einen deutschen großgezogen sehen möchten, so scheint uns denn doch der Anschlag Großbritanniens gegen Transvaal dazu angethan, nicht nur das gesunde Gerechtigkeitsgefühl, sondern schließlich auch den Selbsterhaltungstrieb des deutschen Volks zu alarmieren. Nach der brutalen Vergewaltigung deutscher Interessen und Vertragsrechte durch britischen Größenwahn, die wir erst kürzlich auf Samoa erlebt haben, und bei der ganz besondern Feindschaft, mit der der englische Imperialismus alles, was deutsch heißt, behandelt, haben wir allen Grund, der neuen gewaltthätigen Vernichtung fremden Rechts und fremder Selbständigkeit, zu der sich die britische Regierung unter dem Einflusse des Imperialisten Chamberlain und seiner hohen und allerhöchsten Schildträger rüstet, unsre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, den bedrohten Boeren unsre

aufrichtigen Sympathien zu bekunden und den Briten die empfindlichsten, nachhaltigsten Niederlagen zu wünschen.

Das ist freilich wenig genug und leider alles, was wir im Augenblick thun können. Aber unterlassen sollen wir es trotzdem nicht. Wenn vor vier Jahren der deutsche Kaiser in seiner bekannten Depesche an den Präsidenten Krüger die Boeren zur blutigen Zurückweisung des Jamesonschen Einfalls beglückwünschte, so hat er damit den Gefühlen des ganzen deutschen Volks den richtigen Ausdruck gegeben, und es ist sehr fraglich, ob trotz aller ganz erklärlichen Bedenken der zünftigen Diplomatie diese kaiserliche Depesche nicht auch der Ausfluß einer richtigen Politik war. Wenn in England die imperialistische Tollheit noch weiter zunimmt, so wird es gerade dem Deutschen Reiche vielleicht bald sehr erwünscht erscheinen, daß die schwächern unter den Nationen wüßten und vertrauten, es gäbe noch eine starke Nation in der Welt, die ihre Rechte achtet und sie nach Kräften zu vertreten gewillt ist gegen die Vergewaltigung durch die augenblicklich Stärksten. Es steht doch noch nicht so ganz fest, daß es in der zivilisierten Welt ein für allemal aus und vorbei ist mit Gerechtigkeit, Gesittung und Humanität im Verhältnis zwischen Nation und Nation, und daß sich das barbarische, man möchte fast sagen: tierische Ideal der allerneusten Völkerrechtsgelehrten bald verwirklichen wird, wonach der Stärkere den Schwächern von Rechts wegen aufzufressen hat, bis sich zuguterletzt die beiden Stärksten gegenseitig zerfleischen. Und wenn wir Deutschen auch wirklich schon auf der Höhe dieser idealen Vorstellung angelangt wären, könnten wir dann hoffen, die Gefräßigkeit des englischen Barbaren dadurch von uns abzulenken, daß wir ihm zu dem Gewaltakt gegen Transvaal guten Appetit wünschen? Wenn ihm die Vernichtung der südafrikanischen Republik geglückt ist, dann wird er erst recht Lust haben, Deutschland zu vernichten. Das Ceterum censeo, Germaniam esse delendam als schon offen ausgegebne Losung der britischen Imperialisten wird nach dem Niederwerfen Transvaals erst recht mit unzweideutiger Unverschämtheit laut werden, vollends wenn wir uns als Herrn Chamberlains verständnisvolle Schüler aufspielen.

Gott sei Dank giebt es auch in England noch Männer genug, die sich über die augenblickliche Übermacht der imperialistischen Strömung entrüsten, gute Engländer und kluge erfahrne Weltpolitiker, deren Stimme zwar zur Zeit durch die in der Presse stark gefälschte öffentliche Meinung überschrieen wird, die aber trotzdem auf den endlichen Sieg von Vernunft und Gesittung rechnen, und denen wir den Sieg nicht erschweren, sondern von Herzen wünschen und nach Kräften erleichtern sollten.

In einem offnen Brief an den britischen Premierminister, Lord Salisbury, hat kürzlich ein, wie die Zeitungen sagen, angesehener englischer Politiker, Frederick Harrison, dem Imperialismus die Wahrheit ins Gesicht gesagt, und wir Deutschen können sie uns auch gesagt sein lassen.

Digitized by Google

Eindringlich warnt Harrison den Premierminister als das verantwortliche Haupt der Regierung und den Leiter des Auswärtigen Amts davor, zuzulassen, daß das Kolonialamt, d. h. Herr Chamberlain, das Reich in einen ausländischen Krieg stürze. Es sei nicht Sache des Kolonialministers, Kriege zu führen oder Kriege unvermeidlich zu machen. Es wäre ungeheuerlich, wenn eine einfache Verwaltungsmaßregel eine Ministerialabteilung in den Stand setzen dürfte, das vereinigte Königreich unter dem Druck einiger Ehrgeiziger an irgend einem Orte in einen furchtbaren internationalen Kampf zu zerren, worin das ganze Reich all seine Kräfte einsetzen müßte, wenn es nicht selbst durch die gleichzeitige Öffnung aller seiner verwundbaren Seiten in die äußerste Gefahr gegenüber seinen Feinden und Rivalen geraten sollte.

Die meisten Engländer wären im Herzen davon überzeugt, daß dieser Krieg ein ungerechter sein würde, wenn auch nur zu viele von ihnen, obwohl sie diese Überzeugung hätten, trotz seiner Ungerechtigkeit den Krieg wünschten. Es sei nicht wahr, so laut es auch wiederholt werde, daß die große Mehrzahl der Engländer zum Kriege drängte. Lärmende, vordringliche Gruppen von Geschäftsleuten, organisiert und intrigierend für ihre besondern Zwecke, thäten das, aber sie seien nicht die Nation. Auf allen Seiten erhöben sich in ruhiger Form ernste Proteste von Männern aller Parteien. Die Boeren hätten schon alles zugestanden, was ursprünglich von ihnen gefordert worden sei, und selbst mehr als das. Aber bei jedem neuen Zugeständnis werde Sir A. Milner angewiesen, nur weitergehende Forderungen zu stellen, sodaß durch das ganze Transvaal und ebenso in Großbritannien der Eindruck und die Überzeugung hervorgerufen seien, daß man nicht Zugeständnisse von der Republik zu erlangen suche, sondern Unterwerfung, Erniedrigung und den Verlust ihrer Unabhängigkeit. . . . Das einzig wirkliche Ziel bestehe darin, daß man eine große Masse neuer Bürger dem fremden Staate aufzwingen wolle, nur damit sie dann ihr neues Vaterland, dem sie eben Gehorsam und Treue geschworen hätten, verraten sollten.

Das sei kein Unterhandeln, das sei Krieg, in dem die Boeren nicht ohne verzweifeltes Ringen und erst nach blutigen Kämpfen nachgeben würden, ein Krieg, der nicht durch einige wenige Siege zu Ende gebracht werden, und dessen Spuren ebensowenig durch einige Versprechungen und Proklamationen verwischt werden könnten, ein Krieg, von dem viele ehrliche und patriotische Engländer selbst aufrichtig wünschten, daß er nicht zum Untergange der Boeren führe.

Wir glauben nicht, daß Herr Harrison noch allzuviel praktischen Erfolg von seinem offnen Briefe erwarten kann. Lord Salisbury hat sich wohl schon zu weit von Chamberlain treiben lassen, aber so wie Harrison, urteilt thatsächlich ein großer durchaus nicht einflußloser Teil des englischen Volks, voll Vertrauen auf den schließlichen Sieg der Vernunft, Männer, die auch mit Deutschland in Frieden leben wollen, Deutschlands größere Anteilnahme an

Digitized by Google

der Weltwirtschaft neidlos als berechtigt anerkennen und viel auf das Urteil der Deutschen geben. Es ist gewiß nicht klug, diese verständigen Engländer in den Glauben zu versetzen, wir Deutschen billigten und versuchten dieselben Grundsätze im internationalen Verkehr zu bethätigen, die sie in England mit so offner Schärfe verurteilen. Wir erschweren dadurch der Vernunft den Sieg, wir unterstützen den schlimmsten Feind unsers und des Weltfriedens und der ganzen Menschengesittung.

Mag der immer noch nicht bekannt gewordne Inhalt der Abmachungen zwischen dem Deutschen Reich und Großbritannien über die beiderseitigen Interessen in Afrika die Transvaalfrage berühren oder nicht, wir wollen danach gar nicht fragen. Aber sehr wünschenswert für die Zukunft scheint es uns auf alle Fälle, daß sich das Deutsche Reich nicht etwa durch Überschätzung irgend eines Stücks neuen Kolonialbesitzes, den England ihm irgendwo in Aussicht stellt, verleiten läßt, zur Vernichtung des selbständigen Germanentums in Südafrika das geringste beizutragen, auch wenn es nur durch den Verzicht auf mehr oder weniger moralische Einflüsse geschähe. Ein noch so großer Fetzen wilden Landes mit so und so viel Millionen wilder Bewohner, wie ihn die Engländer uns gnädigst zu überlassen heute geneigt sein würden, kann niemals als Äquivalent für die völlige Unterjochung des niederländischen Elements in Südafrika betrachtet werden. Jeden Fortschritt dieses Elements im Kampf für die Unabhängigkeit von Großbritannien haben wir, solange der angloſächſiſche Imperialismus sein Wesen treibt, als einen reellen Gewinn für unsre eigne Zukunft zu betrachten, jeder Sieg Englands über die Niederländer in Südafrika ist ein verhängnisvoller Schlag für unsre Aussichten auf die überseeische Expansion, die wir von Jahr zu Jahr dringender brauchen.

Es ist in den Niederlanden selbst seit einiger Zeit eine starke Erregung der öffentlichen Meinung über das Vorgehn Englands gegen die Boeren bemerkbar, die ersichtlich nicht allein aus der Sympathie für die Stammesgenossen oder aus idealem Gerechtigkeitsgefühl entspringt. Die Holländer halten die Vernichtung der Südafrikanischen Republik durch England für eine Gefahr für ihre eigne Zukunft. Es wäre zunächst sehr zu wünschen, daß sie dadurch veranlaßt würden, entsprechend dem hohen Wert ihrer Seeinteressen und ihren finanziellen Mitteln die Unterlassungssünden schleunigst gut zu machen, die sie durch die Vernachlässigung ihrer Seemacht und Landmacht begangen haben. Wenn neuerdings in den Niederlauden Stimmen laut geworden sind, die einen engern Anschluß an Deutschland empfehlen, so werden wir freilich gut thun, die Entwicklung dieser Strömung vorläufig mit Vorsicht abzuwartrn, denn in der Geschichte der letzten Menschenalter ist gar nichts verzeichnet, was uns besondres Vertrauen zur Freundschaft Hollands einflößen könnte. Aber die Zukunft steht unter der Herrschaft andrer Konstellationen als die Vergangenheit, und es wäre nur natürlich, wenn die Niederlande und

Digitized by Google

auch andre Mittel- und Kleinstaaten dort Anlehnung suchten, wo sie nicht Verrat, Vertragsbruch und Gewaltthätigkeit zu erwarten haben. Bei der heutigen Isolierung würden die Holländer dem Versuch Englands, sie ihres Kolonialbesitzes zu berauben, ganz ebenso machtlos gegenüber stehn, wie Spanien im letzten Kriege den Vereinigten Staaten gegenüberstand. Nicht einmal eines ernsthaften Angriffs durch Japan würden sie sich allein erwehren können. Und wenn das angelsächsische Kapital das Geschäft einmal für reif und für so gut hält, daß es die Kriegsspesen lohnt, warum sollte es nicht zugreifen? Ein ganz zu Boden geworfnes Holland kann den Briten Deutschland gegenüber sehr gute Dienste leisten, noch viel bessere, als der portugiesische Vertragsbruch gegen Transvaal einer ist.

Man spricht bei uns soviel von einer innern Politik der Sammlung, ohne bisher rechten Erfolg mit dieser Parole gehabt zu haben. Wir wollen hier nicht näher untersuchen, was daran schuld ist. Man sollte aber doch auch einmal eine auswärtige Politik der Sammlung in Betracht ziehn, eine Sammlungspolitik zum Schutz des freien friedlichen Weltverkehrs für die Großen, Mittlern und Kleinen gegen die krankhafte Ländergier, die zur Zeit die Allergrößten befallen hat. Eine solche Sammlungspolitik des Deutschen Reichs wäre vielleicht aussichtsvoller als eine deutsche Eroberungspolitik nach imperialistischer Schablone. Scheut man freilich vor dem Begriff des freien Weltverkehrs, von Freihandel gar nicht zu sprechen, wie der Stier vor dem roten Tuch, so wird man mit ihr wohl kaum bessere Geschäfte machen als mit der innern. Nur eine ehrliche Bündnis- und Vertragspolitik auch gegen die Schwächern kann uns die Expansion ermöglichen, die wir von Jahr zu Jahr dringender brauchen. Das gilt in Südafrika wie in der Levante und in Südamerika.

Wir haben zu den heutigen Leitern unsrer auswärtigen Politik das Vertrauen, daß sie der imperialistischen Doktrin, wie sie sich in Deutschland vordrängt, auf ihre Arbeiten keinen Einfluß gestatten wollen, und daß sie die Tollheit und Unhaltbarkeit der imperialistischen Praxis, wie sie in England herrscht, erkennen. Wenn der deutsche Kaiser im November auf britischem Boden, wie die englischen Zeitungen schreiben, einen freundlichern Empfang erwarten darf, als nach der Vereitlung des Jamesonschen Einfalls, so können wir nur wünschen, daß es ihm erspart bleiben möge, Herrn Chamberlain zur Niederwerfung Transvaals beglückwünschen und die Triumphe des Imperialismus mit feiern zu müssen.

Digitized by Google

Die Ablehnung des Mittellandkanals*)

Von einem Ostelbier

Nachdem am 29. August die parlamentarische Kampagne ihr Ende erreicht und die Erklärung der königlich preußischen Staatsregierung in der gemeinsamen Schlußsitzung des Landtags trotz aller andern Voraussagungen und Androhungen scharfer Maßnahmen nichts andres gebracht hat als die Ankündigung, daß die Vorlage in der nächsten Session wiederkehren würde, geziemt sich wohl noch eine kurze Beleuchtung der Situation mit einem Rückblick auf ihre Ursachen und einem Ausblick auf ihre Folgen.

Es ist bekannt, daß Wilhelm I. vor der Annahme des Kaisertitels die Befürchtung aussprach, Preußen möchte, wenn seine Könige Kaiser würden, zu kurz kommen, indem sich die spätern Herrscher mehr den deutschen Interessen zuwenden könnten. Die Preußen würden dann sagen: „Wir hatten doch früher einen König!" Nun Wilhelm II. weiß die Pflichten des deutschen Kaisers und die des Königs von Preußen vollkommen mit einander zu vereinigen; er ist den Brandenburgern ihr Markgraf und den Pommern ihr Herzog geblieben. Trotzdem aber haben sich die Befürchtungen seines Großvaters in einem gewissen Sinne doch verwirklicht. Bekanntlich wird der preußische Staat nur in einem sehr beschränkten Umfange von dem König und den Ministern regiert. Der König führt selbst den Oberbefehl über Deutschlands Heer und Flotte, ebenso liegt die oberste Entscheidung über die auswärtige Politik in seiner Hand. Außerdem hat er nach den geltenden gesetzlichen Bestimmungen und Gepflogenheiten tagtäglich eine Unsumme von Ernennungen, Patenten, Erlassen usw. durch seine Unterschrift zu sanktionieren; sich um alle Einzelheiten der Verwaltung zu kümmern, dazu fehlt ihm einfach die Zeit, weil der Tag auch für ihn wie für jeden Sterblichen nur vierundzwanzig Stunden hat.

Von den Ministern gilt annähernd dasselbe, ihre Ressorts sind zu groß (z. B. das Kultusministerium mit Kirche, Universitäten, höhern und Volksschulen, Medizinalwesen, Stiftungen usw.), und vor allem kommt die unglückliche bis aufs äußerste überspannte Zentralisation hinzu, die jeden, auch den geringsten Quark vor das Forum der obersten Instanz zieht. Über die

*) Wir bringen diesen Artikel, weil er die wichtige Angelegenheit von einer neuen Seite beleuchtet und aus der Feder eines genauen Sachkenners stammt. A. d. Red.

Digitized by Google

Fülle der zu seiner Entscheidung gelangenden Dinge auch nur einen Überblick zu behalten, ist deshalb für einen Minister, selbst wenn er mit den besten Gaben und mit unermüdlicher Arbeitskraft ausgerüstet ist, schlechterdings unmöglich. Er kann nur einzelnes herausgreifen, die große Mehrzahl der Geschäfte muß er seinen Räten überlassen. Sein thatsächlicher Einfluß auf die Räte ist aber sehr gering, denn sie sind unabsetzbar und auch unversetzbar, weil es bei den Provinzialbehörden keine ihrem Range und Gehalt entsprechenden Stellen giebt; die dreiunddreißig Regierungspräsidenten kommen den Hunderten von Ministerialräten gegenüber kaum in Betracht. Nicht von dem jeweiligen Minister, es sei denn, daß gerade durch Tod oder durch Alterspensionierung eine Vakanz eingetreten wäre, sondern von irgend einem seiner zahlreichen Vorgänger sind sie berufen worden und sie sind sicher, ihn im Amte zu überleben. Obwohl theoretisch nur seine Sekretäre, die ausführen müssen, was er ihnen befiehlt, sind sie in Wirklichkeit die Herren der Situation; das allermeiste geht allein nach ihrem Willen.

Als im Jahre 1866 der Staat Preußen einen bedeutenden Zuwachs erhielt, besetzte man natürlich die leitenden Stellen in den neuen Provinzen mit preußischen Beamten, ebenso natürlich hatte man aber auch das Bedürfnis, an den grünen Tischen der Berliner Ministerien Männer zu haben, die Land und Leute kannten; auch mußten eine Reihe von Mitgliedern der bisherigen nun aufgelösten Landeszentralstellen plaziert werden. So siedelten zahlreiche neuprovinzliche Ministerialräte nach Berlin über; meist waren es jüngere Männer, denn die ältern zogen es vor, unter günstigen Bedingungen in den Ruhestand zu treten. Diese jüngern Räte waren, das muß man anerkennen, tüchtige Leute, die sich nützlich machten und bald fest im Sattel saßen. Nun war es aber in den kleinern Staatsgebilden, aus denen sie hervorgegangen waren, ausnahmslos Regel gewesen, daß zur Beförderung in eine bessere Stelle nicht nur Verdienst, sondern auch gute Empfehlung gehörte. Es lag das in der Natur der Sache, weil man in einem kleinen Lande die Personal- und Familienverhältnisse jedes einzelnen ganz von selbst kannte, und die Beamten mit einander durch wechselseitige Beziehungen verbunden waren. In Preußen lagen vor 1866, als die Verkehrsverhältnisse noch sehr wenig entwickelt waren, die Dinge ganz anders, der Westen war von dem Zentrum ganz abgetrennt, und der Osten lag zu großen Teilen weit ab. Daher mußten schon besonders glückliche Umstände hinzukommen, wenn ein Provinzialbeamter in Berlin besondre Verbindungen und Beziehungen hatte.

Die neuen Ministerialräte verfuhren nun, wer sollte es ihnen verdenken, nach herkömmlich gewohnter Art, sie „empfahlen" nicht nur nach den Akten, sondern auch nach ihren Beziehungen: Verwandte, Freunde und Bekannte und deren Söhne und Neffen, die ihnen wieder von diesen „empfohlen" wurden, und so bevölkerten sich die Ministerialbüreaus immer mehr und derart mit Neuprovinzlern, daß ihnen auch Dezernate über die alten Landesteile über-

Digitized by Google

tragen wurden. Diesen Herren waren aber die Verhältnisse in Ostelbien selbstverständlich nicht bekannt, und da ein Ministerialrat selten aus seinem Büreau herauskommt, und wenn es geschieht, nur zu sehr kurzen Dienstreisen, da sie ihre Urlaubswochen selbstverständlich in der alten westlichen Heimat zubrachten, so beschränkten sich auch die Kenntnisse, die sie erwarben, nur auf den Inhalt der Akten. Land und Leute blieben ihnen fremd, und sie wandten mehr als häufig ihre heimatlichen Anschauungen und Maximen auf Verhältnisse an, die ganz anders lagen, als sie meinten, in einer den thatsächlichen Umständen wenig günstigen Weise. Auch fehlte ihnen zumeist das warme Interesse für die ostelbischen Provinzen. „Preußen" war in ihrer Heimat eher verhaßt als beliebt gewesen, und die staatspolitischen Veränderungen hatten ihnen nicht alle Jugendantipathien aus dem Herzen gerissen. Sie stellten das alte Vaterland mit seinen Einrichtungen turmhoch über das neue und ließen von den ursprünglichen Bestandteilen des neuen etwa noch die westlichen Provinzen, Rheinland und Westfalen, gelten, während ihnen, was rechts von der Elbe oder gar von der Oder lag, als minderwertig erschien.

Dazu kam nun noch die allgemeine Tendenz der damaligen Staatspolitik, den einverleibten Provinzen den Übertritt und das Einleben in die neuen Verhältnisse so vorteilhaft als möglich zu gestalten. Man bevorzugte sie thatsächlich in aller und jeder Beziehung, und die alten mußten zurückstehn. Der angrenzende Westen, ja auch noch die Provinz Sachsen heimsten manche Vorteile dieser Politik ein, namentlich auf dem Verkehrsgebiete, aber der Osten ging völlig leer aus, und doch war er vor 1866 der überwiegend größere Teil des preußischen Staatskörpers gewesen.

Dieser Teil war es, der 1813 die Hauptarbeit gethan hat, und das Preußen von 1866 schlug nicht allein Königgrätz, sondern stellte auch zum Kriege von 1870/71 sowohl überhaupt wie insonderheit aus den gebildeten und bemittelten Schichten ein sehr viel höheres Kontingent von Streitern als das übrige Deutschland und die neuen Provinzen. Der Grund hierfür lag einfach darin, daß damals nur Preußen die allgemeine Wehrpflicht, die alle Stände zum Waffendienst berief, eingeführt hatte und seit der Armeereorganisation von 1859 mehr oder minder jeden gesunden Mann in das Heer einstellte. Auch aus den neuen Provinzen zog 1870 die ganze junge Mannschaft in den Krieg, aber das waren doch nur die Jahrgänge 1867 bis 1870, also noch nicht einmal der erforderliche Bedarf an Reservisten, um die Regimenter auf den Kriegsstand zu bringen; die gesamte Landwehr, die bei Metz, Paris und vor allem unter Werder ihr Blut vergoß, mußte einschließlich der Offiziere fast allein von den ältern Provinzen gestellt werden.

Aber nicht nur die Kriegsleistung kommt in Betracht; auch im Frieden hat das alte eng eingeschnürte Preußen manch schweres Opfer gebracht. Man nannte früher Österreich Deutschlands Schild und Preußen Deutschlands Schwert; um dieses Schwert zu sein und ein entsprechendes Heer unterhalten

Digitized by Google

zu können, war es gezwungen, sehr gewichtige, ja die allermeisten wirtschaftlichen Interessen zurückzustellen; seine Beamten mußten sich mit minimalen Gehältern begnügen, während sich das übrige Deutschland die nationale Landesverteidigung äußerst bequem machte und dann noch dazu über die Hunger- und Bettelpreußen spottete.

Will man nun wirklich glauben, für alles das hätte Ostelbien keine Empfindung, es hätte den Lohn, den es empfing, nämlich hinter die neuen Provinzen zurückgestellt zu werden und auf dem Verwaltungs- und wirtschaftlichen Gebiet gewissermaßen die Rolle des Besiegten zu spielen, ohne jedwede Verbitterung hingenommen? In einer Bevölkerung, die überwiegend Landwirtschaft treibt, treten die Empfindungen nicht derart an das Licht der Öffentlichkeit wie bei einer industriell zusammengedrängten. Aber um so tiefer und bittrer wurzelt der Groll im Herzen.

Man hat sich oft über den herben Ton in den agrarischen Kundgebungen und namentlich dem Grafen Caprivi gegenüber gewundert. Ja, da kam es eben heraus, was die Herzen lange im stillen genährt hatte. Bismarck gegenüber, dem märkisch-pommerschen Junker, dem großen Staatsmann, machten sich die Gefühle nicht derart Luft; aber als sein Nachfolger noch ausdrücklich betonte, daß er keinen Halm und kein Ar sein eigen nenne, fiel die Rücksicht weg. Mögen selbstverständlich manche Übertreibungen von agrarischer Seite vorgebracht sein, thatsächlich ist der Wohlstand in den östlichen Provinzen zurückgegangen, und gegenwärtig empfinden sie die sogenannte Leutenot als einen so schweren Druck wie keinen andern vorher.

Inwieweit die Regierung hier und in andrer Beziehung hätte abhelfen können, z. B. dadurch, daß sie den Zuzug nach dem Westen durch die Anforderung ordnungsmäßiger Unterkunft und Beschulung der Einwandernden erschwerte, das Armenrecht anders regelte usw., wollen wir dahingestellt sein lassen. Darüber aber besteht kein Zweifel, daß man ihr in Ostelbien übereinstimmend vorwirft, sie entbehre nicht nur der Kenntnis der Verhältnisse und damit des Verständnisses dafür, sondern auch des Interesses für den Osten, und zwar vorwiegend deshalb, weil die wichtigsten Ministerialdezernate von Neu- und Westprovinzlern verwaltet würden.

Dabei mag ja ein gutes Stück Partikularismus mitspielen; aber wenn der hannoversche Geheimrat keine Sympathien für das „wendische Ostelbien" hat und sich ihm gegenüber als „Niedersachse," d. h. als reingermanischer höherer Kulturmensch fühlt, so kann man es dem Ostelbier billigerweise auch nicht verdenken, wenn er ihm die Antipathie herzlich zurückgiebt und auf die historische Vergangenheit seiner Heimat und deren Verdienste um Preußen und Deutschland pocht.

So hatte sich im Laufe der letzten Jahrzehnte viel Zündstoff angesammelt, vor allem aber, und das muß zum Verständnis der letzten Vorgänge ganz

besonders betont werden, auf dem Gebiet der Wasserbauverwaltung. Hier ist durch die Regierung viel gefehlt worden. Nicht nur, daß man den Neuforderungen der Gegenwart keine Rechnung trug, man ließ auch verkommen und verfallen, was die Vorzeit durch fürsorgliche Verwaltung geschaffen, und wodurch sie den Wohlstand weiter Landstriche begründet hatte. Die Zustände an der Oder, Spree und Havel spotten seit Jahrzehnten jeder Beschreibung. Ganze Landstriche sind verarmt — und es geschieht nichts, als daß von Zeit zu Zeit ein Projekt aufgestellt wird, Verhandlungen geführt werden, und dann alles beim alten bleibt. Dabei werden den Interessenten Projekte vorgelegt, die auf gänzlicher Unkenntnis der Verhältnisse beruhen, ohne daß man sich herbeiläßt, ihren Rat anzunehmen; außerdem werden ihnen Opfer zugemutet, die ihre Kräfte weit übersteigen. In einem „Die Überschwemmungsschäden und das Landwirtschaftsministerium" überschriebnen Artikel (Nr. 429 vom 24. August 1899) hat das Berliner Tageblatt, dem man wahrhaftig keine Freundschaft für die Landwirtschaft und Ostelbien nachsagen kann, und auf das ich mich deshalb in diesem Falle berufe, die einschlägigen Verhältnisse drastisch aber treffend geschildert. Was wunder, daß ein Schrei der äußersten Entrüstung durch die in Betracht kommenden Provinzen ging, als die Kanalvorlage das Ansinnen an das Land stellte, mehr als dritthalbhundert Millionen für Kanalbauten im Westen zu opfern, während, und das war das schmerzlichste aber auch am meisten zum Widerstand aufreizende, die Regierung den Notständen auf eben und demselben Gebiet im Osten Auge und Ohr wieder gänzlich verschloß. Hierin liegt der Kernpunkt, der eigentliche Fehler, der noch dadurch größer erscheint, wenn man bedenkt, daß dabei auf die Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses, vom Herrenhause ganz zu schweigen, auch nicht die leiseste Rücksicht genommen wurde. Es fehlte an jeder Fühlung mit einem wichtigen Teile des Volkes sowohl wie der Volksvertretung. Beide wären leicht zu haben gewesen, wenn man ihnen auch nur in leisester Weise hätte entgegenkommen wollen, indem man eine Parallelvorlage einbrachte, die die Mißverhältnisse im Oder-, Spree- und Havelgebiet wenigstens einigermaßen beseitigte. Aber dann hätte man auch dem Osten Mühe und Arbeit zuwenden müssen, und dazu war an maßgebender Stelle, nämlich in den Ministerialbüreaus, keine Neigung vorhanden. Nicht die Krone, nicht die Minister haben die Niederlage verschuldet, sondern das büreaukratische System, das eigensinnig seinen Theorien nachgehend sich den wirklichen Bedürfnissen verschloß.

Abgesehen von der kurzen Zeit der sogenannten neuen Ära, als bei Antritt der Regentschaft der damalige Prinz von Preußen und nachmalige König und Kaiser Wilhelm I. das Ministerium Manteuffel entließ, war die konservative Partei in Preußen niemals in dauernder Opposition gegen die Regierung, und die „liberalen" Minister dieser neuen Ära würde man heutzutage ganz gut den Freikonservativen zuzählen können. Bismarck, ursprünglich konser-

Digitized by Google

vativer Parteimann, hat nach 1866 seine Ministerkollegen genommen, wo er sie finden wollte, und mitunter Männer, die, wie z. B. Camphausen, weit eher dem Liberalismus zuzuzählen waren als den Konservativen. Aber er war und blieb der allmächtige konservative Ministerpräsident, und auch unter seinen Nachfolgern behielt das Ministerium eine konservative Färbung. Man kennt es deshalb in Preußen eigentlich gar nicht, daß die konservative Fraktion im Landtage in einem einschneidenden Gegensatz zur Regierung steht, und daraus hat man von liberaler Seite gewissermaßen gewohnheitsrechtlich die Befugnis hergeleitet, den Konservativen das Recht, auch ihrerseits einmal „Nein" zu sagen, rundweg abzusprechen, insonderheit aber dann, wenn der König persönlich für eine Vorlage eintritt. Die Gegner werfen ihnen immer vor, namentlich bei den Wahlen, daß sie Jasager, und den Beamten unter ihnen, daß sie Streber wären; aber wenn das Gegenteil eintritt, ist man empört und scheut sich nicht, die Regierung zu den antiliberalsten Maßreglungen anzureizen. Dabei läßt man außer Augen, oder da das eigentlich nicht gut möglich ist, man verschweigt, daß es sich bei der Kanalvorlage um eine ganz vorwiegend wirtschaftliche Zweckmäßigkeitsfrage handelt, während man, als alle Parteien, die Konservativen ausgenommen, im Reichstag die sogenannte Zuchthausvorlage, für die sich die Krone doch noch ganz anders engagiert hatte, nicht einmal einer Kommissionsberatung würdigten, sehr weit davon entfernt war, dieselben Konsequenzen zu ziehen.

Auch unter den Konservativen giebt es wie überall schwache Charaktere; aber diesesmal wurde es ihnen nicht schwer gemacht, Charakterfestigkeit zu zeigen, denn der ostelbische Abgeordnete, der für den Kanal stimmte, machte sich für seinen Wahlkreis geradezu unmöglich. Ob Beamter oder nicht, das kann für einen konservativen Abgeordneten, so lange wir eine im wesentlichen konservative Regierung haben, kaum in Betracht kommen. Denn in wichtigen staatspolitischen Fragen ist die konservative Partei immer mit der Regierung gegangen und wird es auch ferner thun. Wenn aber in wirtschaftlichen Fragen der beamtete Abgeordnete nicht sollte Nein sagen dürfen, dann müßte man ihm einfach die Wählbarkeit absprechen. Auch dienstlich kommt der Beamte vielfach in die Lage, Nein zu sagen, wenn man seinen Rat einholt, und er ganz gut weiß, daß oben ein Ja sehr erwünscht wäre. Gott sei Dank ist aber gerade unsre altpreußische Beamtenschaft so geartet und gestaltet, daß sie in solchen Fällen aus ihrer Überzeugung kein Hehl macht.

Ob Beamte, namentlich politische, wählbar sein sollen oder nicht, darüber läßt sich streiten; die Regierung würde sich aber arg ins eigne Fleisch schneiden, wenn sie die Nichtwählbarkeit erstreben wollte. Gern wird ein Beamter niemals gegen eine wichtige Vorlage stimmen, während der Nichtbeamte gar keine Rücksichten zu nehmen braucht. In den ostelbischen Wahlkreisen sind die Männer, die gewillt und geneigt sind, ein Mandat zu übernehmen, mehr als dünn gesät, und es würde für die Leistungsfähigkeit der Volksvertretung nicht

Digitized by Google

gerade vorteilhaft sein, wenn sie die sach- und fachkundigen Beamten entbehren müßte. Endlich, wenn die Regierung das Abgeordnetenhaus hätte auflösen oder die kanalgegnerischen Beamten zur Mandatsniederlegung zwingen wollen, so wäre sie ganz sicher gewesen, einer verstärkten, zu keinem Kompromiß geneigten Opposition zu begegnen und jede Aussicht auf Annahme einer erneuten Kanalvorlage von vornherein zu verscherzen.

Wir hoffen und wünschen, daß der Kanal gebaut wird; aber das ist nur zu ermöglichen, wenn zugleich eine Vorlage eingebracht wird, die die Schäden auf demselben Gebiet in den östlichen Provinzen zu beseitigen strebt. Das ist der einzig gangbare Weg. Hoffentlich schlägt ihn die Regierung ein. Sie thut dann nichts andres, als daß sie den alten Grundsatz befolgt, der Preußen groß gemacht hat: Suum cuique.

Der Römerstaat

2. Soziale Kämpfe

(Schluß)

Roscher hat den richtigen Satz aufgestellt: ob die Herren durch Selbstsucht zu milderer Behandlung der Sklaven bestimmt würden, das hänge von deren Preise ab. In Rom nun war zur Zeit der großen Eroberungen und der durch die endlosen Kriege begünstigten Seeräuberei der Preis sehr niedrig. Welche Massen manchmal ein einziger Feldzug ergab, davon liefert der dritte mazedonische Krieg eine Probe. Unter dem Vorwande, die zu Perseus abgefallnen Epiroten zu strafen, in Wirklichkeit aber nur, um die üble Laune der Soldaten zu verbessern, die verdrießlich waren, weil sie von der mazedonischen Beute einen zu geringen Anteil bekommen hatten, wurde Anicius beauftragt, an einem Tage siebzig epirotische Städte zu zerstören und die Beute den Soldaten zu lassen; die Zahl der Menschen, die als Beute verkauft wurden, betrug 150000 (Liv. 45, 34). Von einem andern Mitarbeiter ist einmal hervorgehoben worden, daß die antike Sklaverei empörender sei als die amerikanische Negersklaverei, weil in der alten Welt die Sklaven meistens Menschen derselben Rasse waren wie ihre Herren. Das trifft nun freilich gerade auf die nicht zu, die auf den Plantagen der Römer als Arbeitsvieh behandelt wurden, denn diese waren meistens Numidier und Syrer. Was die gebildeten Sklaven anlangt, die meistens griechischer Abkunft waren, so hat Cicero z. B. seinen Freigelassenen Tiro als Freund und seinen gelehrten Sklaven Dionysios immer noch rücksichtsvoller behandelt als Scipio den freien Philosophen Panätios, oder

Digitized by Google

mancher heutige Protz einen von ihm protegierten Künstler oder die „freie" Lehrerin seiner Kinder. Plinius schickt seinen lungenkranken Vorleser nach Ägypten und dann auf das Landgut eines Bekannten zur Kur. Dagegen ist die Lage der Negersklaven insofern weit besser gewesen als die der antiken Plantagen-, Bergwerks- und Steinbruchsklaven, als jene eigne Hütten bewohnten, Familien hatten und sich der Sonn- und Feiertagsruhe erfreuten, während diese Unglücklichen der alten Welt des Nachts in halb unterirdische Zwinger gesperrt wurden, bei Tage gefesselt arbeiteten, und ihnen gar keine oder nur ganz seltne Ruhetage gegönnt wurden: nach Xenophon den attischen Bergwerkssklaven nur fünf im Jahre; allerdings wurden meist nur Verbrecher in die Bergwerke geschickt. Bedenkt man nun, daß zwischen dem Herrn und solchen Sklavenherden gar kein persönliches Verhältnis bestand, daß er die Bergwerkssklaven überhaupt nicht, von den Plantagensklaven nur die wenigsten zu sehen bekam, daß es im Interesse der Aufseher lag, sich durch Ablieferung hoher Reinerträge die Zufriedenheit des Herrn zu erwerben, und daß den neuen Plantagen die Pflanzungen der durch ihre Grausamkeit berüchtigten Karthager zum Vorbilde dienten, so ist damit dem Kundigen die Lage dieser Sklaven gegeben, und es bedarf keiner Beschreibung von Einzelheiten. Selbstverständlich revoltierten sie, so oft sich eine Möglichkeit oder Gelegenheit darbot.

Gleich der erste größere Aufstand hing unmittelbar mit dem zweiten punischen Kriege zusammen. In Setia in Latium waren die karthagischen Geiseln interniert. Das waren vornehme Herren, die viele Sklaven zu ihrer persönlichen Bedienung mitgebracht hatten. Unter den Sklaven der Setiner waren viele erst jüngst aus der afrikanischen Beute erworbne; mit diesen Landsleuten verschworen sich jene andern Afrikaner, und die Verschwörung verbreitete sich weiter bis Circeji. Unter verschwornen Sklaven finden sich aber immer Verräter; so auch hier. Die Verschwörung wurde entdeckt, zweitausend Mann mußten sie mit dem Leben büßen. Das war 198. Zwei Jahre darauf empörten sich die Feldarbeiter Etruriens, jedenfalls neu angekaufte auf eben erst angelegten Plantagen. Eine andre Art von Unruhen erlebte man in Unteritalien. Hier, namentlich in Lukanien und Bruttium, hatte die Bestrafung der Abgefallnen das Werk des Kriegs vollendet; das Land war verödet und wurde von den neuen römischen Besitzern größtenteils als Weide benutzt. Die Hirten waren natürlich ebenfalls Sklaven, und da aus Hirten leicht Räuber werden, aus Sklavenhirten doppelt leicht, so wimmelte es bald von Räubern, gegen die Militär aufgeboten werden mußte. Im Jahre 185 wurden siebentausend gefangne Räuber gerichtlich abgeurteilt. Am schlimmsten aber sah es auf Sizilien aus, wo man karthagische Zustände übernommen hatte, und wo die selbst von Tyrannen gepeinigten Griechenstädte nicht eben die edelsten Blüten griechischer Humanität gezeitigt hatten. Beide Arten von Sklavenunruhen flossen hier in eins zusammen. Es gab auf Sizilien ebenfalls viel Weideland, und die Hirtensklaven wurden von ihren Herren geradezu auf Räuberei an-

Digitized by Google

gewiesen. Als die abgerissenen Hirten des Damophilos in Enna ihren Herrn einmal um Kleider baten, da antwortete dieser: „Ziehen denn die Reisenden nackt durch das Land, und müssen sie nicht Zoll geben dem, der Kleider braucht?“ Die Bittenden aber ließ er zur Strafe für ihre Frechheit auspeitschen. Und die römischen Statthalter wagten nicht ernstlich gegen die Räuber einzuschreiten; die sie fingen, straften sie nicht, sondern gaben sie ihren Herren zurück; denn das waren zum Teil römische Ritter, und hätten sie die durch Hinrichtung ihrer Sklaven geschädigt, so hätten sie den ganzen mächtigen Ritterstand gegen sich aufgebracht, und der hätte wiederum ihnen das Geschäft verdorben. Nach dem Gesetz war der Herr für die Verbrechen seiner Sklaven verantwortlich; in der That wurde auch einigemale gegen die Eigentümer von Räubern Anklage erhoben, in Italien einmal wegen eines Raubmords an einem angesehenen Manne, aber solche Prozesse verliefen im Sande. In den Banden von Hirtenräubern fand nun Eunus das schönste Material zu einem ordentlichen Heere, als er von den ausgebrochnen Feldsklaven des oben erwähnten Damophilos zum Führer erkoren wurde, und sich seine übrigen Sklaven dem Aufruhr anschlossen. Zuvörderst nahm man Rache an den Peinigern, und die fiel natürlich nicht milde aus. Daß grausame Behandlung die Untergebnen mit Notwendigkeit zu wilden Tieren macht, haben die Alten gar wohl erkannt und oft ausgesprochen. So z. B. vergleicht Polybius bei Gelegenheit des karthagischen Söldnerkriegs, der von beiden Seiten mit greuelvoller Unmenschlichkeit geführt wurde, die Verwilderung der Seele mit einem unheilbaren Geschwür, das durch jede Art von Heilversuchen nur schlimmer werde; biete man verwilderten Menschen Verzeihung an, so argwöhnten sie Hinterlist; verfahre man ihrer Wildheit gemäß mit ihnen, so legten sie vollends die Menschennatur ab, und es sei nichts Entsetzliches denkbar, dessen sie nicht fähig wären. Die Ursachen solcher Verwilderung seien schlechte Erziehung und die Grausamkeit und Habgier der Herrschenden. Und in einem Fragment des Diodor heißt es: „Je mehr eine Herrschergewalt in gesetzlose Grausamkeit ausartet, desto mehr vertieren auch die Untergebnen und ergeben sich verzweifeltem Frevel; denn in Bezug auf Ehre und eine schöne Lebensführung zwar räumt der Niedriggestellte den Mächtigen ja gern den Vorrang ein, wird er aber der geziemenden humanen Behandlung (τῆς καθηκούσης φιλανθρωπίας) beraubt, so schreiten die grausam Behandelten zum Kriege.“ Daß aber das Menschenherz selbst im Zustande der greulichsten Verwilderung noch für Liebe empfänglich bleibt, bewiesen die Sklaven des Damophilos. Dessen Tochter hatte sich nie an den Ruchlosigkeiten der Eltern beteiligt, sondern den Gemißhandelten Mitleiden bewiesen und Wohlthaten gespendet. Daher vergriff sich keiner an der Jungfrau, sondern während die übrigen Frauen und Mädchen vor der Ermordung geschändet wurden, schickte man sie unversehrt unter sicherm Geleit zu entfernt wohnenden Verwandten. Jener Eunus hatte das Zeug dazu, Banden zu fanatisieren und zu organisieren. Er war ein Wunderthäter aus

Digitized by Google

Apamea in Syrien, spie Feuer, hatte Verkehr mit den Göttern und weissagte. Zudem fand er in dem Griechen Achäus einen weisen Berater. Weit hinaus über einen Rache- und Raubzug gingen seine Pläne. Er nannte sich König Antiochus, schmückte sich und die erkorne Gattin mit dem Diadem, verkündigte Krieg den Palästen aber Friede den Hütten und die Aufrichtung eines neuen Reichs gottwohlgefälliger Gerechtigkeit, worin der vierte Stand herrschen sollte, und klüger als die Sansculotten vor hundert Jahren und die Sozialdemokraten von heute wies er seine Leute an, nicht allein die Bauern, sondern auch die Tempel zu verschonen. Nur die Schwärme von verarmten Freien, die sich ihm anschlossen, plünderten und zerstörten planlos; in seiner Sklavenarmee, die sich bald auf viele tausend Mann belief, hielt er gute Disziplin; nicht verwüstete, sondern wohlausgestattete Meierhöfe sollten sie in Besitz nehmen, wenn sie zur Herrschaft gelangen würden.

Wenn die Aufgabe, schreibt Mommsen, „das Proletariat zu beseitigen, die ganze Macht und Weisheit der Regierung erfordert und nur zu oft übersteigt, so ist dagegen die polizeiliche Niederhaltung desselben für jedes größere Gemeinwesen verhältnismäßig leicht. Es stünde wohl um die Staaten, wenn die besitzlosen Massen ihnen keine andre Gefahr bereiteten, als wie sie auch droht von Bären und Wölfen; nur der Ängsterling und wer die alberne Angst der Menge exploitiert, prophezeit aus Sklavenaufständen oder Proletarierinsurrektionen den Untergang der bürgerlichen Ordnung. Aber selbst dieser leichten Aufgabe ward von der römischen Regierung trotz des tiefsten Friedens und der unerschöpflichen Hilfsquellen des Staats keineswegs genügt." Die Unterdrückung des Aufstands erforderte einen dreijährigen Krieg, den konsularische Heere mit wechselndem Glück führten, 135 bis 132; nach Bücher hätte dieser Krieg gar neun oder mehr Jahre gedauert; er sucht in seiner Schrift über „Die Aufstände der unfreien Arbeiter 143 bis 129 v. Chr." zu beweisen, daß die Bewegung schon zwischen 143 und 141 begonnen habe. Schließlich wurden die Aufständischen doch vollständig besiegt, und über zwanzigtausend Gefangne soll der Konsul Publius Rupilius haben kreuzigen lassen. Dennoch hatte dieser erste Aufstand dreißig Jahre später einen zweiten nicht minder furchtbaren zur Folge. Zur Rache dafür, daß sich viele freie Proletarier den Aufständischen angeschlossen hatten, ließen die römischen Plantagenbesitzer Massen freier armer Leute aufgreifen und in ihre Sklavenzwinger stecken. Ein ungewöhnlich mutiger Statthalter, Publius Licinius Nerva, nahm eine gegen diesen Unfug erlassene Staatsverfügung ernst und ließ über die Menschenräuber Gericht halten; in achthundert solcher Prozesse wurde gegen die Plantagenbesitzer entschieden. Diese erhoben aber einen solchen Lärm, daß sich Nerva einschüchtern ließ und die Rechtsuchenden preisgab. Diese flüchteten in die Berge, und wiederum griff der Brand so mächtig um sich, daß die Sklaven drei Jahre lang, von 103 bis 100, so ziemlich Herren der ganzen Insel waren. Und weit über Italien und Sizilien hinaus schlugen in der Zeit des ersten sizi-

Digitized by Google

lischen Aufstands die Wellen der Bewegung; in Attika, in Mazedonien empörten sich die Bergwerkssklaven; auch das Heer des Thronprätendenten Aristonikus, eines unehelichen Sohnes des letzten Königs von Pergamum, der einen kommunistischen „Sonnenstaat“ aufzurichten versprach und den Römern die Attalidenherrschaft streitig machte, bestand zum großen Teil aus Sklaven. Aber selbstverständlich wurden alle solche Empörungen im Blute der Empörer erstickt. Das war schon in jener Zeit selbstverständlich, wo die Herrschenden noch nicht über die Verkehrsmittel und die furchtbaren Zerstörungswerkzeuge der heutigen Staaten verfügten, und es war selbstverständlich sogar in einer Periode der römischen Geschichte, wo die Senatoren ratlos und korrumpiert, die Feldherren jämmerlich und die Armeen ohne Disziplin waren. Über Spartakus urteilt Mommsen, wenn es wahr sein sollte, daß er von Anfang an kein andres Ziel gehabt habe, als mit seiner Schar über die Alpen zu entkommen, so würde er damit seine richtige Einsicht in die Lage bewiesen haben. In betreff Siziliens bemerkt Bücher: „Adels- und Pfaffenherrschaft haben unter den Bourbonen hier ähnliche Verhältnisse hervorgebracht,“ und er führt die Schilderungen an, die Seume und Niebuhr von dem Zustande des Landes entwerfen. Aber die Bourbonen haben seit vierzig Jahren aufgehört, dort zu regieren, und es ist eher schlimmer als besser geworden. Die Hungerrevolten würden dort gar nicht aufhören, wenn ihnen nicht durch die modernen Feuerwaffen jede Aussicht auf Erfolg abgeschnitten wäre, und die heutige sizilische Bergwerkssklaverei wird dadurch nicht schöner als die antike, daß die Carusi nicht Männer, sondern Kinder sind, und daß sie von ihren eignen Eltern unter dem Schein eines freien Arbeitsvertrags ins Elend verkauft werden. Dabei erzeugt heute Sizilien nicht einmal Getreide für seine Bewohner, während es in der römischen Zeit die Reichshauptstadt versorgte. Die heutige Ausbeutung der dortigen arbeitenden Bevölkerung ist also nicht humaner und noch dazu weniger rationell als die in der alten Zeit. Es wäre zu untersuchen, ob die antiken Zustände auf so lange Zeit nachzuwirken vermögen, oder ob das Mittelalter mit jenen Zuständen völlig aufgeräumt hat, und das neue Elend ganz neuen Ursachen entspringt. Auffällig ist außerdem die Ähnlichkeit des heutigen Räuberwesens in Süditalien mit dem der Römerzeit. Einer vorzüglich organisierten Camorra hat sich übrigens, wie Bücher nach Athenäus erzählt, auch die Insel Chios im dritten Jahrhundert nach Christus erfreut, wo die Obrigkeit auf die Bedingungen des Räuberhauptmanns Drimakos einging; dieser sicherte ihnen nicht allein gegen Lieferung seiner Bedürfnisse ihr Eigentum, sondern schickte ihnen auch solche Sklaven zurück, die nicht wegen Mißhandlungen, sondern ohne stichhaltigen Grund entlaufen waren; die Chier befanden sich sehr wohl bei diesem Vertrage.

Was Mommsen als das wichtigere und schwierigere bezeichnet, das Proletariat nicht zu unterdrücken, sondern zu beseitigen, haben bekanntlich die

Digitized by Google

Gracchen unternommen, für die es sich freilich nicht um die Sklaven, sondern um das Bürgerproletariat handelte. Als Tiberius Gracchus ins Feldlager vor Numantia abging und auf der Reise durch Etrurien sah, wie in dem herrlichen aber verödeten Lande fast nur noch ausländisches Sklavengesindel hauste, da soll ihn der Schmerz ums Vaterland gepackt und den Entschluß gereift haben, diesem unwürdigen Zustande ein Ende zu machen. Nicht Aufstände der römischen Proletarier waren die gracchischen Unruhen. Wohl mag es manchen von den römischen Armen zu Herzen gegangen sein, wenn ihnen der warmherzige Tribun zurief: „Die wilden Tiere haben ihre Höhlen und Schlupfwinkel, aber die Männer, die für Italien kämpfen und sterben, haben nichts außer Luft und Licht. Ohne Haus, ohne festes Heim irren sie umher mit Weib und Kind. Welche Lüge, wenn der Feldherr sie auffordert, pro aris et focis zu kämpfen! Keiner hat einen eignen Herd und einen Hausaltar, eine Ruhestätte seiner Ahnen; für die Reichtümer und die Schwelgerei andrer fechten und sterben sie. Nicht eine eigne Scholle haben sie, diese sogenannten Herren der Welt!“ Gewiß haben solche Worte in vieler Herzen gezündet, die Mehrzahl aber trug kein sonderliches Verlangen nach Pflug und Karst; sich in den Bädern, Theatern und Kneipen herumzutreiben und vom Staat oder reichen Gönnern füttern und kleiden zu lassen, war doch eigentlich angenehmer als in schwerer Arbeit schwitzen. Horaz machte die Erfahrung, daß sich einer seiner Leute, dem er den Gefallen erwiesen hatte, ihn als jungen Burschen einige Zeit in der Stadt leben zu lassen, auch dann noch nach deren Vergnügungen zurücksehnte, als er ihn zum Gutsverwalter gemacht hatte, wobei er es wahrlich nicht schlechter hatte als ein freier Bauer. (14. Epistel des ersten Buchs.) Also einen Aufruhr wegen verweigerter Landverteilung würde diese neue Plebs aus eignem Antriebe nicht unternommen haben. Besorgte Patrioten, vornehme Staatsmänner waren es, die einsahen, daß Rom dem Verderben entgegen gehe, wenn die Bauernschaft mehr und mehr verschwinde, und die Bevölkerung bald nur noch aus wenigen reichen Leuten (nur noch 2000 zählte man, vielleicht übertreibend, in Ciceros Zeit), freien Proletariern und Sklaven bestehe. Mit der heutigen Arbeiterbewegung hat also die gracchische Reformkampagne nicht die geringste Ähnlichkeit. Etwas, das jener genau entspräche, konnte es im Altertum überhaupt nicht geben; zerstreut finden sich einzelne ihrer Elemente im Emanzipationskampfe der Plebejer und in den Sklavenaufständen. Vielmehr entspricht dem gracchischen Unternehmen die innere Kolonisation, die seit vierzehn Jahren von der preußischen Regierung betrieben wird. Zu Unruhen ist es bei jenem nur darum gekommen, weil Gracchus weder ein absoluter Monarch war, der die Sache auf eigne Faust hätte ausführen können, noch eine Volksvertretung zur Verfügung hatte, in der die Partei der Reformfreunde ihre Absichten auf gesetzlichem Wege hätte durchsetzen können. Er befand sich zweien privilegierten Ständen, dem

Digitized by Google

hohen Adel und der Ritterschaft*) gegenüber, von denen jener im Senat seine verfassungsmäßige Vertretung hatte, und mochten auch noch so viele einzelne Mitglieder die Notwendigkeit und Heilsamkeit der von ihm vorgeschlagnen Maßregeln einsehen, so überwog doch die Selbstsucht in dem Grade, daß an die Genehmigung seiner Vorschläge durch die Mehrheiten dieser beiden Korporationen nicht zu denken war. Es blieb ihm also nichts übrig als den Senatsbeschlüssen Volksbeschlüsse entgegenzustellen, d. h. als Demagog auf die Straße zu gehn. Dabei konnte es denn freilich leicht zu blutigen Zusammenstößen kommen, ja vielleicht waren solche bei dem entschiednen Widerstande der großen Domänenokkupanten, deren Besitz durch jahrhundertealte Verjährung in Eigentum übergegangen schien, gar nicht zu vermeiden, und das war es wohl, was Männer wie Scipio Afrikanus Minor von diesem Heilmittel zurückschreckte, obgleich sie seine Notwendigkeit einsahen. Wenig kommt darauf an, ob man den Tiberius Gracchus für einen Revolutionär hält oder nicht, von welcher seiner Handlungen an man die Revolution datiert, oder ob man die Aristokraten als die eigentlichen Revolutionäre bezeichnet, die mit Knüppeln gegen ihn losgingen und so die Ära der Gewaltthaten und Straßenkämpfe eröffneten. Die Hauptsache bleibt doch, daß der von ihm eingeschlagne Weg der richtige war, und daß er die innere Kolonisation wieder in Gang brachte. In den sechs Jahren von 131 bis 125 stieg die Bürgerliste von 319000 waffenfähigen Bürgern auf 395000, „ohne allen Zweifel lediglich infolge der Thätigkeit der Teilungskommission, deren Landanweisungen an italische Bundesgenossen übrigens hierbei noch nicht in Ansatz gebracht sind," schreibt Mommsen. Weit schärfer als in Tiberius tritt der demagogische und revolutionäre Charakter in seinem Bruder Cajus hervor, der nicht allein den Pöbel durch die Getreidespenden zu seiner Leibgarde machte, sondern auch die Ritter an sich fesselte, indem er bestimmte, daß die stehenden Gerichtshöfe nicht mehr, wie bisher, aus Senatoren, sondern aus Rittern zusammengesetzt sein sollten. Dadurch wurden nicht allein die adlichen Statthalter, die sich nun wegen Erpressungen nicht mehr vor ihresgleichen, sondern vor einem Kollegium von Kaufleuten zu verantworten hatten, aufs tiefste gedemütigt, sondern den Rittern, diesen schlimmsten Ausbeutern der Provinzen, war Straflosigkeit zugesichert, indem sie zu Richtern in eigner Sache bestellt waren. Überhaupt haben die Gracchen die Ausbeutung der Provinzen förmlich zum Gesetz erhoben, Tiberius, indem er beantragte, daß der Schatz des eben verstorbnen Königs von Pergamon zur Beschaffung des Inventars für die neu anzusiedelnden Bauern verwandt werde, Cajus, indem er die Provinz Asia besteuerte, um den römischen Pöbel mit geschenktem

*) Die förmliche Scheidung der Ritterschaft vom Senat erfolgte in der gracchischen Zeit durch die Bestimmung, daß die Senatoren aus den Ritterzenturien ausgeschlossen sein sollten, und daß der Adliche beim Eintritt in den Senat sein Ritterpferd abzugeben habe. Ganz aufgehoben war dennoch nicht jede Verbindung, da die jüngern Mitglieder der senatorischen Geschlechter in der Zensusklasse der Ritter blieben.

Digitized by Google

Brot zu versorgen, also ein Recht des römischen Bürgers schuf, auf Kosten der Provinzialen zu leben. Erst durch diese Besteuerung, und durch die Verpachtung der Steuer an die ritterlichen Publikanen, die bis dahin nur die Domänen und die Hafenzölle gepachtet hatten, machte er diese zu Blutsaugern und zur Plage der Asiaten. So groß also auch der Gedanke war, der die Gracchen beseelte, so groß war er nicht, wie es die Weltstellung Roms erforderte; er beschränkte sich auf die nationale Wiedergeburt Italiens, faßte aber nicht die Organisation des Reichs ins Auge. Wenigstens insoweit überschritt jedoch Cajus Gracchus die Schranken des Nationalstaats, daß er auch die Provinzen als Kolonisationsgebiet für Italiker heranzog und zunächst die Stätte des zerstörten Karthagos mit sechstausend römischen Proletariern zu besiedeln beschloß.

Nach der gracchischen Zeit ging für die Proletarier der Weg zum Besitz durch das Militär. Das römische Heer war bis dahin immer noch die Bürgerschaft in Waffen gewesen, und zwar in dem Grade, daß jede Truppe von Zensiten ihre besondre Bewaffnung und ihre bestimmte Stellung im Treffen hatte, und daß die Besitzlosen gar nicht zum Kriegsdienst zugelassen wurden. Marius gestattete jedem diensttauglichen Manne, der sich freiwillig meldete, den Eintritt ins Heer, und hob in diesem alle bürgerlichen Unterschiede auf; es wurde nach rein militärischen Rücksichten reorganisiert. Aus dem bewaffneten Bürger wurde ein Soldat, der nebenbei auch Bürger sein konnte; öfter als einmal haben diese Soldatenbürger durch bewaffnete Abstimmung den Maßregeln ihrer um die Alleinherrschaft kämpfenden Feldherren einen Schein von Gesetzlichkeit geben müssen. Der Militärdienst wurde Lebensberuf und Broterwerb für solche Proletarier, die noch nicht im hauptstädtischen Bummlerleben alle Kraft eingebüßt hatten, und sollten diese Leute mit Lust dienen, so mußte der Feldherr auf ihre Versorgung beim Eintritt der Invalidität bedacht sein. Da die Naturalwirtschaft noch vorherrschte, und an eine Finanzverwaltung, die eine Geldpension hätte sichern können, gar nicht zu denken war, so konnte die Altersversorgung nur in einem Landlose bestehn. Des Marius eigner Ansiedlungsplan — er wollte seine Veteranen mit Landgütern im cisalpinischen Gallien, in Afrika und Mazedonien dotieren — kam nicht zur Ausführung; aber Sulla soll 120000 Landlose verteilt haben; Pompejus siedelte 20000 Bürger, meist Veteranen, im Capuanischen an, und Cäsar versorgte in Gallien, Spanien und Afrika nicht allein Veteranen, sondern auch arme Bürger mit Land; die Zahl finden wir nirgends angegeben, sie wird aber nicht unbedeutend gewesen sein; zeigt doch alles, was Cäsar gethan hat, den Stempel des Großartigen. In diese Periode der Soldatenkolonien fällt episodisch noch der Versuch des Catilinariers Rullus, den gracchischen Kolonisationsplan in vergrößertem Maßstabe wieder aufzunehmen und ihm die ganze Reichsverwaltung dienstbar zu machen; der Verkauf des ager publicus, dieses Wort im weitesten Umfange verstanden, und eine Besteuerung aller Unterthanen sollte die Mittel liefern,

Digitized by Google

Land nach Bedarf anzukaufen, also die Versorgung aller Bürger mit Grundbesitz ohne Konfiskationen und sonstigen Rechtsbruch möglich zu machen, und ein Zehnmännerkollegium sollte das große Werk mit souveräner Vollmacht leiten. Auf diesen Rullanischen Gesetzvorschlag hat der Züricher Privatdozent Dr. Leo Bloch eine Rettung Catilinas gegründet. Er hat voriges Jahr in drei Artikeln der Frankfurter Zeitung nachzuweisen versucht, daß Catilina kein verschuldeter Liederjan, sondern als Mann einer reichen Frau frei von persönlichen Geldsorgen, und daß er ein vom Geiste der Gracchen beseelter echt aristokratischer Staatsmann und Sozialreformer gewesen sei, daß seine ganze sogenannte Verschwörung in einer zur Erlangung des Konsulats organisierten Wahlkampagne bestanden habe, daß die ihm und den Seinen nachgesagten Schandthaten erlogen seien, und daß das „Ordnungskartell" sich zu solchen Verleumdungen genötigt gesehen habe, weil doch die Parole: gegen die Sozialreform zu unpopulär gewesen wäre, während die Parole: gegen den Umsturz ihm alle zuführte, die sich nicht gern abschlachten oder das Haus über dem Kopfe anzünden lassen wollten. Der einzige Fehler dieser Männer, hinter denen übrigens wahrscheinlich Crassus und Cäsar gestanden haben, sei gewesen, daß sie eine Reform, die sich nur mit den Mitteln der Monarchie hätte durchführen lassen, ohne Antastung der republikanischen Verfassung durchführen wollten.

Wenn wir nun fragen, was diese Reformen geholfen haben, so sind wir, da das Altertum leider keine Statistik getrieben hat, auf Schlüsse aus allgemeinen Schilderungen angewiesen. Da in der Kaiserzeit ganz Italien, namentlich Mittelitalien und die Lombardei, als ein einziger großer Garten geschildert wird, und da fast gar kein Militär in Italien stand, Störungen der Ordnung also nicht zu befürchten waren, so muß jene Entwicklung oder vielmehr Auflösung, die vom zweiten punischen Kriege ab aus dem schönen Lande eine von wilden Hirten und Räuberbanden durchstreifte Wüste zu machen drohte, rückläufig gemacht worden sein. Nach Friedländers Ansicht hat der ältere Plinius mit seinem bekannten Ausspruch: Latifundia perdidere Italiam, jam vero et provinciam, nur gemeint, das Latifundienwesen habe das Volk in Reiche und Arme gespalten (was auch in diesem Sinne noch übertrieben sei), keineswegs, es habe die Landwirtschaft Italiens zu Grunde gerichtet. Mag diese eine Zeit lang die Richtung auf Plantagenwirtschaft genommen haben — in der Kaiserzeit herrschen die Mittel- und Kleinbetriebe vor; der Großbesitz bedeutete keineswegs Großbetrieb; das Latifundium war, geradeso wie heute in England, in eine Menge Pachtgüter und (von Sklaven des Herrn unter Aufsicht eines Villicus bewirtschaftete) Meiereien geteilt. Und die Zahl der kleinern und mittlern Eigentümer, die zwischen diesen Pächtern und Meiern saßen, war nicht gering. In dem Verzeichnis von fünfzig Gütern in der Gegend von Benevent, die für eine wohlthätige Stiftung Trajans verpfändet waren, kommen nur

zwei Güter von 400 bis 500 und neun von 100 bis 400 Morgen vor, die übrigen sind kleiner. Das Vorherrschen der kleinen Güter besonders in der Nähe großer Städte war damals so natürlich wie heute. Mommsen hat die Ansicht verbreitet, von der er später einigermaßen zurückgekommen zu sein scheint, daß es namentlich die zollfreie Einfuhr des wohlfeilen sizilischen und ägyptischen Getreides, die Ausdehnung der Viehwirtschaft und die Verwendung weiter Landstrecken, namentlich in der Nähe großer Städte, zu Luxusgärten gewesen seien, was den italischen Bauernstand vernichtet habe. Rodbertus hat das als Fachkenner bestritten. Eine Millionenstadt könne unmöglich von den umwohnenden Bauern mit Getreide versorgt werden. Sobald eine solche entstehe, sei die Versorgung von fernher eine Notwendigkeit, und zwar könnten nur Großgrundbesitzer die erforderlichen Mengen liefern. Von den in der Nähe der Städte wohnenden Bauern würde es sehr thöricht sein, wenn sie am ausschließlichen Getreidebau festhalten wollten, da Fleisch, Milch, Geflügel, Gemüse, Obst viel höhern Gewinn abwerfen. Brachte doch ein einziger Obstbaum in der Nähe von Rom mitunter über 400 Mark Jahresertrag, und für Gemüsegärten wurden über 4000 Mark Pacht bezahlt, ein Beweis dafür, daß die Gärten im Umkreise der Reichshauptstadt keineswegs bloß Luxusgärten der Reichen waren. Auch der Blumenverbrauch war in Rom so bedeutend, daß die Blumenzucht sehr gut rentierte. Und Weinbau wurde so eifrig betrieben, daß Italien mehr und mehr Wein ausführte. Rodbertus bezeichnet das als eine durchaus gesunde Entwicklung und erklärt es für verkehrt, wenn man bei Zunahme der feinern Kulturen und steigender Getreideeinfuhr von einem Niedergange der Landwirtschaft spreche; gerade dann blühe die Landwirtschaft. Um die Klagen einzelner römischer Schriftsteller über den Niedergang der Landwirtschaft und den Untergang des Bauernstands auf ihren wahren Wert zurückzuführen, braucht man ja nur an das Gejammer unsrer heutigen Agrarier zu denken. Was werden sich die Leute nach 2000 Jahren für eine Vorstellung vom heutigen Aussehen Deutschlands machen, wenn sie einige Jahrgänge der Deutschen Tageszeitung ausbuddeln und durchlesen!

Ganz falsch ist die Ansicht, die Landwirtschaft sei in Italien vom zweiten punischen Kriege ab ganz allgemein plantagenmäßig und daher extensiv betrieben worden. Wiederum ist es Rodbertus, der im einzelnen nachweist, daß die italienische Landwirtschaft so intensiv und so rationell betrieben wurde, daß ihr nichts als die von Liebigs Zeit an gemachten wissenschaftlichen Entdeckungen fehlten, um auf der Höhe heutiger Musterwirtschaften zu stehn, und daß die europäische Landwirtschaft erst im Anfang unsers Jahrhunderts wieder auf die Höhe gelangt ist, auf der die italienische der Kaiserzeit gestanden hat. Auch dem flüchtigen Leser lateinischer Schriftsteller stoßen Stellen auf, die gelegentlich von der Intensität des Anbaues Zeugnis ablegen, z. B. die Bemerkung des Plinius im sechsten Briefe des fünften Buches, daß er den schweren Boden

Digitized by Google

seines tuscischen Landguts neunmal müsse umpflügen lassen, und nun gar die Agrarschriftsteller, die eine geradezu bewunderungswürdige Sorgfalt der Bodenkultur bezeugen! Eine solche schließt aber Plantagen aus und fordert einen mäßigen Umfang der Wirtschaft; die Gartenkulturen und der Weinbau gedeihn desto besser, je kleiner der Betrieb ist; sie fordern die Mitarbeit oder wenigstens die beständige Aufsicht des Besitzers oder eines Meiers, der am Ertrage beteiligt ist. Wenn die Karthager, wie man sagt, gerade auch die feinern Kulturen auf ihren Plantagen gepflegt und darin Großes geleistet haben, so müssen sie dabei Kunstgriffe angewendet haben, die wir nicht kennen. Für Italien erklärt sich die Blüte der Landwirtschaft in der Kaiserzeit daraus, daß die Plantage nur ein vorübergehender Zustand, und das ergastulum keineswegs die allgemeine Signatur der antiken Sklaverei gewesen ist. Daß Sklavenarbeit schlechter ist als freie, hat schon Homer gewußt. Dem Freier Eurymachos schlägt Odysseus ein Wettmähen und Wettpflügen vor; er macht sich anheischig, die schönste gerade Furche in einem Zuge zu ziehn und beim Mähen nüchtern auszuhalten von früh bis in die Nacht, „wäre nur Gras da" so lange. Dagegen klagt er, daß die Mägde seinen Hund Argos vernachlässigt hätten; Dienende würden eben sofort saumselig, wenn nicht ein Gebieter sie antreibe;

Schon ja die Hälfte der Tugend entrückt Zeus waltende Vorsicht
Einem Mann, sobald nur der Knechtschaft Tag ihn ereilet.

Die Einsichtigen wußten also, daß man einen Sklaven in dem Grade brauchbarer mache, als man seinen Zustand dem der Freien annähere. Die gefesselten Sklaven, darin stimmen die Agrarschriftsteller überein, seien die schlechtesten aller Arbeiter; in seiner Gegend, bemerkt Plinius im neunzehnten Briefe des dritten Buches, sei kein Landwirt mehr so rückständig, daß er noch Gefesselte beschäftigte, und er selbst habe auch keine mehr. (So wenigstens interpretiert Rodbertus die Stelle.) Mag in Karthago, mag noch bei den römischen Plantagenbesitzern Siziliens der gefesselte Ackersklave die Regel gewesen sein, in Italien, wenigstens in der Mitte des ersten Jahrhunderts nach Christus, da Columella sein Werk schrieb, war er es nicht mehr. Columella setzt allerdings voraus, daß es auf jedem größern Gut compediti und für sie ein ergastulum giebt, aber diese Leute sind der Auswurf, die Sträflinge der familia. Er sagt nämlich im achten Kapitel des ersten Buchs, der Meier dürfe einen Sklaven, quem pater familias tali poena multaverit, ohne Erlaubnis des Herrn nicht losbinden, aber auch einen, den er auf eigne Faust gefesselt habe, nicht eher erlösen, als bis er den Herrn davon in Kenntnis gesetzt hat; durch die zweite Vorschrift soll offenbar willkürlichen Peinigungen vorgebeugt werden. Auch soll sich der Herr sorgfältig erkundigen, ob auch jeder der Sklaven an Kleidung, Speise und Trank empfängt, was ihm gebührt (der Trank war natürlich Wein, Cato schreibt das Maß vor), und soll selbst die Speisen und Getränke durch

Digitized by Google

Kosten prüfen; namentlich aber bei den Gefesselten habe er acht zu geben, daß sie nicht gemißhandelt und nicht am notwendigen verkürzt werden, „weil sie, aus Grausamkeit oder Habsucht gepeinigt, noch mehr als so schon zu fürchten sind.“ Man darf nur daran denken, daß unter den aus der Ferne gekauften Menschen viel gefährliche und verbrecherische Gesellen gewesen sein müssen, daß auch die besser gearteten der Freiheitsdrang zu Fluchtversuchen trieb, und daß es keine Polizei gab, die die Flüchtlinge zurückgebracht hätte, daß demnach nicht bloß Auflehnungen gegen die Wirtschaftsdisziplin, sondern auch Verbrechen wie Diebstähle, Räubereien, Vergewaltigungen von Mädchen der Nachbarschaft vorgekommen sein müssen, und daß der pater familias zugleich der ordentliche Richter seiner Sklaven war, um zu begreifen, daß ein größeres Gut nicht ohne ein Zuchthaus bestehn konnte. Wenn demnach Gefesselte auf dem Felde arbeiteten, so geschah es, wenigstens in der spätern Zeit und in Italien, nicht darum, weil man grundsätzlich die Ackerbausklaven gefesselt hätte, sondern weil man die Zuchthäusler nicht müßig gehn lassen mochte. Was die Behandlung der übrigen Sklaven anlangt, so rät Columella zu seiner eignen Methode, die sich bewährt habe. Er plaudre häufiger und gemütlicher (familiarius) mit seinen Gutssklaven als mit seinen Stadtsklaven, weil er bemerkt habe, daß ihnen solche Freundlichkeit ihre immerwährende Arbeit leichter mache; er scherze manchmal mit ihnen, und erlaube ihnen noch öfter selbst zu scherzen. Er behandle sie als erfahrne Sachkundige und berate sich über dies und jenes mit ihnen; auf diese Weise bekomme er heraus, was an Verstand und Geist in jedem stecke; auch führten sie mit größerer Freudigkeit aus, was sie selbst dem Herrn geraten hätten, und was von diesem für gut befunden worden sei. Endlich gaben alle Landwirte den im Hause gebornen Sklaven bei weitem den Vorzug vor den auf dem Markte gekauften, und bald hatte man gar keine andern Sklaven mehr als selbstgezogne, womit das ganze Institut der Sklaverei zwar noch nicht de jure aber de facto eine durchgreifende Veränderung erfuhr: aus der Sklaverei im strengen Sinne entwickelte sich die Hörigkeit. Die Schlacht bei Actium hatte den Frieden gebracht; die auswärtigen Kriege hörten auf, auch die Bürgerkriege, die Empörungen hörten auf, dem Menschenraub zur See und zu Lande wurde das Handwerk gelegt, damit war den Sklavenmärkten die Zufuhr abgeschnitten, wenigstens die Zufuhr neuer Ware; fast nur die schon vorhandne wurde auf dem Markte ausgetauscht. Was noch in den Grenzkriegen mit den nordischen Barbaren erbeutet wurde, genügte kaum, die Lücken zu füllen. So sah man sich auf eignen Zuwachs angewiesen; man mußte die Sklavenehen begünstigen, man band die auf dem Gute gebornen ans Gut, aus einer wohlfeilen Marktware wurde der Sklave ein wertvolles Inventarienstück, um so wertvoller, je länger er auf dem Gute gearbeitet hatte, und je genauer er es kannte, und je mehr sich die Überzeugung von der größern Rentabilität des Kleinbetriebs befestigte, desto häufiger kam es vor, daß der

Digitized by Google

Gutssklave ein Meier mit Gewinnbeteiligung oder freigelassen und Pächter eines Gütchens wurde. So gingen aus der Sklavenschaft allmählich drei neue Stände von halb und ganz freien Leuten hervor: aus den Ackerbausklaven die bäuerlichen Kolonen: Meier, Pächter und kleine Eigentümer, aus den Fabrik- und Manufaktursklaven und den ordinariis die freien Handwerker, Künstler und Krämer, aus den Offizianten (Verwaltern, Rentmeistern, Hausmeistern, Sekretären usw.) zunächst des julischen Hauses die Staatsbeamten, die Glieder der kaiserlichen Büreaukratie.

Daß die alten Staaten an der Sklaverei zu Grunde gegangen wären, ist demnach nur in einem sehr beschränkten Sinne zuzugeben. Die Sklaverei begünstigt — was nicht weitläufig nachgewiesen zu werden braucht — alle Arten von Ausschweifung, und diese schwächt die Energie; Schwächung der Energie ist eine der vielen Ursachen des Untergangs der alten Welt gewesen. Eine zweite Ursache war die schwache Volksvermehrung, und daran war die Sklaverei zwar nicht allein aber mit schuld. Und diese Schädigungen hat die Sklaverei den Völkern des Mittelmeerreichs mehr in den letzten Zeiten der Republik als in der Kaiserzeit zugefügt; sie hat also nur dazu beigetragen, den Untergang von weitem vorzubereiten. Wenn die Sklaverei für sich allein ein Volk, einen Staat zu Grunde richtete, so hätten auch die Germanen zu Grunde gehn müssen, denn sie hatten von Haus aus Sklaven und übernahmen dazu alle Formen der Sklaverei, die sie im römischen Reiche vorfanden; die Skandinavier waren Menschenräuber größten Stils, und Sklavenmärkte hat es im Norden wie im Süden Europas bis ins elfte Jahrhundert gegeben. Die Römer haben die ärgsten Formen und die schlimmsten Wirkungen der Sklaverei aus eigner Kraft überwunden und haben ihr zuletzt die Gestalt und Einrichtung gegeben, die für die neu zu gründenden germanischen Staaten geeignet war. Wie unsre moderne Industrie nicht hätte entstehen können, wenn nicht Massen von Menschen von ihrer Scholle losgerissen und in Fabriken und Gruben getrieben worden wären, wo sich ihre Lage nur dem Recht nach aber nicht thatsächlich von der Sklaverei unterschied, so wäre noch weit weniger die Kultur der alten Völker denkbar gewesen ohne Sklaverei. Insbesondre die römische Sklaverei ist das Mittel gewesen, die Landwirtschaft auf eine hohe Stufe der Vollkommenheit zu heben, die großartigsten Nutzbauten auszuführen, einen Luxus zu ermöglichen, der eine unendliche Fülle von Werken der Kunst und des Kunsthandwerks hervorbrachte, den großen Männern Roms Tausende von Köpfen und Händen zur Verfügung zu stellen, die sie gebrauchten wie ihre eignen, und mit denen sie den ganzen Süden und Westen Europas romanisierten.*)

*) Am Nachmittage des Tages, an dessen Morgen wir das geschrieben hatten, lasen wir in Viktor Hehns „Kulturpflanzen und Haustiere" (S. 398 der 4. Auflage) folgendes: „Zu den Gründen, die den Untergang der antiken Gesellschaft herbeiführten, hat man sich gewöhnt, vorzugsweise die Sklaverei zu rechnen. Gewiß ist diese mit der höchsten industriellen Entwick-

Digitized by Google

So wurzelfest vermochten sie mit diesen Hilfsmitteln ihre Kultur in den europäischen Boden zu senken, daß diese Kultur unter den Stürmen der Völkerwanderung fortvegetierte und nachdem diese ausgetobt hatten, kräftig wieder ausschlug. Vom römischen Ackerbau in Gallien ist der fränkische, von diesem aller europäische Ackerbau ausgegangen, und im italienischen Handwerk, in der italienischen Kunst wurzelt alles, was wir von Gewerbe und Kunst heute besitzen. Die sozialen Kämpfe Roms haben also in der Hauptsache ihren Zweck erfüllt. Für den, der in der Weltgeschichte das Weltgericht sehen will, bleiben die ungetrösteten Leiden der antiken Sklavenschaft und die an ihr begangnen ungesühnten Verbrechen unerklärt, für eine teleologische Geschichtsauffassung dagegen bedeutet diese düstere Seite der alten Welt kein Geheimnis.

Briefe eines Zurückgekehrten

2

Eine Dampferfahrt von ein paar Tagen giebt ausgezeichnete Gelegenheiten zu vergleichenden Völkerstudien. Der seltsame Zustand einer im Bauche einer großen Stahlhülse ins weite Meer hinausschwimmenden Menge von Menschen jedes Alters, Berufs und Herkommens bringt merkwürdige Schichtungen und Gruppierungen hervor. Anziehungen und Abstoßungen bewegen die einen zu und von einander. Andre verhalten sich vollkommen gleichgiltig und sinken wie unlösliche Körper, die sich aus einer Flüssigkeit aussondern, langsam in stillere

lung unverträglich, aber auf manchen Bildungsstufen — ganz abgesehen von der Rassenanlage und den daher rührenden verwickelten politischen und sozialen Problemen — ist sie ein natürliches, unter Umständen sogar wohlthätiges Institut. Sie bestand auch bei den Barbaren, die dem antiken Leben ein Ende machten; sie währte in dem romanisch-germanischen Europa ungeschwächt fort und löste sich dort im Fortgang der wirtschaftlichen Kultur durch verschiedne Zwischenstufen allmählich und von selbst auf. In Rom unterschied sich das Sklaven- und Kolonenwesen in den meisten Beziehungen nur dem Namen nach von der strengen Gesindeordnung und der feudalen Gutsverfassung moderner europäischer Länder bis vor nicht langer Zeit. Ja, im Sklavenstande lag oft noch ein geschützter Rest des Volksvermögens: der Sklave konnte wenigstens nicht vom Pfluge weggerissen und in das Lager der Legionen geschleppt werden, während die freie Bevölkerung durch Konskription dezimiert wurde und sich nur allmählich durch die häufigen Freilassungen ergänzte. Auch in Rom hätte sich, wenn im übrigen die Zeiten nicht so trostlos rückläufig gewesen wären, die Sklaverei vor dem Wachstum der wirtschaftlichen und politischen Kräfte nicht auf immer halten können."

Digitized by Google

Tiefen. In der ursprünglich von gleichen Gefühlen und Interessen getriebnen Reisegesellschaft vollziehn sich sehr bald Sonderungen. Kaum haben sie die Mühe der Einpassung in das enge Gehäuse hinter sich, so vergessen viele vollständig ihren vorherigen Zustand. Man merkt, die Menschen wollen auch aus dieser Gegenwart alles machen, was gemacht werden kann. Wohl sieht man hier Augen, die keine Thräne mehr haben, mit angstvoller Sehnsucht den letzten Schimmer des Landes festhalten, von dem wir uns mit Sturmeseile entfernen. Aber gleich daneben fordern andre voll Eifer den fehlenden Mann für eine Skatpartie. Das immer wieder versuchte Experiment wird auch dieses mal gemacht, durch einen Unterzeichnungsbogen Musik und Deklamationskränzchen und Unterhaltungszirkel mit bestimmtem Programm für zehn Tage ins Leben zu rufen. Doch beteiligt sich kaum jemand daran. Natürlich, denn die Mehrzahl der Reisenden sind Deutsche, die Zwang und System besonders aus der Unterhaltung verbannt sehen wollen. Ich habe auf Schiffen, wo das englische Element überwog, diese Einrichtung mit Erfolg anwenden sehen. Was man dort nicht sieht, hat sich dagegen bei uns schon organisiert: eine große Kneiperei nach allen Regeln der Kunst. Nach amerikanisch-geschmackloser Sitte traktiert sich eine Gesellschaft von Deutsch-Amerikanern gegenseitig mit Milwaukeebier, dessen Vorzüge vor dem bayrischen man laut preisen hört. Es sind Leute aus allen Teilen der Union, die sich großenteils vorher nicht gekannt haben. Geschäfts- und Geselligkeitstriebe lassen sie wie Öl zusammenrinnen. Einzelne davon kannte ich sonst als vortreffliche Menschen; als Gruppe, die sich durch Trinken, Rauchen und lautes Reden in ein Vergnügen hineinsteigert, das für alle Nebenmenschen lästig ist, ist mir diese Art zuwider.

Wie sich diese Leute, denen es drüben offenbar „geglückt" ist, schnell vereinigen, das erinnert mich an die Vereinsgründung, die zwei schiffbrüchige Deutsche auf einer einsamen Insel in dem Augenblick vollziehn, wo sie zum erstenmale aufeinandertreffen. Man kann sicher sein, daß in wenigen Tagen die neuen Freunde einander nicht mehr ausstehn können. Sobald einmal die Oberfläche abgegrast ist, stoßen sie auf eine Menge von Unvereinbarkeiten. Es fehlt ihnen eben jede Gemeinsamkeit der Bildungsgrundlagen und vor allem ein ausreichender Gemeinbesitz von gesellschaftlichen Formen. Sie fordern in dieser Beziehung unglaublich wenig von einander. Durch diese Genügsamkeit erniedrigen sie aber überall, wo sie hinkommen, das gesellschaftliche Niveau. Leider tragen sie ihren Bier- und Cigarrendunst, ihr Lärmen und Gläserklingen überall mit sich. Duldet man sie und ihre Atmosphäre nicht in der Oberwelt, so steigen sie in die Unterwelt hinab. In einem amerikanischen Bahnzug findet man sie dann bei Negern und Irländern im Smoking Car, und im Hotel vertagen sie sich ins Kutscherzimmer. Mehr, als man glaubt, schadet der Deutsche mit diesen Gebräuchen seiner gesellschaftlichen Stellung. Ins Politische

Digitized by Google

übertragen bedeuten diese Neigungen die rücksichtslose Anfechtung der Gesetze zum Schutz der Sonntagsstille und aller Mäßigkeitsbestrebungen, das dem Ansehen der Deutschen in Amerika die schwersten Wunden geschlagen hat. Sie mögen in sehr vielen Beziehungen recht haben und ihren Gebrauch geistiger Getränke dem Mißbrauch, den die Anglokelten damit treiben, mit voller Begründung entgegenstellen. Der freie Bierausschank und die Bierfiedelei in Sommergärten sind aber nun einmal keine politischen Programme für ein großes Volk. Die hervorragende Stellung der Bierbrauer und Bierwirte in den politischen Gruppen der Deutschamerikaner hat dazu beigetragen, daß höhere nationale Bildungsbestrebungen bei den deutschamerikanischen Politikern so selten eine warme Unterstützung gefunden haben. Sie sind mit Feuer gegen jede Beschränkung der Trinkfreiheit vorgegangen, aber der Bewegung für Volksbibliotheken stehn viele Deutsche teilnahmlos gegenüber.

Das Bedürfnis des „Anschlusses" ist bei Deutschen immer stärker als bei andern Völkern. Ich meine beim Durchschnitt. Hochgebildete Deutsche bewegen sich geradeso wie andre um ihren eignen Mittelpunkt und sind sich solange selbst genug, als sie nicht einen andern Fixstern finden, mit dem sie sich zum Doppelstern verbinden. Es ist aber das Eigentümliche, daß der Engländer ein tieferes Beruhen in sich selbst auch dann zeigt, wenn er keinen geistigen Schwerpunkt hat, vielmehr eine taube Nuß ist. Ist es Naturell? Ist es praktische Lebensweisheit? Wohl beides: die Weisheit wächst aus der Naturanlage heraus; sie hat sich einmal die Regel gebildet, jede Lebenslage kühl zu überschauen und sich die Frage vorzulegen: Wie passest du da hinein? Und die befolgt sie nun wie ein Naturgesetz instinktiv. Der Deutsche ist beweglicher, läßt sich leichter anziehn, folgt einem oberflächlichen Unterhaltungsbedürfnis und fühlt sich sehr häufig ebenso rasch abgestoßen, wie er sich vorher anziehn ließ. Ein gutes Teil des Streites und Haders in großen und kleinen deutschen Gemeinschaften kann man darauf zurückführen, daß die Persönlichkeiten nicht hinreichend scharf abgegrenzt sind, nicht genau genug wissen und rasch genug entscheiden, was sie wollen und sollen, weshalb sie aus Übereinstimmung oder aus Widerspruch wechselseitig viel zu viel in ihre Sphären hinübergreifen. Daher die endlosen Reibungen. Ein Halbdeutscher russischer Abkunft, der die Dinge in einer kleinen Hafenstadt Guatemalas halbneutral viele Jahre beobachtet hatte, sagte mir einmal das treffende Wort: Wir streiten uns gerade so, als ob wir alle Mieter enger Wohnungen in einer einzigen Berliner Mietkaserne wären, und doch könnte hier jeder unter seinen eignen Palmen und zwischen seinen blühenden Kaffeehecken so friedlich leben. Ich bin immer überzeugt gewesen, daß ein großer Teil der deutschen Vereinsmeierei zuletzt in dem Bedürfnis wurzelt, in die einander wirr durchkreuzenden Anziehungen und Abstoßungen eine gesetzliche Ordnung zu bringen. In den Vereinen platzen sie zwar erst recht aufeinander, aber da sind dann die Statuten, die Gewohnheit

Digitized by Google

und — das Vereinsvermögen die Anker, um die das wracke Schifflein schwingt. Die Pflanze entwickelt ein silbernes Haarkleid, um sich gegen Vertrocknung zu schützen, die Schildkröte baut sich ihr knöchernes Haus und belegt es mit herrlichen Hornplatten, um gegen Stöße geschützt zu sein, der Deutsche schafft sich seine Vereine, die er mit Wappen, Siegel und Fahnen ausstattet, um sich selbst vor seinem Eigen- und Sonderwillen zu schützen.

Die Franzosen, viel weichere Naturen als Deutsche und Angelsachsen, vereinigen sich als Einzelne leicht, verschmelzen gleichsam, fühlen aber nicht das Bedürfnis der Organisation, wenn es nicht die vorübergehende einer Geselligkeit ist, in der sie glänzen können. Dazu trägt auch die viel mächtigere Anziehung bei, die auf sie das Weib ausübt. Deshalb sehen wir selbst im französischen Studentenleben die Verbindungen und Vereinigungen Gleichstrebender zurücktreten, die jede deutsche Universität zu einem Wald von parkartigem Wachstum machen, zu einer fröhlichen Anlage, in der zahllose kleine und große Gruppen bunt neben einander auf demselben grünen Boden in die Höhe streben oder auch in die Breite gehn. Dem Deutschen steht in dieser Beziehung der Skandinavier am nächsten; diesem haben Charakter und Gewohnheiten besonders im Nordwesten: Wisconsin, Minnesota, Dakota einen merkwürdigen Übergangsplatz zwischen Deutschen und Engländern angewiesen. Das gemeinsame Luthertum trägt dazu etwas bei. Aber nur etwas. Der Hauptgrund liegt in einer gewissen Sympathie der Volksseele, besonders zwischen Deutschen und Schweden, die beide das Leben leicht nehmen.

Unsre Landsleute blicken oft mitleidig auf die Amerikaner herab, die an Nervosität, Dyspepsie und andern Folgen der Überarbeit und unvernünftigen Lebensweise leiden. Gewiß, der Amerikaner ist oft verschlossen, „spinnt" und ist dann kein guter Gesellschafter. Aber was bedeutet das für das Volk? Was ein Volk aus seiner Gegenwart gewinnen kann und was nicht, darin liegt für mich ein großer weltgeschichtlicher Unterschied. So wie es Einzelne giebt, die sich aus jeder Lebenslage ein weiches Bett zu bereiten wissen, während andre unter allen Umständen hart liegen, schwer träumen und verdrossen aufstehn, um ihr Lager besser zu machen, bis es ganz gut ist, so ist es auch mit den Völkern. Es ist die alte Beobachtung, für die Shakespeares Cäsar die allgiltige Form gefunden hat:

> Let me have men about me that are fat;
> Sleek-headed men, and such as sleep o'nights.
> Yond Cassius has a lean and hungry look;
> He thinks too much: such men are dangerous.

Wären die Russen eine so leicht zu regierende, so leicht bis in den Tod zu führende Masse, wenn nicht ihr „Allmenschtum," das uns verschwommen vorkommt, sie molluskenhaft anpassungsfähig machte? Auch die Deutschen erkauften jahrhundertelang individuelles Behagen mit Knechtung. Kein politisch

Digitized by Google

Lied durfte die Ruhe des Spießbürgers stören, man überließ die Leitung den Obern, zur Not den Fremden und kümmerte sich um das Geschäft und das Vergnügen. Es steckt darin mehr, als wir glauben, von der verderblichen Apathie der Franzosen, die sich heute dem Konvent und morgen der Militärdiktatur beugen und dabei immer den unternehmenden Einzelnen abwarten, sei es nun Cäsar oder Brutus, der sie retten soll. Die Deutschen haben noch keine Veranlassung, auf diese Eigenschaft ihrer Nachbarn so hoch herabzusehen. Was sie in großen Zeiten gerettet hat, war nicht die Leistung vieler Einzelnen, sondern die übermenschliche Anstrengung einzelner großer Menschen, von denen das deutsche Volk nach langer Dürre seit Stein und Blücher allerdings eine überraschende Anzahl geboren hat, und die Bereitwilligkeit, mit der man diesen Leitern folgte.

Ich finde die deutsche Geselligkeit schöner als jede andre, ich teile sie mit Freuden, selbst auf der Bierbank, soweit sie Geister belebt und die Herzen öffnet. Aber ich fürchte sie als Gleichmacherin nach unten hin, als Abstumpferin der heilsamen Selbständigkeit der Einzelnen, als eine Verführerin, die uns arm an eigentümlichen, starken Individualitäten in einem Augenblicke macht, wo wir nicht reich genug daran sein können. Vielleicht ist es undankbar, dieses Urteil in einem Augenblicke niederzuschreiben, wo ich noch unter dem Eindrucke der schönen Abende stehe, die ich in der kleinen Kabine des Schiffsarztes im Kreise lieber Landsleute verlebt habe. Aber gerade von ähnlichen Abenden nach grauen einförmigen Schiffahrtstagen im Atlantischen Ozean klingt mir ein Wort nach, das Kurt von Schlözer, in der Mitte der siebziger Jahre deutscher Gesandter in Washington, der unvergeßlich heitere, originelle, aussprach: Es ist verdammt unbequem, alles, was wir thun, auf seine Wirkung aufs Ganze prüfen zu müssen; aber in die politische Kinderstube können wir doch auch nicht zurück. Also vorwärts, in die Ungemütlichkeit hinein!

* * *

Sei mir gegrüßt, liebliches Hamburg! Und du, deutscher Landsmann, der du gewohnt bist, beim Namen Hamburg an die erste Handelsstadt des Kontinents und die zweite Stadt des Deutschen Reichs zu denken, verzeihe mir, wenn ich dein großes, stolzes, reiches Hamburg lieblich nenne. Ich denke jetzt an die lachenden Bilder der Marschdörfer mit ihren altersbraunen hochgiebeligen Häusern, an die blühenden Gärten und die hellen Gartenhäuser auf den höhern hügeligen Elbufern von Blankenese, und vor allem denke ich an die alten Bäume, die grünen Plätze, die gartenumsäumten Alsterufer, die schattigen Straßen Hamburgs und seiner Vorstädte. Es mag für den Binnenländer sehr interessant und lehrreich sein, in dem Geschäftsleben Hamburgs die Vereinigung deutscher und englischer Neigungen, Richtungen und Begabungen zu sehen; ich finde es viel anziehender, in Hamburgs Außen- und Innenleben eine der

reichsten Variationen über das Thema der deutschen Stadt zu vernehmen. Daß Hamburg, rein als Städtebild, schöner ist als jede andre Seestadt von gleicher Größe kraft seiner breiten Anlage um die stolze Wasserfläche herum, die ganze Wiesen und Haine des vor fünfzig Jahren noch unbebauten Landes mit eingeschlossen hat, gereicht ihm ebenso zum Stolz, wie die Größe und Ordnung seiner Hafenanlagen. Selbst Venedig und Genua, die geschichtlich nah verwandten Städterepubliken, verblassen in meiner Erinnerung neben dieser künstlerisch ungemein viel ärmern, einfachern Stadt des Nordens, in der soviel mehr Behagen ist und nichts welkt, sondern Saft und Kraft sich lebensfreudig regt. Man wird ja freilich vergebens nach den Palästen der Hamburger Patrizier fragen, der Doria und Vendramin.

Was heute von Hamburger Kaufleuten Weltruf hat, das wohnt in einfachen Häusern, die nicht übermäßig luxuriös ausgestattet, aber herrlich gelegen sind. Ein freier Blick auf die einzig schöne grünumrandete Wasserfläche der Alster, ein recht breiter wohlgepflegter Rasenteppich, ein paar uralte Ulmen, die noch aus der Zeit stammen, wo hier ein Dorfwäldchen stand, gelten diesen Leuten, die gar nichts scheinen wollen, mehr als Marmorsäulen und Giebelpracht. Es ist wahr, daß nicht alle Hamburger damit einverstanden sind. Aber die Träger hoher künstlerischer Ideale sind, wie überall, nicht die, die über Macht und Einfluß gebieten. Die Hamburger lassen sich in der kleinen Kunst, die das Leben schmückt, Lichtwarks und Brinkmanns Rat ganz gern gefallen, aber ihre Häuser gestalten sie diesen verehrten Ratgebern zuliebe nicht um. Ein befreundeter Hamburger zeigte mir sein Geschäftshaus, eines von den hohen schmalen Häusern am Kanal, unten Comptoire, oben Speicher, mit kaum sichtbarem Eingang und schmalen Treppen. „Hier, wo jetzt die erweiterten Comptoire sind, da sind wir, meine Brüder und ich, aufgewachsen. So waren die alten Hamburger Häuser; unten Geschäftsräume, oben Speicher, dazwischen die Wohnräume. Man wohnte beschränkter als jetzt, aber das Wohnen in diesen alten Häusern hatte den besondern Reiz, daß alles warm beisammen war. Vor den Fenstern stiegen die Ballen empor, die der krächzende Kran in den Speicher hob, und an der Schwelle des Hauses legten Schiffe an. Wer in solchem Haus groß wurde, der lernte die Kaufmannschaft von selbst, der sog die Luft des Groß- und Seehandels im Schlafe ein. Meine Eltern sind hier gestorben, erst dann legten wir Geschäfts- und Wohnhaus aus einander. Damit ist aber auch die Stetigkeit geschwunden. Vielen behagen schon jetzt die vor dreißig Jahren erbauten Häuser nicht mehr, sie sind nicht bequem genug, und man zieht es vor, der neuen Generation ein neuausgestattetes Haus in neuer Lage zu erbauen, statt das alte umzubauen. So kommt es, daß wir keine Paläste haben. Die schmalen hohen Ziegelbauten, die am Hafen unmittelbar aus dem Wasser auftauchen, gefüllt mit Waren, immer sich leerend und immer neu gefüllt: das sind unsre Paläste."

Digitized by Google

Da Hamburg noch ein elendes Nest war, als die Städte der eigentlichen Hanse an der wendischen Küste von Lübeck bis Stralsund samt ihren östlichen Ablegern ihre wirtschaftliche und politische Blütezeit hatten, die auch eine Blütezeit der Kunst war, hat es keine Kirchenbauten, die sich mit Lübecks oder Danzigs Kleinodien messen könnten. Die Lübecker Marienkirche ist als Muster für Kirchenbauten des vierzehnten Jahrhunderts bis Reval gedrungen, den kurzen Weg an der Stecknitz hin zur Elbe hat sie offenbar schwerer gefunden. Dazu ist dann noch der Brand gekommen, der denkwürdige Profanbauten vernichtet hat. Vom alten Hamburg stehn noch einige Reihen von Giebelhäusern von echt niederdeutschem Charakter, aber viel nüchterner als was man sonst im westlichen Niederdeutschland sieht. Hamburg hat in diesen Teilen weniger Verwandtschaft mit Lüneburg, Hannover, Hildesheim, als mit den niederländischen Städten, deren Vertreterin auf deutschem Boden das hochgieblige kanalreiche Emden ist. Diesen alten niederländischen Städten ist eine im höchsten Grade einfache und gleichförmige Bauart eigen, die sehr deutlich auf den demokratischen Charakter ihrer Bewohner hinweist. In Enkhuizen oder Hoorn ist bei allen Spuren einstiger großer Blüte der Gemeinwesen kein einziges wahrhaft palastartiges Haus, auch die künstlerisch bedeutendern sind schmal und nüchtern. Auch manche Straße in Amsterdam, Leiden u. s. f. trägt noch diesen Charakter, wenn auch daneben Größeres und Eigentümlicheres entstanden ist. Ich weiß nicht, ob sich die Geschichtsforschung schon dazu herabgelassen hat, die Stammbäume der städtischen Wohnhäuser wieder herzustellen. Vermutlich würde sie eine interessante Abzweigung von den Niederlanden und dem Scheldeland aus nach Südengland hinüber auf der einen und an der Südküste der Nordsee hin bis zur Elbe auf der andern Seite nachweisen können. Wer durch Städte wie Harwich oder Yarmouth an der Ostküste wandert, findet dort das niederländische Haus bis auf Thür, Schwelle und Fenster wieder und im Innern eine übereinstimmende Anordnung der Räume. Eine starke Einwanderung vom Südufer der Nordsee, die man flandrisch nennt, hat ja hier stattgefunden.

Wer einen freien Nachmittag in Hamburg hat, sollte nach Lüneburg ausfliegen. Wenn man in Hamburg die mächtigste Hansestadt kennen gelernt hat, lohnt es sich, eine der verfallensten unter den einst blühenden zu sehen. Welcher Unterschied zwischen dem stolzen, ja pompösen neuen Rathaus Hamburgs und dem alten schadhaften Rathaus von Lüneburg. Es zeigt, so malerisch es wirkt, den Ziegelbau von seiner Schattenseite. Auch die mit einem schönen durchbrochnen Fassadenvorbau, Galerie und Bogenpfeilern versehene Nikolaikirche und die Johanniskirche mit ihrer schönen Flachornamentrosette lassen erkennen, wie die Verwitterung der Rohziegelbauten einen kleinlichen, ärmlichen Eindruck hervorbringt. Das aus grauschwarzen Glasurziegeln erbaute Haus in der Bardowickerstraße mit Porträtmedaillons steht noch am

Digitized by Google

festesten da. Lüneburg muß man gesehen haben, um zu begreifen, wie Hamburg und Bremen waren, als Deutschland als Seemacht und seehandeltreibendes Land nichts mehr war und die alte Herrlichkeit buchstäblich in Stücke ging.

Ich habe immer gern die Beziehungen Hamburgs zum geistigen und künstlerischen Deutschland verfolgt. Man könnte die Geschichte der geistigen Kultur Englands schreiben, ohne Liverpool in irgend nennenswertem Maße zu berücksichtigen. Bristol müßte schon eher genannt werden. Aber wer kann die Geschichte des deutschen Geists verstehn, der nicht Hamburgs Stellung in der Musik- und Theatergeschichte, Hagedorns, Klopstocks und Lessings Hamburger Beziehungen kennt. Es hat Zeiten gegeben, wo Hamburgs Anteil an der deutschen Litteratur auf ein dünnes Bächlein zusammengeschwunden war, dabei hat aber Hamburg in aller Stille wissenschaftliche Fortschritte gemacht, die seinen staatlichen Sammlungen und Instituten eine der ersten Stellen sichern, und hat sich einen Einfluß auf die Entwicklung der Malerei und des Kunstgewerbes in Deutschland errungen. Auch sollten die Hamburger Zeitungen nicht vergessen werden. Deutschland wartet noch immer des Weltblatts, das kommen soll. Einstweilen finde ich, daß der Hamburger Korrespondent und die Hamburger Nachrichten zu den am besten redigierten Zeitungen Deutschlands gehören. Über den Nachrichten, die, gleich manchem andern Blatt ihres Namens, einst das verbreitetste Haus- und Frühstückblatt, wichtig vor allem durch seine Familiennachrichten, waren, leuchtet augenblicklich noch der Schimmer Bismarckischer Mitarbeiterschaft. Ich glaube, daß die solide Ofenwärme des Eingebürgertseins in den Hamburger Häusern besser vorhalten wird als das schwankende Scheinwerferlicht von Friedrichsruh her. Der Korrespondent hat Zeiten gehabt, wo er dem Charakter eines Weltblatts näher kam als heute, so z. B. in der großen Zeit von 1870 und 1871. Damals hatte, soviel ich weiß, kein andres deutsches Blatt so ausführliche und gute Korrespondenzen aus Frankreich, wie dieses Hamburger. Es war wahrscheinlich das einzige, das ganz „echte" Korrespondenzen aus dem Bordeaux der weltgeschichtlichen Abstimmung vom 1. März 1872 und aus dem belagerten Paris der Kommune hatte. Ein „gerissener" Hamburger, der die Korrespondenzen aus Orten schrieb, wo damals kein Deutscher ungestraft, man möchte sagen, unzerrissen verweilen konnte, hatte die ebenso geniale wie naheliegende Idee, die seltenste aller Nationalitäten, die der Helgoländer, vorzuschützen, womit er sogar bei Engländern Glück hatte, die ihm sein teutonisches Englisch verziehen, als er sich als einer der seltensten Insulaner unter britischer Flagge vorstellte.

Hamburgs Kunstsammlungen sind nach der kunstgewerblichen Seite hin bedeutend. Das Kunstgewerbemuseum hat eine der allerschönsten japanischen Sammlungen, die es in Europa giebt. Für Kenner enthält sie in manchen Teilen Besseres als das einst über Verdienst gerühmte Londoner Kensington-

Digitized by Google

museum. Sie stehn freilich alle weit hinter den Bostoner Sammlungen zurück, wie sich denn überhaupt das Verständnis für Japanisches in Amerika rascher ausgebreitet hat als in Europa; das beweisen die japanischen Einflüsse im amerikanischen Kunstgewerbe, die zum Teil erst über Amerika für Europa wirksam geworden sind. Auch hier in Hamburg sieht man schon bemerkenswerte Wirkungen der mit großen, in aller Stille gebrachten Opfern seit noch nicht einem Menschenalter vermehrten Sammlungen. Ich frage mich: Wird man soviel erreichen, wie in Amerika und England, wo hinter den kalten Zügen gleichgiltiger Gesichter eine künstlerische Leidenschaft lebt, die sich in Farben ergießt? Ich denke an Turners glühende Farbengedichte. Ist nicht der Hamburger Charakter zu hart, zu männlich, als daß sich in Hamburg eine Kunstblüte entfalten könnte, wie die Niederlande sie gehabt haben? Die ruhmvolle Geschichte der niederländischen Freistaaten kann nicht darüber täuschen, daß in der Volksseele der Niederländer eine Weichheit und Empfindlichkeit lebt, die die Erfinderin der Kunst tiefer Töne und weicher Stimmungen ist, in der die Niederländer den andern um zwei Jahrhunderte vorangeschritten sind. Für den niederländischen Patrioten liegt die Kehrseite dieser Fähigkeit in der Verweichlichung, die er dem Luxus und der in den reichen Familien getriebnen Inzucht zuschreibt. Es ist auch ein Stück halbrepublikanischer Meisterlosigkeit dabei.

Ein geistvoller Niederländer, Sproß einer Künstlerfamilie, sagte mir: Nous sommes une race efféminée. Das könnte der wahrheitliebendste Hamburger von seinen Landsleuten nicht sagen. Es giebt wohlgemästete Männer und Frauen in Hamburg, besonders Frauen, die aussehen, als ob sie hauptsächlich von Milch und Rotwein lebten. Aber im allgemeinen ist das ein kräftiges, arbeitliebendes Geschlecht von energischen Zügen. Die Hamburger Kaufmannssöhne geben ausgezeichnete Soldaten. Es ist da eine hochgewachsene, hellblonde Rasse, die in ihren extremen Vertretern mit weißblonden Wimpern und sehr blauen Augen fast albinohaft aussieht; das ist die verkörperte Energie. Häufiger sind die untersetzten Leute, deren breite Schultern starke Lasten tragen können. Die spanisch- und portugiesisch-amerikanischen Mischungen haben auch sehr schwarzäugige und dunkelhaarige Hamburger und Hamburgerinnen erzeugt, deren Haut einen tropengelblichen, wächsernen Charakter hat. Auf die Gefahr hin, in den „Alldeutschen Blättern" wegen mangelnder nationaler Gesinnung denunziert zu werden, erkläre ich, daß meinem Geschmacke diese Fremdlinge und Fremdlinginnen besser zusagen als die einheimischen Schönheiten. Man denke sich aber die Hamburger nicht als eine stolze Patrizierrasse. Der Besitz und damit die soziale Stellung wechseln hier wie in allen Handelsstädten ungemein rasch. Wenig Familien behaupten sich durch drei Generationen auf derselben Höhe. Außerdem hat man in den großen Hamburger Familien Gelegenheit, dieselbe Beobachtung zu machen wie in ältesten Fürstenhäusern,

Digitized by Google

daß die Jahrhunderte hindurch fortgesetzte vortreffliche Ernährung und Erziehung, Sorgenfreiheit, Lebenskunst, fest gegründetes Besitzgefühl nicht imstande sind, zu verhüten, daß die plebejischsten Gesichter und die schlotterigsten Jammergestalten von schönen, sorgenfreien Eltern gezeugt und herangezogen werden. Es spricht sich darin eine der merkwürdigsten Eigenschaften des Menschengeschlechts aus, daß sich die Natur entschieden ablehnend gegen die Bildung einer Daueraristokratie verhält. Könnten Eigenschaften der Übermenschen durch Züchtung befestigt und fortgepflanzt werden, dann wehe uns andern, die aus der Masse des mittlern Bauern-, Bürger- und Beamtenstands hervorgegangen sind. Aber die gütige Natur sorgt für ihre Kinder. Zu denen, die die Unterschiede des Besitzes und Standes ihren Nachkommen für immer sicherstellen möchten, sagt sie einfach: Ich will nicht. Sie macht, daß fürstliche Gestalten und königliche Geister in Bauernhütten geboren werden. Die Nation wäre thöricht, die nicht der Natur ihr ausgleichendes Werk erleichtern wollte, indem sie alles thut, um die Lage der untern Klassen zu verbessern. Es liegt vielleicht in der bessern Lebenshaltung der einheimischen Arbeiter — ich spreche nicht von den importierten, billig arbeitenden Slowaken, Polen und Italienern, die für den Amerikaner gleich hinter den Chinesen kommen —, die der zweifelloseste Vorzug Amerikas vor Europa ist. Sie erzeugt Männer und Frauen, deren Gestalt, Gang und Mienen niemand die Tagelöhnerarbeit ansieht. Sobald sich ein Weg nach oben aufthut, sind sie bereit, in eine höhere Schicht einzudringen, wo sie sich ganz zu Hause fühlen. Ich fürchte allerdings, daß gerade diese Schicht an der Unlust, Kinder zu haben, einst noch früher als die Franzosen zu Grunde gehn wird.

* * *

Die Fahrt von Hamburg nach Lübeck enthüllt nichts Großes, nichts Schlagendes. Es ist eben ein bescheidnes Stück Land, etwas aus der Vossischen Luise, den Idyllen Storms und Geibels, ein beschauliches, friedsames Stück Erde, das übrigens in der Heide der schleswigschen Höhenrücken und überall, wo das Meer hereinschaut, auch größere Züge hat. Fernow, ein Bewundrer klassischer Landschaft aus dem Weimarischen Kreise zu Goethes Zeiten, sagte kecklich von der niederländischen Natur, in diesen flachen Gegenden herrsche Reiz und Schönheit, doch sei die Schönheit keine hohe, und Größe finde sich gar nicht darin. Die Größe der Düne, des Meeres und des hohen Himmels, wie sie Rembrandt auf dem Bilde Haarlem (im Haag) zeigt, galt also nicht neben der gewaltsamen Größe der schroffen Gebirge oder den stilvollen Kegeln und Wölbungen der Albaner Berge. Das war die Zeit, wo man in der Landschaft Fülle mit Größe verwechselte. Ein erst nur halb entwickeltes Schönheitsgefühl vergnügte sich an der genrehaften Staffage, ohne die kein Landschaftsbild auch nur des Anblicks wert zu sein schien. Dagegen schlummerte

Digitized by Google

noch tief das Gefühl für das Große und Schöne in der Einfachheit. Je niedriger das Land, desto höher der Himmel, desto mehr blaue Luft, Sonne, mächtigere, freiere Wolkengebilde; das war eine unentdeckte Wahrheit. Übrigens reicht ein Gang durch die deutschen Gemäldesammlungen hin, zu erkennen, daß die landschaftlichen Reize des norddeutschen Tieflands auch heute noch lange nicht genug künstlerisch verwertet sind. Es ist weit dahin, bis man sagen kann, sie sind ausgeschöpft. Es ist noch keiner dagewesen, der sich die Abend- und Nachtstimmungen, wo jede Einzelheit vor dem weiten, tiefen Horizonte wie abgelöst steht und sich wunderbare Farbentöne von dunkelrot bis hellgrünlichgelb und milchweiß auf der hohen Wand des Himmels mischen, so zum Ziele seiner Darstellung gemacht hätte, wie drei Generationen von Künstlern aller Nationen, die die Alpen, das Mittelgebirge und sogar den Apennin gemalt und wieder gemalt haben. In Hamburg erfreuen sich die Werke der Worpsweder und einiger holsteinischer Künstler, die dieses anstreben, großer Teilnahme, auch praktischer d. h. zahlender, wie ich zu meiner Freude in den Häusern kunstliebender Privatleute wahrnahm.

* * *

Lübeck hat im höchsten Grade die Eigenschaften der echten alten Hansestädte, neben denen Hamburg nur ein Emporkömmling ist, allerdings einer, dem es sehr geglückt ist. Lübeck ist eine geschlossene Existenz, die ehrwürdiges Alter mit einigen Spuren des Rückgangs verbindet, unter denen aber noch immer ein Strom ruhiger Weiterentwicklung, wenn auch in behaglicher Enge, weitergeht. Eine gesunde Verbindung, die wohlthuend anmutet. Welch erfreuliches Bild, wenn man aus dem Bahnhof tritt und Lübeck wie eine turmreiche Insel vor sich liegen sieht, im Flachland zwar und schon am Süßwasser, aber doch schon eine echte Küstenstadt in der Schiffe mastenreichem Wald, beherrscht von seinem dunkelbraunen Dom, der, wie der ganze Marktplatz, höher als die übrige Stadt liegt. Das bedeutendste Denkmal ist jedenfalls das im wahren Wortsinn unvergleichliche Rathaus aus dunkeln, schwärzlich wirkenden, glasierten Ziegeln, die in der Mischung mit roten den durch Masse und schöne Verhältnisse ausgezeichneten Bau wie einen dunkelgeharnischten Ritter hinstellen. Dabei sind aber die Außentreppen, die verbindenden Bogengänge mit Galerien und die Türmchen höchst lebendig. Und im Innern zeugt die geschnitzte Stube von der Pracht, die in der wehrhaften Stadt wohnte. Unter den Kirchen ist der Dom mit seinen Türmen im Übergangsstil etwas schwer, um so leichter schwingen sich die schmalen Hallen der Marienkirche zur Höhe, vor allem aber das Chor. Es ist kein Mangel an Metall in diesem Gotteshause. Der Protestantismus zieht sonst vor, das Metall im Beutel zu behalten. Hier ist es freigebig verwandt. Die Kanzel gleicht einer Art von Sakramentshäuschen, ist höchst bewegt, jeden Pfeiler zieren Votivbilder und

Digitized by Google

Fahnen. Die Petrikirche sendet den schlanksten Turm empor, den vier Ecktürmchen flankieren. Es kommen auch zierlich durchbrochne Türmchen auf dem Hauptschiff vor. Aber den Eindruck des Rathauses und des Holstenthores erreicht keiner von diesen Tempeln. Man kann an den Privathäusern lernen, wie gut sich der Ziegelbau dem räumlich anspruchslosen Profanbau anpaßt, der mit dem Wechsel roter und gelber Steine einen warmen, heitern Ton erzielt, offne Loggien anwendet und in gebrannten Ornamenten nach Art des Wismarer Fürstenhofs schwelgt. Das berühmte Schifferhaus zeigt uns das stimmungsvolle Düster eines Hausinnern. Um lange Tische behagliche Bänke, die Räume durch halbhohe dunkle geschnitzte Wände geschieden. Schiffsmodelle und erbeutete Korsarenwaffen zieren Decke und Wände.

In der Stille dieser wundervollen Stadt, von deren Wällen man auf eine lachende Landschaft von Wiesen, Feldern, Wäldern und blitzenden Seen und Flußschlingen hinaus- und hinabschaut, sind namhafte Menschen geboren. Geibel steht kühn in den Mantel drapiert da, genau so, wie man ihn einst in München dahinschreiten sah. Der Historiker Curtius ist eine seinem berühmtern Freunde und Landsmann seelenverwandte Natur gewesen: mehr anempfindend als schöpferisch, hochgesinnt, der Phrase zu Zeiten nicht abhold, im ganzen eine höchst wohlthuende Erscheinung. Lübeck hat auch kräftigere, für die hanseatische Diplomatie in alter und neuer Zeit bedeutende Männer gestellt. Der Senator Krüger, ein mit der Schöpfung des neuen Reichs eng verbundner langjähriger hanseatischer Gesandter in Berlin, war ein Lübecker.

Ein deutsches Künstlerleben

(Schluß)

Wasmann war sechsundzwanzig Jahre alt, als er im Jahre 1835 zu seiner höhern Ausbildung den Weg ins Vaterland der Kunst offen fand. Was er auf seiner langen und wechselvollen Reise von Meran nach Rom alles sah, erlebte, empfand und in sich als unverlierbares Besitztum aufnahm, könnte jeden „Italienfahrer" unsrer Tage mit Neid erfüllen. Freilich mit dem Auge eines Goethe konnte nur Goethe reisen. Wasmann reiste und lebte in Italien als der kluge und feinfühlige Beobachter, wie wir ihn schon kennen gelernt haben. Ohne Prätension, ohne einseitige Parteinahme und mit der ehrlichen Absicht, zu lernen, seine künstlerische Einsicht zu vertiefen und in Rom am Urquell alles Schönen, Erhabnen und Ewigen Geist und Gemüt zu stärken, gab er sich den neuen

Digitized by Google

Eindrücken und dem neuen Leben hin. Wasmann war ein Mensch von vielseitiger Begabung. In hohem Grade verstand er die Kunst, das Wesentliche einer Erscheinung zu erkennen und sie in den großen Lauf der Zeiten einzuflechten. Vier Jahre, von 1832 bis 1835, lebte er in Rom. Rom war noch die Hochburg der Künstlerdaseins. Neben Cornelius und Thorwaldsen wirkte die Schar der Nazarener, Overbeck, Führich, Veit, Schadow, Schnorr. Genelli, der den Grundsatz aufgestellt hatte, der Fisch gehört ins Wasser, der Künstler nach Rom, hatte in demselben Jahre die Stadt verlassen, in die er zehn Jahre vorher als Einundzwanzigjähriger eingezogen war. Alle Nationen Europas schickten ihre Kunstjünger nach Rom, die gleich Schwarmgeistern der Kunst zu Scharen die ewige Stadt bevölkerten und einen affektierten Geniekultus trieben. In einfacher, gemütvoller und zuweilen feinironisierender Erzählung giebt Wasmann in seiner Selbstbiographie eine ausgezeichnete Darstellung des römischen Lebens, des Alltags wie der Festtage, der Leute aus dem Volke wie hoher Würdenträger und bedeutender Männer, von kirchlichen, politischen und allgemein menschlichen Zuständen, von novellistischen oder anekdotischen Vorgängen, von Stadt und Landschaft, Volks- und Künstlerleben, vom Leben der Künstler untereinander, von ihren Kunstdebatten, ihren Studien und künstlerischen Anschauungen, vom Künstlerleben auf den sommerlichen Villeggiaturen, von Künstlerfesten, Kirchen- und Volksfesten u. a. m. Wasmanns entschiedne Gabe des Menschenkenners, des sachlichen Beobachters, gemütvollen Humoristen und mitfühlenden Zeitgenossen giebt seinen Aufzeichnungen einen gediegnen Wert und reichen Inhalt.

Sein Weg führte zunächst von Meran über Trient, Roveredo durch Südtirol an Mori, Nago und dem herrlichen Gelände des Gardasees, Torbole und Riva vorüber über den See nach Desenzano und von da nach Verona. Jedem, der selbst einmal diese Pfade gegangen ist, wird das Herz höher schlagen, wenn bei der prächtigen Schilderung Wasmanns in ihm die Erinnerung an diese schöne Welt lebendig wird. In Verona ergötzte er sich lieber an einem Marionettentheater, das mit saftigen, volkstümlichen Späßen aufwartete, als an einem ins Italienische übersetzten Kotzebueschen Lustspiel, das Familienprosa voll Tugendbrei ohne höhere Gedanken verzapfte. Eine Komödiantengruppe hatte die Bühne, wie es ähnlich Goethe erzählt, in einem Winkel der Arena aufgerichtet. Das heißere, südliche Blut hatte sich „den langweiligen Kram nach seiner Art zurechtgelegt und mit einer Portion Sinnlichkeit verquickt, wobei die Schauspieler feurig gestikulierten und statt der zarten Umärmlungen, wie sie in unserm kühlen, ästhetisch temperierten Deutschland schicklich sind, sich so kräftig umhalsten und küßten, daß die akustische Wirkung bis oben laut vernehmbar heraufdrang. Je gräßlichere, mit Emphase vorgebrachte, moralische Gemeinplätze sich hören ließen, desto ärger wurde Beifall geklatscht. Es war ein trauriger Anblick, ein so schönes, talentvolles Volk, die Landsleute eines Dante und Petrarca an den Trebern unsrer Litteratur seinen Hunger stillen zu sehen."

Von Verona gings über Mantua und Modena nach Florenz, die liebliche, heitere Wunderstadt Toskanas, aus der einst Goethe so schnell heraus- wie hineineilte, und die auch für Wasmann nur einen Durchgangspunkt und kein Endziel bedeutete. Denn für ihn war Rom der Inbegriff alles künstlerischen Seins. Von Florenz aus unternahm er einen Abstecher nach Livorno und Pisa. Im Camposanto von Pisa machten die mächtigen Fresken des Orcagna,

Digitized by Google

vom Triumph des Todes und dem jüngsten Gericht einen tiefen Eindruck auf ihn, und in der Betrachtung durch die zauberhafte Stille begünstigt, die auch jetzt noch über dem in seiner Art einzigen Domplatz liegt, gewann er den ersten Begriff von der „altitalienischen“ Kunst. Nach Florenz zurückgekehrt, tritt er in Begleitung eines Vetturin, „eines alten römischen Ehrenmannes“ die Reise nach Rom an. Der Leser seiner Biographie begleitet ihn auf der Fahrt, bis er mit ihm fern am Horizont die Kuppel von St. Peter erblickt. Das Bewußtsein, den Mittelpunkt der ganzen christlichen Weltgeschichte vor sich zu sehen, durchdrang sein ganzes Empfinden. Wie ein Märchen war es, was doch Wirklichkeit war. „Die Kampagna ringsum lag schweigend und totenstill wie ein Gottesacker, kein Laut eines Vogels ließ sich hören, und darüber spannte sich der tiefblaue, italienische Himmel. Man bringt sein Inneres unwillkürlich in Beziehung zu der umgebenden Natur, doch hier wirkte etwas auf mich, was ich nicht verstand, nur mich mit ernster Ahnung erfüllte.“ Er meinte die Macht und Größe der katholischen Kirche, deren Zauber er sich bald mit ganzer Seele ergeben sollte.

Er mietete sich in der Via S. Andrea delle fratte im Hause der Signora Rosa, einer „ältern Dame von anständiger Haltung“ ein, die sich rühmte, des Malers Salvator Rosa Nachkommin zu sein, und bei der vor Jahren der Dichter Zacharias Werner vor seiner Konversion gewohnt hatte. Seine Zimmernachbarn waren Franzosen, meistens Maler, die ein tolles, ungezügeltes und teilweise wildgeniales Leben führten. Trotz seiner schweren, kontemplativen, nordischen Natur wurde er doch anfangs in diesen Strudel französischer Leichtfertigkeit hineingerissen. Wasmann fühlte sich in dem großen Rom wie in einem Labyrinth, das ihn verwirrte, sodaß er nur langsam zur Besinnung und zu sich selbst kam. Die Leichtigkeit der Franzosen, mit der sie ohne lange Überlegung, ohne Plan und Skizze ein zimmerhohes Bild in wenigen Tagen zusammenmalten, imponierte ihm, und indem er es ihnen nachzumachen suchte, gab er die Eigentümlichkeit seiner Natur preis, die ihn „auf liebevolles Hingeben an einen Gegenstand hinwies.“

Der bekannte Schlachtenmaler Horace Vernet, der zu jener Zeit Direktor der Akademie war, galt den französischen Künstlern als der Meister, dem man nacheifern müsse, und der seinerseits unter seinen Jüngern „den Strom wildester Ausgelassenheit toben ließ, wie er Lust hatte.“ Theatralisch wie die Künstler war auch die französische Kunst jener Zeit des Bürgerkönigs Louis Philippe, „dieses guten Mannes, dem wir zu essen geben,“ wie die jungen Maler scherzweise zu sagen pflegten. In sonderbarem Gegensatz zu ihr stand die pedantische Gediegenheit der Deutschen. Im Sommer pflegte auch die Künstlerschar das heiße Rom zu verlassen und sich in den Gebirgen zu zerstreuen. Tivoli war der nächste Ausflugsort. Eine bequeme Tagereise zu Fuß davon entfernt, in Subiaco, fand ein größeres Rendezvous der Künstlergesellschaft statt. Die Gesellschaft, die sich in dem Wirtshause zusammenfand, war ein buntes Gemisch aller Nationen, hauptsächlich aber Franzosen, „die mit handwerksmäßiger Routine schöne Standpunkte einsackten und täglich ihr Pensum von Effektstudien heimbrachten. Die Sonne mußte auf denselben immer von hinten leuchten, transparente Massen und helle Ränder bilden. Die Deutschen verfuhren mit mehr Nachdenken und Geschmack in ihrem naturalistischen Treiben.“ Mit meisterhafter Anschaulichkeit hat Wasmann die ganze Künstlerkolonie, die Franzosen, Deutschen, Spanier, Engländer in ihren Eigenheiten, ihrer Lebens-

Digitized by Google

weise, ihren Schrullen und Witzen gekennzeichnet. Auch eines Berliners erwähnt er, dessen drittes Wort immer die Vorzüglichkeit Berlins vor allen bekannten Teilen des Erdkreises war, und der einst allgemeine Heiterkeit und das Gelächter der Franzosen erregte, weil er über Tafel, als zum Dessert Weintrauben erschienen, von den Berliner Eßtrauben zu reden begann, die an Süßigkeit die vorgesetzten weit überträfen.

Die Künstler unternahmen häufig zu Studienzwecken Streifzüge in das Gebirge hinein, weit hinauf in die mittelalterlichen Geiernester, die an weißgrauen Kalksteinfelsen kleben und „ein so trotziges, romantisches Aussehen haben, als sollten aus denselben wilde Masnadieri hervorbrechen, um Reisende zu plündern und zu morden. Es giebt Orte, wo noch jetzt Fremde ebensowenig wie in ein Lager nordamerikanischer Wilden sich hineinwagen dürfen." Die Künstler wurden auch meist mit mißtrauischen Blicken in scheuer Entfernung betrachtet. Besonders wenn sie in der Wahl ihrer Modelle nicht behutsam waren, konnten sie leicht ein Stück kalten Eisens zwischen die Rippen bekommen. Wasmann teilt einige Erlebnisse mit, die für den Charakter dieses wilden, ungezähmten Bergvolks, mit dem sich im übrigen Wasmann vortrefflich zu stellen wußte, sehr bezeichnend sind. Unter anderm hatte man den Aberglauben, daß Kinder, die Künstler gezeichnet hatten, bald sterben müßten, „was leider bei vielen wirklich eintraf." Im allgemeinen, trotz vieler Beschränktheiten des Volkes kam aber Wasmann, der ausgezeichnet zu beobachten und auf den eigentlichen Kern der Erscheinung vorzudringen verstand, zu dem Endurteil, daß das gemeine Volk eine so staunenswerte Empfänglichkeit für Kunst hätte, daß man, nach den Naturkindern Italiens zu urteilen, hoffen könnte, „die Zeiten eines Cimabue und Giotto wiederkehren zu sehen." Jeder, der heute mit Verständnis in Italien reist, wird ihm Recht geben müssen.

In Rom, wo sich Ende Oktober die im Sommer zerstreute Künstlerherde wieder sammelte, entwickelte sich ein reges Kaffeehausleben. Hauptmittelpunkt war morgens und nach dem Mittagessen das café greco, wo die Franzosen die erste, die „armen Deutschen, die sich gemütlich ihres Daseins freuten," eine gar bescheidne Rolle spielten, während sich die Engländer in einem abgeschlossenen Hinterzimmer in ihr noble self zurückzogen. Ein andres Kaffeehaus, degli gnocchi, wurde von einigen einsiedlerischen Deutschen, die die Verborgenheit liebten, besucht. Der Abend vereinigte dann alle in der Scorzzese-Kneipe, in der die Deutschen dominierten. Mit köstlichem Humor schildert Wasmann das echt römische Leben, das sich im Laufe des Abends entwickelte. „Hier war das Utopien einer französischen Republick, wo Talent und künstlerische Leistungen, fröhliches Behagen, heitere Geselligkeit allein galten und man sich um Rang und Würde nichts kümmerte." Gar häufig endete die Sitzung in toller Ausgelassenheit, bei der die Weinseligkeit und Trunkenboldigkeit der Deutschen ergötzliche Szenen lieferte; so kam es vor, daß „alle Anwesenden, die nobelsten nicht ausgenommen, ja selbst bestallte Hof- und Kommerzienräte die hölzernen Stühle umdrehten, an der Rücklehne sich haltend um den Tisch herumritten und tobten, wie die Hexen auf dem Blocksberge." Wasmann saß in der Scorzzese unter den Dänen; „sie waren untereinander nicht so uneinig und zankfüchtig wie die Deutschen."

Die schmerzliche Beobachtung mußte er machen, daß die christliche Kunstrichtung seines geliebten Meisters Overbeck verhöhnt wurde, während sich die junge Welt begeistert um Thorwaldsen scharte. Es war wie selbstverständlich,

Digitized by Google

daß das altnordische Neujahrsfest, das die skandinavischen Künstler in der mit Guirlanden, Inschriften und Wappen geschmückten Villa Borghese feierten, in einer Verherrlichung des verehrten Meisters, der in ihrer Mitte weilte, gipfelte. Am Schlusse waren alle voll des süßen Weins, wobei es leider zu Reibereien zwischen Dänen und Norwegern einerseits und Schweden andrerseits kam. Zuviel des Guten wurde auch auf einem Frühjahrskünstlerfest gethan, das man in dem etliche Stunden von Rom entfernten Cerbara abhielt. Der Rückzug fiel ganz bacchisch aus, „Maultiere und Esel schrieen ganz verwildert durcheinander, warfen ihre Reiter ab, die ebenso ihren Verstand verloren hatten.“ Am Thore wurden sie von Dragonern mit gezognem Schwert empfangen und die Führer der Gesellschaft, ein Württemberger Bildhauer und ein Russe, festgenommen und einige Tage in die Engelsburg gesperrt, „wo sie so gut behandelt wurden, daß besonders der Russe es nicht genug rühmen konnte.“

Bei diesen frohen und ausgelassenen Festen wurde das ernste Arbeiten nicht vernachlässigt. Über das künstlerische Schaffen bedeutender Künstler weiß Wasmann eingehend zu berichten. Er nennt den Maler Riedel, der damals seine neapolitanische Fischerfamilie ausgestellt hatte, ein Bild, das ihm einen europäischen Ruf verschaffte, von seinen Landsleuten den geistreichen Erwin Spekter, der sich von der mittelalterlichen, religiösen Kunstanschauung dem Antiken zugewandt hatte und durch ein System der Graumalerei eine gleich schöne Inkarnation wie die Venezianer zu erreichen suchte, z. B. in seinem Gemälde Samson und Delila. Von dem Landschaftsmaler Koch giebt er eine ausgezeichnete, durch gute Anekdoten gewürzte Charakteristik seiner Persönlichkeit. Koch war ein Mann von äußerlich grotesken und komischen Manieren, die er absichtlich hervorkehrte, um sein übermächtiges Innenleben verborgen zu halten. Mit grimmem Spott geißelte er die „in den ästhetischen Thees herumleckenden Kunstschmarotzer, die von dem Gelde und der Eitelkeit der haute volée ihr ephemeres Dasein fristeten, und an denen Rom keinen Mangel litt.“

Koch stand mitten drin in dem wogenden Ideenkampfe seiner Zeit, und doch ist diese Kernnatur schließlich vor der Macht der katholischen Kirche niedergesunken, und im Widerspruch zu seinen frühern, liberalen Grundsätzen gab er seine Söhne, die er zu nichts weniger als zu Künstlern heranbilden wollte, den Jesuiten zur Erziehung, damit sie in der kommenden Zeit vor der „Drehkrankheit“ bewahrt würden. Wasmann hebt zwei Bilder von Koch hervor, die sich durch den Reichtum der Erfindung auszeichnen und sich jetzt beide im Johanneum in Innsbruck befinden, die Hexenszene aus Macbeth, wo der Sturm über die Äste des jungen Eichwalds hinrauscht, und jene schauerliche Episode aus Dante, wo die Leiche des Guido von Montefeltro, starr auf der Erde liegend, den Klauen des Teufels verfallen ist, während die Mönche durch den Chorgang singend heranziehen und sich ihm wie einem heiligen Leibe nahen. „Machwerk, Effekt gelten ihm nur als Mittel, die wunderbare Geheimschrift der Natur zu entziffern und die Gedanken Gottes wiederzugeben.“

Der angesehenste, der alle überstrahlte, war aber Cornelius. Er war gerade mit seinem großartigen Karton des jüngsten Gerichts beschäftigt, nach dessen Beendigung er nach Deutschland zurückkehrte. „Oft sah ich, schreibt Wasmann, den großen Meister, wenn er abends auf einsamem Spaziergang an dem Rande der Terrasse des Monte Pincio, die auf den Spanischen Platz hinabgeht, nachdenkend stille stand und sinnend nach der fernen Kuppel des St. Petrusdomes hinüberschaute, als wehten ihn von dort geheimnisvolle

Digitized by Google

Schauer der Geisterwelt und des ewigen Weltgerichts an. Er stand unbeweglich wie eine Bildsäule, und niemand wagte, sich ihm zu nahen, ihn anzureden und in seinen Phantasien zu stören." Zum Schlusse seines römischen Aufenthalts konnte Wasmann noch an dem Abschiedsfest zu Ehren des Cornelius teilnehmen, bei dem auch Overbeck und Ingres, der Nachfolger Vernets als Direktor der Pariser Akademie, zugegen waren. Gegen Ende der Tafel trat Cornelius Tochter in den Saal, von den Anwesenden mit Jubel begrüßt. Ingres flüsterte dem neben ihm sitzenden Overbeck echt französisch zu: Est-elle mariée? Als gelegentlich ein Rheinländer das bekannte parodistische Trinklied „Als Noah aus dem Kasten war" deklamierte, entfernte sich Overbeck sofort; als ihn Wasmann anderntags besuchte und fröhlich beim Malen traf, bekannte er ihm, daß es ihm nicht leicht angekommen, fortzugehn beim Anblick der schönen Torten, die im Vorzimmer für den Schmaus hergerichtet standen; aber er könne unmöglich ertragen, die heiligsten Geheimnisse und Vorbilder der Erlösung so jämmerlich parodiert zu hören.

In Overbeck verehrte Wasmann nicht nur den frommen, christlichen Maler, sondern den „treuen, väterlichen Freund," der er ihm war. Als Wasmann im vierten Jahre seines römischen Aufenthalts zur katholischen Kirche übertrat, war Overbeck sein Firmpate. Mit welchen feindlichen Blicken dieser aber nicht nur die Antike, sondern auch jede wohlgeratene und heitere Sinnlichkeit betrachtete, und bis zu welchem Grade er in Askese und frommer Mystik das Gefühl für gesunde Kunstübung verloren hatte, dafür findet sich in Wasmanns Biographie ein sehr lehrreicher Beleg. Als seine Stipendienzeit zu Ende ging, und kurz nach seiner Konversion war Wasmann gerade mit der Vollendung eines großen Genrebildes beschäftigt, „das für einen Konvertiten schlecht paßte, nicht sowohl wegen des Gegenstandes als wegen der Auffassung, nämlich vigneroli, die nach der Weinlese in einem Garten sich mit Tanz belustigen, indem ich die Schönheit der antiken Körperformen in strenger Zeichnung auf meine Kunst hinüberzutragen bemüht war, darüber im Kolorit zurückblieb und unsicher zu Werke ging. Pater de la Croix — Wasmanns Beichtvater —, als ihm das Stück zu Gesicht kam, fragte nach dem Preise, vielleicht in der gutmütigen Absicht, mir den längern Aufenthalt in Rom zu ermöglichen; aber Overbeck, dem ich es erzählte, wehrte aus allen Kräften, weil er die schleunige Entfernung von Rom für das beste Mittel hielt, mich vor Schlimmerm zu bewahren. Einst begegnete ich ihm und sagte entzückt: »Wie schön ist der italienische Himmel!« worauf er erwiderte: »Auch über Deutschland ist der Himmel!«"

Anekdotische Berichte dieser Art, auf die sich Wasmann so gut verstand, und die dem Buche eine so frische, persönliche Würze verleihen, sind geeignet, uns das ganze Zeitbild der klassizistischen und romantischen Kunstübung und ihre treibenden, seelischen Kräfte tiefer, gewissermaßen in einer anschaulichen Formel einzuprägen, als lange theoretische Erörterungen. So sind auch die Worte, in denen er seiner Sehnsucht nach innerm Frieden und nach einer höhern religiösen Harmonie seines Daseins Ausdruck giebt, zu einer Schilderung des begeisterten Schönheitskultus auf der einen Seite und der frommen, schwärmerischen Abwendung von allem Irdischen und allem schönen Schein geworden. Da sie außerdem Wasmanns reifen, an Goethe offenbar geschulten Stil aufs beste kennzeichnen, seien sie in ihrem ganzen Wortlaute hier angeführt.

Digitized by Google

„Es war wohl eine lebhafte Sehnsucht nach etwas Höherm in mir, aber ich suchte es auf einem Holzwege, nämlich in der vollendeten Schönheit der äußern Form, wie die Antike sie bietet. Diese hielt ich für das erhabenste Ideal des Menschen und wurde dadurch immer tiefer in den Kultus der sogenannten reinen Sinnlichkeit verstrickt. Das Museum des Vatikan hat eine Rotunde, in welcher die herrlichen Büsten Jupiters und andrer heidnischer Gottheiten aufgestellt sind. Wenn ich hier einsam zeichnete und durch die obere Lichtöffnung im klaren Sonnenlicht kleine Bienen herabflogen, die Bilder umschwärmend, war mir zu Mute wie in einer Kirche, als sei ich auf dem Gipfel der Seligkeit angelangt und jede Unruhe des Herzens gestillt. Ich habe diese und ähnliche Zustände bei mir und auch bei andern Künstlern betrachtet, die weit höher begabt, das schwelgende Entzücken noch in weit größerer Fülle genossen, sodaß ihnen Thränen in die Augen traten und sie gen Himmel schauten, als ob sie beteten. Ich kannte einen Künstler, der, im Leben und in seiner Kunst ganz der sinnlichen Lust ergeben, als es mit ihm zum Sterben ging, meinte, die Engel singen zu hören. Es sind dies gefährliche Täuschungen der Seele und Versuchungen des bösen Feindes, und der Natur nach folgt auf solchen Rausch die schrecklichste Ernüchterung. Menschen, die für gewöhnlich hoher Begeisterung zugänglich sind, geraten dann wieder in jene entgegengesetzte Stimmung, welche die Welt Katzenjammer nennt, wo sie, ohne unwohl zu sein, tagelang für ihre Umgebung wie tot sind. Diesem ähnlich überkam mich, ohne daß ich mir des Übergangs bewußt war, ein gewisses, ruhiges Nachdenken verbunden mit einer Unbehaglichkeit, wenn ich die erlebten und genossenen Freuden zurückrief und an meiner Seele vorübergehen ließ."

Der Übertritt zur katholischen Kirche war der äußere Abschluß dieser Folge von seelischen Erfahrungen.

Sein römischer Aufenthalt hatte damit sein Ende erreicht. Auf seiner langen und oft mühseligen Fußwanderung heimwärts hat er wieder oft Gelegenheit gehabt, das patriarchalische Leben „in seiner ganzen Schönheit und Einfalt" und die edle Gastfreundschaft des römischen Volkes kennen zu lernen, die für den Reisenden um so erfreulicher war, als er die Wirtshäuser meist in einem entsetzlichen Zustande fand. Er wanderte über Assisi, wo er die berühmten herrlichen Giottofresken innig bewunderte, und Perugia nach Bologna. Während der Reise vermied er es, sich als Deutscher auszugeben, da die Deutschen, die bei den Italienern mit Österreichern identisch waren, von diesen grimmig gehaßt wurden. In Bologna wurde er unter groben Schimpfworten vom Wirt des Gasthauses mit seinem Koffer vor die Thür gesetzt, weil er ein Deutscher war, während ein Engländer auf das höflichste aufgenommen wurde. In seinem geliebten Meran machte er eine mehrmonatige Rast, dann zog er weiter und trat in Wolfratshausen „zum erstenmal wieder nach vielen Jahren in die von Bier und Tabaksqualm angefüllte bayrische Wirtshausatmosphäre." Husten und Brustkrampf stellten sich ein, Leiden, die er in dem schönen Italien drei Jahre lang vergessen hatte.

Die folgenden Jahre waren für ihn nichts weniger als glücklich. Sein zweiter Münchner Aufenthalt war eine Zeit der Krankheit, schwerer Sorgen und trüber Seelenzustände. „Es klopfte die Zeit der Buße an meiner Thür; denn mit dem formellen Rücktritt zur heiligen Kirche war noch wenig geschehen, und der barmherzige Gott kam mir zu Hilfe mit Kreuz und Not, wovon der abenteuernde Simplizissimus bis dahin noch wenig erfahren und gekostet hatte."

Digitized by Google

Zunächst erging es ihm, wie es fast jedem ergeht, der auf längere oder auch nur auf kürzere Zeit in Italien gelebt hat. Er konnte sich nicht in das Münchner Leben finden, lebte nur in seinen Erinnerungen an Italien in einsiedlerischer Zurückgezogenheit und mehr als je mit sich und den Wünschen und Hoffnungen seiner Seele beschäftigt.

Ein wahrer Segen für ihn war es, daß er in seiner Kränklichkeit und sozialen Hilflosigkeit von seiner Wirtin, einer Frau v. P., die selbst ums tägliche Brot zu arbeiten und mehrere Kinder zu erziehen hatte, in wahrhaft mütterlicher Aufopferung gepflegt und unterstützt wurde. Er preist sie auch als seine Wohlthäterin und widmet ihr Worte kindlicher Liebe und wärmster Dankbarkeit und Verehrung. Sie, die von einer kümmerlichen Pension in beschränkten Verhältnissen lebte, hatte die Natur zu einer barmherzigen Schwester bestimmt. „Wenn sie zur Winterszeit einen halberfrornen Bettler auf der Straße traf, nahm sie ihn mit nach Hause, ließ ihn an ihrem kleinen Ofen sich wärmen und gab ihm Suppe und Kaffee. Studenten und armen Kindern erwies sie die gleiche Liebe, und die Wohlthätigkeit übte sie mit einer Energie und naiven Unmittelbarkeit, als sei es das Hauptgeschäft ihres Lebens, und ohne sich zu kümmern, ob es ihrer Familie angenehm sei oder nicht. Unter anderm hatte sie eine Zeit lang eine Magd, eine halbtaube und widerwärtige Person, mit der niemand auskommen konnte; aber gerade deshalb behielt sie sie.“

Dieser Frau vor allem hatte Wasmann es mit zu verdanken, daß er sich durch trübe Zeiten in ruhige, geordnete Verhältnisse hinüberretten konnte. In dem Sekretär des Erzbischofs, Friedrich Windischmann, dem „gelehrtesten Orientalisten und Exegeten seiner Zeit,“ fand er einen treuen väterlichen Freund und Berater. In München ist er vor allem mit Clemens Brentano näher bekannt geworden, über dessen wunderliche Lebensweise er viel zu berichten weiß, was für den Litterarhistoriker von großem Wert ist. Er hatte von Wasmann als von einem Maler und Konvertiten gehört, der still für sich lebe. Das genügte ihm, „in dem Drang seines Herzens, eine Gott liebende Seele nach seinem Ideal zu finden,“ ihn aufzusuchen. Brentano hatte sich von dem Weltverkehr zurückgezogen und lebte, den reichen Ertrag seiner Schriften milden Zwecken zuwendend, knauserig und ärmlich wie ein Student. „Abends liebte er, im Widerspruch mit sich selber, das Theater zu besuchen, nicht das vornehme Stadttheater, das war ihm zu schlecht, sondern das sogenannte Lipperl-Volkstheater in der Vorstadt Au, wohin ich ihn zu begleiten die Ehre hatte. Wie jauchzte der kindische Mann, wenn der Direktor desselben, der schon vierzigjährige Schweizer, eine jugendliche Rolle des Till Eulenspiegel gab und in knabenhafter Behendigkeit und tollen Sprüngen das äußerste leistete, oder in dem Zauberstück »Aschenbrödel« den als Prinz verkleideten Stallknecht vorstellte, der beim Anblick der tanzenden und vornehm thuenden Schwestern der Aschenbrödel mit der Zunge zu schnalzen anfängt und aus seiner Prinzenrolle fallend, die Mädel wie seine Pferde mit der Reitpeitsche abzuwichsen Lust zeigt. Mitten aber in dem höchsten Jubel des Entzückens fuhr Brentano mit seinem Kopf dicht an den meinen und schrie mir in die Ohren: »Und doch sind diese Kerle alle des Teufels.«“

Wasmann lernte ferner Genelli kennen, der ihm wegen der zähen Ausdauer und Gründlichkeit imponierte, mit der er ein Gespräch über einen interessanten Gegenstand durchführte, den stumpf und träumerisch blickenden Dichter Stieglitz und Moritz Schwind, der damals noch nicht berühmt war, aber mit

Digitized by Google

genialem Spott alles vor sich niederwarf, was ihm nicht echt und wahr erschien. Darum stand er mit Kaulbach nicht auf gutem Fuße, der mit der Ausführung der „Hunnenschlacht“ und der „Zerstörung Jerusalems“ beschäftigt war. Keiner wußte so wie Schwind mit einem einzigen derben Wörtchen etwas zu kennzeichnen und den Nagel auf den Kopf zu treffen.

Wasmann konnte in München nicht Boden gewinnen, an der Ausführung größerer Arbeiten hinderte ihn seine Kränklichkeit, im Verkauf auch der kleinern Bilder hatte er, einige Fälle abgerechnet, wenig Glück, er geriet immer mehr in Schulden, und eines Tags ist er mit dem gepumpten Gelde seines väterlichen Freundes Windischmann in der Tasche wieder auf der Wanderung nach seinem geliebten Südtirol, wo er vor Jahren so zufrieden gelebt hatte. Meran wurde seine zweite Heimat, die ihm lieber und teurer wurde als seine Vaterstadt. Hier wurde er ein sehr begehrter Porträtmaler, sodaß er bald in der Lage war, sich eine sorglose, bescheidne Existenz zu gründen. Er lebte einsam, aber innerlich beglückt, oft durchstreifte er tagelang die herrliche Welt Südtirols; als einziger Mensch ringsum war er dann mit sich und seinem Gott allein. Es war in Tirol noch die gute alte Zeit, es gab keine Touristen, und „es war noch wenig Luxus und darum schönes Geld in den Truhen, was zur rechten Zeit ans Licht kam. . . . Meran lag damals noch in mittelalterlicher Dämmerung und hatte weder Kuranstalt noch Kurgäste. Der Medizindoktor Feiertag sah ruhig von seinem Fenster an der Ecke der Laubengasse auf die Gräber um die Pfarrkirche herab, unter denen seine Patienten den ewigen Schlaf schliefen. Man starb gemütlich in der Heimat, ohne auf Reisen geschickt zu werden. Alles ging noch nach altem Stil.“

Durch einen vierjährigen Aufenthalt in Hamburg, von 1843 bis 1846, wurde sein Meraner Lebensidyll noch einmal unterbrochen. Von den Seinen wurde er nach langer Abwesenheit mit der größten Herzlichkeit empfangen, er erhielt die schönsten Aufträge und wurde als Künstler hochgeehrt. Mit einer großen Zahl geistvoller und kenntnisreicher Menschen lebte er in anregendem Verkehr. Daß er Katholik geworden war, fiel niemand unangenehm auf. „Es war noch die letzte Zeit und Stunde der romantischen Periode, wo man es einem Maler am wenigsten verübelte, wenn er der katholischen Kunst zuliebe, die auch von Protestanten hochgeehrt war, nach Art von Wackenroder und Novalis katholisierte oder gar katholisch wurde. Dieses Kunstmotiv legte man auch meiner Konversion unter.“ In seiner Vaterstadt gewann er seine protestantische Braut, die jüngste Tochter des Direktors der Hamburger Realschule, Professor Krämers, die später in Meran ebenfalls zum katholischen Glauben übertrat. Abseits von der Welt, in religiöser Andacht und inniger Gottergebenheit dem Aufbau seines Seeleninnern ergeben, in harmonischem Familienleben, durch vier wohlgedeihende Kinder beglückt, verbrachte Wasmann die zweite Hälfte seines Lebens bis zu seinem am 10. Mai 1886 erfolgten Tode. Im Jahre 1867, im Alter von 62 Jahren schrieb er seine Lebensgeschichte nieder, in der er uns so wertvolle Beiträge zur Kulturgeschichte seiner Zeit gegeben hat, und die der Nachwelt seinen Namen erhalten wird.

P. K.

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Englische Zustände. Unter dieser Überschrift haben wir im vierten Vierteljahr 1896 nach englischen Quellen über die wirtschaftlichen, sozialen und Kulturzustände des Inselreichs ausführlich berichtet. Einige neuere Sachen, die uns heute vorliegen, ändern nichts an dem von uns entworfnen Bilde, sondern ergänzen es höchstens durch einige unwesentliche Züge. Dr. Oskar Stillich, Dozent an der Humboldtakademie in Berlin, gelangt in seiner Schrift über Die englische Agrarkrisis (Jena, Gustav Fischer, 1899) zu etwas ungünstigern Ergebnissen als der damals von uns benützte Dr. F. Ph. Koenig, was nicht zu verwundern ist, da er sich ausschließlich auf den Bericht der Royal Commission of Agriculture stützt. Demnach wäre in England die Rente von landwirtschaftlichen Grundstücken so ziemlich verschwunden, und behauptete die Aristokratie ihren ländlichen Grundbesitz nur noch ehrenhalber und als Luxus, wozu sie übrigens, wenn es wahr wäre, die aus bekannten Quellen fließenden Mittel haben würde. Stillich scheint mit der Kommission an die „Kürze der Golddecke" und die Heilkraft des Bimetallismus zu glauben. — Dr. John L. Tildsday beschäftigt sich zwar in seinem Buche: Die Entstehung und die ökonomischen Grundsätze der Chartistenbewegung (Jena, Gustav Fischer, 1898; 19. Band der von Conrad herausgegebnen Sammlung der Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle) mit einer frühern Periode der englischen Geschichte, die man aber kennen muß, wenn man den heutigen Zustand Englands verstehn will. Die Sätze der Charte konnten ihren Urhebern nicht als revolutionär gelten, weil sie dem Programm der bedeutendsten englischen Staatsmänner des vorigen Jahrhunderts entnommen waren. Aber die französische Revolution hatte die englische Aristokratie und das Bürgertum in eine solche Reaktion zurückgeschreckt, daß die Jahre nach Waterloo die der Volksfreiheit ungünstigsten der ganzen englischen Geschichte gewesen sind, und das machte denn, zusammen mit dem unerträglichen Zustande der Arbeiterbevölkerung, diese wirklich revolutionär. In der damaligen Arbeiterbewegung flossen vier Strömungen zusammen: die von Owen in Gang gebrachte sozialistische, die für die Zehnstundenbill, die gegen das neue Armengesetz und die Arbeitshäuser, und die von Atwood hervorgerufne und geleitete Birminghambewegung gegen die Peelakte*) und die Goldwährung. Für die bürgerlich-liberale Bewegung gegen die Kornzölle waren die Arbeiter nicht zu gewinnen; sie beharrten auf dem Standpunkte, den später Bismarck und unsre heutigen Agrarier eingenommen haben, daß hohe Brotpreise nichts schaden, wenn nur der gemeine Mann genügend Geld hat, und daß der Gewinn niedriger Brotpreise nicht den Arbeitern, sondern durch Herabsetzung der Arbeitslöhne den Fabrikanten zufließen würde. Es ist interessant, zu sehen, wie alles, was heute gegen das englische Wirtschaftssystem gesagt wird, und was wir selbst öfter gesagt haben, schon von den Arbeitern der Chartistenzeit und ihren Vertretern und Führern gesagt worden ist. So z. B. schreibt Owen in einem Bericht über die Lage der Fabrikarbeiter: „Vernichtet lieber die Baumwollenindustrie, zerstört selbst die politische Macht unsers Landes, wenn sie vom Kattunhandel abhängt, als daß ihr sie durch die Aufopferung alles dessen, was das Leben wertvoll macht, aufrecht erhaltet." Das Volk hing noch mit leidenschaftlicher Liebe am Boden, wehrte sich mit allen Kräften dagegen, von ihm losgerissen und in Fabriken und Gruben gesperrt zu werden, war der Industrie feind, wollte die Maschinen zer-

*) Die die Ausgabe ungedeckter Banknoten einschränkt.

Digitized by Google

stören, erhob den Ruf: Zurück zum Land,*) und bekämpfte mit seinem Führer Feargus O'Connor eine Politik, die „eine Insel voll verhungernder Bettler zur Herrin der Welt machen will." Tildsday selbst schreibt: „Man kann in Wahrheit sagen, Napoleon sei nicht von Englands Armeen, sondern von seinen Spinn- und Webemaschinen besiegt worden [eine Kleinigkeit, die preußischen, russischen und österreichischen Armeen, vergißt der Engländer]. Aber vom sozialen Standpunkt aus kann man die Änderungen nur bedauern, die das fröhliche England in das industrielle England, in die Weltwerkstatt verwandelt haben; man kann nur bedauern, daß ein landwirtschaftliches, Korn ausführendes Land mit seinen feudalen Abhängigkeitsverhältnissen zwischen Gutsherr und Bauer, Herr und Knecht in ein Land von Großstädten und Fabriken verwandelt worden ist mit ihren Millionären, ihren vielen Tausenden von »Händen« und ihrem Elend." — In der erwähnten ausführlichen Arbeit haben wir auch Robert Blatchfords Merry England erwähnt, das in England selbst über eine Million Abnehmer gefunden hat, außerdem in Amerika und Australien verbreitet und in sechs Sprachen übersetzt worden ist. Es empfiehlt den Sozialismus nicht in der verbissenen und doktrinären Weise unsrer Marxisten, sondern in der gemütlichen Auffassung eines William Morris. Das Buch war damals für deutsche Leser zurechtgemacht worden und unter der Überschrift: Soziale Briefe an Schulze und Genossen bei Reinhold Werther in Leipzig erschienen. Dem Verleger ist aber fast die ganze Auflage liegen geblieben. Jetzt hat sie die sozialdemokratische „Volksbuchhandlung" Ignaz Brand in Wien erworben und das Buch mit dem neuen Titel: Im Reiche der Freiheit versehen. Unter den „Genossen" wird es ja nun Käufer finden, aber seinen Zweck, den Weißbierschulze zu bekehren, verfehlt es dadurch erst recht. — Zum Schluß teilen wir mit, daß von Wendts England, das wir im 43. Heft des Jahrgangs 1892 empfohlen haben, voriges Jahr bei O. R. Reisland in Leipzig eine zweite erweiterte Auflage erschienen ist.

Die Steingräber im Lande Hannover. Es ist noch nicht sehr lange her, seit sich in Deutschland aus den privaten Ausgrabungen einzelner Gelehrten und aus den „Buddeleien" von Liebhabern und Lokalvereinen eine „Wissenschaft des Spatens" entwickelt hat, die sich aus eigner Kraft schon ihre Stellung in der Gelehrtenrepublik erworben hatte, ehe durch staatliche Unterstützung umfangreichere Forschungen ermöglicht wurden. Jetzt treten diese natürlich mehr in den Vordergrund. Heutzutage sind z. B. die wertvollen Ergebnisse, die die Reichs-Limes-Kommission bis jetzt bei ihren Forschungen zu verzeichnen hat, ein wichtiger Bestandteil der wissenschaftlichen Heimatkunde von Mittel- und Süddeutschland. Reichhaltige und sehenswerte Sammlungen sind entstanden — man denke nur an das Paulusmuseum zu Worms —, kundige Forscher beschreiben ihre Funde, begründen ihre Konjekturen und beherzigen immer mehr das Wort Lindenschmits, „daß selbst die schlechtesten Abbildungen immer noch deutlicher sprechen als die ausführlichsten Beschreibungen."

In dem alten Niedersachsen sind sowohl die Zeit und die Art der Siedelung als auch der Einfluß des römischen Weltreichs und der südlichen Kultur wesentlich anders als im übrigen Deutschland. Demgemäß sind auch die aus der Vorzeit erhaltnen oder noch aufzusuchenden Denkmäler ganz anders geartet. Unter ihnen nehmen im nordwestlichen Deutschland die alten Steingräber oder, wie sie in

*) Auch was unsre heutigen Bodenbesitzreformer und Single-tax-men ihrem Henry George und Flürscheim nachsprechen, ist damals alles schon gesagt worden.

Digitized by Google

Fachkreisen genannt werden, die „Megalithischen Grabdenkmäler" den ersten Rang ein. Weitere Bezeichnungen für diese älteste, uns bekannte Gräberart sind: „Hünengräber," „Hünenbetten," „Steinaltäre" u. a.; das Volk nennt sie auch: „Steinhäuser," „Teufelskanzeln," „Teufelssteine," „Riesenhütten" usw. Ein solches Steingrab ist, kurz gesagt, eine aus großen, unbehauenen oder gesprengten Steinblöcken hergestellte Grabkammer, die mit einem hügelartigen Erdaufwurf überdeckt wurde. Bei der Errichtung einer solchen Kammer wurden längliche Steinblöcke, sogenannte Tragsteine oder Träger, teilweise in die Erde eingegraben; man ließ sie soweit herausragen, daß sie gleichsam die Wände einer meist etwa zwei Meter breiten, verschiedenartig langen, rechteckigen Kiste bildeten; hierüber wurden dann große, ein wenig abgeflachte Blöcke, die sogenannten Decksteine gelegt. Nach der Bestattung wurde die Kammer zur Sicherung gegen wilde Tiere und äußere Einflüsse vollständig mit Erde bedeckt. Als diese schützende Erdhülle nun im Laufe der Zeit abgerutscht oder weggeschwemmt war, lagen die Steinkammern frei, und nun begann leider zunächst eine Periode der, man kann sagen, systematischen Zerstörung dieser ehrwürdigen Zeugnisse für die pietätvolle Gesinnung unsrer heidnischen Vorfahren. Diese Zerstörung geschah aus zwei Gründen. Einmal wurde mit der Zunahme des Landstraßenbaus (schon zur Franzosenzeit, wie man auch hierorts die Zeit des ersten Napoleon allgemein nennt) und später mit den Anfängen des Eisenbahnbaus die Nachfrage nach Steinen besonders lebhaft; überall wurden Sprengungen vorgenommen, und an vielen erhaltnen Decksteinen sind noch die Sprenglöcher zu sehen, die heute von den Ortssagen als Eindrücke von Riesenfingern bezeichnet werden. Sodann aber hat die vormals unwissenschaftliche Art der Aufgrabung mancherlei Zerstörung verschuldet. Man grub oft nur der Beigaben wegen, die mit dem Bestatteten ins Grab gelegt worden waren: man suchte Schmuckgegenstände, Geräte und Waffen, warf aber Steine und Leichenreste achtlos zur Seite. Erst nach und nach fanden auch die Steingräber selbst größere Beachtung. Im Großherzogtum Oldenburg allerdings wurde das Zerstören der Steingräber schon im Jahre 1821 verboten, aber völlig unberührte Gräber sind auch dort kaum noch vorhanden.

Unter diesen Umständen werden Kenner und Forscher ein soeben erschienenes Werk willkommen heißen, das es sich zur Aufgabe macht, zum erstenmale an der Hand getreuer Abbildungen und genauer Grundrisse die Steingräber, besonders die der Provinz Hannover, zu behandeln.*) Im Gegensatz zu den Publikationen andrer Landesteile haben wir es hier mit einer wissenschaftlichen Arbeit zu thun, die ein Forscher aus eignem Antriebe unternommen hat, und die er einzig und allein auf eigne Kosten veröffentlicht. Der Bearbeiter, der sein Werk bescheiden „eine Einführung" nennt, giebt thatsächlich mehr. Aus den in der Provinz Hannover noch vorhandnen oder nachweisbaren Steingräbern — etwa 300 — hat Tewes von jeder wichtigen Art und Form einen charakteristischen Vertreter ausgewählt, mit eigner Hand photographisch aufgenommen und in Lichtdruck seinem Werke beigegeben. Diesen 24 Aufnahmen ist jedesmal der genaue erläuternde Grundriß des betreffenden Grabes gegenübergestellt. Voran geht eine eingehende, klare, auch oben benutzte Auseinandersetzung über die Bauart der Gräber, ihre Auffindung, den Umfang ihrer Zerstörung u. v. a. — So ist in der That das Studium dieser Gräber auch den Gelehrten ermöglicht, die sie nicht an Ort und Stelle besichtigen

*) Friedrich Tewes, Die Steingräber der Provinz Hannover. Eine Einführung in ihre Kunde und in die hauptsächlichsten Arten und Formen. Mit 24 Abbildungen, 21 Grundrissen und 1 Kartenskizze. (Groß-Quart.) Hannover, Selbstverlag des Verfassers. (Preis 20 Mark.)

Digitized by Google

können. Von besonderm Interesse sind die zugefügten Maßangaben. Wir erfahren da, daß Grabkammern von mehr als 20 Metern Länge — die Breite von 2 Metern bleibt überall dieselbe — gar nicht so selten sind. Als Baumaterial wurden die sogenannten erratischen Blöcke benutzt, die sich einst in großen Mengen in den norddeutschen Tiefebnen fanden.

Ganz besonders wundert man sich, wenn man die jeder Abbildung beigegebnen Maßangaben nachliest, über das Gewicht und die Größe der Steinblöcke, besonders der Decksteine. Es handelt sich da um Einzelgewichte oft von mehr als 20000 Kilogramm, ja in einem Falle sogar um einen Deckstein von etwa 29000 Kilogramm (Steingrab bei Osterholz, Regierungsbezirk Stade). Wie viel Zeit und wie viele Menschenkräfte müssen nötig gewesen sein, um solche Decksteine auf die Träger zu legen! Darum schließt auch schon der Anthropologe Ranke (Der Mensch, II, 541) aus diesen Grabbauten: „Wir können sie uns nur als die gemeinsamen Arbeiten in schon wesentlich geordneten gesellschaftlichen Verbänden lebender Stammes- oder Gesellschaftsverwandten erklären, da ihre Errichtung das Zusammenwirken zahlreicher Menschenkräfte voraussetzt.“ Tewes aber folgert ohne Zweifel richtig, wenn er (S. 13) bemerkt: „Es ist daher wegen der Arbeitskräfte, die die Erbauung der Steingräber erforderte, zweifellos, daß diese Bestattungsform nur bei den Stammeshäuptern, den erwählten Fürsten und vielleicht bei einigen bevorzugten Edeln und Kriegern angewandt wurde, und daß wir uns für die Unfreien, ja selbst für die Freien jener Zeit eine andre, einfachere zu denken haben.“ Die Längsrichtung der Gräber ist, wie man aus den Grundrissen ersieht, immer dieselbe, von Ost nach West. Der Tote wurde so bestattet, daß sein Gesicht nach Osten gerichtet war.

Als besonders merkwürdig sei hier noch hervorgehoben, daß neben dem Begraben auch das Verbrennen einzelner Leichenteile Brauch gewesen sein muß. Denn in den Steingräbern sind, wie Tewes hervorhebt, „nicht nur die Skelette von unverbrannten Leichen, sondern auch die unverbrannten Teile von solchen mit den Überresten der verbrannten gefunden worden. Diese lagen auch wohl in kleinen, aus Sprengstücken hergerichteten Steinkisten und unter größern Sprengstücken oder schon nach der später üblichen Bestattungsart in Gefäßen.“ Diese Thatsache wird wohl noch zu weitern Forschungen und Auseinandersetzungen über die Bestattungsart unsrer Vorfahren Anlaß geben. Die längern Kammern waren zur Aufnahme von mehreren Toten bestimmt, und man hat in ihnen etwa „ein Erbbegräbnis, eine Fürstengruft oder ein Massengrab für im Kampfe gefallne Helden“ zu sehen. Diese Gräber haben, wie aus den Grundrissen deutlich zu entnehmen ist, in der Mitte der südlichen Langseite einen Eingang, der ebenfalls aus Trägern und Decksteinen hergestellt ist.

Aus den mitgeteilten Angaben und Streiflichtern wird es klar sein, wie vielseitige Anregung und Aufklärung das Werk von Tewes giebt. Jahrelange unermüdliche Forschungen müssen diesem, nebenbei bemerkt prächtig ausgestatteten Bande vorhergegangen sein; aber wer sich so recht hinein vertieft, der fühlt auch, wie einem etwas daraus entgegenweht, was kein Studium ersetzen kann: die treue Liebe zur Heimat. Friedrich Tewes ist selbst ein Sohn Niedersachsens, ein gründlicher Kenner des Landes, „wo des Hünengrabes bemooster Stein erzählt von vergangnen Zeiten.“

D. H.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Die Rechtsanwaltschaft bei den Amtsgerichten

Von Eugen Josef in Freiburg im Breisgau

Die Vorschrift der Zivilprozeßordnung, daß sich die Parteien vor den Landgerichten durch einen „bei dem Prozeßgericht zugelassenen" Rechtsanwalt vertreten lassen müssen, in Verbindung mit der Vorschrift der Rechtsanwaltsordnung, daß der Rechtsanwalt an dem Orte des Gerichts, bei dem er zugelassen ist, seinen Wohnsitz nehmen müsse, hat zur Folge, daß die am Sitz der Amtsgerichte wohnenden Rechtsanwälte grundsätzlich von der Praxis beim vorgesetzten Landgerichte, also von der Mitwirkung bei allen größern und einträglichern Rechtsstreitigkeiten ausgeschlossen sind. Andrerseits ist aber die Thätigkeit in Zivilprozessen für den Rechtsanwalt der wichtigste Teil der gesamten Berufsthätigkeit. Für die Ausübung dieser Thätigkeit sind also die am Sitz der Amtsgerichte wohnhaften Anwälte lediglich auf die Amtsgerichte und zwar vorzugsweise auf das Amtsgericht angewiesen, bei dem sie zugelassen sind. Nun ist aber nach der ausgesprochnen Absicht des Gesetzes der amtsgerichtliche Zivilprozeß ein „Partei"-prozeß in der Weise, daß vor den Amtsgerichten als das Natürliche und Regelmäßige das persönliche Erscheinen der Parteien und die Nichtzuziehung von Rechtsanwälten vorausgesetzt wird. Die Gründe für diese Regelung liegen auf der Hand: die vor dem Einzelrichter verhandelten Prozesse sind im allgemeinen von so einfacher Art, daß eine Zuziehung von Rechtsanwälten nicht erforderlich ist; vielfach sind die Streitigkeiten (man denke an eine seitenlange Schuster- oder Schneiderrechnung über zehn Mark) juristisch so wenig verwickelt, daß eine Zuziehung von Rechtsanwälten geradezu unangemessen ist; soweit die amtsgerichtlichen Streitigkeiten dem Amtsgericht gerade wegen besondrer Beschleunigung vom Gesetz überwiesen sind, würde die Zuziehung von

Digitized by Google

Anwälten diesem Zweck vielleicht gar hinderlich sein; hinzu kommt, daß die gerichtlichen und außergerichtlichen Kosten gerade bei den Rechtsstreitigkeiten der untersten Wertstufen eine ganz unverhältnismäßige, den Streitwert oft übersteigende Höhe erreichen, und daß die gerade bei den geringwertigen Streitigkeiten sehr erwünschte Erledigung des Rechtsstreits auf dem Wege des Vergleichs durch die Beteiligung von Anwälten sehr erschwert wird. Es sind dies im wesentlichen dieselben Gründe, die den Gesetzgeber veranlaßt haben, bei Streitigkeiten vor den Gewerbegerichten die Vertretung durch Rechtsanwälte auszuschließen. So haben wir denn die eigentümliche Thatsache vor uns, daß die nur bei den Amtsgerichten zugelassenen Rechtsanwälte — und das sind in Preußen mehr als die Hälfte aller Anwälte fast jedes einzigen Oberlandesgerichtsbezirks — bei der Ausübung des wichtigsten Teils ihrer Berufsthätigkeit, nämlich der in Zivilprozessen, auf die Thätigkeit bei Gerichten angewiesen sind, bei denen das Gesetz gerade die Nichtzuziehung von Anwälten als das Regelmäßige ansieht!

Zu den selbstverständlich sehr unerfreulichen Folgen eines so unnatürlichen Zustandes gehört es nun, daß der Anwalt in eine Art von Abhängigkeitsverhältnis zum Einzelrichter kommt, indem der Umfang der Berufsthätigkeit des Anwalts und hiermit seine wirtschaftliche Lage durch das Verhalten des Amtsrichters bestimmt werden. Huldigt der Amtsrichter der dem Gesetz zu Grunde liegenden Anschauung, daß im amtsgerichtlichen Verfahren die Zuziehung von Rechtsanwälten entbehrlich, vielleicht gar schädlich sei, so ist es nur zu naheliegend, daß der Amtsrichter dieser seiner Meinung amtlich oder auch außeramtlich beredten Ausdruck giebt. Daraus kann dem Amtsrichter schwerlich ein Vorwurf gemacht werden. Wer aber die Verhältnisse in kleinen Städten und auf dem platten Lande kennt — nur derartige Verhältnisse stehn hier in Frage —, weiß, welche Wirkung es hat, wenn der Richter vor Bauern und Krämern seine Meinung dahin äußert, daß die Zuziehung des Anwalts unnötigerweise zu einer Verteuerung und Verzögerung des Prozesses führe, mindestens ganz entbehrlich sei. Die Rechtsuchenden wissen sehr bald, daß dem Amtsrichter die Zuziehung des Rechtsanwalts unerwünscht, das persönliche Erscheinen der Partei erwünscht sei. Der Anwalt empfindet diese Auffassung sehr bald an seinen Einnahmen, und dazu stellt sich das niederdrückende Bewußtsein ein, ein „unnötiger Faktor der Rechtspflege" zu sein. Dabei muß nochmals hervorgehoben werden, daß ein solches Verhalten des Amtsrichters diesem durchaus nicht zum Vorwurf gereicht; er äußert im Grunde genommen nur eine Meinung, die ja dem Gesetze selbst zu Grunde liegt; das Gesetz legt dem Amtsrichter eine anwaltähnliche Stellung, nämlich die Pflicht zur Beratung und Belehrung der Parteien auf; und daß die Zuziehung von Anwälten in einer überaus großen Zahl der amtsgerichtlichen Prozesse entbehrlich, zuweilen vielleicht gar unangemessen ist, ist nicht zu bezweifeln.

Nun ist es aber weiter wieder unvermeidlich, daß sich die Anschauung

Digitized by Google

des Amtsrichters über die Entbehrlichkeit oder gar Schädlichkeit der Amtsgerichtsanwälte in dem amtlichen Verhalten des Amtsrichters den Anwälten gegenüber kundgiebt, namentlich bei einem Gesetz wie die jetzige Zivilprozeßordnung, die an Stelle der den frühern Prozeßgesetzen eignen festen Vorschriften den Richter überall auf sein „freies Ermessen“ verweist, ohne ihm Leitsätze für dieses Ermessen zu geben. Da ist es nun wieder natürlich, daß durch Anschauungen der hervorgehobnen Art die Entscheidungen des Amtsrichters beeinflußt werden; das geschieht ganz unwillkürlich, und ohne daß man dem Richter daraus einen Vorwurf machen kann; der Richter ist eben auch nur ein Mensch. Im Publikum verbreitet sich aber sehr schnell das Gerücht, daß Arrestgesuche und Anträge auf die Einstellung von Zwangsvollstreckungen, die zu Protokoll des Gerichtsschreibers gegeben werden, mehr Aussicht auf Erfolg haben als die vom Rechtsanwalt eingereichten; daß der Amtsrichter in der Festsetzung der Gebühren des Anwalts, namentlich der Reisekosten, sehr zurückhaltend sei und ähnliches. Solche in den Bezirken der Amtsgerichte herumschwirrenden Gerüchte — mögen sie die Anwälte schlechthin oder nur einen bestimmten Anwalt betreffen — sind auf ihre Richtigkeit schwer oder gar nicht zu prüfen; welche Wirkungen sie für den Anwalt haben, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden.*)

Wird hiernach der Umfang der Thätigkeit des Rechtsanwalts beeinflußt durch die allgemeine Anschauung, die der Amtsrichter von der Notwendigkeit oder Nützlichkeit der Rechtsanwaltschaft bei den Amtsgerichten hat, so ist dafür auch noch bestimmend die Art der Amtsführung des einzelnen Amtsrichters. Wie unter allen Beamten, so giebt es auch unter den Richtern Beamte, die ihrer Aufgabe nicht gerecht werden; und daß dies gerade unter den Amtsrichtern häufiger vorkommt als bei den Richtern der Kollegialgerichte, dafür sorgt die heutige Gerichtsverfassung, „welche den Gedanken des Einzelrichters in seiner ganzen Schroffheit ausgebildet hat und diese isolierten Beamten von jeder wohlthätigen Einwirkung kollegialgerichtlicher Rechtsprechung und jeder einschneidenden Einwirkung des Vorgesetzten auf ihre Amtsführung frei gemacht hat, sodaß diese jedem maßgebenden Einfluß entzognen Richter ganz besonders in Gefahr kommen, in den Fehler der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit für die Ansichten andrer zu verfallen.“**) Wie häufig ist die Neigung so mancher Richter, die Blüte richterlicher Thätigkeit in der Auffindung von Abweisungsgründen zu finden. „Mehrere Abweisungsgründe werden fein säuberlich nach einander aufgewandt, und man sonnt sich dann im Vollgefühl des eignen Scharfsinns und vergißt oder hat niemals begriffen, daß man damit wohlerworbne

*) Eine kurze, aber treffende Beleuchtung haben diese Mißstände bei den Verhandlungen des dreizehnten deutschen Anwaltstages zu Berlin im September 1896 erfahren.

**) So äußert sich wörtlich einer der angesehensten Berliner Richter, der Amtsgerichtsrat Jastrow in der Zeitschrift für deutschen Zivilprozeß, Bd. 18, S. 302 ff.

Digitized by Google

Rechte, Lohn für ehrliche Arbeit vorenthält." *) Andre Amtsrichter gehn von der Anschauung aus, daß die Reife juristischer Erwägungen, die Durcharbeitung des Stoffs den höhern Gerichten obliege, während es bei dem Amtsrichter mehr auf schnelle Erledigung ankomme, als darauf, wie die Angelegenheit erledigt wird.**) Wie häufig ist die überaus schlimme Neigung, jeder Sache schon zum voraus das Richtige ansehen zu können, also durch die freie Beweiswürdigung zur Willkür geführt zu werden. Stölzel berichtet von einem Richter, der den Standpunkt hat: „Ich sehe jetzt nach Einführung der Zivilprozeßordnung den Beklagten nur an; leugnet er und zwinkert er dabei mit den Augen, so glaube ich ihm nicht, und er wird verurteilt." ***) Allen derartigen Gefahren ist der Amtsrichter aus den oben angegebnen Gründen in weit höherm Maße ausgesetzt als die Richter andrer Gerichte; erwähnt werden mag noch die gefährliche Neigung, die Bedeutung der richterlichen Unabhängigkeit gänzlich zu verkennen und der eignen Rechtsmeinung den Vorzug zu geben vor der durch ständige Rechtsprechung festgestellten Auslegung des Gesetzes. Wer wird aber am meisten durch eine derartige unrichtige Amtsführung berührt? Der Rechtsanwalt, der für die Ausübung seiner Hauptthätigkeit, für den Zivilprozeß, auf einen einzelnen Beamten angewiesen ist; die Partei ist ja nur zu sehr geneigt, jeden Mißerfolg auf ein Verschulden des Anwalts zurückzuführen.

Daß sich die allgemeine Lage der Rechtsanwaltschaft seit der Einführung der freien Advokatur sehr zu Ungunsten des Anwaltstands geändert hat, ist nicht zu bezweifeln. Einer der hervorragendsten Anwälte der Gegenwart, der als Verehrer der freien Advokatur jeder Beschränkung der Zahl der Anwälte durchaus widerspricht, hat es dennoch offen zugegeben, „daß seit der Geltung der freien Advokatur in die Rechtsanwaltschaft eine große Anzahl von Leuten eingedrungen sei, deren Fernbleiben im Interesse des Publikums, der Gerichte und der Rechtsanwälte wünschenswert gewesen wäre," und die „wesentlich dazu beigetragen haben, das Ansehen des Anwaltstands gegenüber dem Zustande, wie er namentlich in Preußen bis zum Oktober 1879 bestand, herabzudrücken"; sowie daß die Richter die Anwälte „vielfach als eine untergeordnete, durchschnittlich zum Schlechten geneigte, präsumtiv unwahrhaftige Klasse von Menschen ansehen." †) Daß unter derartigen abfälligen Urteilen der Schuldige mit dem

*) Vgl. das Werk des preußischen Geheimen Oberjustizrats Stölzel, Schulung für die Zivilpraxis, S. 54.

**) Vgl. die Rede des Abgeordneten Lasker in der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 20. November 1877, der zutreffend rügte, daß man Ansichten dieser Art sogar in den Motiven des damals beratnen preußischen Ausführungsgesetzes zum Gerichtsverfassungsgesetz finde.

***) Stölzel a. a. O., S. 148.

†) von Wilmowski: „Zur Organisation des Anwaltstands" in der Zeitschrift für deutschen Zivilprozeß, Bd. 20, S. 416 ff.

Digitized by Google

Unschuldigen leiden muß, ist selbstverständlich und nicht zu vermeiden; am meisten werden auch hier wieder die Rechtsanwälte bei den Amtsgerichten betroffen. Ist der Verkehr des Anwalts mit dem Einzelrichter schon an sich näher und persönlicher als der mit den Richtern der Kollegialgerichte, so ist dies in ganz besonderm Maße der Fall, wenn der Anwalt bei der Ausübung seiner Berufsthätigkeit auf das Amtsgericht, also auf einen oder wenige Einzelrichter angewiesen ist. Einer kränkenden Behandlung oder ungerechten Übergriffen des Amtsrichters steht der Anwalt als pars inferior gegenüber. Die Klugheit zwingt ihn, es nur ja nicht mit dem Amtsrichter zu verderben; denn der Umfang der Thätigkeit des Anwalts und demnach vielleicht sein wirtschaftliches Fortbestehn ist mehr oder minder abhängig von dem Verhalten des Amtsrichters. Will der Amtsrichter, so kann er die Winkelkonsulenten als Parteivertreter zurückweisen; andernfalls kann er diese auch zulassen und hierdurch dem Anwalt eine unwürdige Konkurrenz verschaffen; vom Belieben des Amtsrichters hängt es ab, die einträglichen Verwaltungen von Konkursen und die Nachlaßpflegschaften dem Anwalt zu übertragen oder ihn von diesen oft bedeutenden Einnahmen auszuschließen; kurz: die Einnahmen und hiermit die Stellung des Anwalts hängen vom guten Willen des Amtsrichters ab. Die Gründe für die Handlungen des Amtsrichters entziehen sich selbstverständlich jeder Aburteilung. Daß der Amtsrichter seine Amtsthätigkeit so einrichtet, wie sie einem ihm mißliebigen Anwalt zu statten kommt, ist gewiß nicht zu erwarten; daß aber die Gründe für das schlechte Verhältnis zwischen Amtsrichter und Anwalt oft rein persönlicher Natur sind (z. B. politischer, konfessioneller), wird niemand bestreiten, der derartige Verhältnisse beobachtet hat.

Bei der Feststellung der Rechtsanwaltsordnung war man sich darüber klar, daß der Anwalt, wenn er seiner hohen Aufgabe, zur Verwirklichung des Rechts mitzuwirken, gerecht werden solle, unabhängig dastehn müsse; aus diesem Grunde hat man die frühere Beamteneigenschaft der Rechtsanwälte gänzlich aufgehoben und unter Ausschluß jeder Einwirkung der Justizverwaltung eine unbeschränkte Niederlassungsfreiheit der Anwälte eingeführt. „Soll der Anwalt frei und unabhängig ohne Rücksicht auf der Menschen Gunst und Wohlgefallen das Recht vertreten und verteidigen, so sind eigne Freiheit und Unabhängigkeit unabweisliche Bedingungen für die Erfüllung dieses Berufs“: so schreibt pathetisch der Vorstand einer Anwaltskammer*) zur Abwehr des bekannten Erlasses des preußischen Justizministers vom 19. März 1894, durch den er eine Einschränkung der Niederlassungsfreiheit der Anwälte in Aussicht stellte. Und dasselbe Gesetz, das den Anwalt ganz unabhängig vom Justizminister stellt, dieselbe Rechtsanwaltsordnung führte eine ganze Klasse von Anwälten ein, die zu dem Einzelrichter in einem viel schlimmern Abhängigkeits-

*) Juristische Wochenschrift von 1894, S. 274.

Digitized by Google

verhältnis stehn als ein Unterbeamter, einem Abhängigkeitsverhältnis, wie es bei einem Landgerichtsanwalt gar nicht vorkommen kann, da dieser seine Berufsthätigkeit bei einer Mehrheit von Gerichten, Abteilungen desselben Gerichts und Einzelrichtern ausübt.

Und dieses Abhängigkeitsverhältnis des nur beim Amtsgericht zugelassenen Rechtsanwalts besteht nicht etwa bloß auf dem hauptsächlichsten Gebiet der Anwaltsthätigkeit, dem Zivilprozeß, sondern nicht minder auch auf andern Gebieten der Berufsthätigkeit, insbesondre auch bei der Ausübung des Notariats, wo — wie in Altpreußen — das Notariat regelmäßig nur an Rechtsanwälte verliehen wird, unter gleichzeitiger Konkurrenz des Justizfiskus, sodaß es in der Wahl der Beteiligten steht, die Beurkundung beim Amtsgericht oder beim Notar vorzunehmen. Die Verbindung des Beurkundungswesens mit der Führung des Grundbuchs schafft bei dieser Konkurrenz des Justizfiskus mit den Notaren dem Fiskus schon bedeutende Vorzüge; diese Verbindung sichert eine ordnungsmäßige und schleunige Erledigung in viel höherm Maße, als die Beurkundung durch den Notar, der sodann erst die Buchbehörde in Anspruch zu nehmen hat, um die Eintragung zu bewirken. Je nachdem nun der Amtsrichter der Neigung der Rechtsuchenden, die Beurkundung bei Gericht vorzunehmen, gegenübersteht — es giebt Amtsrichter, die sich das Beurkundungswesen, namentlich die Aufnahme von Verträgen, fernzuhalten suchen, und solche, die es an sich ziehn —, ist die Stellung des Anwaltnotars günstig oder ungünstig; also auch hier wieder die Abhängigkeit des Anwalts von der Amtsführung eines Einzelrichters, oft des einzigen Richters, vor dem der Anwalt seine Berufsthätigkeit ausübt!

Daß hier unendlich viel Menschliches vorkommt, ist nur zu bekannt; es genügt der Hinweis auf das Urteil des Ehrengerichtshofs zu Leipzig vom 8. Juli 1887, worin sich der Fall bezeugt findet, daß ein Amtsrichter die Rechtsanwälte und Notare unter Mißbrauch seiner Amtsgewalt in der denkbar schroffsten Weise behandelt und infolge rein persönlicher Gehässigkeit und Feindseligkeit dem Publikum fortwährend abrät, sich zur Besorgung seiner Geschäfte der Rechtsanwälte und Notare zu bedienen! Fälle von Selbstüberhebung und Gehässigkeit des Amtsrichters gegen die Anwälte mögen in solchem Maße selten vorkommen; daß sie aber in abgeschwächter Gestalt leider oft vorkommen, kann nur der bestreiten, der die Verhältnisse nicht kennt. Hierbei sei noch daran erinnert, daß ohne ständige Einsichtnahme der gerichtlichen Grund-, Nachlaß- und Vormundschaftsakten, sowie andrer Akten die Ausübung der Berufe des Rechtsanwalts und Notars kaum möglich ist, daß aber — wenigstens in Altpreußen — die Genannten hinsichtlich der Befugnis zur Einsicht von Gerichtsakten durchaus nicht anders dastehn als jedermann aus dem Publikum, d. h. daß der Amtsrichter in der Lage ist, je nach Befinden die Einsicht zu erlauben oder zu verbieten, also die Ausübung der Berufe zu erleichtern

Digitized by Google

oder zu erschweren. Daß Mißstände der geschilderten Art oft nur durch die Schuld der Anwälte entstehn, ist nicht zu bezweifeln; hierdurch wird aber die Thatsache nicht berührt, daß die Unabhängigkeit des Rechtsanwalts darunter leidet, wenn er darauf angewiesen ist, die Berufsthätigkeit lediglich vor dem Einzelrichter auszuüben. Die schlimmsten Zustände aber werden gezeitigt, wenn beim Vorhandensein mehrerer bei demselben Gericht zugelassener Anwälte nicht sämtliche, sondern nur einer oder der andre von Mißlichkeiten der geschilderten Art betroffen wird, wenn z. B. der Amtsrichter gerade einen der Anwälte von Konkursverwaltungen ausschließt oder ihn in sonstiger Weise seine Abhängigkeit fühlen läßt.

Daß ferner ein Rechtsanwalt, der mehr einer wissenschaftlich-juristischen Thätigkeit zuneigt, seine Befriedigung nicht als Anwalt beim Amtsgericht finden kann, ist klar; der nur beim Amtsgericht zugelassene Anwalt ist ja ausgeschlossen von der Mitwirkung bei hohen Streitwerten, also bei größern und schwierigern Rechtsstreitigkeiten, und angewiesen auf eine Mitwirkung zur Verwirklichung von Ansprüchen, bei denen es nach dem Sinne des Gesetzes eines Anwalts gar nicht bedarf. — Hierbei mag noch auf die schwierige Lage hingewiesen werden, die sich für den Amtsgerichtsanwalt aus dieser seiner Ausschließung von den landgerichtlichen Rechtsstreitigkeiten gegenüber den Rechtsuchenden ergiebt. Nicht einmal der gebildete Laie, geschweige denn der ungebildete, weiß, ob ein anhängig zu machender Rechtsstreit zur Zuständigkeit des Amtsgerichts oder des Landgerichts gehört, oft ersieht der Amtsgerichtsanwalt erst aus zeitraubenden Feststellungen und Erörterungen, daß ein ihm übertragner Anspruch vor das Landgericht gehört. In diesem Falle der Partei die Erklärung abzugeben, daß er nur „Bagatellanwalt" sei, ist dem Anwalt, wie begreiflich, peinlich und unangenehm. Dann giebt es aber nur zwei Wege; entweder führt er den Rechtsstreit als „Korrespondenzmandatar" und hat, da eine Gebührenteilung unter den Anwälten unzulässig ist, die Vorwürfe der Partei zu fürchten, wenn das Prozeßgericht die Erstattung seiner Gebühren ablehnt; oder er greift zu dem Aushilfsmittel der Ausklagung in Teilbeträgen, d. h. er bürdet dem Amtsrichter eine Arbeit auf, die diesem bei richtiger Behandlung der Sache gar nicht obgelegen hätte, giebt ihm hiermit berechtigten Anlaß zur Unzufriedenheit und setzt sich selber dem Vorwurf des Eigennutzes und der Vernachlässigung der ihm anvertrauten Interessen aus.

Das schlimmste bei den geschilderten Mißständen ist nur, daß jedes Mittel zur Abhilfe ausgeschlossen ist. Der naheliegende Vorschlag, die am Sitz der Amtsgerichte wohnhaften Anwälte zugleich bei den Landgerichten zuzulassen, hat sehr große Bedenken gegen sich. Hiermit würde eine ungerechtfertigte Bevorzugung der Amtsgerichtsanwälte verbunden sein, da diese dann sowohl beim Amtsgericht als auch beim Landgericht die Praxis ausüben würden, zumal da

Digitized by Google

das Notariat in Preußen weit eher dem Amtsgerichtsanwalt als dem Landgerichtsanwalt übertragen wird. Überdies hängt die erwähnte Vorschrift der Rechtsanwaltsordnung auf das engste zusammen mit den Vorschriften der Zivilprozeßordnung; denn Mündlichkeit des Verfahrens und Parteitrieb erfordern, daß der Anwalt, sollen Störungen und Schwierigkeiten aller Art vermieden werden, möglichst am Sitz des Prozeßgerichts wohnt. Die geschilderten Mißstände einer auf den Einzelrichter beschränkten Rechtsanwaltschaft sind vielmehr die notwendige Folge der heutigen Gerichtsverfassung mit ihrer doppelköpfigen ersten Instanz von Landgerichten und Amtsgerichten. Während der Geltung der altpreußischen Gerichtsverfassung waren solche Mißstände nicht vorhanden. Die Gerichtsbarkeit erster Instanz wurde gehandhabt durch die „Kreisgerichte"; es waren dies Kollegialgerichte von mindestens fünf Richtern, an deren Spitze ein Direktor stand. Drei dieser Richter hatten als sogenannte „erste Abteilung" die Obliegenheiten der heutigen Zivil- und Strafkammern; sie arbeiteten also als Kollegium. Dieselben oder andre Richter bearbeiteten andre Rechtsangelegenheiten (z. B. Prozesse bis 150 Mark, Grundbuch- und Vormundschaftssachen) auch wieder als Einzelrichter; ein solches Kreisgericht war fast in jeder Kreisstadt, also fast ausnahmslos in jedem Städtchen von 2000 Einwohnern; bei jedem solchen Kreisgericht waren mindestens zwei Rechtsanwälte „angestellt." Die Vorzüge dieser Gerichtsverfassung liegen auf der Hand. Fast jede einzige Stadt hatte ihr Kollegialgericht, sodaß schon durch Ersparung von Reisen zum auswärtigen Gerichtssitz die Rechtspflege viel billiger war als heute; der preußische Kreisrichter war zugleich Einzelrichter und Mitglied des Kollegialgerichts, vereinigte also die Vorzüge beider Stellungen; am Sitze jedes Gerichts war in der Person des Kreisgerichtsdirektors zugleich der Aufsichtsbeamte, der Vorgesetzte der Richter und aller übrigen Beamten, eine zweifellos zur Beförderung der Amtszucht und Abstellung von Mängeln sehr geeignete Einrichtung; endlich übten die Rechtsanwälte die Praxis jederzeit bei einem Kollegialgericht aus, waren also niemals auf die Thätigkeit vor dem Einzelrichter beschränkt. Eine Aussicht, daß die Reichsgesetzgebung zu den bewährten Grundsätzen der preußischen Gerichtsverfassung zurückkehrt, ist anscheinend nicht vorhanden; und so werden die geschilderten Mißstände in der Rechtsanwaltschaft, wie sie durch die heutige Gerichtsverfassung verursacht sind, dauernd beibehalten werden müssen.

Digitized by Google

Okkultismus und Buddhismus

Die Ansichten über den Sinn und den Zweck des Christentums mögen tausendfach auseinander gehn, über eins aber besteht kein Zweifel, daß es das Erdenleben als Vorbereitung auf ein jenseitiges Leben aufgefaßt wissen will. Wenn Paulus, der große Gemeindegründer, den nicht wenige für den eigentlichen Stifter der Kirche halten, nicht wüßte, was das Christentum zu bedeuten hat, wer sollte es da wohl wissen? Paulus aber sagt den Korinthern, daß, wenn es keine Auferstehung der Toten gäbe, seine Predigt vergeblich sein würde, und die Christen die elendesten aller Menschen wären. Nun ist es aber schwierig, an ein Jenseits zu glauben, wenn von drüben kein Lebenszeichen herüberdringt. Paulus hat daran geglaubt, weil ihm der auferstandne Christus erschienen ist, die ersten Christen haben mit Engeln und mit den Seelen der Verstorbnen wie mit guten Freunden verkehrt, und in der Kirche ist dieser Verkehr mit Christus, mit den Heiligen im Himmel und mit den Seelen der noch Unerlösten, auch mit Teufeln, durch die Jahrhunderte fortgegangen, bei den Katholiken bis auf den heutigen Tag. Der Protestantismus hat in der Aufklärungszeit die Brücke ins Jenseits abgebrochen. Seine hervorragendsten Vertreter haben erklärt, daß wir uns an dem Buchstaben der Schrift und an dem Zeugnisse unsrer Vernunft genügen lassen müssen, daß über die Sinnenwelt hinaus keine Erfahrung reicht, daß die vermeintlichen Erfahrungen der Visionäre leere Einbildungen und Sinnestäuschungen sind, und daß wir aus Gründen der praktischen Vernunft zwar ans Jenseits zu glauben, sinnfällige Beweise seiner Wirklichkeit aber nicht zu verlangen haben; glaube ich an *ein* Gespenst, schreibt Kant, so muß ich an *alle* Gespenster glauben; und da wir nun den durch die Kausalität gesetzlich geordneten Lauf der Natur nicht durch Gespensterspuk in Verwirrung bringen lassen dürfen, so dürfen wir uns also in keinem einzigen Falle auf ein Zugeständnis an die Mystiker einlassen. Aber die Zahl der nüchternen und zugleich starken Geister, die den Unsterblichkeitsglauben ohne sinnfällige Beweise festzuhalten vermögen, ist nicht groß. Die Masse der heutigen Kulturmenschen beschränkt sich deshalb mit ihrem Denken, Dichten und Trachten aufs Diesseits, entweder bloß praktisch oder auch theoretisch, durch das ausdrückliche Bekenntnis zum Materialismus und Atheismus; solche aber, die eines Jenseits bedürfen,

wollen mit aller Gewalt Beweise seiner Wirklichkeit erzwingen. Daher blühen die sogenannten Geheimwissenschaften und werden alle asiatischen Kulte, die etwas Mystisches enthalten, wiederbelebt, sodaß man sich durch das Treiben gewisser Kreise in die römische Kaiserzeit, die Zeit der Religionsmengerei und der Mysterienkulte, zurückversetzt fühlt.

Ferdinand Maack in Hamburg hat an eine Reihe von Männern, von denen er glaubte, daß sie sich für die Sache interessierten, die drei Fragen gerichtet: Was ist der Okkultismus? Was will er? Wie erreicht er sein Ziel? Die Antworten hat er voriges Jahr unter dem Titel: Okkultismus veröffentlicht (Zehlendorf bei Berlin, bei Paul Zillmann). Unter den Gefragten war auch der jüngst verstorbne Ludwig Büchner; der antwortet natürlich, daß er das Zeug für eine traurige Verirrung halte, „deren teilweise Erfolge nur möglich sind im Verein mit der allgemeinen geistigen Rückwärtserei, die leider das Ende unsers, in wissenschaftlichen Erfolgen so großen Jahrhunderts beherrscht." Und Eduard von Hartmann spricht seine bekannte Meinung über die Sache aus: daß vieles zwar Schwindel, manches jedoch Thatsache, aber natürlich zu erklären, und daß es Pflicht der Wissenschaft sei, solche Thatsachen zu erforschen; die Versuche der Okkultisten, mit dem Jenseits zu verkehren, findet er, abgesehen von ihrer Unvernunft und Gegenstandslosigkeit, schon deswegen verwerflich, weil sie aus selbstsüchtigen Beweggründen entspringen. Die meisten der Gefragten aber sind mehr oder weniger gläubig, ihre Namen, außer dem von Karl du Prel, unbekannt oder nur in okkultistischen Kreisen bekannt. Die Ansichten dieser Gläubigen gehn ziemlich weit aus einander, man kann sie jedoch, wie der Herausgeber in seiner Zusammenfassung thut, in zwei Hauptgruppen bringen: Herzens- und Verstandesokkultisten. Die Herzensokkultisten wollen Gewißheit über das Jenseits sich selbst und andern verschaffen, viele von ihnen, wie sie wenigstens versichern, um die Sittlichkeit auf festen Grund zu stellen. Eine große Zukunft verspricht Dr. Morris de Jonge (wohl derselbe, den seine Familie für irrsinnig erklären zu lassen versucht hat) dem Okkultismus. „Die okkulten Kräfte im Menschen (Fernsehen in Zeit und Raum, Fernhören und Fernfühlen, Fernwirken) werden sich Hand in Hand mit der Verschärfung des beobachtenden Blicks für die okkulten Vorgänge der außermenschlichen Natur immer reicher, kraftvoller und vielseitiger entfalten und so mit sieghafter Klarheit auch den »Thoren, die da sagen, es sei kein Gott«, die Wahrheit des gewaltigen Psalmenworts erweisen: Götter seid ihr und Söhne des Höchsten allzumal!" Ein andrer (S. 113) meint, die Leugnung des Jenseits entfessele den gröbsten Egoismus; Aufgabe der Okkultisten sei es, diesem Zustande ein Ende zu machen. Ein dritter (S. 131), der Okkultismus habe den Zweck, „die Seele des Menschen zum Bewußtsein ihrer Göttlichkeit und ihrer göttlichen Kräfte zu bringen." Wieder ein andrer hat es gleich den alten Mystikern auf die „Vergottung" abgesehen. „Der praktische Okkultismus

ist das sich Wiederfinden als jenes Selbst, welches über alle Abhängigkeit, selbst über jene von den höchsten mystischen Kräften, erhaben ist, einzig in sich selbst ruht und einzig in sich selbst die Quelle seines Lebens ist und hat." Es gelte die höchsten Interessen der Menschheit, heißt es Seite 149, „und in erster Linie der Ungezählten, die heute vergeblich, sei es nach Kraft, nach innerm Halt, sei es nach Frieden ringen." Den Übergang von den Herzens- zu den Verstandesokkultisten macht einer, der zwar als Ziel des Okkultismus den Nachweis der Unsterblichkeit bezeichnet, auf der individuellen Fortdauer jedoch nicht besteht, sondern auch mit der unverminderten Erhaltung des „pankosmischen moralischen Prinzips der Wesen" zufrieden ist, d. h. also, wenn der Schatz der von den frühern Menschen erworbnen sittlichen Kräfte und Werte in später lebenden Menschen oder andern geistigen Wesen fortbesteht. Die Verstandesokkultisten betrachten Erscheinungen wie das Hellsehen, Wahrträumen, den „Mediumismus" usw. als bisher unerklärte Naturereignisse, die, ganz abgesehen von ihrer etwaigen Bedeutung für Religion und Sittlichkeit, dem Forscher die Pflicht auflegen, sich mit ihnen zu beschäftigen und durch ihre Erklärung unsre Naturerkenntnis zu erweitern. Du Prel hat die „biologische" Auffassung verbreitet, daß, wie für den augen- und ohrenlosen Wurm die Welt der Farben und der Töne nicht vorhanden ist, und wie den organischen Wesen bei ihrer Fortentwicklung von niedern zu höhern Arten mit jedem neuen Sinne eine neue Welt aufgeht, so auch mit den fünf Sinnen des höhern Tiers und mit den bekannten Geisteskräften des Menschen der Fortschritt noch nicht abgeschlossen ist, sondern noch ein höherer Sinn erworben und durch ihn das Weltbild erweitert werden kann. Die Entfaltung dieser höhern Daseinsform, die Fortentwicklung des „Ätherkeims" auf Darwinischen Wegen zu fördern, soll nach Seite 11 die Aufgabe des Okkultismus sein. Die Nüchternsten unter den Halbgläubigen sehen denn auch ein, daß der sogenannte Okkultismus, wenn man alles Schwindelhafte davon ausschließt und die fraglichen Thatsachen wissenschaftlich behandelt, nichts andres ist als einerseits Metaphysik und anderseits Naturwissenschaft.

Das Urteil der Verständigen über die Sache steht längst fest. Den spiritistischen Unfug muß man energisch bekämpfen, denn zahlreiche Schwachköpfe verlieren dabei nicht bloß Zeit und Geld, sondern schnappen über; uns ist ein Fall bekannt, wo eine Frau, die sich dem Wahn ergeben hatte, ihre ganze Familie zu Grunde gerichtet hat. Soweit die außergewöhnlichen Erscheinungen, mit denen sich die Okkultisten beschäftigen, nicht auf Einbildung oder Betrug beruhen, hat allerdings die Wissenschaft die Pflicht, sich damit zu beschäftigen, und es ist wohl möglich, daß sie, wie ihr Du Prel und Hartmann vorwerfen, diese Pflicht bis jetzt ungebührlich vernachlässigt hat. Aber diese Erscheinungen durch den Namen Okkultismus von andern Erscheinungsgebieten abzusondern, ist man nicht berechtigt; denn als Erscheinungen sind

Digitized by Google

sie nicht verborgen, sondern offenbar; ihr Wesen und ihre Ursachen aber sind nicht verborgner als z. B. das Wesen und der Ursprung des Zellstoffs. Fühlt endlich jemand das religiöse Bedürfnis, sich mit dem Jenseits zu beschäftigen, und genügen ihm dafür die Mittel nicht, die die Kirche anbietet, so findet er bei den alten Mystikern immer noch eine reichere und gehaltvollere, dabei ungefährlichere Nahrung als bei ihren schwächlichen modernen Nachtretern, und dem klassischen Theoretiker der alten Kirchenmystik, Görres, reicht auch der bedeutendste unter den heutigen Mystagogen, Du Prel, nicht das Wasser. Zum Beweise dafür wollen wir noch drei Stellen aus seiner jüngst erwähnten Einleitung in Heinrich Susos Schriften anführen.

„Gleichwie die Pflanze in dem Maße, wie sie nach unten die Wurzelblätter abgeworfen, nach oben die Blüte mehr entfaltet, so entwickelt, im Verhältnis, wie sich die Organe der untern Psyche binden, die Höhere die verklebten Flügel, und während der untere Gemeinsinn, der in fünf Zugängen sich der Außenwelt öffnet, alle diese Pforten verriegelt sieht, öffnet der Höhere ebenso viele Thore dem Übersinnlichen, und die in Licht und Nacht, Engel und Dämonen geteilte Geisterwelt ist der Seele nun zugänglich geworden, und es verkehren die Fremdlinge mit ihr und gehn ab und zu in ihren Thoren. Auch hier wird die Entrieglung von unten nach oben gehn; denn überall geht unvollkommne Erkenntnis höherer voran. Wie dem Kinde in der Süße der Muttermilch zu allererst die äußere Welt aufgeht, so wird, nach Aussage der Mystiker, auch die innere zuerst im Schmecken aufgefaßt; die eintretende Seele hungert und durstet nach Gott, und Gott sättigt sie in Freude, Süße und Lieblichkeit, denn er selber ist ihre Speise, die nicht in sie, sondern in den sie selbst sich transformiert." „Das aber ist die Thorheit dieser Zeit, daß sie aus dem Mikrokosmus heraus im Makrokosmus sich vergafft und jenen Seelen der alten platonischen Lehre gleich, die in den Weltspiegel geschaut, in diesem Schauen in Liebe gegen ihr eignes Bild entbrannt und nun in den Spiegel hinein und ins Elementenmeer hinabgesunken [ist]. Jetzt haben die Kräfte, alle nach abwärts hingezogen, in der Tiefe ihren Ruhepunkt gefunden, befestigen sich in ihm und verwachsen mehr und mehr in der Naturseite des Daseins; die innere und höhere Seite, verlassen von aller Fülle, verödet immer sichtlicher; der innere Sinn erstirbt, der Geist ist der Welt verfallen, und sie hat ihm das Joch ihrer Gesetze aufgelegt. Da alle Wissenschaft sich säkularisiert, hat ihr das Säkulum auch seinen Charakter aufgeprägt; sie ist profan, knechtisch und wandelbar geworden und muß dem ewigen Juden gleich ohne Unterlaß im Rade der Zeiten gehn und die endlose Seelenwanderung durch alle Naturreiche durchlaufen. (Der Mensch soll aber in der Natur nicht sich, sondern Gott finden; geschieht dies, so zieht ihn Gott zu sich hinauf.) Von nun an erst ist der Geist der erstarrenden Einwirkung des Naturgesetzes entrückt; die Wissenschaft hat mit jener höhern Beziehung erst den rechten Inhalt gewonnen, der ihre hohle Leerheit erfüllt; indem mit ihrem sterblichen Teile sich ein unsterblicher vereint, ist die tote Formel in ihr zum begeistigten (sic!) Symbole aufgelebt, und wie die Natur und die Geschichte sich als die Träger der einen in ihnen wirkenden Gotteskraft erkannt, reden sie wahres Zeugnis von ihrer Wesenheit, und der Geist kann in seinem Verhältnis zu ihnen symbolisch sein Verhältnis zur Gottheit schauen." „Ist durch gewaltsame innere und äußere Einwirkungen in das untere Nervensystem jenes zur

Digitized by Google

Latenz gebundne Leben [der Ganglien] nun losgekettet und strahlend geworden, was am leichtesten bei Frauen geschehn mag, sind dadurch die in ihm schlafenden Gegensätze aufgewacht, und hat ihre frühere Gleichgiltigkeit sich in Polarität aufgeschlossen, dann findet jene untere Lebensmitte zu einem wahrhaften Hirne sich gesteigert;*) die Instinkte werden willenhaft und treten mehr ins Gebiet der Freiheit über; es klärt sich das dunkle Ahnungsvermögen zu einem lichten Bewußtsein auf; es öffnen sich neue Sinne in geschärfter Regsamkeit, und diese Velleitäten und diese neuen Sinne zusamt dem Bewußtsein wenden sich, nun der Schlaf die äußern Sinne gebunden und die Persönlichkeit von der Natur abgeschlossen, gegen die innere und geistige Welt zurück, die nun mit ihren Sternen und Sternbildern und allen ihren Geisterhimmeln sich über den Horizont zu heben beginnt. Aus dem obern Gehirn, von dessen Mitte her der wache Mensch die äußere Welt und in sich selbst nur was unter dieser Mitte nach abwärts liegt, betrachtet, ist der Schlafwache ins untere hinabgestiegen, durchschaut von da aus jene höhern Nervengebilde, und ihm öffnet sich durch ihre Mitte hindurch der Blick in die Geisterwelt. Nachdem sich der eine der Dioskuren in der höhern Geistesburg müde geschaut, erwacht der andre, der im Erdgeschosse schläft; die Nacht des geistigen Reichs hat ihn zum lichten Tag erhellt, während jenem die Naturwelt in Dunkel sich gehüllt, und vom tiefern Standpunkte, dem geozentrischen aus, erschaut er nun, was jener auf dem höhern, dem heliozentrischen, geblendet von seinem Lichte, nicht gesehn. Auch hier also geht nur durch Demut der Weg zur Höhe, und das Hellsehn in den Strahlenkreisen des geistigen Lichts wird nur durch Selbstverleugnung der äußern Sinne und durch das Erblinden für das Licht der Natur vorübergehend gewonnen." **)

---

*) Die neuere Wissenschaft hat die hohe Meinung vom Gangliensystem als einem zweiten Gehirn aufgegeben und bedarf seiner nicht mehr zur Erklärung des Hellsehens und der Traumerscheinungen, aber das folgende schöne Bild, das sich aus der Ansicht von Görres ergiebt, scheint uns trotzdem nicht jeder Berechtigung zu entbehren.

**) Nachträglich fällt uns der eben erschienene dritte und letzte Teil von Hiltys Glück (Frauenfeld, bei Huber, und Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung) in die Hände. Unsrer Empfehlung bedarf das nun vollendete Werkchen nicht; wir sagen nur, daß wir kein in unserm Jahrhundert erschienenes Buch kennen, das nützlicher zu lesen wäre. Darin wird nun auch S. 178 ff. ganz kurz das beste gesagt, was sich vom christlichen Standpunkt über Mystik sagen läßt. Ohne den Glauben an die Möglichkeit eines unmittelbaren Verkehrs mit Gott, heißt es, wäre die christliche Religion gar nicht denkbar. Mystik ist also „die christliche Religion selbst auf einer etwas höhern Stufe ihres Verständnisses." Der Unterschied zwischen der gewöhnlichen christlichen Frömmigkeit und der mystischen „liegt darin, daß die erste das Christentum sucht, um mit seiner Hilfe ein glücklicheres, zufriedneres und ehrbareres Dasein zu gewinnen, als es auf andern Wegen möglich ist, während für die Mystik die Gottesnähe das Glück selber ist. Der eine der beiden Christen sucht Gott so viel als nötig ist, der andre soviel als es überhaupt möglich ist; das ist ein gewaltiger Unterschied, namentlich in der Praxis. Denn man kann weder die Sinnlichkeit ganz überwinden, noch zu den Menschen und Dingen in ein vollkommen richtiges Verhältnis gelangen, wenn man nicht zuletzt ganz in Gott lebt. Das aber eben ist Mystik, denn Gott kann man nicht anders als mit dem Gefühl erfassen; »erklärt« bleibt er immer eine bloße Idee des Menschen, von der man in Wirklichkeit sagen kann, daß der Mensch Gott schafft und nicht Gott den Menschen. Ein solcher Gott hilft uns aber nichts und ist um nichts besser als ein Götze." Mit einem französischen Mystiker sagt Hilty: „Wer es nicht ganz faßt, der behalte wenigstens davon, was er für gut erkennt; wem aber diese Dinge gar nicht anstehn, der lasse sie denen, die sie lieben, und hüte sich etwas zu lästern, wovon er nichts weiß." Die sogenannten mystischen Zustände sind möglich, aber sie sind nicht notwendig, sind kein Beweis von Heiligkeit, sind krankhaft und gefährlich. Von der Zukunft glaubt er (S. 187 und 228), daß als Reaktion gegen den naturwissenschaftlichen Materialismus, nachdem dieser seine Wirkungen im Völkerleben gezeigt haben werde, zunächst eine Zeit

Digitized by Google

Die lebhafte Beschäftigung mit den Zuständen der Seele vor und nach ihrem Erdenleben hat die Blicke der Okkultisten nach Indien gelenkt. Vom Buddhismus müßten sie sich eigentlich abgestoßen fühlen, denn ihrer Gier nach Aufschlüssen übers Jenseits, nach dem Verkehr mit Geistern und nach eigner Fortdauer kann doch nichts schärfer entgegengesetzt sein, als das buddhistische Streben nach Vernichtung. Aber sie haben sich einen Geheimbuddhismus angeschafft, der die wahre Meinung Buddhas zu kennen vorgiebt und den Populärbuddhismus (von dem wiederum die in wüsten Götzendienst ausgeartete buddhistische Volksreligion zu unterscheiden ist) für Irrtum erklärt. Ein Engländer, A. P. Sinnett (Pseudonym?) hat sich in Indien einweihen lassen, und seine Lehrer haben ihm erlaubt, die wichtigsten der Geheimlehren zu veröffentlichen. Sein vor sechzehn Jahren erschienenes Buch: Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus hat in England acht Auflagen erlebt, und von der deutschen Ausgabe ist soeben bei Th. Grieben in Leipzig die zweite Auflage erschienen. Die Kantische Lehre, daß der Mensch auf keinem andern Wege Erfahrung erwerben könne als durch die logische Verarbeitung des von den Sinnen dargebotnen Stoffes, bestreitet Sinnett. Die höchste Vernunftthätigkeit bestehe darin, „das Wirken der Natur unmittelbar durch deren einströmende höhere Kräfte zu erkennen," d. h. durch Hellsehen. Insofern entspricht dieser Geheimbuddhismus dem gewöhnlichen, als er atheistisch ist; ein von der Natur verschiednes Jenseits giebt es nicht; aber diese unendlich große Natur, die alles in allem und das einzige Seiende ist, enthält unzählige unirdische Daseinsweisen, und über diese weiß nun der Geheimbuddhist genaue Auskunft zu geben. Das Leben bewegt sich in einem ewigen Kreislauf von reiner Geistigkeit zur Verkörperlichung und von da wieder zurück zur Vergeistigung. Oder vielmehr in unzähligen solchen Kreisläufen, denn jedes Planetensystem macht seine Runden für sich. Die Verkörperlichungen und Vergeistigungen schaffen jene Entwicklung, von der Darwin einen kleinen Teil aufgedeckt hat. Die Entwicklung des Affen zum Menschen geht nicht auf einem und demselben Planeten vor sich, sondern nachdem sich die riesenhaften lockern Gebilde des einen Planeten auf einem zweiten zu affenartigen Wesen verdichtet haben, werden deren Seelen auf einem dritten Planeten als Menschen wiedergeboren.

Der Mensch besteht aus sieben Grundteilen, die zwar alle eigentlich das eine Urwesen, aber dieses Urwesen auf verschiednen Entwicklungsstufen sind:

---

des eben so ungesunden Spiritualismus mit allem möglichen Aberglauben folgen werde (sie ist eben schon eingetreten); daß aber dann „ein verständig gesundes, historisch gut begründetes, glaubensfestes und männliches Christentum, das sich aber nicht einbildet, Gott und Christus zu »erklären«, oder gar durch eine heutige Bildung meistern zu können, die vorherrschende Religion der wahrhaft gebildeten Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts in seiner zweiten Hälfte sein wird, und damit zugleich auch die Grundlage eines Staats, welcher mit Recht den Namen einer civitas Dei tragen darf."

Digitized by Google

Körper, Lebenskraft, Astralleib, Tierseele, Menschenseele, Geistseele, Geist. Hat sich in einem Menschen der sechste Grundteil, die Geistseele, zu einer gewissen Selbständigkeit entwickelt, so geht dieser Teil samt dem fünften nach dem Tode in einen Zustand über, der Devachan heißt. Es ist das ein rein geistiger Zustand, worin sich die geistige Persönlichkeit des Verstorbnen vollendet. Dieser Zustand kann Traum genannt werden, sofern die Personen, deren Vorstellung die Seele dahin mitnimmt, dort nicht körperlich weilen, Wirklichkeit aber, sofern sie für den Seligen dort wirklich vorhanden sind. Von dem, was auf Erden vorgeht, hat die Seele im Devachan keine Kenntnis. Wenn ein Eingeweihter mit diesen Seligen verkehrt, so unterliegt er einer Täuschung; er bildet sich ein, daß ihm eine jener Seelen erscheine, während er umgekehrt einen Blick ins Devachan gethan hat. Überwiegt in einem Menschen beim Sterben die Tierseele, so heißt der Zustand seiner Seele nach dem Tode Avitchi; es ist dies ein Zustand ungestillter Wünsche. In diesem Zustande macht die Seele einen Läuterungs- und Vergeistigungsprozeß durch, der sie bis zum Übergange ins Devachan reifen kann. Verkehrt sie, von ihrer Begierde gezogen, mit irdischen Menschen, indem sie ihnen erscheint, so hemmt oder vereitelt das ihren Läuterungsprozeß. Wird die Seele durch Mord oder einen andern Unglücksfall oder Selbstmord gewaltsam vom Leibe losgerissen, so geht es ihr wie dem Kern einer unreifen Frucht, der herausgerissen wird, anstatt sich nach vollendeter Reife von selbst reinlich herauszuschälen: viel Fleisch bleibt an ihm hängen; durch die Begierde nach dem Erdendasein werden solche ungereiften Seelen zum allergröbsten Verkehr mit den lebenden Menschen, z. B. als Incubi und Succubi, befähigt; die meisten Gespenster sind jedoch bloße Schemen, seelen- und bewußtlose Reste, Abfallstoffe eines Entwicklungsprozesses. In Tierleiber kehren die Seelen aus Devachan und Avitchi nicht zurück, wohl aber in Menschenleiber. In was für einem Leibe und unter welchen Umständen eine Seele wiedergeboren wird, das hängt von dem Karma ihres vorigen Lebens ab. Karma ist die Gesamtheit der guten und bösen Neigungen, die sich während eines Erdenlebens entwickeln. Für das Aufsteigen nach Avitchi und Devachan ist nicht die Moralität, sondern das Maß der Geistigkeit entscheidend, die der Verstorbne entwickelt hat; Kinderseelen, die zwar keine bösen Begierden, aber auch keinen Geist entwickelt haben, werden sofort in andern Kindern wiedergeboren. Andrerseits schützt ein hohes Maß von Geist nicht vor einer schlimmen Wiedergeburt. Von Baco, der mit der edelsten und höchsten geistigen Thätigkeit die niedrigste Begierde, schmutzige Habsucht, verbunden hat, meint Sinnett, in Devachan würden seine großen Pläne sittlicher Verbesserung und sein Trachten nach der Erforschung der letzten Ursachen volle Befriedigung finden, dann aber werde er als schmutziger Wucherer wiedergeboren werden. Im Entwicklungskreislauf eines Planetensystems erlebt der Einzelgeist nahe an 800 Verkörperungen, und zwischen je

Digitized by Google

zwei Verkörperungen verfließen durchschnittlich 8000 Jahre, die die Seele in Avitchi oder Devachan oder an beiden Orten zubringt. Indem jedes Karma in den dem Tode folgenden Zuständen seine volle Wirkung übt und sich damit seine volle Vergeltung schafft, werden alle Forderungen der Gerechtigkeit vollkommen erfüllt. Ewige Strafen, die ja zu zeitlichen Verschuldungen in gar keinem Verhältnis stehn würden, giebt es nicht. Auch die vollkommensten Seelen, die zum Range eines Buddha gelangen, werden noch wiedergeboren, aber sie wählen mit Bewußtsein den Menschenleib, in dem sie sich verkörpern wollen. Die große Seele, die sich in dem historischen Buddha verkörpert hat, in diesem weder zum ersten- noch zum letztenmale, verzichtet auf ihr Recht, ungemessen lange Zeiträume im Nirwana zuzubringen, um so viel wie möglich Seelen zu höherm geistigem Leben zu erheben. Nirwana ist nicht Vernichtung, sondern ein Zustand höchster, für den gewöhnlichen Menschen unfaßbarer Seligkeit. Buddha soll schon in seinem sterblichen Leibe ins Nirwana aufgestiegen sein, und auch andre Erleuchtete haben das gewagt, aber, meint der Verfasser, es sei ein sehr gefährliches Wagstück, weil es selbst mit den Mitteln des Geheimwissens schwierig sei, den vom Geiste auf längere Zeit verlassenen Leib vor Fäulnis zu bewahren, und weil der vergeistigten Seele der Entschluß, in den irdischen Jammerleib zurückzukehren, sehr schwer falle. (Dieser Entschluß muß doch der Buddhaseele noch schwerer fallen, wenn sie nach jahrtausendelangem Aufenthalt in Nirwana sogar Kind werden soll, wo sie einen noch längern Zeitraum dieses elenden Erdenlebens vor sich hat.) Ist der Kreislauf einer Weltenkette geschlossen, so erteilen die vollendeten, zum Range von Planetengeistern aufgestiegnen Seelen der neu erstehenden Welt die Antriebe, die während der Dauer dieser Welt wirksam bleiben. Anfang und Ende jeder Welt sind jedoch von der Mitte so weit entfernt, daß sie für einen in der Mitte lebenden Menschen kein Interesse haben können. Wir, die wir in einer solchen Mitte leben, haben noch Hunderte von Verkörperungen und dazwischen liegenden geistigen Zuständen vor uns, deren nächste unsre ganze Aufmerksamkeit erfordern, weil deren Gestaltung von unserm gegenwärtigen Verhalten abhängt. Während der Christ glaubt, daß er nach dem Tode vor Jehovah, dem Weltenrichter erscheinen werde, zeigt die „wahre" Wissenschaft, daß die Menschheit „sicherlich während Millionen und Millionen von Jahren keinem andern als nur dem alldurchdringenden Richter, jenem siebenten Grundteil oder All-Geist gegenüber gestellt werden wird, der überall ist und durch sein Wirken auf den Stoff das Dasein des Menschen selbst und die Welt, in der er lebt, sowie die zukünftigen Zustände, denen er zustrebt, hervorruft. Das siebente Grundteil, unbestimmbar, uns unerklärbar auf unsrer jetzigen Wissensstufe, ist selbstverständlich der einzige vom Geheimwissen anerkannte Gott, und keine Verpersönlichung desselben kann etwas andres als ein Sinnbild sein."

Digitized by Google

Humbug oder philosophische Schwärmerei? fragt man sich beim Lesen dieses Buchs. Wahrscheinlich wohl das zweite, da auf die — man darf sagen wissenschaftliche — Durcharbeitung der einzelnen Phantasien mehr ernster Fleiß aufgewandt ist, als einem Schwindler zur Verfügung zu stehn pflegt. Wir wollen uns eine Hypothese erlauben. Da bei der Unfähigkeit der Orientalen und namentlich der Inder zu nüchterner Berichterstattung über Thatsachen und zur richtigen Angabe von Zahlen alle indische Chronologie völlig wertlos ist, so hat die europäische Forschung den Glauben an das hohe Alter der indischen Weisheit längst aufgegeben. Nach neuern Berechnungen befanden sich die arischen Bewohner des Fünfstromlandes um das Jahr 1000 v. Chr. auf der Kulturstufe, die uns in den vedischen Dichtungen entgegentritt, und sind die Arier im sechsten Jahrhundert bis ins Gangesthal hinabgedrungen.*) Da nun die vedische Kulturstufe viel tiefer steht als die homerische — es ist die Stufe des Hirtenlebens, während die homerische Welt schon einen ziemlich hohen Grad gewerblicher Kunstfertigkeit erreicht hat —, so ist an den Beginn philosophischer Spekulation vor dem Jahre 500 v. Chr. nicht zu denken. Daß philosophische Systeme vor Buddhas Zeit, d. h. vor dem Jahre 500, schriftlich aufgezeichnet worden wären, hält auch Rhys Davids für unwahrscheinlich. (S. 41 der von Dr. Arthur Pfungst gefertigten deutschen Übersetzung seines Werkchens: Der Buddhismus, eine Darstellung von dem Leben und den Lehren Gautamas, des Buddhas; 3941. und 3942. Bändchen von Reclams Universal-Bibliothek.) Die brahmanische wie die buddhistische Litteratur hat also erst in den letzten Jahrhunderten vor Christus begonnen, und viele der Bücher, die man vor fünfzig Jahren noch für uralt hielt, sind wahrscheinlich erst in der christlichen Zeit entstanden. Rhys selbst findet die Emanationslehre des „entarteten" Buddhismus der gnostischen ähnlich und hält es nicht für unmöglich, daß gewisse buddhistische Götter aus dem persischen Christentum stammen (S. 214). Es dürfte aber noch weit mehr daher stammen, nicht bloß im entarteten, sondern auch im echten Buddhismus, der unserm Geschmack nach nicht viel mehr wert ist als der entartete, und von dem sich bei dem Zustande der indischen Chronologie schwerlich wird beweisen lassen, daß er viel älter wäre als dieser. So erklärt sich die Ähnlichkeit vieler Züge im Leben Buddhas mit solchen im Leben Jesu auf die einfachste Weise von der Welt. Bei Rhys Davids treten diese Züge sehr auffällig hervor, viel auffälliger als in den Reden Buddhas, von denen Karl Eugen Neumann eine sehr umfangreiche Auswahl veröffentlicht hat. Buddha wird auf übernatürliche Weise empfangen, er fastet, er wird versucht, er verzichtet auf der Welt Herr-

*) Nach Oldenbergs früher erwähnten Feststellungen und nach Rhys Davids S. 29. Die allgemeinen Weltgeschichten, selbst so gediegne wie die Spamersche, geben immer noch viel zu hohe Zahlen.

Digitized by Google

lichkeit, er achtet das Ritualgesetz seines Volkes gering, er erzählt Parabeln vom Senfkorn, vom Säemann, vom Unkraut, und auch im Buddhismus ist gerade an das Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren (ernähren heißt es dort) eine Verheißung geknüpft. Aber wie sieht das alles in den buddhistischen Evangelien aus! Bei der Empfängnis Buddhas träumt seiner Mutter, ein weißer Elefant dringe in ihre rechte Seite ein. Zweiunddreißig Vorzeichen künden das Wunder an. Die 10000 Welten sind mit Licht erfüllt, die Blinden sehen, die Tauben hören, die Stummen reden, die Lahmen gehn, die Buckligen werden gerade, die Gefangnen werden befreit, alle Wesen im Himmel und auf Erden werden mit Freude erfüllt, und sogar die Qualen der Verdammten durch Auslöschung des Höllenfeuers gemildert. Zehn Monate sitzt das Kind, deutlich sichtbar, im Mutterleibe mit gekreuzten Beinen würdevoll da und predigt den Engeln, wobei es seine Hand ausstreckt, ohne der Mutter wehe zu thun. Von seinem Fasten aber erzählt Buddha selbst in den von Neumann herausgegebnen Gesprächen seinem berühmtesten Schüler, er habe längere Zeit hindurch täglich nur einen Steinapfel genossen. „Nun möchtest du, Sariputto, wohl meinen, es habe damals größere Steinäpfel gegeben. Doch wäre eine solche Meinung unrichtig, o Sariputto; auch damals wurden Steinäpfel nur ebenso groß wie heute.“ Dann beschränkt er seine Nahrung auf ein Reiskorn täglich. „Nun möchtest du, Sariputto, wohl meinen, es habe damals größern Reis gegeben usw.“ Dann nährt er sich von Rindermist, zuletzt verschlingt er seinen eignen Kot. Er magert dermaßen ab, daß, wenn er seine Bauchdecke befühlt, er bis an die Rückenhaut durchgreift. Einigermaßen gefestigt wird dieses Hautgebilde durch die Schmutzkruste, die es umhüllt, und deren oberste Schicht von Zeit zu Zeit abfällt. Als Lager wählt er sich einen Leichenhaufen, und die Hirtenkinder benutzen den dort Liegenden als Abort. In diesem Zustande erlangt er die Vollkommenheit, erinnert sich seiner frühern Lebensläufe in seinen hunderttausend Verkörperungen und wird seine Gottheit inne:

Allüberwinder, Allerkenner bin ich,
Von allen Dingen ewig abgeschieden,
Verneinend alles, lebenswahngeläutert,
Durch mich allein belehrt: wen kann ich [als Lehrer] nennen?

Kein Lehrer hat mich aufgeklärt,
Kein Wesen giebt es, das mir gleicht,
Die Welt mit ihren Göttern hat
Nicht *einen* Ebenbürtigen.

Denn ich bin ja der Herr der Welt,
Der höchste Meister, der bin ich,
Ein einzig allvollendeter
Vollkommen Wahnerloschener.

Digitized by Google

Über alle Götter hat er nun Gewalt erlangt, sodaß sich ohne seinen Willen keiner von ihnen von der Stelle zu rühren vermag, während ihn kein Gott verhindern kann, sich nach Belieben zu bewegen. Und unerhörte Macht verleiht er auch seinen Schülern. Einer von diesen, Mogallano, hatte des Meisters Lehre verkündet: um erlöst zu werden, müsse man die Lebenslust auslöschen und einsehen, daß kein Ding irgend welcher Mühe wert sei. Deshalb zeigte ihm der Götterkönig das Schloß, das er sich zur Feier des Sieges der Götter über die Dämonen gebaut hatte. Dieses Schloß hatte hundert Thore; jedes Thor führte zu sieben mal siebenhundert Terrassen, und auf jeder Terrasse lockten sieben mal sieben Nymphen, deren jede sieben mal sieben Gespielinnen hatte. Da versetzte der ehrwürdige Mogallano den Götterkönig mit seinen dreiunddreißig Göttern in Todesangst, indem er diese ganze Herrlichkeit durch einen Stoß seiner großen Zehe ins Wanken brachte. Keine üble Selbstverspottung der indischen Phantasie, die sich in Traumherrlichkeiten zu ergehn liebt! In einer der Buddhalegenden vergißt übrigens Buddha selbst als Gott in Haremsfreuden eine Zeit lang seine Erlöseraufgabe. Nach den mitgeteilten Proben möge man, nebenbei bemerkt, die Ansicht würdigen, die Rhys Davids in der Vorrede ausspricht, daß die Zwiegespräche Gautamas in unsern Schulen mit den Dialogen Platos auf eine Linie gestellt werden sollten. Aber nun die Hauptsache! Abgesehen davon, daß es Blasphemie ist, die Evangelien aus phantastischen Märchen abzuleiten, die auch noch die guten, wahren und erhabnen Gedanken, die darin stecken, mit einem Wust von Unsinn umhüllen, und die teils wahnsinnigen Pfaffenhochmut bekunden, teils eine der Lehre Jesu widersprechende Weltverneinung ausdrücken, was ergiebt denn eine nüchtern kritische Erwägung, wenn wir die Evangelien nur als rein menschliche Litteraturerzeugnisse betrachten? Wenn wir zwei Erzählungen neben einander haben, eine ganz schlichte von Begebenheiten, die der Hauptsache nach im Laufe eines gewöhnlichen Menschenlebens möglich sind, und in die nur wenige, durch einen hohen sittlichen und symbolischen Gehalt gerechtfertigte übernatürliche, aber nicht phantastisch ausgeschmückte Züge eingestreut sind, daneben aber eine phantastisch verzerrte und ungeheuerlich überladne Darstellung, die als Karikatur der einfachen Darstellung bezeichnet werden muß — welche der beiden Darstellungen wird da wohl das Original sein? Kein verständiger Kritiker wird die Karikatur für das Original halten.

Wir haben also im Buddhismus einen Brahmanismus zu sehen, der christliche Ideen aufgenommen, sie aber seinen einerseits pessimistisch-nihilistischen, andrerseits phantastisch-lüsternen Neigungen nach gefälscht und in seine maßlosen metaphysischen Spekulationen eingesponnen hat. Und dieser Prozeß wird sich noch öfter wiederholt haben und gerade in den letzten Jahrhunderten sehr lebendig geworden sein, wo mit den Engländern die ganze europäische Gedankenwelt in Indien eingedrungen ist. Es kann sogar einem Sinnett recht

Digitized by Google

wohl so ergangen sein, wie es Clemens Brentano ergangen ist, als er die Offenbarungen der Katharina Emmerich niederschrieb. Nach Ansicht des Döllingerschen Kreises ist es damit so zugegangen. Brentano hat der ekstatischen Nonne Jerusalem und Palästina nach guten Quellen genau beschrieben und die Sagen der apokryphen Evangelien erzählt. Die mit lebhafter Phantasie begabte Katharina hat das Erzählte dann als Vision erlebt, und Brentano hat also auf diesem Umwege eigentlich nur seine eignen Offenbarungen wiederbekommen. So hat möglicherweise Sinnett seinen indischen Lehrern Antworten abgefragt, die er vorher in sie hineindoziert hatte. Wir finden in seinem System lauter alte und neue europäische Gedanken. Die Lehre von den Bestandteilen des Menschen ist die etwas weiter ausgesponnene platonisch-aristotelische. Die Weltenkreisläufe lehrt unsre moderne Astronomie; aus einem gasförmigen Zustande soll die Materie nach und nach in einen dichtern übergehn, sich zu Sonne und Planeten zusammenballen, auf diesen organisches Leben erzeugen, bis der Prozeß rückläufig wird, alles wieder in Gas auflöst und die Möglichkeit für eine neue Weltwerdung herstellt. Da der Geist nun doch auch zu den Wirklichkeiten gehört und nach Schätzung der Philosophieprofessoren nicht gerade zu den schlechtesten, und da er so wenig wie die Materie aus nichts geworden sein kann, so sieht sich die Philosophie gezwungen, in den astronomischen Kreislauf der Materie auch die geistige Substanz hereinzuziehen. Und nachdem man die ungeheure Größe der Welt und die große Zahl der Weltkörper kennen gelernt hat, vermag man sich die Entwicklung, wie sie von Kant, Laplace und Darwin beschrieben wird, nicht mehr rein terrestrisch zu denken, sondern faßt das Erdenleben als Glied eines kosmischen Prozesses auf. Gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen wird allgemein Protest erhoben, und für den Pantheismus, den die meisten Menschen an die Stelle des Theismus gesetzt haben, stehn eine Menge von Systemen zur Verfügung; ob man die persönliche Weltvernunft Idee, Begriff, Ich, Vorstellung, Unbewußtes oder siebenten Bestandteil nennt, darauf kommt wenig an. Diese neueuropäischen Gedanken hat nun Sinnett mit indischen zu einem recht sinnreich aufgebauten Ganzen verflochten, dem er durch die Bezeichnung Geheimbuddhismus in den Augen derer, die nicht alle werden, höhere Würde und stärkere Autorität verleiht. Gegen Phantasien über das Jenseits ist ja gerade von seiten der christlichen Theologie, die ihr eignes dämonologisches Kapitel hat, an sich nichts einzuwenden, und wenn sich Sinnetts Buch als Phantasie oder philosophische Utopie gäbe, so könnte man es als eine unterhaltende und anregende Lektüre empfehlen. Aber der Anspruch, ein auf ungewöhnlichen Wegen erlangtes zuverlässiges Wissen mitzuteilen, stellt es in die Reihe der okkultistischen, d. h. Schwindelerzeugnisse, wenn auch nur der objektiv schwindelhaften gutgläubiger Schwärmer. Was den praktischen Wert dieser Weltauffassung anlangt, so kann er schon darum nicht höher angeschlagen werden als der des

Digitized by Google

Christentums, weil ja auch dieses nur für den nächsten Zustand nach dem Tode zu sorgen und sich ein gutes Karma zu schaffen mahnt; was wir von da ab noch für Weltenrunden durchzumachen haben werden, gelüstet uns aus dem einfachen Grunde nicht zu erfahren, weil das Jenseits nun einmal unsrer Erfahrung verschlossen ist und bleibt.

Nikolaus Lenau und Gustav Schwab

Mit ungedruckten Briefen und zum Teil nach neuen Quellen

Von Adolf Wilhelm Ernst

(Schluß)

In welcher unverfälschten Treue und besorgten Anhänglichkeit die Herzen der Schwabs für den schwermütigen Freund schlugen, wie sie nicht nachließen, heilsam und förderud in sein Leben einzugreifen, seine dunkle Nachtnatur mit dem Lichte ihrer Liebe zu erhellen, wie sie nicht nachließen, den Glauben an den edeln Seelengehalt Lenaus wachzuhalten, das beweisen die folgenden Auslassungen Lenaus, die er, nachdem er Anfang Januar 1832 von Stuttgart nach der Universitätsstadt am untern Neckar zurückgekehrt war, an Gustav Schwab richtete:*)

Heidelberg, den 12. Januar 1832.

Geliebter Freund!

Hier übersende ich dir noch einen kleinen Nachtrag in die Sammlung meiner Gedichte, mit der Bitte, solchen einzureichen nach deinem Ermessen. Hat deine Plage schon begonnen? Deine große Güte hat mich nun einmal kühn gemacht, und so magst du dirs denn gefallen lassen, daß ich drauf lossündige, und dich z. B. gleich wieder bitte, in der letzten Romanze der Klara Hebert die Strophe:

Selbst die rauhen Klippenhöhen
Hält die Freude jetzt umschlungen,
Durch die Felsen, bleiche Nebel,
Schleichen die Erinnerungen.

so zu ändern:

Selbst die rauhen öden Klippen
Hält die Freude jetzt umschlungen,
Nur wie leichte Nebel schleichen
Durchs Gestein Erinnerungen.

Dann, glaub ich, ist der Name Klara auf dem Titel mit C, sonst aber mit K geschrieben.

*) Von diesem Briefe ist bisher nur ein kleiner Absatz („kurz thu alles" bis „Gedichte laut vor" und: „Sage deiner verehrten Frau" bis „es euch geht") bei Schurz und Mayer gedruckt.

Digitized by Google

Das Zueignungsgedicht ist nicht gekommen. Manches hat sich mir dazu angeboten, mußte aber als unwürdig dessen, dem es gelten soll, zurückgewiesen werden. So nimm denn bis zur Erledigung dieses meines poetischen Anliegens provisorisch folgende Worte aufs Widmungsblatt:

Meinem Freunde Gustav Schwab
Ein Zeichen inniger Verehrung.

Ich lebe hier in ziemlicher Thätigkeit. An die Oper hab ich mich bereits gemacht, auch darüber mit meinem Komponisten ein sehr vorteilhaftes Übereinkommen getroffen. Ich geh aufs Museum, habe mir eine Guitarre angeschafft, kurz, thu alles, mich zu einem erträglichen Menschen zu machen. Nur schade, daß mich meine lieben Freunde in Stuttgart in meiner sauertöpfischen Qualität zu genießen hatten. Mit tiefem Schamgefühl erkenn ich es, wie Ihr Eure ganze Duldsamkeit aufbieten mußtet, mich zu ertragen; wie es im Umgange mit Euch mein demütigendes Los war, nur immer zu empfangen, nie zu geben. Aber es liegt doch wieder ein süßer Trost in solcher Demütigung: ich habe die Größe Eurer Freundschaft erfahren, ich bin Euch verpflichtet zu ewigem Danke und ewiger Liebe, während Ihr längst mehr für mich gethan, als ich je werde verdienen können.

Mayer hat mir einen Teil seiner Gedichte übersendet. Es quillt ein so milder Balsam aus diesem Gemüte, so heilkräftig fließen mir seine Worte in die Seele, daß ich mich ordentlich gestärkt fühle durch diese Lektüre. Ich lese mir diese Gedichte laut vor; auch dein „Morgen ists Feiertag!“ hab ich nun eingeübt. Ich glaube es muß ungefähr auf diese Weise gelesen werden. Die Endverse: „Wie wehen die Lüfte so schwül!“ „Hört ihrs, wie der Donner grollt?“ — „Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?“ sind je um einen halben Ton höher und mit verhältnismäßig steigender Intensität zu sprechen. Das „Morgen ists Feiertag!“ soll jedesmal in derselben Tonlage der Stimme gesprochen werden, jedoch so, daß die verschiednen Empfindungen, mit welchen das Kind, die Mutter usw. den Feiertag erwarten, deutlich herausgehört werden. Ich sage in derselben Tonlage, damit die letzten Worte „und morgen ists Feiertag!“ gleichsam in dieselbe Furche des Herzens fallen, in welche dieser Refrain früher gedrungen ist, damit der Donnerschlag des Schicksals genau die Furche treffe, worein der Mensch seine Hoffnung gesäet.

Jetzt wär ich gerade aufgelegt, Euch das Gedicht vorzutragen, und von deiner lieben Frau mit einem gütigen Blicke belohnt zu werden, wenn ich meine Sache nicht ganz schlecht machte.

Noch eins: Im Register meiner Gedichte sind „Fragmente“ verzeichnet, aber die Überschriften der einzelnen Fragmente, als: Der Jüngling rc. nicht angegeben. Sei so gütig, dieses zu ergänzen. Auch das Gedicht an Metternich könnte man in Torso drucken lassen, etwa so:

Grabschrift für den Minister ***

Du fuhrst im goldnen Glückeswagen
Dahin den raschen Trott,
Von keuchenden Lüften fortgetragen,
Und dünktest dir ein Gott!

Wie flogen des Pöbels Rabenschwärme
Dir aus dem Weg so bang,
Da sie hörten der Geißel wild Gelärme,
Der Räder Donnerklang!

Digitized by Google

Ein weinender Bettler, stand am Wege
Das arme Vaterland,
Und flehte dich an um milde Pflege
Mit aufgehobner Hand;

Doch wie auch klagte die bittre Klage,
Wie auch die Thräne rann:
Du triebst mit gellendem Geißelschlage
Vorüber dein Gespann!

Sage deiner verehrten Frau, daß sich über ihrer Geduld ein Gewitter zusammenziehe; denn nächstens soll sie mit einem langen Briefe von mir heimgesucht werden.

Nun lebe wohl, lieber, guter Freund, und schreibe mir bald, wie es Euch geht, und Ihr, die mir das Liebste ist auf Erden. Tausend herzliche Grüße deiner Frau, deinen Kindern

ewig dein treuer Freund Niembsch.

Ich danke dir und deiner Frau herzlich für die gütige Übersendung meines Koffers, auf dessen Deckel ich die lieben Schriftzüge fand, die mir schon so viel Freude gebracht. — Soeben erhielt ich einen Brief von Klemm aus Paris, worin er sich dir und deiner Frau dankbarlichst empfehlen läßt; besonders aber die liebe kleine Mili grüßen läßt.

Wenn man diesen Herzenserguß Lenaus liest, wenn man ferner den unten mitgeteilten Brief Lenaus vom 16. Februar 1832 kennt, dann wird man mir beistimmen, wenn ich Gustav Schwab den Beichtvater des Dichters in dieser Zeit nenne. Der Künstler in Lenau erkannte und liebte in Gustav Schwab seinen Berater: er empfing von ihm — nach Lenaus eignen Worten — seine poetische Konfirmation und spürte dessen segnende Hand in jedem spätern Gedichte; und der Mensch in Lenau liebte und verehrte noch mehr in Gustav Schwab seinen Beichtvater, dem er die feinsten Regungen und geheimnisvollen Tiefen seines Wesens offenbarte. Denn noch immer zitterte seine Seele im verhaltnen Schmerz um Lotte. Er konnte das entscheidende Wort — so oder so — nicht finden: einerseits fehlte ihm der Mut, durch einen kurzen energischen Wagesprung vorwärts die Vergangenheit mit ihren trüben Erfahrungen und ungelösten Dissonanzen hinter sich zu lassen und kühn und frisch ein nach menschlichen Begriffen freudiges, glückliches Leben an der Seite des geliebten Wesens zu beginnen, und andrerseits konnte sich seine Seele nicht zu dem Grad strammer Selbstzucht aufraffen, daß er ebenfalls kurz entschlossen durch Selbstüberwindung dem geliebten Mädchen entsagte. So zeigte seine Seele eine erschreckende Weichheit, es fehlte ihr ein fester Zusatz, um den Schwankungen des launischen Schicksals männlich stand halten zu können. Sie zitterte haltlos, ziellos hin und her, pendelte zwischen Lust und Schmerz; heute berauschte sie sich an lockenden Zukunftsbildern, an süß beseligenden Hoffnungen auf kommendes Glück; morgen tauchte sie, vernichtet und aller Seligkeit beraubt, wieder in die Schmerzensflut der finstern Vergangenheit. Seine Freunde sahen,

Digitized by Google

wie er litt, wie er sich immer tiefer in die dunkeln Abgründe seines Selbst zurückzog und todestraurigen Gedanken nachhing; aber sie hatten nicht die Macht, die bösen Geister, die ihn umklammert hielten, zu bannen. In ihrer mitfühlenden Seele zuckten alle Leiden des geliebten Freundes mit, für dessen geistiges und leibliches Wohl sie in diesem Winter mit Recht das Schlimmste befürchteten. Sophie Schwab selbst, die edle Trösterin Lenaus, die ihm so oft den gesunknen Mut aufgerichtet hatte und mit empfänglichem Herzen alle Sorgen des Unglücklichen teilte, stand ratlos: selbst ihr fein ausgebildetes weibliches Gefühl konnte keinen rettenden Ausweg aus dieser Welt der Irrungen und Wirrungen finden. Und unmittelbar in die Lebenskreise Lenaus zu treten, gleichsam die Vorsehung zu spielen, hütete sie sich wohl. So blieb ihr nichts weiter übrig, als den gebeugten Freund vorsichtig, mit sanfter Gewalt seiner Schwermut zu entreißen, in die Liebesangelegenheit aber weder hemmend noch fördernd einzugreifen.

Als Lenau sie 1832 verlassen hatte und wieder in Heidelberg weilte, fühlte er den Segen der Schwabischen Freundschaft lebhafter denn je; und in voller Erkenntnis seiner Dankesschuld schrieb er folgende, der Briefschatzkammer Schwabs entnommne Zeilen, die darthun, wie sehr der gute, reine Geist, der in Gustav Schwabs Hause waltete, ihm in die Seele gedrungen war, sodaß das Familienleben einen Spiegel in seiner Poesie fand. Der an Sophie Schwab gerichtete Brief lautet:

Heidelberg, 24. Jänner 1832.

Teure Freundin!

Rufen Sie Ihren lieben kleinen Ludwig und sagen Sie ihm: Brief Mies! und geben Sie ihm einen Kuß für die Treue, mit der er meiner gedenkt. Sein Bild hat sich mir sehr eingeprägt und ist mir so geläufig worden, daß ich beim Dichten unwillkürlich manchmal ein Gleichnis aus dem Kinderleben hole. So geschah mirs in der Winternacht, so geschah mirs vorgestern in der Wurmlinger Kapelle. Ich übersende Ihnen hier dieses Gedicht, mit der Bitte an meinen lieben Schwab, es einzuschalten in meine Sammlung, doch in einiger Entfernung von der Winternacht, weil, wie gesagt, in beiden Gedichten Kindergleichnisse vorkommen, und Kritiker meinen könnten, „der Herr Poet scheint sich viel in Kinderstuben herumgetrieben zu haben.“ Mehr um mein Versprechen zu erfüllen, als daß ich glaubte, etwas Echtes geleistet zu haben, überschicke ich Ihnen das Gedicht. Es ist ein mißliches Geschäft, einen Gegenstand zu besingen, über welchen schon zwei so vortreffliche Gedichte vorhanden sind.

Ich bin nicht mehr so traurig, liebe Freundin, als ich am Morgen unsrer Trennung gewesen. Ich müßte ja schon tot sein, wenn diese Trauer lange gedauert hätte. Mir war damals zu Mute, als würde ich aus dem Paradies — dem durch meine eigne Schuld verwirkten — gestoßen auf ewig. Nun bin ich heiter, wie ich es lange nicht gewesen. Als wir den letzten Abend zusammensaßen und Glühwein tranken, hob mein Schwab das Glas und trank mir so herzlich zu auf meine Wiederherstellung, und Sie stießen an, und der tiefe, warme Himmel der Freundschaft grüßte mich segnend aus Ihrem Auge. Das war ein herrlicher Augenblick!

Digitized by Google

Viel geselliger leb ich nun in Heidelberg, sitze auch nicht mehr so viel auf meinem Zimmer, das übrigens gar nicht so ...*) ist, wie Köstlin es Ihnen geschildert hat. Heute giebt die berühmte ...**) ein Konzert, auf das ich mich recht freue. Sie haben sich auch schon so lange gefreut auf den Fidelio, und immer vergebens.

Die Hochwächtersgeschichte ist mir recht fatal in die Quere gekommen. Allerdings können und werden vermutlich die Folgen davon für mich sehr verdrießlich sein. Rödinger hat das Gedicht wohl in der besten Absicht drucken lassen, davon bin ich überzeugt, die Freude, die er vielleicht daran hatte, ließ ihn nicht bedenken, wie wenig Freude meine Regierung daran haben werde. Der Hochwächter ist in Österreich sehr verrufen, und in dieses Demagogenblatt, wie man es dort nennen wird, ein Gedicht zu schreiben, ist an und für sich schon ein Verbrechen für jeden Österreicher. Nun aber kommt noch hinzu, daß der Hochwächter und die Deutsche Tribüne Geschwisterkinder sind, daß die letztere vor einiger Zeit eine gewisse „Glocke" hat ertönen lassen, und daß der verhaßteste — und, wird er entdeckt, der unglückseligste — aller österreichischen Glockengießer noch nicht entdeckt ist; daß die österreichische Regierung gewiß auch ihrem Gesandten in Stuttgart den dringendsten Auftrag gegeben hat, diesem Missethäter nachzuspüren, und daher wahrscheinlich der Bericht bereits nach Wien geeilt ist: „wir wissen nur einen Ungarn, der in ausländische liberale Blätter schreibt." Über alles dies ist noch meine Pseudonymität durch die Korrektur von Niembsch in Lenau preisgegeben, und ich komme mir vor, wie jener vernarrte Ballgast, der eine Larve auf dem Gesichte trug, während ihm ein Schalk seinen Namen auf den Buckel geheftet hatte. Die Folgen können sein: Ein langweiliger, verdrießlicher Untersuchungsprozeß (der übrigens nicht auf freiem Fuße abgeführt werden dürfte), eine tüchtige Geldstrafe wegen des umgangnen oder vielmehr verletzten Zensurgesetzes, die Versagung jeder künftigen Erlaubnis ins Ausland zu reisen, gestrenge Aufsicht der Polizei, die ihr wachsames Auge nicht von mir wendet, bevor Kaiser Franz das seinige schließt. Doch es ist recht unartig von mir, daß ich Sie, liebe Freundin, mit diesen gehässigen Dingen so lange unterhalte. Ich bitte Sie recht sehr, sich ja nicht zu bekümmern darüber. Ich werde noch alles aufbieten, das Übel von mir abzuwenden. In meiner Heiterkeit hat mich diese Geschichte nicht viel gestört. Kümmern Sie sich ja nicht. Ich will mich darüber mit meinem Schwager verständigen. Ich habe Ihnen diese odiosa meist in der Absicht aufgezählt, daß sie den Hochwächtern zur Kenntnis kommen und die Herren künftig auch über den Schaden wachen, den sie durch ihre Voreiligkeit andern zufügen können.

Noch einmal, teure Freundin, sein Sie unbekümmert, und behalten Sie im Herzen

Ihren Niembsch.

Tausend herzliche Grüße an alle Ihre lieben Kinder.

Demselben Briefe ist folgendes Schreiben an Gustav Schwab beigefügt:

Geliebter Freund!

Mich freut es sehr, daß meine neuen Gedichte so glücklich sind, dir zu gefallen. Auf die Hochwächter muß ich schon darum böse sein, weil sie mich durch ihren Streich um deine ästhetischen Bemerkungen gebracht, welche du mir zugedacht

*) Das fehlende Wort ist im Originalbrief mit dem Siegel abgerissen.
**) Desgl.

Digitized by Google

hattest. Die Wurmlinger Kapelle habe ich deiner Frau als Tübingerin geschickt. (Sollte man nicht sagen: Tübingin? denn sie ist ja eigentlich als deine Frau eine Stuttgarterin?) Für den Musenalmanach will ich mit vielem Vergnügen beitragen aus meinem kleinen Geistesvorrat, den du, Allzugütiger! einen reichen nennst. Das Gedicht an den Minister ist in der Zeitschrift Microcosmus in der Gestalt erschienen, wie du es hier erhältst. Willst du es so in die Sammlung geben, gut. Wo nicht, wirf es weg, jedoch nur aus ästhetischen Gründen.

Du willst mein Zueignungsblatt ändern. O nimm Liebe darauf, recht viel Liebe! Aber nicht als ob Verehrung zu viel wäre, nein, weil es zu wenig ist. Gerne hätte ich vor der Welt mein Gefühl für dich als Verehrung bezeichnet, die du wahrlich verdienst als Mensch und Dichter. Doch dein bescheidner Wille geschehe.

Grüße mir Pfizer herzlich. Wie sieht es mit seinem Musenalmanach aus? Da kommst du ja in eine kleine Kollision? Hast du dein separiertes Arbeitszimmer schon bezogen? Wie wirst du dich immer auf den Mittwoch freuen und das schöne Kollegium! Morgen um elf Uhr will ich an euch denken. Es ist so angenehm, zu wissen, was geliebte Menschen in der Ferne zu einer gewissen Stunde thun.

Meine Gedichte müssen mindestens fünfzehn Bogen geben; ich habe das ausgerechnet. Cotta muß es nach meiner Paginierung beurteilt haben, nach welcher nicht jede Seite gezählt ist. Die Freundschaft stärke dich im sauern Geschäfte des Korrigierens.

Grüße mir auch alle andern, die meiner gedenken. Lebe wohl, geliebter Freund.

Ewig dein Niembsch.

Ein nicht minder schönes Zeugnis des Seelenbundes Lenaus und Schwabs enthält der folgende, ebenfalls aus den Familienpapieren des Schwabischen Hauses stammende Brief Lenaus an seinen Freund:

Heidelberg, den 16. Februar 1832.

Du hast mir überhaupt die poetische Konfirmation gegeben, und ich werde deine segnende Hand in jedem spätern Gedichte spüren. Dieses Verhältnis zu dir, mein geliebter Freund, kann nichts auf Erden stören, und sollten wir dereinst, was die Götter verhüten mögen, wegen irgend einer ungeheuern Irrung zerfallen — auf der seligen Insel der Poesie würden wir uns doch begegnen und umarmen, wie die Krieger Ossians oft am Vorabend der Todesschlacht, ihre Feindschaft vergessend, zusammensaßen und tranken beim Gesang ihrer Barden. Doch wir wollen im Leben wie im Gedichte treu zusammenstehn, das Leben ist ja so kurz, und der Tod wird unsre Gebeine weit auseinanderstreuen, und unsre Seelen sich schwerlich wiederfinden.

Lebe wohl, mein lieber Freund, und pflege mir deine Liebe in deinem Herzen.

Dein lieber Ludwig gedeiht so erfreulich für uns alle. Wenn ich ihn nur manchmal auf eine Stunde da hätte. Gott segne ihn und euch alle!

Dein Niembsch.

Lenaus unglückliche Liebe zu Lotte Gmelin hatte die Spannung seiner Seele in erschreckender Weise erhöht, und als er die innere Hoffnungslosigkeit

Digitized by Google

seiner Neigung einsah, griff er zu einem Gewaltmittel, um die in seinem Innern tobenden Leidenschaften zu beschwichtigen, oder besser gesagt: durch neue, elementare Naturleidenschaften zu ersticken. Er betrieb nun mit Hast seine Auswanderung nach Amerika. Seine Reiselust hatte durch Mitteilungen über Amerika aus Lucie Meyers und Sophie Schwabs Briefen neue Nahrung bekommen und seine Sehnsucht nach dem fernen Westen mächtig angefacht. Er wolle seine Phantasie in die Schule der nordamerikanischen Urwälder schicken; den Niagarafall wolle er rauschen hören und Niagaralieder singen; das gehöre notwendig zu seiner Ausbildung. Seine Poesie lebe und webe in der Natur, und in Amerika sei die Natur schöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrat der herrlichsten Bilder erwarte ihn dort, eine Fülle göttlicher Szenen, die noch daliege jungfräulich und unberührt, wie der Boden der Urwälder. Er verspreche sich davon eine wunderbare Wirkung auf sein Gemüt. In fieberhafter Aufregung — die schlimme Äußerung seiner schmerzdurchwühlten Natur — betreibt er die Vorbereitungen zur Reise. „Wüßt ich auch ganz gewiß, daß ich umkommen werde, ich glaub, ich reiste doch," schreibt er an Karl Mayer. „Mich regiert eine Art Gravitation nach dem Unglücke. Schwab hat einmal sehr geistreich von einem Wahnsinnigen gesprochen. Man habe nämlich einen Wahnsinnigen heilen wollen — ja, richtig — Schwab selbst wollte dies und ging also ganz leise und behutsam der fixen Idee des Narren auf den Leib. Der Verstand des Unglücklichen folgte ihm wirklich Schritt für Schritt durch alle Prämissen nach, und als er endlich am Konklusum stand und einsehen sollte das Unsinnige seiner Einbildung, da stutzte der Dämon des Narren plötzlich, merkend, daß man ihm aufs Leben gehe, und sprang trotzig ab, und es war aus mit allen Bemühungen, den Narren zu bekehren. Dies sind die trefflichen Worte unsers Freundes. Ein Analogon von solchem Dämon glaub ich auch in mir zu beherbergen. Sozusagen einen Dämon des Unglücks. Merkt dieser Kerl je, daß mir ein schöner Stern aufgehn wolle, flugs wirft er mir seine rauhe Pelz- oder Narrenkappe über die Augen. Du wirst mich verstehen.

„Wie oft hab ich meiner guten Freundin Schwab gesagt, daß ich ein Narr bin, sie hat es aber nicht geglaubt. Glaube wenigstens du es, mein lieber Mayer!" Mit dem Dämon des Unglücks deutet Lenau hier deutlich auf sein unglückliches Herzenserlebnis mit Lotte Gmelin hin — ein Beweis, daß diese traurig endende Leidenschaft ihn übers Meer trieb.

Gegen Ende Juni 1832 trat Niembsch endlich nach manchen Weiterungen die Reise an. Die Fahrt nach Holland, von wo aus die Seereise mit dem „Baron van der Kapellen" erfolgte, geschah auf einem Rheinschiffe. Diesen Teil der Reise schildert der folgende, ebenfalls bisher ungedruckte Brief an Schwab in sehr interessanter Weise:

Auf dem Rhein vor Mainz, den 27. Juni 1832.

Lieber Freund!

Für dein herzliches Lebewohl, das du mir nach Weinsberg nachgerufen, meinen späten, aber herzlichen Dank.

Ich habe mich wegen meines großen Gepäcks entschlossen, die Rheinfahrt mit der ganzen Auswanderungsgesellschaft zu machen. Ein kurioser Trupp, sag ich dir, manches Gesindel darunter; aber die Vorsteher, namentlich Kommissär Mohl und Häberle, sehr ehrenwerte Männer, die ich täglich höher achte, und unter deren Leitung sich auch die Kuriosen wohl noch moralisch akklimatisieren werden.

Dieses Brieflein schreib ich dir in meiner kleinen Kajüte, die mich wohl dem Anblick meiner Reisegefährten absperrt, aber nicht ihrem Tumulte, wie ich denn eben jetzt manchen ihrer schlechten Witze und zotigen Späße zwischendurch zu hören kriege, womit sie sich die Langeweile zu vertreiben suchen. Diese nagt wie beißiges Ungeziefer an den armen, müßigen Schelmen, sie bestreuen die hartnäckige Laus mit dem Salze ihres Witzes, hilft aber nichts; die Bestie beißt fort und fort; es ist für mich eine köstliche Unterhaltung, zu sehen, was die Kerle alles aufbieten, sie zu töten.

Wenn mirs zu kraus wird, nehm ich meine Geige vor und spiele das Völklein zur Ruhe. Da schweigen sie auf einmal und hören mir zu, und, um das angefangne saubere Bild fortzuführen, die Laus wird schläfrig ob meinem Spiele, und die Leute mit, und Laus und Mann verstummt dann manchmal auf mehrere Stunden, ich höre nur noch ein dumpfes Schnarchen jenseits meiner Bretterwand.

Die Rheingegenden sind bis hierher nichts Rares, wir wollen sehen, was weiter unten dran ist.

Hier send ich dir zwei Gedichte, die auf meiner Reise entstanden sind. Das größere hab ich in Mannheim geschrieben, das kleinere in meiner Kajüte. Mache damit, was du willst. Gieb sie dem Morgenblatte oder deinem Almanach, oder, wenn sie dir nicht gefallen, lasse sie liegen oder schicke sie vielmehr an den lieben Mayer, daß er sie auch lese, und begleite sie diesenfalls mit meinen herzlichen Grüßen.

Mit Sternberg hab ich ein paar herrliche Stunden in Mannheim verlebt. Ein ganz vorzüglicher Mensch und Dichter. Er hat mir eine Apostrophe an die Eva vorgelesen und mich damit wahrhaft entzückt.

Wenn du mir bald schriebest, könnt ich deinen Brief noch gut in Amsterdam poste restante erhalten. Schreibe mir, erhalte mich in deinem Herzen, grüße mir Pfizer, Uhland, Reinbecks, Hartmanns herzlich.

Lebe wohl

dein Niembsch.

Teure Freundin!

Nehmen Sie noch meinen innigsten Dank für all Ihre Güte und unbegrenzte Gefälligkeit. Denken Sie meiner in gewohnter Herzlichkeit! Grüßen Sie mir Ihre lieben Kinder; was macht L.?

Auf Wiedersehen, leben Sie wohl!

Ihr Niembsch.

Darf ich auch von Ihnen einige Zeilen in Amsterdam erwarten?

Ich muß schließen, unser Schiffsjunge geht bald nach der Stadt. Adieu!

Digitized by Google

Vermutlich kurz bevor das Schiff in See ging, schickte er abermals einen Brief nach Stuttgart. Dieses Schreiben (ohne Tag- und Jahresangabe) an Sophie lautet:

Teure Freundin!

Warum haben Sie Ihren letzten lieben Brief so schnell geschlossen! Was Sie mir zu erzählen hatten und mich zu fragen, summt mir nun im Kopfe herum die ganze lange Reise, ein neckendes Rätsel meiner Neugierde.

Mich freut es herzlich, daß Sie eine so angenehme Vakanz in Rotenburg genossen haben, und daß mein kleiner Freund Ludwig auch dabei war. Hätt ich nur sehen können, wie seine zwei schwarzen Leuchtkäfer (ein allerliebstes Gleichnis von unserm Schwab) aus ihrem Rosenneste auf die Zuckerschachtel herausblitzten! Wohl ihm, daß er noch in dem Alter ist, wo man essend danken kann.

Heute noch wird meine Abreise geschehen. Die Aktiengesellschaft hat sich schmählich aufgelöst. Ich bin noch mit 300 Gulden Verlust davongekommen. Dieser Kommissär Mohl ist der leichtsinnigste, zugleich unverschämteste Kerl, der die Erde befleckt. Er hat die armen württembergischen Bauern in unabsehbares Elend gestürzt. Durch den langen Aufenthalt in Württemberg, nachdem die Leute bereits Hab und Gut verkauft hatten, wurde der größte Teil ihres Gutes hingerafft. Die Folge davon war, daß die 16000 Gulden, welche zur Bezahlung der Seefracht aus der Gesellschaftskasse unbefugter-, ganz statutenwidrigerweise antizipiert worden waren, nicht wieder ganz hereinzubringen waren, so, daß dies allein schon einen Schaden von etwa 1400 Gulden verursachte. Viele von den Aktionären mußten wegen Geldmangels ihre Aktieneinlage auf die Seefracht umlegen. Die Summe der Gesellschaftsgelder schmolz dadurch auf wenige tausend Gulden zusammen. Dazu kamen die verschwenderischen, unnützen Ausgaben, die Mohl gemacht hatte. Seine Rechnung ist noch immer nicht im Reinen. Viele von den Bauern hatten ihm Geld zur Aufbewahrung gegeben. Er hatte nun diese Depositengelder mit den Gesellschaftsgeldern in der Kasse und in seinen Büchern durch einander gemengt, wahrscheinlich, um die Rechnung zu erschweren und sein Defizit zu verschleiern. Die Gesellschaftsgelder sind nach Abzug von ohngefähr 24 Prozent wohl vorhanden (so hoch beläuft sich der Verlust durch die Ausgaben und uneinbringlichen Reisegelder), aber die Depositen sind nicht in Richtigkeit. Ich will nicht glauben, daß Mohl die Absicht gehabt, die Leute zu betrügen, sondern vielmehr annehmen, er habe sich hier und dort einen Griff in fremde Gelder erlaubt in der Hoffnung, es einmal wieder erstatten zu können; aber er hat durch seinen Leichtsinn, durch seine grenzenlos liederliche Verwaltung den Galgen verdient. Junge Leute, die seiner väterlichen Obhut anvertraut waren von ihren getäuschten, unglücklichen Eltern, irren jetzt schon mehrere Tage in der ungeheuern, verführerischen Seestadt herum, wie verlorne Schafe, und durchschwelgen ihre Nächte zum Teil in verdächtigen Häusern. Das verdient abermals den Galgen. Es ist ein sehr trauriger Gedanke, der mich da befällt. Die Erde scheint viel mehr zum Unglück organisiert zu sein als zum Glücke. Ein einziger Taugenichts kann unendliches Elend verbreiten, und der Jammer hat ein gar leichtes Spiel auf Erden, während tausend Redliche mit all ihren Bemühungen zu Schanden werden.

Verzeihen Sie, teure Freundin, daß meine letzten Worte an Sie so bitterer Natur sind.

Ich bitte Sie, von meinem Briefe nicht viel Gebrauch zu machen, es würde

Digitized by Google

Ihre Landsleute nur beunruhigen über eine Sache, die nun nicht mehr zu ändern ist. Unbegreiflich ist mir, daß der Hofbuchhalter Mohl seinen Bruder nicht genauer gekannt hat. Ich muß glauben, daß der eine ebenso dumm als der andre schlecht ist.

Leben Sie wohl, teure, unvergeßliche Freundin, ich will in treuer Seele bewahren alles Liebe und Gute, das Sie mir so reichlich gewährt haben.

Leben Sie wohl mit Ihren lieben Kindern, die ich alle herzlich grüße.

Auch an L.*) einen stillen Herzensgruß

ewig

Ihr Niembsch.

Wir übergehn hier die einzelnen Erlebnisse Lenaus in Amerika. Es mag genügen, wenn erwähnt wird, daß der Aufenthalt im Westen durchaus nicht seinen hochgespannten Erwartungen entsprach. „In dem großen Nebellande Amerikas werden der Liebe leise die Adern geöffnet, und sie verblutet unbemerkt.“ Und schon kurze Zeit nach seiner Ankunft in Amerika sehnte er sich fort aus diesem „wahren Lande des Untergangs, dem Westen der Menschheit.“ Es kann den Kenner des Lenauschen Lebensgangs nicht sehr wunder nehmen, daß dem Dichter der Aufenthalt in Amerika nach den von Liebe und Freundschaft durchsonnten Tagen in Schwaben nicht behagte. Seine fein organisierte Seele mußte von der dürren Verstandesmäßigkeit und dem poesielosen Dollargeklimper des nordamerikanischen Yankeetums nach dem voraufgegangnen gemütvollen Aufenthalt in Stuttgart um so tiefer verletzt werden.

Gegen Ende Juni 1833 betrat er bei Bremen wieder den deutschen Boden. Er ging zunächst zu den schwäbischen Freunden und trat bei Justinus Kerner ins Zimmer mit den Worten: „Alter, da bin ich halt wieder; aber das sind keine vereinten, das sind verschweinte Staaten.“ Dann — nach längerm Aufenthalte in Süddeutschland — eilte er nach Österreich in die Arme seiner geliebten Verwandten.

Noch häufig und lang hielt er sich später im schönen Schwabenlande auf. Von nun an schloß er sich näher an Emilie Reinbeck an. Das Verhältnis zu Schwab und seiner Familie blieb nichtsdestoweniger bestehn; denn eine leise Entfremdung zwischen den Sangesgenossen, die durch sein Verhalten Lotte Gmelin gegenüber hervorgerufen worden war, wurde bald überwunden. Schwabs Edelsinn und Versöhnungsbereitschaft verleugnet sich auch hier nicht. Es ist oben nachgewiesen worden, wie sehr er unter dem Unglücke Lenaus mitlitt, als dieser nicht die Kraft fand, männlich und entschieden den Ballast der Vergangenheit von sich zu werfen und um Lottens Hand zu werben. Schwab war mit Gmelin verwandt; das mußte seinen Schmerz über die Haltlosigkeit und Zerfahrenheit Lenaus verschärfen. Wie diese vorübergehende Entfremdung entstand, zeigt der folgende Brief Sophie Schwabs an Lucie Meier vom 29. April 1833:

*) Lotte Gmelin.

Digitized by Google

Von Niembsch haben Reinbecks kürzlich einen Brief aus Lißbonn hinter Pittsburg erhalten, worin er seine bevorstehende Abreise von Amerika meldet, es ist ein wunderschöner Brief und ganz außerordentlich schöne Gedichte dabei — er meint sehr umgeändert zu kommen, uns aber scheint er ganz der Alte zu sein. Alles, was wir ihm in Amerika prophezeit hatten, scheint eingetroffen zu sein, er schreibt, jetzt wisse er erst, warum der Täufer Johannes habe in die Wüste gehn müssen, so betrachtet er die Reise nach Amerika für sich. Über seine Gedichte sagt er, er habe hier in A. gar kein Urteil darüber, ob etwas daran sei oder nicht, denn man werde von der Prosa so mit Gewalt angesteckt, daß man auch alles Urteil darüber verliere. Bis Mitte Mai glaubt er hier zu sein, er wird sich aber nicht lange aufhalten können, da sein Paß nur bis Mitte April geht, und seine Verwandten in Wien ihn mit Ungeduld erwarten. So sehr es uns freut, daß er glücklich wieder zurückkommt, so wirst du dir doch wohl denken können, daß unsre Freude nicht ganz ohne Beklemmung ist, es scheint nämlich, daß die Neigung zu Lotte G. sich bei ihm erhalten hat, wir können ihm aber nie mehr recht trauen, ob nicht vielleicht gerade die Hindernisse, die wir ihm in den Weg gelegt hatten, ihn beständiger machen. Sein unstetes Leben scheint uns, trotz seinen herrlichen Eigenschaften, doch gar nicht geeignet, um ein einfaches Mädchen, wie L. es ist, glücklich zu machen. Ich rate meiner Schwägerin, daß sie Lotte mit Marie nach Ulm gehn läßt, damit L. gar nichts von seiner Anwesenheit erfährt. Am meisten Sorge macht mir mein l. Mann dabei, den seine Unbeständigkeit so sehr entrüstet hat, daß es ihm von der Zeit an peinlich war, mit ihm zu sein, obgleich er seinen ausgezeichneten Geistesgaben immer noch volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, aber wie es in einem schönen Gedichte von Uhland heißt: Die Lieb ist hin, die Lieb ist hin, und kehret nimmer wieder!

Als Schwab diese Zeilen seiner Frau las, konnte er doch nicht umhin, eigenhändig die Worte beizufügen: „Wenn ich mein innerstes Herz frage, so redet da doch noch sehr vieles *für* ihn! Als Dichter vollends beuge ich mich tief vor ihm."

Lenau sah Lotte nach seiner Rückkehr von Amerika nur zweimal flüchtig wieder. Ihr Bild wurde durch die im fernen Westen und auf dem Weltmeer gewonnenen Eindrücke in Lenaus Seele verdrängt. Und als er bald nach seiner Rückkehr in die Heimat in Wien die schöne und stolze Frau kennen lernte, in deren Augen er „die ganze Fülle des Göttlichen" sah, die Frau, die ihm „die wunderbare Vereinigung und die lebendige Fülle alles Wahren und Schönen" war, da nahm Sophie (von) Löwenthal — so hieß dieses weibliche Wesen — nach und nach völligen, im wahrsten Sinne des Worts unbeschränkten Besitz von seinem innern Menschen, und das Bild des einfachen, rührend lieblichen Schwabenmädchens verblaßte in Lenaus Seele.

Lotte Gmelin heiratete — der Vollständigkeit wegen sei es erwähnt — am 15. September 1846 den Doktor Ernst Hartmann, Stadtarzt zu Sindelfingen, später Oberamtsarzt zu Böblingen, wo er am 12. Januar 1861 starb. Sie lebte nach dem Tode ihres Mannes als Witwe in Tübingen und später bei ihren Söhnen. Sie starb hochbetagt an ihrem Hochzeitstage, am 15. September 1889 im Hause ihres Sohnes Ernst Hartmann, der damals Pfarrer

Digitized by Google

in Döffingen (Oberamt Böblingen) war. Der Zufall, der in Lenaus Leben überhaupt eine Rolle spielt, wollte es, daß sie kaum eine Woche nach Marie Behrends, Lenaus letzter Braut, starb, und daß Sophie Löwenthal, Lenaus größte und mächtigste Leidenschaft, ebenfalls in diesem Jahre, nur einige Wochen vor Marie Behrends, zur letzten Ruhe einging.

Um zu unserm Hauptthema zurückzukehren, so sei erwähnt, daß Lenau bis zu seinem geistigen Untergange mit großer Treue an Schwab und seinen Lieben hing. Als dieser in Gomaringen Pfarrer war, wohin er sich, um mehr Muße zu haben, hatte versetzen lassen, besuchte ihn Lenau wiederholt; und brach auch sein ungestümes Wesen, was Schwab „die wilde Husarenlaune in ihm" nannte, hervor, wurde er schroff und verschlossen in seinem Wesen — der Kern der Freundschaft konnte selbst in den Zeiten düstersten Unmuts nicht zerstört werden. Als Lenau (1835 und 1836) bei der Friedrich Brodhagischen Buchhandlung in Stuttgart zwei Jahrgänge seines „Frühlingsalmanachs" mit Beiträgen von Kerner, Gustav Pfizer, Anastasius Grün, Friedrich Rückert, Anton Xaver Schurz, Karl Mayer usw. erscheinen ließ, richtete er die Auswahl so ein, daß nur wenige Mitarbeiter, diese aber mit größern Beiträgen, zu Worte kamen, um auch den Schein zu vermeiden, als wolle er dem von seinem Freunde Schwab und Chamisso herausgegebnen „Musenalmanach" Konkurrenz machen. Wie zartsinnig er eine Störung der Kreise dieser beiden litterarischen Unternehmungen zu vermeiden suchte, ja wie er sogar einer gegenseitigen Förderung und Stützung dieser Publikationen nicht abhold war, beweist der folgende Brief Lenaus:

Wien, den 2. Mai 1835.

Lieber Freund!

Hier übersende ich dir meinen Beitrag für den Musenalmanach mit einem schönen Gruß an Chamisso und der Bitte, diese Gedichte alle, und in der Ordnung, wie ich sie gelegt, aufzunehmen. Reinbeck schrieb mir, Rückert wolle vielleicht einen Teil seiner für meinen Almanach bestimmten Lieder in den eurigen abgeben. Ist dieses Rückerts Wunsch, so bin ich mit Vergnügen bereit zu einer Cession, nicht aber, als ob mir irgend eines seiner Lieder zu viel wäre, sondern nur insofern ihm und der verehrten Redaktion des Musenalmanachs dadurch was Angenehmes geschieht, weil ich mit letzterer gar gerne im freundlichsten Einvernehmen bleiben und bei ihr jeden Schein einer Opposition vermeiden möchte. So lange ich aber von Rückert keine desfallsige Weisung habe, kann ich natürlich nichts thun.

Mir geht es ziemlich wohl. Nächster Tage ziehe ich aufs Land, und zwar in eine herrliche Gebirgsgegend. Dort hoff ich was Ordentliches auszubeuten für unsre beiden Almanache, die ich gerne als gute Brüder, durchaus nicht als Eifersüchtler nebeneinander einhergehn sehen möchte.

Ich habe den ganzen Pack vorliegender Verse heute in einem Zug geschrieben, darum wird des Briefs an dich weniger.

Lebe wohl, lieber Freund, ich grüße deine gute Frau und deine Kinder herzlich.

Dein Alter.

Digitized by Google

Endlich sei noch ein Zeugnis aus später Zeit für die innige Lebendigkeit dieses Freundschaftsbundes, für die nicht auszulöschende Liebe Lenaus zu Gustav Schwab mitgeteilt. Einem an Sophie Löwenthal gerichteten Briefe vom 24. Mai 1843 (also ein Jahr vor Lenaus Wahnsinn) entnehmen wir die lieben Worte: „Heute hab ich bei Schwabs zu Mittag gegessen, wo Spargel mit Spätzle mich nicht vergessen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in echtester Sorte gereichte Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen, eine treue Liebe; denn er war meine erste Anerkennung und gewissermaßen mein litterarischer Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gern zurückkomme. Das Pfarramt (Schwab war wieder in Stuttgart) ist doch ein zu beschäftigendes und ruheloses für ihn. Als er mich heute nach Tisch an sein Fenster führte, das eine sehr hübsche Aussicht auf grüne Bergeshöhn eröffnet, machte ich ihm die schalkhafte Bemerkung: »Gelt, Alter: Jesus Christus gewährt uns eine schöne Aussicht?« worauf er allerdings mit Würde erwiderte: »Wenn es nur diese Aussicht wäre, die er mir giebt, so wäre ich nicht da.« Das war gut, aber mein Sarkasmus ebenfalls.“

Schwab und Lenau blieben Freunde bis an ihr Lebensende. Als die Schreckenskunde vom Ausbruch des Wahnsinns in Lenau zu Gustav Schwab und seiner Familie kam, wurden sie in tiefster Seele erschüttert. Mit banger Seele, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, sahen sie die Zerstörung dieses edeln Geistes. Die innigsten Wünsche für den teuern Kranken begleiteten Lenau auf seinem Schmerzenswege nach Winnenthal, wohin er am 22. Oktober 1844 geführt wurde. Ihr Gebet um Genesung fand keine Erhörung. Im Frühling 1847 kamen sie selbst nach Winnenthal, um den armen geliebten Freund zu sehen. Sie konnten aber nicht vorgelassen werden. Das bleiche Dulderhaupt, umwoben von der „sinnenden Melancholie“ im Garten vom Fenster aus zu sehen — das war der karge Erfolg, den ihre teilnehmende Seele davontrug. Am 22. August 1850 wurde Lenau erlöst, nachdem er am 16. Mai 1847 nach Oberdöbling bei Wien in die Privatirrenanstalt seines Freundes Dr. Görgen gebracht worden war. Am 4. November 1850, einige Wochen nach Lenaus Heimgang, starb auch sein getreuer Freund.

Das deutsche Lesebuch

Lesebuch — ein sonderbarer Name! Als ob nicht jedes Buch, sofern es überhaupt wirklich eins ist und nicht ein Notenheft oder eine Bildermappe oder ein Ansichtskartenalbum, ein Lesebuch, d. h. ein Buch zum Lesen wäre. Und doch gestehn wir dem Namen eine gewisse Berechtigung zu, denn wir können uns alle einer Zeit erinnern — auf welcher hohen Stufe der Bildung wir uns heute auch fühlen mögen —, wo es in der That nur ein Lesebuch für uns gab, das Buch, das uns als kleinen Buben der Lehrer in die Hand gab, um uns darin lesen zu lehren. Freilich lernten wir darin noch ungeheuer viel mehr, ohne daß wir uns heute dessen bewußt wären. Es ist schwer zu sagen, welchen Einfluß auf die erste und grundlegende Bildung unsrer Begriffe und Vorstellungen, unsrer Wünsche und Träume unser erstes Lesebuch gehabt hat; daß es einen solchen Einfluß gehabt hat, und oft wohl keinen schwachen, ist ganz gewiß. Gilt das aber von uns, die wir uns wohl alle mit großer Selbstverständlichkeit zu den „Gebildeten“ des Volkes rechnen, wie viel mehr von der großen Masse des Volkes, für die gewiß in vielen Fällen selbst heute noch das Lesebuch der Schule überhaupt das Lesebuch im Leben geblieben ist. Bedenken wir dies, so kann nicht zweifelhaft sein, daß das Lesebuch der Volksschule einer der wichtigsten Mitarbeiter an der Bildung des Volkes ist, daß es die Macht hat, einen starken Einfluß zum Guten oder zum Schlimmen auf Kopf und Herz des Volkes auszuüben.

Wie uns so der Bildungsstand des Volkes einen Schluß zu machen erlaubt auf die geistige Nahrung, die ihm das Schulbuch geboten hat, so spiegelt sich umgekehrt im Lesebuche der Volksschule in gewisser Weise das ganze geistige Leben einer bestimmten Zeit wieder, die religiösen Überzeugungen, die nationalen Gedanken oder Wünsche, der ideale oder nüchterne Sinn, der litterarische Geschmack der Verfasser, die mit ihren Werken dem aufwachsenden Geschlechte das beste und notwendigste zu geben gemeint haben.

So wird man eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Volksschullesebuchs gewiß als einen wichtigen Ausschnitt aus der Geschichte des geistigen Lebens unsers Volkes überhaupt ansehen dürfen. Eine solche Geschichte des Lesebuchs liegt uns vor in dem kürzlich erschienenen Werke des Seminardirektors Ferdinand Bünger, auf dessen Bedeutung und reichen Inhalt hinzuweisen der Zweck dieser Zeilen ist.*)

Bünger verfolgt die Wurzeln des deutschen Lesebuchs bis zu den ganz vereinzelten Vorläufern in mittelalterlicher Zeit. Den ersten eigentlich triebfähigen Keim dazu aber sieht auch er in der Geistesbewegung der Reformation

*) F. Bünger, Entwicklungsgeschichte des Volksschullesebuchs. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1898. X, 630 Seiten. Preis 14 Mark.

Digitized by Google

gelegt. Welche Bedeutung die Reformation für die Entwicklung der Schule überhaupt gehabt hat, ist bekannt, ebenso auch, daß durch sie Katechismus und Bibel als wichtigster und für lange Zeit durchaus herrschender Lesestoff in die Schule eingeführt wurden. Aber wir treffen auch sofort an der Schwelle der neuen Zeit den ersten Vorläufer des Lesebuchs in dem kleinen Handbüchlein Melanchthons: er unternimmt es zum erstenmale, neben den überkommnen üblichen Fibelstoff weltliche Weisheitssprüche und frei gebildete Gebete zu stellen. Und so gewiß auch von einer Umbildung der Fibel zum Lesebuch im ganzen sechzehnten Jahrhundert keine Rede sein kann, so zeigen sich doch schon überall die verschiedensten Versuche, weltlichen Lesestoff in die Schule einzuführen. Wir finden hier schon Anweisungen zum Briefschreiben und zum Rechnen, die ersten Fibelverse stellen sich ein, die Vorläufer der später so viel variierten Abcverse, zu denen sich bald auch Bilder gesellen; gegen Ende des Jahrhunderts treten uns zuerst auch Anstandsregeln im Schulbuch entgegen, ein Stoffgebiet, das seine Herrschaft im Schulunterricht lange behauptet und sich oft in lächerlicher Weise darin breit gemacht hat. Heute lebt es wohl nur noch in kurzen Sprüchlein wie dem allbekannten „Mit dem Hute in der Hand" in den Lesebüchern fort.

Bis in das siebzehnte Jahrhundert blieb es aber bei solchen ganz vereinzelten schüchternen Anfängen; im allgemeinen war und blieb der Katechismus in engerer oder weiterer Form der einzige Lesestoff der Schule und die Fähigkeit, die Bibel zu lesen, das Hauptziel des Leseunterrichts.

Den wirklichen Übergang zur Verwendung weltlichen Lesestoffs in der Schule brachte erst der Verlauf des siebzehnten Jahrhunderts. An seiner Schwelle stehn Männer wie Bacon, der Prophet des philosophischen Realismus, und Comenius, der den realistischen Zug in die Pädagogik einführte: Erwerbung von Kenntnissen auf möglichst vielen Gebieten! das war die neue Forderung, die diese Zeit zuerst an allen Schulunterricht stellte. Der erste, der diesen Grundsatz in einem Schulbuche durchzuführen suchte, war Andreas Reyher, der unter dem bekannten Herzog Ernst dem Frommen dem Schulwesen des Landes Gotha vorstand. Er suchte in seinem „Kurzen Unterricht," der zwar nicht eigentlich ein Lesebuch, aber doch ein Volksschulbuch war, namentlich naturgeschichtliche Kenntnisse in die Schule einzuführen, daneben auch schon einzelnes über das Wesen des Menschen und des Staatslebens, Stoffe, die später auch vielfach einen breiten Raum in den Lesebüchern in Anspruch nahmen. Andre gerieten in dem Bestreben, dem Leselernbuch selbst, also der Fibel, Wissensstoff zuzuführen, auf die abenteuerlichsten Gedanken: gelehrte Abhandlungen über Entstehung der Buchstaben, Spielereien mit Akrostichen und Anagrammen, endlose Reihen fremder Alphabete bis zu denen der unglaublichsten asiatischen Völkerschaften hängte man dem Abcbuche an: der Geist des barocken Zeitalters verleugnet sich auch auf diesem Gebiete nicht.

Wir können über ein Jahrhundert hingehn, ohne irgend einen merklichen Fortschritt über die Versuche Reyhers hinaus wahrzunehmen. Unter der Reihe von Lesebüchern, die das preußische Landschulreglement von 1757 aufzählt, finden wir neben dem ganz überwiegenden religiösen Lesestoff noch immer nur einige trockne Lehrbüchlein, die „das Allgemeine von Gott, von der Welt und vom Menschen" und „allerhand nötige und nützliche Dinge" für Kinder auf dem Lande enthielten.

Aber überall regten sich nun doch die Versuche, der Schule einen geeigneten weltlichen Lesestoff zu schaffen, der der Bildung des kindlichen Geists

Digitized by Google

und Gemüts zur Grundlage dienen konnte. Im Jahre 1769 taucht zum erstenmale in einer katholischen württembergischen Schulinstruktion die Forderung auf, die fähigern Kinder „eine Fabel aus dem Gellert" lernen zu lassen; und schon das nächste Jahr führte man diesen Gedanken im Schulbuch praktisch durch: der Freisinger Professor Braun, vom Kurfürsten Max Joseph zum Leiter der bayrischen Volksschule berufen, ließ 1770 seine Lehrbücher für die Schule erscheinen. In ihnen wurde Melanchthons Gedanke wieder aufgenommen: weltliche Spruchweisheit fand im Schulbuch Aufnahme; daneben traten hübsche kindliche Briefmuster und als das wichtigste Proben der deutschen Litteratur: Gellert, Gleim und Hagedorn hielten ihren Einzug in das Lesebuch, die Fabel vom Kuckuck und der Lerche wurde zum erstenmal von der Schule in die Hand des Kindes gegeben. Bemerkenswert ist, daß gleichfalls ein katholisches Lesebuch, das bischöflich Würzburgische von 1772 den Gedanken Brauns weiter fortführt: es ist das erste Lesebuch, das eine große Reihe prosaischer und poetischer Sprachmuster enthält, das sich also mit Bewußtsein das Ziel steckt, der Schule auch einen ästhetisch bildenden Lesestoff zu bieten. Wie unerquicklich nimmt sich daneben aus, was in denselben Jahren in protestantischen Ländern ans Tageslicht trat: einerseits das nicht kindliche, sondern kindisch und läppisch moralisierende Abcbuch Christian Felix Weißes, das mehr als dreißig Beispielerzählungen von bösen und guten Kindern bringt: das unvorsichtige Kind; das gehorsame Kind; das hartnäckige Kind usw. in infinitum; andrerseits Basedows traurig nüchternes und unkindliches Lesebuch, das Belehrungen über die Erzeugung des Menschen und über die Notwendigkeit des absoluten Zweifels als der Grundlage aller Erkenntnis den Kindern bietet, wenn auch daneben bei ihm die poetische Litteratur durch ein paar Nummern vertreten ist. Andre gleichzeitige Werke zeigen, wie der aufblühende Rationalismus systematische Tugendlehre und verschiedne Nützlichkeitsstoffe in das Lesebuch einzuführen suchte.

Endlich aber erschien das erste wirklich so zu nennende Lesebuch der Volksschule doch in dem führenden protestantischen Staate, in Preußen. Die Schöpfer der kriegerischen Macht dieses Landes, Friedrich Wilhelm I. und der große Friedrich, waren auch die Väter der preußischen Volksschule. Überall treffen wir bei dem großen König auf die fruchtbarsten Grundsätze für die Gestaltung des Schulwesens: Schaffung einer tüchtigen religiösen Grundlage; Zuführung einer echten innerlichen Bildung, „aber in der Weise, daß die Leute nicht aus den Dörfern laufen, sondern hübsch da bleiben(!)"; Befestigung der Liebe zur Heimat und zum Vaterlande; Weckung des Standesgefühls, aber mit dem Ziele, alle gerade zu gegenseitiger Förderung anzuregen: diese für die Schule immerfort grundlegend gebliebnen Gedanken in einem Lesebuche zu praktischer Ausführung zu bringen, betrachtete nun die Regierung als ihre eigne Aufgabe. Während sich aber die leitenden Fachmänner vergeblich bemühten, der klar erkannten Idee des notwendigen Buchs eine wirkliche Gestalt zu geben, kam ihnen ein Laie mit einem fertigen und in seiner Art vortrefflichen Werke zuvor: das war der preußische Offizier und Landjunker Eberhard von Rochow mit seinem Kinderfreund, der 1776 zum erstenmale erschien.

Das Buch, dessen Inhalt fast durchaus selbständig von Rochow verfaßt ist, zeigt sich trotz aller Anlehnung an den überlieferten Stoff als ein originales Werk; seine große Bedeutung aber liegt vor allem darin, daß hier im ganzen wie im einzelnen eine brauchbare Form für das Lesebuch gegeben ist:

Digitized by Google

es vereinigt aufs glücklichste die mannigfaltigste Mischung des Stoffs mit einem einheitlichen Plan, der das Kind aus dem engsten Kreise in das Weite und zugleich von der Jugend zum Alter führt; die einzelnen Lesestücke sind kurz gefaßt und in wirklich kindlicher, volksmäßiger Sprache geschrieben. Die dem Buche natürlich anhaftenden Mängel, wie das Fehlen des geschichtlichen Stoffs und der schon vorhandnen guten Litteratur, und der vom Rationalismus beeinflußte Geist des ganzen Werks treten neben diesem bedeutenden Fortschritt zurück.

Eine ganze Reihe folgender Lesebucherscheinungen faßt Bünger mit Recht unter dem Titel: Rochows Nachfolger zusammen. Viele erkannten die große Bedeutung des Buchs und ließen es sich bei ihren Arbeiten als Muster dienen, wenn sie auch meist dabei fehlgriffen und das wirklich wertvolle an Rochows Werk nicht erfaßten, besonders wieder in den alten unkindlichen Ton verfielen.*) Besonders auffällig ist, daß man immer wieder den Fehler machte, dem Lesebuche ganz einseitig bestimmte Stoffgebiete zu Grunde zu legen, so der Erlanger Seiler, der eine Art Kompendium der Landwirtschaft als Schulbuch herausgab, oder andre, die bald trockne statistische Bürgerkunden für die Schuljugend verfaßten, bald platte Gesundheitsbüchlein mit allerhand Hausrezepten. Als Kuriosum sei hier noch das erste Schulliederbuch genannt (1793), die Arbeit des cellischen Superintendenten Hoppenstedt, der in zweihundert selbstverbrochnen Liederchen alle Stoffe des Kinderfreundes und noch manches dazu in Reimen behandelte: Religion und Aberglauben, Kopfrechnen und Handarbeiten, Milchwirtschaft und — Wirtshaus, sie alle werden in langen Strophen poetisch verherrlicht, alles für den Gesang fröhlicher Kinder bestimmt!

Nebenher gehn aber auch Erscheinungen, die sich mit Rochow überhaupt nicht berühren; angenehm fallen hier namentlich wieder einige katholische Lesebücher auf, die immer entschiedner die schöne Litteratur verwerten und auch die ersten Schritte zur Einführung der Heimatsgeschichte thun, unerquicklich dagegen die große Klasse der seicht moralisierenden Nachahmer Chr. F. Weißes, bei denen uns schon die Titel: Gutmann, Vater Traumann, Meister Liebreich usw. gelinden Abscheu einflößen.

Eine besondre Reihe für sich sind wieder die Lesebücher, die aus dem Kreise der Philanthropen hervorgingen. Diese waren namentlich bemüht, eine neue Methode des Lesenlernens selbst zu schaffen, ihre Lesebücher sind sonst ohne Bedeutung. Einer der sonderbarsten Käuze unter ihnen war wohl Christian Wolke aus Jever, der z. B. die Kinder anweist, sich durch Aussprechen unsinniger Sätze wie: „Es giebt wasserreiche Flüsse, die gar nicht strömen,“ gegenseitig zum Nachdenken anzuregen. Er erstrebte auch eine großartige Umgestaltung der nach seiner Meinung völlig verkehrt entwickelten deutschen Sprache. Als Beispiel entnehmen wir einem langen Gedichte von ihm über die Sinne des Menschen, das Bünger mitteilt, die lieblichen Strophen:

Meine Augen stehn
nah und ferne sehn
Dinge mancher Art.
Anfuhl wird erspart.

*) Beiläufig sei bemerkt, daß das von Bünger abgedruckte Gespräch aus dem Lorenzischen Lesebuch, zu dem er bemerkt: „Knaben, die so sprechen, sind zum Glück Phantome,“ doch von zwei Vätern geführt wird, wie aus den Worten klar hervorgeht.

Digitized by Google

Smekkin mich erfreut
wan Genus sich neut.
Speis' und Trank mir smikt,
Leib und Sinn erkwickt.

Andre bekanntere Namen unter den Philanthropen, wie Salzmann und Guts Muths, zieren auch Lesebücher, die keinen Fortschritt bedeuten, wie groß der Stolz der Verfasser auf ihre Originalität auch war.*)

Auch die Glieder einer andern wichtigen pädagogischen Schule, Pestalozzi und seine nächsten Freunde, bedeuten in der Entwicklung des Lesebuchs keine neue Stufe, wenn schon ihre Grundsätze bald auch auf diesem Gebiete Einfluß erlangten.

Mit dem Beginne des neuen Jahrhunderts wird es, wie Bünger bemerkt, immer schwieriger, die neuen Erscheinungen in bestimmter Weise zu gruppieren. Bei der noch größern Schwierigkeit, über diese Entwicklung hier wieder einen knappen Überblick zu geben, wollen wir nur auf einige Hauptpunkte der Lesebuchentwicklung in unserm Jahrhundert hinweisen.

Obwohl man immer sichrer auf eine gewisse Übereinstimmung hinsichtlich des Lesebuchideals zusteuerte, treffen wir doch immer wieder, sowohl was den Stoff als was die Form anlangt, auf verschiedenartige Versuche, ein gutes brauchbares Werk zu gestalten. Von besondrer Bedeutung war aber jedenfalls in Hinsicht auf die äußere Form das eine, daß man im Besitz einer neuen großen vielseitigen Litteratur das immer mehr zum allgemeinen Grundsatz erhob, den Inhalt der Lesebücher nicht selbst zu verfassen, sondern aus dem vorhandnen Stoffe das beste nach Inhalt und Form zu sammeln und in sinnvoller Weise zu einem geordneten Ganzen zusammenzufügen. Diese Erkenntnis wird auch kaum je wieder verloren gehn können; wo wäre denn auch heute der Mann, der das, was Gellert, Hebel, Reinick, Uhland, die Brüder Grimm unsrer Jugend geschenkt haben, beiseite liegen lassen könnte, weil er besseres an die Stelle zu setzen hätte?

Freilich ließ sich auf diesem gemeinsamen Grunde noch gar verschieden bauen. Wir finden da eine Richtung, die ohne Rücksicht auf den Geist der Litteratur alles formal schöne für geeignet für das Lesebuch hielt; andre suchten durch eine Fülle von Geschichtchen und Anekdoten allein die Phantasie des Kindes anzuregen, wieder eine andre Richtung, die in Diesterweg ihr Haupt fand, machte das Lesebuch nur zum Lehrbuch der Sprache und des logischen Denkens: Diesterweg verlangte ausdrücklich Weglenkung der Aufmerksamkeit vom Inhalt auf die Form! Es ist klar, welche große Gefahr diese rein formalistische Richtung, die übrigens bis in die neuste Zeit ihre Vertreter gehabt hat, für eine gesunde Entwicklung des Lesebuchs war. Hauptsächlich überwunden wurde diese Gefahr durch die Freudigkeit, mit der andre gerade den Gehalt des Lesebuchstoffs verjüngten, indem sie ihn mit dem Geiste echter Religiosität und mit der neu erwachenden vaterländischen Gesinnung erfüllten. Als das erste Werk, das dies anspruchslos und entschieden zum Ausdruck brachte, nennt Bünger eins der erfolgreichsten Lesebücher, den Preußischen Kinderfreund von Preuß und Vetter, der 1836 zum erstenmale erschien.

Auch diese neuen geistigen Elemente mußten sich natürlich erst allmählich von Einseitigkeit frei machen: es brauchte Zeit, bis neben der Liebe zum engern

*) Das Liedchen „Hübsch ordentlich" ist übrigens nicht von Guts Muths verfaßt, wie Bünger meint, sondern von Gottlob Wilhelm Burmann und schon 1777 gedruckt worden.

Digitized by Google

Vaterlande das deutsche Einheitsgefühl den rechten Ausdruck fand; bis man erkannte, daß sich der religiöse Geist im Lesebuche nicht durch massenhafte Einführung biblischen Stoffs, sondern durch innere Durchdringung des Ganzen Geltung verschaffen müsse, wie dies besonders Philipp Wackernagel und Claus Harms durchführten; bis man erkannte, daß eine friedliche Betonung des konfessionellen Standpunkts heilsamer sei als eine einfache Verleugnung der Konfession.

Auf alle die Männer einzugehn, die wesentliche Verdienste um die Förderung dieser Grundgedanken und so um die weitere Entwicklung des Lesebuchs selbst gehabt haben, wie Goltzsch, Theel, Bock und alle die spätern, würde uns hier zu weit führen, geschweige denn, daß wir den Verfasser bei allen seinen interessanten Nebenausführungen bis zum jüdischen und zum sozialdemokratischen Lesebuch und zur Kameruner Fibel hin begleiten könnten, die er alle in den Kreis seiner Besprechung zieht. Wir müssen uns mit dem Hinweis begnügen, daß Bünger gerade auch die wichtigern neuen Lesebuchwerke sehr gründlich bespricht, um den Leser Schlüsse daraus ziehen zu lassen auf das, was man als bleibende Grundsätze für die künftige Weiterbildung des Lesebuchs festzuhalten habe.

Diese Grundsätze hat er selber am Schlusse seines Werks noch näher bestimmt durch eine Hervorhebung der Mängel, die nach seiner Meinung dem Lesebuche unsrer Tage noch anhaften. Wenn Bünger als ersten Mangel den nennt, daß dem Lesebuche die innere Einheitlichkeit fehle, wie sie z. B. die Bibel aufweise, so ist nicht leicht zu sagen, inwieweit man diesem ziemlich allgemeinen Ausdruck zustimmen oder ihn ablehnen muß. Notwendig erscheint uns auch formell eine gewisse Ordnung, die für das ganze Buch gleichsam das Rückgrat abgiebt, und inhaltlich ein einheitlicher Geist, der das Buch durchdringt: beides wird aber doch Bünger wohl nicht allen Lesebüchern abstreiten wollen? Daß daneben doch ein reicher Wechsel der Stimmen und der Stoffe herrsche, das scheint uns der Auffassungsweise des Kindes wie der Aufgabe des Lesebuchs durchaus zu entsprechen: das Lesebuch soll nicht ein Leitfaden für einen systematischen Unterricht sein. Da Bünger auf die „fetzenhafte Kompilation" der Lesebücher schilt, scheint es fast, als vermisse er mehr eine äußere als eine innere Einheitlichkeit; der Gegensatz der „Kompilation" aber wäre das doch von Bünger gewiß nicht empfohlne Wegwerfen des überkommnen Guten zu Gunsten einer einheitlichen Neuschöpfung.

Sein zweiter Vorwurf, der Mangel einer reinen kindlichen Sprache, trifft allerdings vielfach zu. Besonders könnten sich hier wohl noch gründliche Kenner von Welt, Natur und Geschichte, die zugleich Kenner des kindlichen Geistes wären, große Verdienste erwerben, wenn sie ihr Wissen der Jugend des Volks in einfacher und doch packender Form darböten; das wäre vielleicht wichtiger noch als die moderne Erfindung der „Hochschulvorträge" für „das Volk."*) Der dritte Vorwurf, daß unsre Lesebücher zu umfangreich seien, als daß ihr Inhalt wirklich Eigentum der Kinder werden könnte, scheint uns wie der erste auf einem anfechtbaren Grundsatze zu fußen. Je reichhaltiger das Lesebuch ist, desto leichter wird es jedenfalls auch nach der Schulzeit eine Stellung als Hausbuch behaupten. Ein sehr beschränkter Stoff ist aber immer

*) Der größte Übelstand bei den meisten Lese- und andern Schulbüchern ist die Geldgier der Verfasser und der Verleger, die womöglich jedes Jahr eine neue veränderte Auflage in die Welt schicken.

Digitized by Google

auch eine Fessel für den Lehrer. Umfaßt das Lesebuch nun einmal, wie es jetzt thut, alle Gebiete des Weltlebens, dann wird der Lehrer auch gern aus einer reichen Auswahl schöpfen wollen, um bald an dies bald an jenes anknüpfend die Kinder auch an eigner Hand weiter zu führen. Hier tritt uns überhaupt neben der großen Bedeutung des Lesebuchs die noch viel größere des behandelnden Lehrers deutlich entgegen: der eine kann in einer Stunde den Kindern zu unverlierbarem Eigentum einprägen, was der andre mit tagelanger Besprechung nicht in sie hineinpredigt. Diesem nützt ein kurzes Lesebuch nichts, den ersten schränkt es nutzlos ein.

Im allgemeinen haben uns aber die ernsten Grundgedanken Büngers über die rechte geistige Nahrung des Volks, denen er oft in begeistertem Tone Ausdruck giebt, sehr erfreut: man hört eine solche Sprache in der heutigen Lehrerwelt nicht überall. Gerade deshalb bedauern wir etwas, daß die Gestalt des ganzen Buches, das übrigens, einige Sprachversehen abgerechnet, auch durchaus angenehm zu lesen ist, nicht ganz geeignet scheint, ihm ausdauernde Leser zu gewinnen. Daß ein gewisser Schematismus bei dem sehr schwer zu ordnenden Stoffe unvermeidlich war, ist gewiß; aber die rund hundertfünfzig Kapitel des gegen sechshundert Seiten starken Bandes, dazu die fortwährende Unterbrechung durch die eingefügten kleinen Biographien der Lesebuchverfasser geben dem Werke etwas zu sehr den Charakter eines Nachschlagebuchs, nicht eines „Lesebuchs." Für einen kleinen Kreis mag das Buch in der vorliegenden Gestalt ein großes Bedürfnis gewesen und nun ein dauernd wertvoller Besitz sein. Entschlösse sich aber Bünger vielleicht, noch einmal in einem bedeutend knappern Werke die Hauptergebnisse seiner umfangreichen Forschungen zusammenzufassen, so könnte er uns wohl ein Werk schenken, das nicht nur ein kleiner Teil der Lehrerwelt mit Genuß und Vorteil lesen würde.

Altsächsisches Kunstgewerbe

Von M. B. von Munterbach

Als König Geisa II. um die Mitte des zwölften Jahrhunderts deutsche Kulturarbeiter aus dem Lande zwischen Mosel und Rhein nach Siebenbürgen in das desertum rief, brachten die Einwandrer die blühenden Schätze abendländischer Errungenschaften in das verödete Waldland jenseits der Karpaten. Galt es hier nun zuerst für die Kolonisten, sich die notwendigsten Lebensbedingungen mühsam zu verschaffen, so wurde es bald ihre andre und größere Sorge, die einmal ausgesäte Kultur der Heimat zu sichern, auszubauen und zu verbreiten. Gerade wie die Przemisliden in Böhmen wußten auch die Arpaden in Ungarn, daß nur deutsche Ansiedler die staatliche Macht zu stärken und den wirtschaftlichen Zustand zu heben vermochten. Natürlich mußte überall da, wo Hand und Geist deutscher Kolonisten zu Werke gingen, alles bald ein ausgesprochen deutsches Gepräge aufweisen. So konnten die überlegne Bildung und der

Digitized by Google

überlegne Fleiß der eingewanderten Sachsen in ihrer neuen Heimat Siebenbürgen nur deutsche Kultur aufpflanzen. Allerdings wurde die junge Saat oft arg gefährdet und stellenweise fast vernichtet. Der Mongole und der Türke, der Walache und der Magyar fanden in dem Wohlstande des aufstrebenden Sachsenvölkchens willkommne Beute. Aber die Erbtugend des niederdeutschen Schlags, die zähe Ausdauer, ließ die so schwer Betroffnen nicht lässig werden, zumal da ihnen auf der andern Seite der rege Verkehr mit dem alten unvergessenen Mutterlande immer frische Nahrung bot. Nur wer „ehrlich und fromm, nämlich deutscher Art" war, galt ihnen als Gast und Genosse. Ob der Handwerksbursch aus Wien oder Graz, aus Liegnitz oder Grimma, aus Straubing oder Rastenburg kam, er war willkommen, wenn und weil er „deutscher Art" war. Die wandernden Gesellen aus dem „Reich" und die sächsische Jugend, die auf deutschen Hochschulen studierte, waren mit den zur Messe reisenden Leuten die vermittelnden Träger zwischen Deutschland und Siebenbürgen. Kein Wunder also, daß alles Sächsisch-siebenbürgische die gewollte deutsche Art ausstrahlt, und daß, abgesehen von wenigen Erscheinungen des äußern Lebens, das sich ja der fremden Umgebung anpassen mußte, jede Bethätigung auf dem großen Gebiet der Kunst Zeugnis von deutschem Geiste ablegt.

Man kann von einem Volke, das vom Schicksal in einen ununterbrochnen Kampf hineingedrängt worden ist, der täglich seine Existenz neu bedroht, wahrlich keine voll ausgereiften Kunstschöpfungen erwarten. Man muß vielmehr erstaunen, daß eine von allen möglichen Widerwärtigkeiten umlauerte und angegriffne Kulturoase, obgleich die Selbsterhaltung den ganzen Inhalt ihres Fühlens, Denkens und Handelns ausmacht, dennoch Kunstgebilde zu zeitigen vermochte, wie wir sie bei den siebenbürgischen Sachsen finden. Sie haben die in den Dienst ihres Lebens gestellte Kunst mit bewundernswertem Geschick betrieben und entwickelt. Was die 200000 Sachsen, die sich heute als echte Nachkommen jener deutschen Einwandrer bekennen, an Kunstwerken geleistet haben, verdient auch darum liebevolle Würdigung, weil sie in weiser Erkenntnis ihrer nationalen und staatlichen Abhängigkeit die künstlerischen Schöpfungen immer als ein erziehendes Mittel zur Reinhaltung ihres ererbten Volkstums betrachteten und benutzten. Darum lag ihnen jeder eitle Ehrgeiz fern, auf dem Gebiete der eigentlichen Kunst mit andern in den Wettbewerb zu treten, die den Geldmangel ebenso wenig kannten wie die Gefahr vor dem gänzlichen Untergang, und die in inniger Berührung mit hochentwickelten volkreichen Nationen neue Anregungen erhielten und gaben.

Wie fast überall während des Mittelalters fand die Kunst in Siebenbürgen ihre einzige Pflege auf dem Boden des blühenden Gewerbes. Wurde sie sonst schon handwerksmäßig betrieben, so noch mehr in den sächsischen Städten, in denen die Zünfte doch mehr politische und soziale Einrichtungen waren als ästhetische oder pädagogische. Aber von den ersten Tagen der Niederlassung bis ins späte Mittelalter hinein hieß es langsam vorgehn. Die Segnungen der damaligen Kultur waren im Hochlande der Karpaten zur Zeit der deutschen Einwanderung ebenso unbekannt wie den Kolonisten die ihrer harrenden Mühen und Gefahren. Die Sorge um die Unterkunft zwang sie bald, ihre Zelte in festgefügte Häuser zu verwandeln. Material zum Bau lieferten die riesigen Wälder. Aus Holz bestanden die Wohnstätten mit Stallung und Wirtschaftsraum, und aus Holz auch die Kirchen. Die Grundrisse des Gehöftes zeigen eine rheinfränkische Bauart, die Anlage des Fleckens trägt einen niederdeutschen

Charakter. Durch das Wachstum der Siedlungen wurde man jedoch allmählich zu Steinbauten genötigt. Und da zur Zeit der Auswanderung am Rhein der romanische Stil herrschte, so tritt er in den ältesten Gotteshäusern des Sachsenlandes ebenfalls zu Tage. Vollständig erhalten haben sich nur die Kirchen in Mönchsdorf, Urwegen und Michelsberg. Der letzte Ort hat vielleicht die älteste sächsische Kirche. An Schönheit übertrifft sie aber der Weißenburger oder Karlsburger Dom, dessen Vorbilder jedenfalls in der Normandie oder in Mitteldeutschland zu suchen sind. Überbleibsel von Baudenkmälern romanischen Stils und mit romanischer Ornamentik finden sich in stattlicher Anzahl. Merkwürdigerweise — und vielleicht leistet dieser Umstand hilfreiche Hand zur Aufklärung über die Wege der Kolonisation — trifft man die Überreste romanischer Baukunst nur zwischen Weißenburg und Reps, wenige im Burzenlande südlich von Kronstadt. Die wiederhergestellte Kirche in Mönchsdorf, das zu dem Besitztum des Weißenburger Bistums gehörte, muß noch besonders erwähnt werden. Nach Art der im Jesuitenstil erbauten Kirchen wird sie über dem Haupteingang an der Westfront von zwei ganzen Türmen überragt, während in Weißenburg oder Kronstadt der Turmbau wie bei vielen bekannten gotischen Domen auf halbem Wege stecken geblieben ist. Auch bei der Michelsberger Kirche fehlen die beiden Türme. Dagegen hat hier der Steinmetz die rundbogigen Arkaden und das hohe Portal wunderbar ausgearbeitet.

Etwa ein Jahrhundert nach der Grundsteinlegung des Kölner Doms kam der gotische Baustil nach Siebenbürgen. Ehe man den reinen gotischen Stil anwandte, schuf man Bauten mit den Charakterzügen beider Architekturen. Diese Merkmale der Übergangszeit findet man an der Kirche zu Sächsisch-Reen, St. Bartholomä, und an der Kerzer Abtei, der einzigen im Sachsenland; sie ist heute eine herrliche Ruine. Um das Jahr 1400 entstand die erste Kirche im gotischen Stil, die sogenannte „schwarze“ Stadtpfarrkirche zu Kronstadt. Sie darf als das vornehmste Baudenkmal ihrer Art gelten.

Es wäre ungerecht, die gotischen Kirchen Siebenbürgens nach dem Kölner Dom zu beurteilen. Schlicht, nüchtern, oft ungeschlacht sehen die Sachsenbauten gotischen Stils aus. Die Strebepfeiler haften an der Mauerwand; die Thüren sind derb und ungegliedert; die Ecktürmchen fehlen häufig; die Verzierung ist sparsam verteilt. Doch derartige Unzulänglichkeiten haben ihren Grund. Die Sachsen waren vielleicht wohlhabende Bürger und Bauern; aber ihnen, die gänzlich auf ihre Säckel und Fäuste angewiesen blieben, fehlte jede helfende Geldquelle. Sie mußten sich mit dem bescheidnen Material von Back-, höchstens Bruchsteinen begnügen. Einzig Kronstadt besaß reichlichere Mittel zur Beschaffung von Hausteinen. Der Mangel an Hausteinen verbot die stilgerechte Durchbrechung der Wand, auch fehlt die kräftige Wirkung des behauenen nackten Gesteins. Ferner läßt die bedrohte Lage des Sachsenvolks, wodurch es zur Beschleunigung des Baues getrieben wurde, das Fehlen jedes Schmucks begreiflich erscheinen. Im Innern holte man nach, was man am Äußern unterlassen mußte. Nur zu oft mußte eben jede Verschönerung unterbleiben, denn Kriegsnot wütete beständig im Lande. Dieser kaum unterbrochne Kriegszustand hat einen für die Sachsen überaus charakteristischen Baustil gezeitigt, den der Kirchenkastelle und Verteidigungskirchen. So haben die Sachsen, als sie ummauerte Gotteshäuser schufen, ihre Geschichte wirklich mit Lapidarschrift geschrieben.

Die Kirchenbefestigungen gehören fast ausschließlich dem dreizehnten, vier-

Digitized by Google

zehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert an. Um die Kirche als die erhaltende Kraft ihres nationalen Daseins waren die Sachsen am lebhaftesten besorgt. Im Burzenland sind sie, der Anlage des Dorfes gemäß errichtet, von geradezu erstaunlicher Widerstandsfähigkeit. Das größte der sächsischen Kirchenkastelle ist das in Tartlau. Eine Hauptmauer von drei bis fünf Metern Dicke, eine zweite Ringmauer und ein Wassergraben umgeben es; ja in der Gemeinde Petersberg zieht sich noch um den Graben eine dritte Mauer. Das an Türmen reichste Kastell mag Neustadt mit seinen neun, dann Honigberg mit sieben Türmen sein. Die Innenwand der Ringmauer ist zwei, drei Stockwerk hoch und in Kammern geteilt, die nach der Hofseite durch einen hölzernen Rundgang verbunden sind. Dorthin flüchteten die Landleute in unruhigen Zeiten mit ihrer Habe, die im Vorhof Unterkunft fand. Brunnen, Backofen, selbst Roßmühlen durften nicht fehlen. Während in den Kirchenkastellen der Charakter der Kirche als Bethaus immerhin nach Möglichkeit gewahrt blieb, wich er bei dem Bau der Verteidigungskirchen beinahe vollständig zu Gunsten der Verteidigung. Um Kastelle mit Mauer und Graben anzulegen, fehlte das Geld; so befestigte die ärmere Gemeinde die Kirche. Man verengte die Fenster oder ließ sie an gefährdeten Punkten ganz fort. In einigen Ortschaften führte man rechts und links plumpe Verteidigungstürme auf. An der Keisder und der Klosdorfer Kirchenburg wiederum bilden die auf den Strebepfeilern ruhenden Rundbogen einen sogenannten Umlauf für die Verteidiger. In Denndorf diente die erhöhte Anlage des Chors, in Radeln schon das Schiff zur Verteidigung. Ganz vereinzelt, ohne im geringsten an die Anlage einer Kirche zu erinnern, stehn die Kirchen zu Baaßen und Schweischer da; es sind einfache klotzige Türme, in denen dem Chor nur ein sehr bescheidner Raum gegönnt worden ist.

Bis auf geringe Ausnahmen, wie etwa das lauschige Hermannstädter Rathaus, das ehedem ein Privatbau war, hat man künstlerische Profanbauten während des Mittelalters auf dem Königsboden kaum aufgeführt.

Ein größeres Gebiet als der Baukunst stand dem Kunsthandwerk offen. Allerdings bethätigte es sich zu Anfang vornehmlich im Dienste der wohlhabenden und prachtliebenden Kirche. Als aber dank des Fleißes und der Umsicht der Sachsen nach und nach Wohlhabenheit im deutschen Bürgertum allgemeiner wurde, und das langsame Eindringen des Humanismus und der Renaissance veredelnd auf die Ansprüche des Lebens zu wirken begann, wurde die Kleinkunst von den begüterten Städtern besonders gepflegt und gefördert. Der große Aufschwung des sächsischen Handels, der sich bis Venedig und Byzanz, bis Krakau und Danzig, bis Köln und Basel hinauswagen durfte, schuf auch dem Gewerbe eine ungeahnte Entwicklung. Und im Handel wie im Gewerbe zeigte sich andauernd die Befruchtung vom deutschen Mutterlande. In Hermannstadt, dem Vorort des eingewanderten Stammes, in Kronstadt, in Mediasch, Schäßburg, Broos und Mühlbach, selbst in Klausenburg, überall blühte das Handwerk und die von ihm gepflegte Kleinkunst. Die siebenbürgischen Sachsen, die im „Reich" Umschau hielten, um ihr Wissen zu mehren und dann die Volksgenossen zu unterweisen, brachten von ihrer Reise als schönste Gabe die Kunde vom neuen Geschmack und von seinen Schönheitsgesetzen, und die wohl kärglich aber stetig sickernde Nacheinwanderung aus den verschiedensten deutschen Gauen lehrte die Sachsen ihre kunstgewerblichen Arbeiten immer mehr ausgestalten und vervollkommnen.

Digitized by Google

Den engen Zusammenhang mit Deutschland zeigen recht anschaulich die Bilder am alten Hermannstädter Altar; es sind zum Teil gelungne Kopien nach Albrecht Dürer. Man muß zugeben, daß sich in der Malerei gemeinhin eine gewisse Handwerksmäßigkeit breit machte. Nur einzelne künstlerisch wirklich hervorragende Leistungen sind vorhanden. Wenn auch die Bilderwerke an den Chorwänden der Hermannstädter und Mediascher Kirchen kein tieferes Interesse wachzurufen vermögen, so ist die noch nicht ganz zerstörte Darstellung einer Verehrung Christi in der Turmkapelle von Birthälm von entschiednem Wert. Leider — dieses tadelnde Bedauern kann ich nur wiederholen — lassen sich die maßgebenden Kreise unter den Deutschen Siebenbürgens die Instandhaltung derartiger Schätze herzlich wenig angelegen sein. Sie sollten bedenken, daß jede Zerbröcklung einer Schöpfung ihrer klein umgrenzten Kunst dem Verlust kulturgeschichtlicher Werte und damit auch nationaler Schätzung gleich kommt. Unter dem Einfluß der Renaissance hat Johann von Rosenau mit das bedeutendste Bildwerk geschaffen: die Kreuzigung Christi am Nordchor der Pfarrkirche in Hermannstadt. Dieses schöne Werk ist im Jahre 1445 gemalt worden; es offenbart das lebhafte Bestreben des Malers, vollblütige Wirklichkeit auszudrücken; die Frauen unter dem Kreuz erscheinen z. B. in sächsischer Tracht.

Auf hoher Stufe stand in dem Ansiedlerlande die Kunst der Erz- und Glockengießerei. Schon im Jahre 1380 sitzt im „innern Rat der Stadt Schäßburg" Jakob Wal, der „Archler"; und Archler heißt Geschützmeister. Es ist in der That eine große Entwicklung von der Herstellung des eigentümlichen schmiedeeisernen Glöckchens auf der Keisder Burg bis zum Guß der ehernen Standbilder der Ungarnkönige Stephan, Emmerich und Ladislaus aus dem Jahre 1370 oder bis zur Vollendung des Reiterstandbilds des heiligen Georg, das seit 1373 im Prager Hradschin steht. Groß war die Zahl der Glockengießer. Die Kirchenglocke zu Nadesch ist die erste, die eine deutsche Inschrift erhielt, und zwar in der sächsischen Mundart: „Helf gôt, maria berôt" (berate); sie wurde 1470 gegossen. Gefällige Formen verstanden die Kunstgießer ferner den Taufbecken zu geben, deren weiche, kelchähnliche Rundungen angenehm auffallen. Auch manches Zeichen gediegner Kunstschlosserei, obenan das Schloß an der Sakristei zu Birthälm mit seinen neunzehn Riegeln, hat sich erhalten. Die Satzungen der Zünfte, die in allen Sachsenstädten zu üppiger Blüte gediehen, mögen zwar die freiere selbständige Kraftentfaltung künstlerischer Fähigkeiten unterdrückt und eingeschnürt haben; aber sie haben doch infolge ihrer hohen Anforderungen unzweifelhaft die allgemeine Gewerbthätigkeit bedeutend gehoben. Weil das Ansehen der Zünfte nach ihrer Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit bemessen wurde, lag ihnen viel daran, nur tüchtige Meister aufzunehmen. Die gute Wirkung blieb da nicht aus. Man überbot sich, soweit es die engen Zunftregeln der „Zechen" zuließen, in vorzüglicher Arbeit. Die erfolgreichste kunstgewerbliche Thätigkeit erschloß sich den Steinmetzen, den Holzbildhauern, den Zinngießern und vornehmlich den Goldschmieden.

Im Anfang waren die Steinmetzen zumeist auf die ornamentalen Arbeiten an Thoreingängen oder Rundbogen, an der Säule oder Nische angewiesen. Reliefarbeiten stammen aus der zweiten Periode. Ein vortreffliches Werk dieser Art schmückt die Südwand des Hermannstädter Chors; es stellt den Heiland auf dem Ölberg dar, den Engel über ihm, neben ihm die schlafenden Jünger. Das Ganze zeigt eine durchdachte ausdrucksvolle Arbeit, in der jede

Digitized by Google

Übertreibung vermieden ist. In späterer Zeit versuchte man sich direkt in der Herstellung von Denkmälern, besonders von Grabsteinen. Der beste Vertreter dieses Gewerbes dürfte Elias Nikolai gewesen sein. Noch umfangreicher als die Steinmetzen konnten die Schreiner ihre Kunst ausüben und entwickeln. In keiner Dorfkirche im Lande jenseits des Königssteiges fehlen an Chor und Gestühl die ausgezeichneten Holzschnitzereien. Hermannstadt, Schäßburg, Bistritz, Tartlau, Petersberg bergen wunderbare Stücke. Ein besondres Kunstwerk besitzt Denndorf: es stellt einen knieenden Geistlichen in der bis zur Stunde wenig veränderten sächsischen Amtstracht dar, der einen schlank aufstrebenden Leuchter emporhält.

Um dem sächsischen Kunstgewerbe in Siebenbürgen volle Würdigung widerfahren zu lassen, muß man berücksichtigen, daß es in seiner Entfaltung schließlich doch auf sich allein angewiesen war. Sein Publikum war ihm ja in vorderster Reihe und für viele Erzeugnisse einzig und allein das kleine sächsische Volk in Siebenbürgen. Daß dieses ein so feines Verständnis dafür bekundete, ist doch eine bemerkenswerte Thatsache. Besonders zeigt sich dieser künstlerische Sinn in der Goldschmiedekunst. Das Zunftwesen machte auch unter den Goldschmieden seinen starken Einfluß geltend. Neben den Schlossern, Schneidern und Tischlern gehörten sie zu den großen Zünften. Ihre Vorschriften erlaubten nur die Aufnahme deutscher Lehrlinge oder Meister. In einem Nest wie Schäßburg, wo sich fünfundzwanzig Gewerbe zu neunzehn Zünften vereinigt hatten, lebten im Jahre 1617 siebzehn Goldschmiedemeister. Wie lange das Handwerk schon bestanden haben mag, geht hervor aus den Klausenburger Zunftartikeln vom vierzehnten Jahrhundert. Und daß damals die Klausenburger Goldschmiede Deutsche waren, beweist der Gewaltstreich Stephan Bathoris, der 1576 die Zünftler dort zur Einstellung magyarischer Lehrlinge zwang. Man darf mit Fug und Recht annehmen, daß von den vierunddreißig Kelchen, die die Hermannstädter Kirche 1416, oder gar von den einundfünfzig, die sie etliche Jahre darauf besaß, eine entsprechende Zahl einheimischen Ursprungs war. In demselben Jahrhundert schlug die siebenbürgische Goldschmiedekunst eine selbständige Geschmacksrichtung ein; sie umrahmte die Ornamente, die das Email trugen, mit Draht und schuf damit die Drahtemailornamentik. Von glücklichster Wirkung sind die Kelche der Eibesdorfer Kirche. Den hervorragendsten Kirchenschatz zu besitzen, darf sich Heltau bei Hermannstadt rühmen.

Der Ruf der sächsischen Goldschmiedezünfte war im Deutschen Reiche nicht weniger wie im benachbarten Auslande fest begründet. Sogar von Stettin aus, wo übrigens die Satzungen den Lehrherren gleichfalls nur die Aufnahme deutscher Lehrlinge gestatteten, wendischer jedoch strenge verbot, kam Meister Lukas Marquardt 1519 gewandert und wurde Mitglied der Hermannstädter Zunft. „Borgermeister und Rathmannen der stadt Halberstadt" entboten 1520 ihren Gruß der Goldschmiedezunft der „stadt Medeasch yn Ungarn." In derselben Stadt Mediasch und in Schäßburg ließen sich die Söhne des Nürnberger Meisters Veit Voß nieder. Im siebzehnten Jahrhundert stand die Goldschmiedekunst der Sachsen auf ihrem Höhepunkte dank der unerschöpflichen Gestaltungskraft und bewundernswerten Geschicklichkeit des Sebastian Hann. Der Sachsengraf Valentin Frank pries ihn mit den Worten, daß Hermannstadt durch die Kunst dieses Meisters ein Augsburg geworden sei. Sebastian Hann entlehnte den Stoff für seine künstlerischen Darstellungen, die bis ins

Digitized by Google

einzelne herausgearbeitet sind, sowohl der alten wie der biblischen Geschichte. Hermannstadt bewahrt manch kostbares Kunstwerk von ihm. Ein ungemein wertvolles Stück besitzt es ferner in einem Becher, dessen Deckel mit einem fein gemodelten Blumenstrauß geziert ist.

Nicht nur die Kirchen oder die Nationsuniversität oder die Städte trugen durch zahlreiche Aufträge zur Blüte der Goldschmiedekunst bei, sondern auch die Bürger und Bauern. Zierat und Schmuck des sächsischen Mannes und der sächsischen Frau haben ihre Geschichte, die eines Studiums würdig ist. Was an der Tracht des Mannes heutzutage weniger auffällt, da der „echte" Gürtel dem ledernen Platz gemacht hat, das tritt bei der Kleidung der in der Tracht äußerst konservativen Frau um so überraschender hervor. Aus Kopfnadeln, Heftel und Gürtel setzt sich der Trachtenschmuck zusammen. In der Herstellung der Ziernadeln, der „Nolden," fand sich noch nicht, trotz der Verschiedenartigkeit dieses traditionellen Stückes, das richtige Feld für die erfinderische Kunst des Goldschmieds; das wurde erst durch den Heftel und den Gürtel geboten. Der Heftel ist der charakteristische Frauenschmuck. Das Bestreben, ihm immer neue, schönere Ornamentik und Arabesken und immer lebhaftere berechnete Edelsteinwirkung zu geben, trieb die Goldschmiede zu immer schöner ausgeführten Arbeiten an. Entzückende Erzeugnisse dieses eigentümlichen Brustschmucks haben sich noch aus der vorreformatorischen Zeit auf die jetzigen Geschlechter vererbt und erzählen von der einstigen Kunst und dem einstigen Reichtum im alten Sachsenlande.

Litteratur

Freunde der Hausmusik machen wir auf eine Sammlung von geistlichen Liedern für eine Singstimme mit Begleitung des Klaviers oder der Orgel aufmerksam, die Heinrich Reimann unter dem Titel „Das deutsche geistliche Lied von der ältesten bis auf unsre Zeit" bei N. Simrock (in Berlin) veröffentlicht hat.

Reichliches und richtiges Musizieren in Haus und Schule ist die Voraussetzung für eine gesunde Entwicklung aller öffentlichen Musik. Wieviel ein Volk in der Tonkunst, wieviel sie ihm bedeutet, das hängt viel weniger vom Konzert und von Virtuosen ab, als von den Müttern und den Lehrern, von dem Fleiß und dem Geist, der am Familienklavier beim Spielen und Singen herrscht. Ein paar Hefte guter Hausmusik sind vom patriotischen Standpunkte nicht weniger wert als eine bedeutende neue Sinfonie oder Oper. Die Reimannsche Sammlung, die zu dieser Klasse gehört, ist um so wärmer zu begrüßen, als sie geistliche Stücke bringt. Denn es ist eine Thatsache, daß bei den Bestrebungen zur Erneuerung des christlichen Lebens, die die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts auszeichnen, die alte Helferin Musik nicht so wie sonst herangezogen worden ist oder wenigstens nicht so, wie sie könnte, mit eingegriffen hat. Bei den hierher gehörenden fraglichen Versuchen fallen wohl jedem, der reine Ohren hat, die Posaunenchöre der christlichen Jünglingsvereine ein. Da wir uns aber hier an die Hausmusik zu halten

Digitized by Google

haben, so genügt die Thatsache, daß von den zahlreichen Ausgaben guter alter geistlicher Chormusik, die seit dem Erscheinen von C. v. Winterfelds „Evangelischem Kirchengesang“ für den Gebrauch im Familienkreise zurecht gemacht und vorgelegt worden sind, keine, soviel wir wissen — vielleicht nur mit Ausnahme der Riedelschen Sammlung Eccardscher Chöre —, recht in Gang gekommen ist. Da hoffen wir nun, daß mit den Heften Reimanns endlich der Anfang am rechten Ende gemacht und der Boden bereitet wird. Das rechte Ende für unsre Zeit ist aber Solospiel und Sologesang, also für geistliche Hausmusik: Lieder für Solostimme mit Begleitung.

H. Reimann ist auf diesem Gebiete bekannt und bewährt; am meisten durch die vier Bände historisch geordneter weltlicher Lieder, die er vor einem Jahrzehnt für die Programme der Frau Amalie Joachim zusammengestellt hat. (Sie sind damals in den Grenzboten empfohlen worden.) Die jetzige Sammlung ist an sich viel größer, und auch der geistige Anteil des Herausgebers ist an ihr bedeutender. Sie besteht aus hundertfünfzig Nummern, die sich, auf sechs Hefte verteilt, über fünfzehn Jahrhunderte erstrecken. In diesem langen Zeitraum haben Güte und Form des geistlichen Liedes wiederholt gewechselt; sein Höhepunkt liegt aber zweifellos in der Nähe der Reformation, die in Menge schöne Melodien neu hervorbrachte, alte bekannte faßlich umbildete. Dieser Thatsache entsprechend ist bei Reimann das sechzehnte Jahrhundert verhältnismäßig stark vertreten. Aus dem siebzehnten Jahrhundert hat der Herausgeber weniger bekannte Quellen wie Apellens von Leuen, Corner bevorzugt, die zum Teil schon eingeführten Meister dagegen zurücktreten lassen. Das ist bei Schütz, wie das mitgeteilte steife Stück aus den Beckerschen Psalmen beweist, sehr zu billigen, wohl auch bei H. Albert; zu bedauern aber bei H. Schein, aus dessen Cantionale wir wenigstens den „Angstseufzer“ und die „Trauerklage“ gern hier gesehen hätten. Von Wolfgang Franck, dem größten Meister des geistlichen Lieds in der Form des begleiteten Sologesangs, enthält die Sammlung neun Nummern. Wenn der „Quellennachweis“ darüber bemerkt: „zum erstenmal erscheint hier eine größere Anzahl Franckischer Lieder,“ so ist das ein Irrtum. Schon 1856 hat Engel in Merseburg sämtliche Lieder Francks herausgegeben, eine Auswahl ist dann im Chorsatz gebracht worden von A. von Dommer; drittens hat C. Riedel zwölf als Sologesänge mit einer sehr guten Begleitung veröffentlicht. Aus dieser Riedelschen Ausgabe sind die beiden Stücke „Komm, Gnadentau“ und „Sei nur still“ in Mitteldeutschland geradezu populär geworden.

Der starke musikalische Strom, der von Renaissance und Reformation ausging, hat noch eine Welle in das deutsche geistliche Lied des achtzehnten Jahrhunderts hineingesandt. In der Freylinghausenschen Sammlung spürt man sie am deutlichsten, Reimann hat ihr daher mit Recht zahlreiche Nummern entnommen. Daß aber die Zeit der Aufklärung und der französischen Bildung aller kirchlichen Kunst ungünstig war, darüber braucht kein Wort weiter verloren zu werden. Wie es da mit dem geistlichen Liede stand, kann jedermann bei einem Gang durch ein einfaches Choralbuch sehen. Reimann belegt den Verfall durch eine Anzahl Lieder Ph. E. Bachs, leirige, italienisch verschnörkelte Stücke. Nur bei pathetischen Texten, wo ein deklamatorischer Stil angebracht ist und das Recitativo accompagnato anklingt, erhebt er sich. Und das bleibt so bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein. Der Herausgeber hat solche schwachen Stücke mit aufgenommen, weil seine Sammlung nicht bloß dem ästhetischen, sondern auch dem historischen Zwecke dienen sollte. Was sie dem künstlerischen Genuß vorenthält, ersetzt sie an dergleichen Stellen reichlich durch Belehrung. Im ganzen macht die getroffne Auswahl dem Geschmack und der

Digitized by Google

Quellenkenntnis Reimanns gleicherweise Ehre; namentlich in den ersten Heften hat er eine große Anzahl wahrer Perlen an Melodie und Ausdruck zum erstenmal einem größern Kreise zugänglich gemacht.

Doch galt es bei dieser Sammlung noch mehr zu thun als auszuwählen. Erst im siebzehnten Jahrhundert beginnt bekanntlich in Deutschland die Komposition für begleiteten Sologesang. Die vor jene Zeit fallenden Lieder lagen nur entweder als einstimmige Melodien ohne Begleitung oder als Chorsätze vor, die spätern, soweit sie nicht ebenfalls mehrstimmig entstanden sind, in fragmentarischer Fassung: Singstimme mit Baßstimme. Volles Accompagnement zu geben ist vor dem neunzehnten Jahrhundert nicht bräuchlich gewesen; jeder bessere Klavierspieler verstand prima vista zu ergänzen. Von den hundertfünfzig Liedern der Sammlung sind also über drei Viertel durch Reimann bearbeitet, harmonisiert oder in ihrer Originalharmonie in Klavier- und Orgelform gebracht worden. Die Schwierigkeiten, die hierbei zu überwinden waren, kann nur der Fachmusiker voll würdigen, und dieser wird dem Bearbeiter große Anerkennung nicht versagen. Reimann hat diesen Teil seiner Aufgabe geschickt, als ein ganzer Künstler gelöst; seine Begleitungen sind überall gehaltvoll, lebendig, bereichern und vertiefen die Originale so, wie es sein soll. Der persönliche Geschmack wird hie und da ein zuviel von Kunst, ein zuviel Bachscher Motive beanstanden; es betrifft meistens Fälle, in denen Reimann an Orgelbegleitung und an die Wirkung bestimmter Register gedacht hat. Am besten sind die ganz modernen Begleitungen — wie gewöhnlich in der Kunst, wo sich die poetische Kraft am freisten entfalten will, formt sie subjektiv! Wir wünschen der Sammlung große Verbreitung und hoffen, daß sie die Belebung geistlicher Hausmusik im allgemeinen merkbar fördert.

Meyers Kleines Konversationslexikon. Sechste, gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. 3 Bände oder 80 Lieferungen zu je 30 Pfennigen (Gesamtpreis 24 Mark), enthaltend mehr als 80000 Artikel und Nachweise mit etwa 165 Illustrationstafeln (darunter 26 Farbendrucktafeln und 56 Karten und Pläne) und nahezu 100 Textbeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1898/99. Die vorliegende Auflage des kleinen Meyer hat im Vergleich mit den frühern an äußerm Umfang und innerm Wert ganz bedeutend gewonnen. Veraltete Artikel sind geändert und ergänzt, die Neuerungen auf dem Gebiete der Industrie sind ziemlich vollständig aufgenommen worden, und auch auf wissenschaftlich-litterarischem Gebiete hat man dankenswerte Änderungen gemacht und die Angabe der Quellen bis zum Jahre 1899 vervollständigt. Die Darstellung ist knapp und klar, wenn auch hier und da nicht scharf und bestimmt genug; z. B. steht bei Lothar Bucher als seine Thätigkeit angegeben: preußischer Beamter. Das ist zu allgemein; Geheimer Legationsrat wäre deutlicher. Der umsichtigen Redaktion des Werkes ist es auch gelungen, den Fragen und Bewegungen der jüngsten Zeit gerecht zu werden, z. B. in den Artikeln University Extension und Röntgenbilder; dagegen vermissen wir unter anderm einen Artikel über den Begriff Ostelbier und über Bürgerkunde. Sogenannte aktuelle oder sensationelle Vorfälle aufzunehmen hat für ein Konversationslexikon gewisse Bedenken; so ist z. B. der Artikel über Dreyfuß schon jetzt überholt. Die Ausstattung des Werkes, namentlich die Farbendrucktafeln und die Karten sind vortrefflich.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Grenzboten
39

Rentenstellen und Vermögensausgleich

Von den Änderungen, die auf dem Gebiete der Invaliditäts- und Altersversicherung nach dem im Reichsgesetzblatt vom 24. Juli d. J. veröffentlichten Invalidenversicherungsgesetze vom 13. Juli 1899 in Aussicht stehn, sind unzweifelhaft die wichtigsten die Einrichtung von Rentenstellen und die Durchführung eines Vermögensausgleichs unter den Versicherungsanstalten zu Gunsten einiger notleidenden Anstalten.

Beiden Neuerungen ist gemeinsam, daß sie ein Eingriff sind in die durch das Gesetz vom 22. Juni 1889 eingeführte Selbstverwaltung der zur Durchführung der Invaliditäts- und Altersversicherung berufnen Körperschaften, der Versicherungsanstalten. Dagegen unterscheiden sich beide dadurch, daß es sich bei dem Vermögensausgleich um die absolut notwendige Beseitigung eines Mangels handelt, der von Jahr zu Jahr immer fühlbarer hervortritt und die Existenz und Leistungsfähigkeit einiger Anstalten bedroht, während die Einrichtung von Rentenstellen nur aus Zweckmäßigkeitsgründen beabsichtigt wird. Die Rentenstellen sollen einerseits den Rentenbewerbern die Möglichkeit zur mündlichen Vertretung ihrer Ansprüche erleichtern, andrerseits der Staatsverwaltung und ihren Vertretern eine engere Fühlung mit den Verhältnissen, Wünschen und Stimmungen in der arbeitenden Klasse ermöglichen. Diesen Gedanken hat der Staatssekretär Graf von Posadowsky bei der Einführung des Gesetzentwurfs in die erste Lesung des Reichstags besonders hervorgehoben, wobei er durchleuchten ließ, daß das Institut zugleich ein erster Versuch sein solle, der erstrebenswerten Vereinigung aller Zweige der Arbeiterversicherung und der damit notwendigen Dezentralisation ihrer Organe den Boden zu ebnen. Bei dieser Gelegenheit trat auch zum erstenmal die Absicht der Reichsregierung mit Bestimmtheit hervor, die Rentenstellen wenigstens für die Bezirke der

Digitized by Google

größern, insbesondre der preußischen Versicherungsanstalten nicht bloß, wie dies der Entwurf in erster Linie vorsieht, mit der Begutachtung der nach wie vor von der Versicherungsanstalt zu entscheidenden Anträge zu betrauen, sondern auch mit der selbständigen Beschlußfassung in allen Renten-, Bewilligungs- und Entziehungssachen und die Geschäfte der Rentenstellen den schon bestehenden Behörden, also in Preußen wahrscheinlich den Landratsämtern oder den diesen zugewiesenen Hilfsbeamten nebenamtlich zu übertragen.

Daß die Versicherungsanstalten durch die Einschaltung solcher in allen Spruchsachen von ihnen völlig unabhängigen Behörden in ihrer Bedeutung als Selbstverwaltungsbehörde auf das empfindlichste getroffen werden würden, liegt auf der Hand, desgleichen die schwere Schädigung ihrer Selbstverwaltungsinteressen, die darin besteht, daß zwei Fünftel ihrer gesamten künftigen Einnahmen zu einem der Verfügung der einzelnen Anstalt entzognen Gesamtfonds buchmäßig abgeführt werden sollen. Zwei Fünftel des ganzen Bruttovermögens so auf einmal ohne entsprechende Entlastung von Renten in den großen Topf werfen zu müssen und nur drei Fünftel zur freien Verfügung zu behalten, ist für die besser situierte Mehrzahl der Versicherungsanstalten keine leichte Sache. Die Neuerung wird auch durch die Motive nicht gerechtfertigt, daß die Einnahmen aus den Beiträgen nicht Privateinnahmen der Versicherungsanstalten, sondern für allgemeine Zwecke des Reiches zusammenfließende öffentliche Einnahmen seien, und daß die Versicherungsanstalten selbst nicht um ihrer selbst willen bestünden, sondern nur als Organe zur Durchführung einer großen öffentlichen Reichsaufgabe betrachtet werden könnten.

Diese Erwägung würde die beabsichtigte Vermögensentziehung ohne weiteres rechtfertigen, wenn die Durchführung der Invalidenversicherung dem Reich oder den Bundesstaaten übertragen und nicht korporativen Verbänden überlassen worden wäre. So aber sind die Einnahmen der Versicherungsanstalten Korporationsgut geworden, das ihnen nicht ohne zwingende Not genommen werden sollte. Ähnlich wie die Versicherungsanstalten stehn die Krankenkassen da; auch sie erfüllen einen öffentlichen Zweck, und doch würde die Regierung gewiß nie daran denken, einer notleidenden Krankenkasse aus Mitteln der übrigen Krankenkassen aufzuhelfen.

Was es für die Versicherungsanstalten bedeutet, ihnen das Recht der Beschlußfassung in Renten-, Bewilligungs- und Entziehungssachen zu nehmen und diese bisherige Hauptaufgabe auf neue staatlich geleitete — auf Kosten der Versicherungsanstalten ohne das Gegengewicht eigner Belastung wirtschaftende — Amtsstellen zu übertragen, wird jeder mit den Verhältnissen einigermaßen vertraute ohne weiteres ermessen können. Die Versicherungsanstalten würden damit, abgesehen von der vorbeugenden Krankenpflege und der Mitwirkung bei der Kontrolle über den ordnungsmäßigen Eingang der Markenbeiträge, nur noch die Verwaltung ihres Vermögens behalten, während der Ein-

Digitized by Google

fluß auf die Festsetzung der aus ihren Fonds fließenden Renten auf ein Minimum hinabsänke, nämlich auf das ihnen gelassene, seinem Werte nach höchst zweifelhafte Recht, gegen Festsetzungsbescheide der Rentenstellen Berufung einzulegen. Komisch mutet dabei geradezu an, wenn die Rentenstellen trotz ihrer Selbständigkeit noch als „Organe" der Versicherungsanstalten bezeichnet werden — in der Begründung des Entwurfs freilich hauptsächlich nur dort, wo die Belastung der Versicherungsanstalten mit sämtlichen persönlichen und sachlichen Kosten der Rentenstellen zu begründen gesucht wird.

Mag man nun über die Notwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der beiden Hauptneuerungen des Gesetzes denken, wie man will, eins bleibt unbestreitbar bestehn: es würde als ein schweres Unrecht gegen die erst vor neun Jahren gegründeten, ihren Aufgaben anerkanntermaßen ganz gerecht gewordnen Versicherungsanstalten gelten müssen, wenn es zur Hebung der notleidenden Anstalten (in Ostpreußen und Niederbayern) und zur Durchführung des mit den Rentenstellen beabsichtigten Zwecks einen andern, die Selbstverwaltung der Versicherungsanstalten nicht so empfindlich beeinträchtigenden Weg gäbe, dieser Weg aber nicht eingeschlagen worden wäre.

Daß es einen solchen Weg gegeben hätte, bezweifeln wir nicht. Schon die bei der ersten Lesung des Entwurfs von den Vertretern der verschiednen Parteien gehaltnen Reden bieten eine große Anzahl von andern beherzigenswerten Vorschlägen; an Stelle des Vermögensausgleichs: die einmalige Zahlung einer Deckungssumme an die notleidenden Anstalten, oder eine verschiedne Bemessung der Rentenzuschüsse des Reichs je nach der Lage der einzelnen Versicherungsanstalten usw.; an Stelle der nebenamtlich an bestehende Staatsbehörden angeschlossenen Rentenstellen: die Einfügung selbständiger, auch von der Staatsverwaltung unabhängiger Amtsstellen mit gleichzeitigem Wegfall der Schiedsgerichte und Übertragung der zweiten (Berufungs-) Instanz auf die damit in ihrem berechtigten Einfluß auf die Rentenfestsetzung genügend geschützten Versicherungsanstalten, oder: die obligatorische Einsetzung örtlicher Hilfsbeamten der Versicherungsanstalten, wie sie größtenteils schon jetzt fakultativ zur Ausübung der Kontrolle und teilweise sogar zur Vorbereitung der Rentenanträge bestellt sind, die dann mit den im Entwurf besonders vorgesehenen Obliegenheiten auszustatten wären, usw.

Doch die gesetzgebenden Körperschaften haben inzwischen das letzte Wort gesprochen und unter Verwerfung aller andern Anträge die Vorschläge des Regierungsentwurfs, wenn auch mit einigen im Interesse der Selbstverwaltung der Versicherungsanstalten beschlossenen Änderungen, zum Gesetz erhoben. Den Versicherungsanstalten steht nun also eine in ihren Folgen noch nicht absehbare Einbuße an ihrer Selbständigkeit — allerdings nicht mehr in dem nach dem Regierungsentwurf zu befürchtenden Umfange — unausbleiblich bevor.

Wenn nun wenigstens die Allgemeinheit dadurch einen unzweifelhaften

Digitized by Google

Gewinn erzielen möchte, indem die Invalidenversicherung durch die Neuerungen des Gesetzes für lange Jahre vor weitern Änderungen und Störungen in ihrer praktischen Durchführung bewahrt bliebe. Dies vermögen wir aber nicht zu glauben; wir sind vielmehr überzeugt, daß die Regierung, wenn sie jetzt das Ziel hat, Teile der Vermögen und Lasten der Versicherungsträger zu vereinigen und ihre Organe teilweise zu verstaatlichen, um die Invalidenversicherung zu fördern, nicht auf halbem Wege, bei halben, auf die Dauer sicher unzureichenden Maßregeln stehen bleiben kann, vielmehr in nicht allzulanger Zeit zu immer weitern gesetzgeberischen Schritten gedrängt werden wird, um die Invalidenversicherung allgemein zu verstaatlichen.

Uns scheint die endgiltige Durchführung dieses Gedankens, nachdem ihn einmal das jetzige Gesetz erfaßt hat, durchaus im Interesse aller Beteiligten und einer gesunden Weiterentwicklung der Arbeiterversicherung zu liegen, und es ist nur zu bedauern, daß es nicht schon jetzt soweit gekommen ist.

Was bisher dagegen vorgebracht worden ist, z. B. die Unmöglichkeit, einen so gewaltigen Vermögenskomplex in fruchtbarer Weise an einer Zentralstelle zu verwalten und zu verwerten, will uns nicht einleuchten. Denn einerseits giebt es schon andre große Fonds, wie den Reichsinvalidenfonds, die von einer Zentralbehörde ohne Schwierigkeit verwaltet werden, andrerseits steht ja gar nichts im Wege, den als Reichs- oder Landesbehörden gedachten Landesversicherungsanstalten als Verwaltungsstellen — ähnlich wie es der Fall ist bei den preußischen Oberbergämtern für den staatlichen Bergwerksbesitz, bei den Regierungen für den Domänenbesitz ihres Bezirks — die aus ihren Bezirken zusammenfließenden Fonds zu überlassen und nur die jährliche Abrechnung und Verteilung der auf jeden Bezirksfonds entfallenden Rentenbelastung, wie dies schon jetzt geschieht, einer Zentralrechnungsstelle zu übertragen. Alsdann würden sich auch die Rentenstellen ohne Schwierigkeit — und unter voller Wahrung des mit ihnen beabsichtigten Zwecks als untergeordneter Verwaltungsstellen der Versicherungsanstalten mit den ihnen von der Regierung zugedachten Befugnissen — in die Organisation einfügen lassen; dann hätte auch die Belastung der einzelnen Anstaltsfonds mit den gesamten Verwaltungskosten der Versicherungsanstalten und Rentenstellen nichts befremdendes mehr.

Die Organisation könnte in diesem Falle auch wesentlich einfacher gemacht werden als bisher. Es würden in Rentensachen drei Instanzen zu schaffen sein: die Rentenstelle als erste, die Versicherungsanstalt oder die bei dieser einzurichtende, im Entwurf vorgesehen gewesene Spruchkammer als Berufungsinstanz, das Reichsversicherungsamt als Revisionsinstanz; in Erstattungssachen zwei Instanzen (Rentenstelle und Versicherungsanstalt). Die Schiedsgerichte könnten wegfallen und ebenso — zum Vorteil einer einheitlichen Rechtsprechung — die bisher zur Feststellung der Versicherungspflicht und zur Entscheidung von Beitragsstreitigkeiten bestehenden Instanzen (untere und obere

Digitized by Google

Verwaltungsbehörde), deren Obliegenheiten gleichfalls auf die Rentenstellen oder die Landesversicherungsanstalten zu übertragen wären.

Das Reichsversicherungsamt müßte als oberste Spruchbehörde für alle Entscheidungen und Beschlüsse der untern Instanzen (auch über die Versicherungspflicht) bindend sein. Ebenso würde dieser Behörde auch die Dienstaufsicht über die Versicherungsanstalten, unter Wegfall jeder Mitwirkung der Landeszentralbehörde, zu übertragen sein, falls die Versicherungsanstalten und Rentenstellen, wie dies das nächstliegende wäre, Reichsbehörden würden, während sie als Landesbehörden natürlich unter die Dienstaufsicht der Landeszentralbehörden gestellt werden müßten. Das Laientum könnte in allen drei Instanzen des Rentenverfahrens zur Mitwirkung herangezogen werden, bei den Rentenstellen in dem schon durch den Entwurf vorgesehenen Umfang (bei Ablehnung von Ansprüchen und Rentenentziehungen), in der Spruchkammer der Versicherungsanstalt, sowie bei dem Reichsversicherungsamt in allen Rentensachen.

Um bei den Rentenstellen den Vorsitzenden, was sehr zu wünschen wäre, im Hauptamt anstellen und voll beschäftigen zu können, würden die Bezirke der Rentenstellen, bis ihnen neue Aufgaben aus andern Gebieten der Arbeiterversicherung übertragen werden, etwas größer als kreisweise eingeteilt werden müssen. Schon jetzt bestehn Schiedsgerichtsbezirke, die sich über zwei, drei und vier preußische Kreise erstrecken, ohne daß, dank der günstigen Eisenbahnverbindungen nach dem Sitze des Schiedsgerichts, die Heranziehung der Antragsteller, ihrer Arbeitgeber und Ärzte zur mündlichen Verhandlung auf besondre Schwierigkeiten oder Kosten gestoßen wäre.

Für die vorangehende Vorbereitung der einzelnen Spruchsachen würde es dem Ermessen des Vorsitzenden der Rentenstelle zu überlassen sein, ob er dazu die natürlich mit den Verhältnissen am besten vertrauten Lokalbehörden in Anspruch nehmen, oder ob er selbst den Sachverhalt an Ort und Stelle aufklären will mit Hilfe der ihm zuzuweisenden Beamten, denen zugleich die Kontrolle über die Beitragsleistung für je einen bestimmten Teil des Bezirks zu übertragen wäre. Jedenfalls würde diese Art der Vorbereitung den Vorzug vor der im Gesetz vorgesehnen Art verdienen, wonach die Vorbereitung der Rentenanträge durch die Rentenstellen in der Regel nicht an Ort und Stelle gemacht werden soll inmitten der gewöhnlichen Umgebung des betreffenden Antragstellers und mit der Möglichkeit, sofort den Arbeitgeber und dessen Bücher, sowie Arbeitsgenossen oder den Arzt des Rentenbewerbers heranzuholen, sondern vor dem Forum der Rentenstelle.

Digitized by Google

Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert

Dem Beispiele des großen Nachbars folgend, schafft sich auch die Schweiz einen Spiegel zur Selbstbeschauung an und faßt ihn in den Rahmen des ablaufenden Jahrhunderts. Das geschieht in dem Werke: Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert.*) Der erste Band liegt uns vollständig vor, vom zweiten die erste Lieferung. Der zweite Band wird darstellen: Schule, Kirche, Wissenschaften, Litteratur, Presse, Kunst, und zwar wirken bei der Darstellung der Zustände der vier verschiednen Kirchengemeinschaften zusammen der bekannte katholische Sozialpolitiker und Nationalrat Decurtius, die Protestanten Emil Blösch und Gaston Frommel und der christkatholische Bischof Herzog. Der dritte Band soll behandeln die wirtschaftliche und soziale Entwicklung, die Arbeiterbewegung und den Sozialismus, Landwirtschaft, Industrie und Handel, Verkehrswege, Hygieine, die malerische Schweiz und den Alpinismus, die Nationalfeste und Festspiele, Leben, Sitten und Gebräuche.

Als Einleitung zum ersten Bande hat der Luzerner Staatsarchivar Dr. Th. von Liebenau eine Schilderung der Schweizer Zustände am Ende des achtzehnten Jahrhunderts gegeben. Chauvinismus kann man ihm nicht vorwerfen. Es habe nicht an Stimmen gefehlt, schreibt er, die die Schweiz als das glücklichste Land Europas, als den Hort der Freiheit gepriesen hätten. „Aber wie Tacitus beim Vergleiche des entarteten Rom mit dem naturwüchsigen Germanien sich über die Gebrechen des letztern täuschte, so zeichneten auch die philosophisch gebildeten Fremden in ihrer Voreingenommenheit für das durch Schönheit und Mannigfaltigkeit des Bodens, blühende Industrie und weitverbreitete Bildung ausgezeichnete Schweizerland, bewußt oder unbewußt, ein Trugbild." Allzu bescheiden! Was der Verfasser selbst erzählt von dem allgemein verbreiteten Wohlstande, von der geringen Zahl und guten Versorgung der Armen, von der herrschenden Rechtschaffenheit, Ordnungsliebe und Gesetzichkeit, die alle Polizei überflüssig machte, von den stattlichen Bauernhäusern und der damals im übrigen Europa noch seltnen Reinlichkeit der Gasthäuser beweist zur Genüge, daß die Unterthanen der benachbarten kleinen und großen

*) Herausgegeben von schweizerischen Schriftstellern unter Leitung von Paul Seippel, Professor am eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Mit zahlreichen Illustrationen. Schmid und Francke in Bern und F. Payot in Lausanne.

Digitized by Google

Despoten gar nicht Unrecht hatten, wenn sie sich in der Schweiz wohler fühlten als zu Hause. Und diese Schar bedeutender Männer! Wir erinnern nur an die bekanntesten von den vielen, die Liebenau aufzählt. In Genf lebten außer Rousseau, der allein schon hundert Mittelmäßigkeiten aufwiegt, Bonnet, Saussure, Necker und die beiden, die dem großen Mirabeau, während er sich amüsierte, seine weltberühmten Reden gemacht haben: Etienne Dumont und Pierre Abraham Reybaz. In Neuenburg Marat, freilich eine zweifelhafte Zierde seiner Heimat. In Bern Albrecht und Gottlieb von Haller, Bonstetten und eine litterarische Frau, Julie von Bondeli. In Brugg Zimmermann, der Verfasser der „Einsamkeit." In Zürich Geßner, Bodmer und Breitinger. In Winterthur der Philosoph Sulzer, die Naturforscher Escher und Scheuchzer. In Basel Euler, Iselin, Bernouilli und Merian. In Schaffhausen Johann von Müller, in Graubünden Gaudentius von Salis. Endlich die großen Pädagogen Pestalozzi und Fellenberg. Wenn man die europäischen Staaten nach der Zahl der bedeutenden Geister, die auf eine Million Einwohner kommen, in eine Reihe ordnet, so kommt die Schweiz zu oberst, Rußland zu unterst zu stehn (der Schweiz dürften bis zum Beginn unsers Jahrhunderts die Niederlande am nächsten gestanden haben), d. h. also, da die Zahl und der Wert der Blüten und Früchte den Wert des Stammes bezeugt, die zwei Millionen Schweizer haben mehr Wert für die Menschheit als die hundert Millionen Russen; wenn eine Pest beide hinwegraffte, so würde die Menschheit an jenen unendlich viel, an diesen fast nichts verlieren.

Was der Verfasser an seinem Vaterlande, wie es am Ende des vorigen Jahrhunderts war, hauptsächlich zu tadeln findet, faßt er in den Satz zusammen: „Der Mangel einer einheitlichen schweizerischen Staatsverfassung, die Unmasse von Staatsverträgen, durch welche der lose Verband der Kantone unter einander und mit dem Auslande verbunden waren,*) die Abstufung zwischen den eidgenössischen, zugewandten und schutzverwandten Orten, zwischen kantonalen und eidgenössischen, von zwei bis zwölf Orten regierten Landvogteien, die Abstufungen der persönlichen Freiheit selbst in einzelnen Kantonen vom bevorzugten Patrizier bis zum Leibeignen, zeigte dem tieferblickenden Beobachter, daß die Schweiz ein Anachronismus war, deren [so!] Existenz mit den fortschreitenden Lehren von Freiheit und Gleichheit unvereinbar sei." Die Abstufungen der Freiheit sind nichts schlimmes, sondern das natürliche, und ihre Abschaffung in der französischen Revolution hat den Staaten die Verlegenheiten bereitet, in denen sie sich damit zu helfen pflegen, daß sie von Zeit zu Zeit ein paar Dutzend oder hundert von den ärmern Staatsbürgern abschießen lassen, wenn diese ihre Freiheit und Gleichheit ernst nehmen. Die einheitliche Staatsverfassung aber fehlte aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht nötig war; sie stellte sich ein, sobald sie der Druck von außen erzwang. Wirklich unhaltbar

*) Ein so fehlerhafter Satz sollte doch in einem Monumentalwerke nicht vorkommen.

Digitized by Google

war nur das Vogteienwesen. Die Dörfer und Landschaften, die Vogteien genannt wurden, waren Eigentum eines ländlichen Kantons oder einer Stadt, oder auch mehrerer Kantone oder Städte, und wurden von ihren kleinen Herrenstaaten regiert und ausgebeutet, wie vormals die Provinzen des römischen Reichs von der Stadtgemeinde Rom. Daß ein Volk oder ein Land einem Despoten gehört, eine Bauerngemeinde einem Gutsherrn, der aus einer ganz andern Gesellschaftsschicht stammt als seine Bauern, vielleicht sogar von ganz andrer Rasse ist, das läßt sich sowohl rechtfertigen als ertragen, aber die Beherrschung eines Volks durch ein andres, als Freistaat organisiertes Volk ist das allerunhaltbarste Verhältnis; doppelt unhaltbar, wenn Herrscher und Beherrschte desselben Stammes und sogar Berufsgenossen, Bürger und Bauern sind; wozu in der Schweiz noch die Ungeheuerlichkeit kam, daß manche Vogtei bis zwölf solche sonderbaren Herren hatte. Diesem Zustande gegenüber hatte Napoleon recht mit seinem Worte: „Ein Volk kann keines Volks Unterthan sein, ohne daß dadurch die Grundsätze des öffentlichen und natürlichen Rechts verletzt werden.“ Wenn dann noch den Schweizern des vorigen Jahrhunderts, namentlich den Unterthanen, ihr Widerstreben gegen alle Neuerungen und Verbesserungen, ihre „unbegreifliche Pietät für die veralteten politischen Formen“ vorgeworfen wird, so sehen wir darin wiederum mehr einen Vorzug als ein Gebrechen ihres Nationalcharakters. Es ist dieselbe Eigentümlichkeit, der England die Stetigkeit seiner seit dritthalb Jahrhunderten von blutigen Katastrophen freien innern Entwicklung verdankt, die eine der Grundlagen seiner Größe ist. Das Neue, auch wenn es unvermeidlich kommt, ist ebenso wenig durchaus gut wie das Alte, und das Widerstreben eines gesunden Volksorganismus dagegen verbürgt die rechte Art der Aufnahme, die Aufnahme des Neuen nur so weit, als es der Volkskörper ohne Schaden für seine Gesundheit verdauen kann. Völker, die kein kräftiges bewußtes Eigenleben haben, geben sich neuen Ideen widerstandslos hin, wie das russische, das unmittelbar aus dem blinden Gehorsam und Autoritätsglauben in den Nihilismus hineingeplumpst ist.

Wie die französische Invasion das unhaltbare Alte weggespült, und wie sich dann unter Einwirkungen von außen und heftigen innern Kämpfen die heutige Verfassung entwickelt hat, erzählt der „alt Bundespräsident“ Numa Droz im zweiten „Politische Geschichte“ überschriebnen Abschnitt. Schon vor siebzig Jahren hat der Verfasser einer Geschichte der Deutschen behauptet: daß die Geschichte Griechenlands in hellem Glanze strahle, während die des deutschen Mittelalters in Dunkel gehüllt sei, habe jene nicht ihrem höhern innern Werte zu verdanken, sondern lediglich dem Umstande, daß Geschichtschreiber und Dichter ersten Ranges die Gestalten der großen Männer ihres Volks lebenswahr gemalt und ihre Thaten in klassischer Sprache dargestellt hätten, den Deutschen aber dieses Glück nicht zu teil geworden sei. Es kommt doch aber noch etwas andres hinzu, was uns an dem Dunkel dieser nicht mittelalterlichen, sondern modernen Schweizer Geschichte klar wird. Sie wird nämlich höchst wahr-

Digitized by Google

scheinlich den Schweizern selbst ebenso dunkel bleiben wie das finsterste Mittelalter. Man versuche es, diese Kantönligeschichte kurz zusammenzufassen und so darzustellen, daß sie ein Schüler behalten kann, und man wird eingestehn müssen: das ist unmöglich. Wahrscheinlich würde es uns mit der griechischen ebenso gehn, wenn wir mitten drin stünden. Aber von dieser hat die schulmäßige Behandlung ein konventionelles Bild geschaffen, das gleich einem aus weiter Entfernung gesehenen Gebirgszuge nur die Hauptumrisse zeigt, alle verwirrenden Einzelheiten aber ausschließt. Schon wenn sich einer ein wenig mit den Quellen der griechischen Geschichte beschäftigt, die doch alle zusammen gewiß nicht ein Zehntel aller wirklichen Geschehnisse enthalten, während dem Erforscher mittelalterlicher Geschichten wenig, dem der neuern gar nichts geschenkt bleibt, schon also wenn wir einige Blicke in die spärlichen Quellen der alten Geschichte thun, wird uns die Sache bedeutend unklarer, als sie uns in der Schulzeit war. Aus diesem Grunde wird man die alte Geschichte nicht entbehren können, wenn man die Schüler über die Hauptverfassungsformen und ihre Wandlungen belehren will.

Das eine wird dem Leser dieser schweizerischen Verfassungskämpfe klar, wenn er vorher noch daran gezweifelt hatte, daß die Politik das Grab der Moral ist, und daß im Parteikampfe jeder der Kämpfenden schlechthin alles für erlaubt hält, was Erfolg verspricht. Besonders wild und rücksichtslos haben einander im italienischen Tessin die beiden Parteien: die Klerikalen und Radikalen, verfolgt; von 1872 bis 1891 hat in diesem Kanton ein förmlicher Kriegszustand geherrscht. Als Probe der Energie der Parteien mag angeführt werden, daß 1889 für die Wahl in den Großen Rat die auswärtigen Parteigenossen aus allen Weltteilen herbeigerufen und z. B. Schiffe gemietet wurden, um die nach Argentinien ausgewanderten Tessiner heimzuholen. Übrigens haben sich auch die Deutschschweizer in ihren zahllosen Parteikämpfen nicht als Lämmer benommen, und auf ein paar Tröpflein Blut ist es ihnen meistens nicht angekommen. Abgesehen von den Tessiner Unruhen haben die Verfassungskämpfe ihren Abschluß gefunden mit der Bundesrevision, die am 19. April 1874 vom Volke mit 340199 gegen 198013 Stimmen und mit 14 1/2 gegen 7 1/2 Standesvoten angenommen worden ist. Dem Auslande gegenüber haben die schweizerischen Staatsmänner meistens kaltes Blut bewahrt und haben ihr Schifflein von den Zeiten der heiligen Allianz bis auf die Wohlgemuthperiode zwischen allen Klippen geschickt hindurch gesteuert. An schwierigen Lagen hat es nicht gefehlt, z. B. 1848, als Mazzini die Schweiz zum Hauptquartier der europäischen Revolution*) machte, König Karl Albert von Sardinien ihr ein

*) Eine Geschichte der deutschen Revolutionäre in der Schweiz in einer etwas frühern Periode hat soeben Dr. Heinrich Schmidt herausgegeben unter dem Titel: Die deutschen Flüchtlinge in der Schweiz und die erste deutsche Arbeiterbewegung 1833 bis 1836 (Zürich, Buchhandlung des Grütlivereins, 1899).

Bündnis gegen Österreich antrug und sie mit der Schmeichelei zu gewinnen suchte, sie sei die einzige Macht Europas, die achtunggebietend dastehe; mit einander verbündet würden die Schweiz und Italien beweisen, daß ihre Freiheit und politische Unabhängigkeit unzerstörbar seien. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn damals das Referendum schon bestanden hätte. Aber die Tagsatzung beriet bei verschlossenen Thüren über den Antrag und lehnte ihn ab; Stämpfli und Ochsenbein trugen mit ihren nüchternen Nützlichkeitserwägungen den Sieg davon über die Freiheitsschwärmer Druey und Fazy.

Das heutige Staatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft hat kein geringerer als Karl Hilty dargestellt, und die Bedeutung dessen, was er sagt, geht denn auch weit über den besondern Gegenstand hinaus, der ihn veranlaßt hat, es zu sagen. „Die schweizerische Eidgenossenschaft, heißt es unter anderm, ist gleichzeitig ein alter und ein neuer Staat. Sie gleicht einem jener Bäume, aus deren von Alter und mancherlei Stürmen bis auf die Wurzel zersplittertem Stamme sich ein neuer Schößling lebenskräftig entwickelt hat, gleich in der Wurzel, ungleich in der neuen Bildung. Daraus entstehn ihre innern Gegensätze und die politischen Fragen, die nicht von außen in sie hineingetragen werden. Die dreizehn alten Kantone, wie sie bis 1798 bestanden, und die sechs neuen, aus Unterthanenländern und zugewandten Orten willkürlich zusammengestellten (wozu dann erst 1815 noch die drei letzten, ebenfalls alte zugewandte Orte kamen), unterscheiden sich noch heute in der Natur der Bevölkerung und in der vorherrschenden politischen Denkungsart. Einen Appenzeller unterscheidet man auf den ersten Blick schon von dem benachbarten St. Galler; Basel-Stadt und -Land sind sich noch bis heute und trotz zeitweisen Zusammenlebens unter annähernd gleichen Bedingungen unähnlich geblieben. Hier sind es die ehemalige Herrschaft und die ehemalige Unterthanenschaft, welche die Unterscheidung ausmachen. Die andern Gegensätze, die, aus der alten Zeit herübergenommen, noch bestehn, sind die Differenzen zwischen lebensvollen handeltreibenden Städten und stillen ländlichen Bevölkerungen und die konfessionelle Scheidewand. Hierzu kommt nun aber, daß sich die neue Eidgenossenschaft seit 1798 nicht durch eine allmähliche Reform, sondern durch eine Revolution gebildet hat, und dieser revolutionäre Ursprung des neuen Staatswesens hat ebenfalls seine Spuren in dem seitherigen politischen Leben zurückgelassen. Von ihm stammt die scharfe Unterscheidung zwischen romanischer und deutscher Sprachnationalität, die lediglich durch den damit seiner Zeit verbundnen politischen Gegensatz entstand, sowie diejenige von Radikalen und Konservativen im modernen Sinne und die damit teilweise verbundnen Gegensätze von Zentralismus und Föderalismus, beziehungsweise von historischem und abstrakt philosophischem Staatsrecht. Das letztere ist ganz und gar ein Ableger der französischen Prinzipien von 1789. Der damals begonnene Kampf zwischen dem deutschen, mehr historisch gerichteten Geist und der französischen, rein systematischen und uniformen Denkungsart ist noch heute vorhanden und

von großer politischer Bedeutung. Er würde noch weit mehr hervortreten, wenn nicht durch eine seltsame Verwicklung von Interessen die hauptsächlichsten französischen Landesteile seit 1803, aus Furcht vor der Wiedervereinigung mit ihrem frühern Landesherrn, beziehungsweise vor Herabdrückung in die ehemalige abhängige Stellung,*) ganz gegen die Natur ihrer Befreiungsgeschichte sich genötigt gesehen hätten, sich in die Rolle eines, zeitweise sehr extremen, Partikularismus einzuleben, der nun aus einem ursprünglichen Mittel der politischen Notwehr zur Gewohnheit geworden ist. Dergestalt, daß jetzt die historisch und partikularistisch veranlagten Deutschen in der Schweiz mehr den notwendigen engern Zusammenschluß und den Gedanken einheitlicher Nationalität vertreten als die Romanen,**) die dazu von Natur und Geschichte prädestiniert erscheinen würden."

Die Natur der Dinge mache sich jedoch geltend im Innern der romanischen Kantone, indem diese zentralisierter seien als die deutschen, und in der Bundesverfassung von 1848, die unter dem Einfluß französisch-schweizerischer Staatsmänner mit der historischen Tradition gebrochen habe und dem Beispiele des amerikanischen Bundesstaats gefolgt sei, „der die noch lebende Erinnerung an die staatsphilosophische Periode des achtzehnten Jahrhunderts ist. Solange die Eidgenossenschaft das unbedingte Repräsentativsystem mit zwei Kammern besaß (1848 bis 1874), war sie wesentlich ein ganz moderner, auf theoretischen Grundlagen aufgebauter Staat. Erst seitdem die Volksabstimmung in den Kantonen und in der Eidgenossenschaft vorherrschend geworden ist, geht sie auf ihre historischen Wurzeln wieder zurück, und die völlige Ausbildung dieses Systems zu einem obligatorischen Referendum (das jetzt für die Eidgenossenschaft selber noch nicht besteht) würde wahrscheinlich die Wiederherstellung der historischen Tagsatzung zur Folge haben." Die soziale Frage der Schweiz sei die noch nicht ganz fertige Neuordnung der aus den grundherrschaftlichen entstandnen freien Landgemeinden. Dafür hätten die eigentlichen Sozialisten kein rechtes Verständnis; nach der internationalen Schablone dächten sie auch in der Schweiz nur an Reorganisation des Mobiliareigentums. „Solange es sich bei uns nur darum handelt, arbeitenden Klassen eine vor Zufällen gesicherte Existenz zu verschaffen, tritt der eigentliche Charakter der Frage gar nicht hervor. Das versteht sich in einer demokratischen Republik sozusagen von selber, daß für alle diejenigen, die sich selber anstrengen wollen, ein menschenwürdiges Dasein möglich sein muß, und der Staat, der selbst auf der vollkommensten Gleichberechtigung und möglichst vollkommnen Mitregierung aller beruht, kann sich nicht in einem schroffen Gegensatze gegen berechtigte Forderungen einzelner mitregierender Volksteile befinden, wie es unter andern politischen Verhältnissen allerdings denkbar ist. Bei uns wird der gesunde

*) Das Waadtland wurde bis zur französischen Einmischung von Berner Vögten regiert.

**) Auch der Kanton Tessin besteht aus ehemaligen Vogteien.

Arbeiterstand sich niemals dauernd als eine besondre und zwar eine mißachtete und vernachlässigte Klasse fühlen können. Das ist ein Gedanke, der nur auf die Staatsverhältnisse paßt, in denen er entstanden ist."

Das Überwiegen sozialer Fragen sei ein Zeichen von Krankheit; im gesunden Staate überwiege das Politische. Die „Gesellschaft" sei nur ein revolutionärer Konkurrent des Staats, der danach strebe, an die Stelle des gegenwärtigen einen andern Staat zu setzen. „Selbst die Anarchisten würden einen Staat brauchen, und das Gesunde, was in ihren Ansichten liegt, besteht lediglich darin, daß in der That ein Staat mit möglichst wenig Regierung und möglichst großer individueller Freiheit das Richtige und jede Staatsordnung ein Notbehelf ist, der unter idealen Menschen nicht existieren müßte und unter den weniger idealen, wie sie sind, eine zu große Tendenz zum Überwuchern und zur autoritären Selbstherrlichkeit hat." Übrigens entspringe die soziale Bewegung keineswegs bloß aus materieller Not, sondern sie rühre von der Vereinzelung des modernen Menschen her, in der er sich, bei der Lockerung aller alten natürlichen Verbände, unglücklich fühle; dasselbe Gefühl erzeuge auch den neu erwachten kirchlichen Eifer und das Sektenwesen. Namentlich auf dem Lande gebe es viele, die den Zustand eines mittelalterlichen Hörigen ihrer heutigen Freiheit vorziehn würden. Das Heilmittel sei Vereinigung der Menschen in kleinern Kreisen, die zugleich dem gemütlichen und dem materiellen Interesse entspreche. „Der von Natur und Geschichte gleichzeitig gegebne kleinere Kreis, den man hier nicht erst zu schaffen bracht, ist die Gemeinde, die territoriale Vereinigung aller an einem Orte dauernd Wohnhaften, aus allen Ständen und Berufsarten und ökonomischen Verhältnissen gemischt — nicht die Berufsklasse oder irgend eine sonstige neue Kastenbildung. Da, wo solche Gemeinden nicht bestehn, sondern gänzlich von oben herab, von Staats wegen Befriedigung geschaffen werden soll, wird der Sozialismus großgezogen, weil der Staat selbst seine Prinzipien adoptiert. Zwischen dem Staatssozialismus und dem wilden Sozialismus besteht kein wahrer Unterschied." Nur läßt sich der Staatssozialismus, müssen wir hierzu bemerken, nicht vermeiden in Staaten, deren Hauptstädte so viel Einwohner haben wie die ganze Schweiz (das geplante Großberlin wird nach wenigen Jahren drei Millionen Einwohner zählen), in deren Industriebezirken die Bevölkerung ab- und zuwandert, und in deren Landbezirken der Rittergutsbesitzer und der Tagelöhner einander sozial so fern stehn wie der Himmel der Erde, sodaß also in keinem dieser drei Bereiche von Gemeindeleben die Rede sein kann. Übrigens helfen auch die Fremden, die jährlich über hundertfünfzig Millionen Franks hintragen, der Schweiz über die soziale Frage im gewöhnlichsten Sinne des Worts hinweg.

Das politische Leben der Schweiz findet Hilty durchaus gesund; der Mangel an Stabilität der Verfassung werde ersetzt durch Patriotismus und einen gesunden Menschenverstand, der sich an eine reiche Erfahrung halten

Digitized by Google

könne. Theoretisch betrachtet unterliege die Schweiz allen Gefahren und Bedenken der extremen Demokratie; „praktisch genommen aber befindet sich dennoch die schweizerische Eidgenossenschaft jetzt in dem gut equilibrierten Zustand, auf den es bei Staaten wie bei einzelnen Personen für ihr Wohlbefinden am meisten ankommt." Die Verfassung sei so unlogisch wie möglich, aber es lebe sich in einem vielfach geflickten und dem jeweiligen Bedürfnis angepaßten Staatsbau gemütlicher als in einer caserne philosophique. Das fakultative Referendum habe einigermaßen deprimierend auf den schweizerischen Parlamentarismus gewirkt, doch könne man in der Schweiz überhaupt nur in sehr beschränktem Sinne von Parlamentarismus sprechen. „Die Bundesversammlung steht weder in einem Gegensatze zu dem Volke, aus dessen Schoße sie hervorgeht, und dessen Stimmung sie in der Regel richtig interpretiert und vollständig respektiert, noch zu dem Bundesrate, der thatsächlich ausnahmslos aus ihren Mitgliedern hervorgeht. Ebenso wenig als ein solcher Gegensatz besteht eine Verpflichtung oder auch nur ein Usus, wonach irgend eine eidgenössische Behörde nach Verwerfung einer Vorlage durch die Volksabstimmung ihr Amt niederlegen oder Neuwahlen anordnen müßte. Einzig wenn durch einen Volksentscheid eine Totalrevision der Verfassung beschlossen worden ist, findet eine Neuwahl der Räte statt, ein Fall, der übrigens noch niemals vorgekommen ist. Sonst mag das Volk ganze Reihen von Bundesgesetzen zur Abstimmung begehren und mit einer gewissen tendenziösen Opposition verwerfen, oder es mögen die Vorlagen des Bundesrats eine noch so geringe Stimmenzahl in der Bundesversammlung erhalten, niemals fällt es deshalb weder der einen noch der andern Behörde ein, ihr Amt niederzulegen, und eine Parlamentsauflösung vollends wäre, anders als durch freiwilligen und individuellen Rücktritt aller einzelnen Mitglieder, nicht möglich. An einen solchen Parlamentarismus denkt auch in der Schweiz niemand. Ein Parlament ist überhaupt von Natur keine Regierung, sondern eine Kontrollbehörde einer Regierung, und wo immer es, durch historische Verhältnisse gezwungen, einst als Notbehelf jene andre Natur angenommen hat, sind die staatlichen Verhältnisse ebenso wenig regelrecht als da, wo ihm eine durchaus wirksame und unbestreitbare Kontrolle über alle Staatsangelegenheiten erschwert wird. Der Streit zwischen Parlament und Regierungsgewalt (oder Autorität und Majorität, wie Stahl sich seiner Zeit ausdrückte) ist immer ein Beweis, daß es mit einem dieser Faktoren, gewöhnlich aber mit beiden, nicht richtig bestellt ist. Infolge dessen bildet er auch ein charakteristisches Merkmal und eine Schwäche der monarchischen Staatsverfassungen, in denen eben, einer Fiktion zuliebe, die Autorität über das natürliche Maß hinaus gesteigert zu sein pflegt und man auf allerlei Gegenmaßregeln Bedacht nehmen muß.*) In der Republik haben

*) Nicht bloß in den Monarchien ist das der Fall, sondern auch in den Republiken, wenn sie Großstaaten sind, was die Schweiz zu ihrem Glück nicht ist.

Digitized by Google

beide höchsten Behörden gewöhnlich gerade so viel Autorität, als die Persönlichkeiten verdienen, aus denen sie jeweilen bestellt sind, und kontrollieren sich dadurch beständig ganz von selber."

Die Wandlung zum Einheitsstaate sei in keinem Bundesstaate weniger zu fürchten als in der Schweiz. „Nicht nur widerspricht einer solchen Tendenz, die auch nur bei wenigen extremen Geistern vorhanden ist, ganz entschieden die sechshundertjährige, nur auf die kurze Zeit von fünf Jahren, mit fremder Hilfe, unterbrochne Geschichte, sondern auch die Natur des Landes und Volkes. Es ist nicht denkbar, daß man große Städte und einfache, beinahe altväterische Länder, sowie industrielle Bevölkerungen mit allen Ideen und Aspirationen moderner Arbeiterkreise und Gebirgsbewohner mit alpiner Thätigkeit auf die gleiche Weise und mit den gleichen Mitteln regieren könne, am wenigsten aber, daß sie selber dazu die Hand bieten, und jede Majorisierung in den Gebieten, mit denen der gemeine Mann alltäglich in Berührung kommt, oder für die er erhebliche Opfer bringen soll, muß in kurzem eine Unzufriedenheit erzeugen, welcher keine republikanische Regierung entfernt gewachsen ist. Man wird es daher dem schweizerischen Volke stets überlassen müssen, sich in kleinern Kreisen nach seiner besondern Art und seinen Bedürfnissen gemäß einzurichten und einen Gesamtstaat bloß als das Mittel zu betrachten, auch solchen kleinen Volkskreisen eine selbständige Existenz in Europa zu garantieren. Das ist überhaupt der Zweck eines jeden Bundesstaates und der Grund, weshalb sich diese komplizierte und schwerfällige Staatsform einer steigenden Beliebtheit erfreut. Denn der Mensch will nicht nur eine gewisse Größe und Weite, er will auch Kleinheit, selbst Engheit und befindet sich darin so wohl, daß er nach dem schönen Worte Schillers stets wieder zu seiner Jugend Hütten, zu seinem einfachen Glück und zur Natur zurückkehrt, von der er sich vielleicht eine Zeit lang in dem Drang nach Expansion entfernt hat."

Was den Schweizern fehle, das sei, nach dem Verzicht auf auswärtigen Kriegsdienst, das heroische Element. Es bleibe ihnen nur eine Art von Heroismus übrig: Aufopferung für die Schwachen und Gedrückten. „Darin sind eigentlich in der Schweiz alle politischen, kirchlichen und sozialen Richtungen einig." Ihre Selbständigkeit zu verlieren, werde die Schweiz nicht leicht in Gefahr kommen, wenn sie fortfahre, durch den Geist zu ersetzen, was ihr an physischen Machtmitteln abgehe. „Die bloße Kleinstaaterei, ohne Geist und Originalität, ist in einer Zeit, wo sich die Völker außerordentlich viel näher getreten sind, zum Aussterben verurteilt. Dagegen haben die Kleinstaaten mit Geist und Kraft und auf gesunder historischer Basis beruhend, nach unserm Dafürhalten die Zukunft für sich, sobald eine gewisse Liquidation von antiquierten Zuständen, worin wir uns befinden, vorüber ist. Dann, in einer friedlichern und bessern Ära als der jetzigen, sind kleine, historisch-natürliche, durch bundesstaatliche oder völkerrechtliche Verbindungen vereinigte und

freiheitlich organisierte Staaten die politische Lebensform, die allen Bedürfnissen der Menschen, zusammengenommen, am besten entspricht."

In dieser Darstellung der politischen Zustände seines Vaterlands, die einer der edelsten, klarsten und tiefsten Geister unsrer Zeit entwirft, ein Geist, der frei von Chauvinismus und vom politischen Treiben abgewandt in großen christlichen Gedanken lebt, haben wir die Antwort auf die Frage, wie es komme, daß die Deutschschweizer ihr Deutschtum so wenig betonen. Die Frage ist ja an sich so ungereimt wie möglich. Fünfzig und mehr Jahre lang sind in Deutschland selbst die Männer, die ihr Deutschtum betonten, als Hochverräter eingesperrt worden, wie sollten die Schweizer darauf verfallen, zu thun, was in Deutschland erst seit dreißig Jahren erlaubt und — Mode geworden ist? Und als es erlaubt wurde, da wurde der deutsche Gedanke nach dem kleindeutschen Programm verwirklicht. Der Rassenstaat wurde ausdrücklich abgelehnt, und wenn fünftausend Quadratmeilen alten Reichsbodens mit zehn Millionen Deutschen, die bis 1803 zum Deutschen Reiche und bis 1866 zum Deutschen Bunde gehört hatten, vom neuen deutschen Staate ausgeschlossen wurden, wie sollte es den Schweizern, die seit 1490 thatsächlich und seit 1648 de jure vom Reiche unabhängig sind, denn einfallen, zum neuen Reiche hinzuneigen?

Wenn es diesem Volke, dessen Einrichtungen, Grundsätze und Sitten sich mit denen Preußens so schlecht vertragen, in den Sinn gekommen wäre, die Aufnahme ins Deutsche Reich zu verlangen, würde ihnen da nicht Bismarck dasselbe gesagt haben, was er den Deutsch-Österreichern einmal gesagt hat, daß er ihnen nötigenfalls den Krieg erklären werde, um sie sich vom Leibe zu halten? Also die Frage ist ungereimt. Wenn sie aber aufgeworfen wird, so lautet die Antwort: Die Schweizer sind mit ihren politischen Zuständen zufrieden, während die Bewohner ihrer großen Nachbarstaaten mit den ihren unzufrieden sind, und sie wahren ihre Selbständigkeit, die unter diesen Umständen ihr Glück bedeutet, am ängstlichsten dem Nachbar gegenüber, der sich durch Rassenverwandtschaft, Stärke und bequeme geographische Lage am ehesten versucht fühlen könnte, den kleinen Bruder zu verspeisen. Ob die auffällige Hervorkehrung französischer Sympathien diplomatisch klug und das richtige Sicherungsmittel ist, und wie weit die besondern Beschwerden, die der Schweizer gegen das Deutsche Reich oder vielmehr gegen Preußen zu haben glaubt, begründet sind, mögen andre untersuchen, dem Rezensenten kam es hier nur auf das Grundsätzliche an, und das ist doch wohl klar genug. Daß der Deutschschweizer deutschen Stammes ist, und daß er die körperliche, geistige und sittliche Tüchtigkeit, deren er sich erfreut, zu einem guten Teil seiner Rasse verdankt, das weiß er natürlich, aber wozu etwas breit treten und besingen, was kein Mensch bestreitet?

Im vierten Abschnitt behandelt der Oberst Ed. Secretan die schweizerische Armee, und im letzten der Professor Röthlisberger die internationale Bedeutung

Digitized by Google

der Schweiz. Die vornehme Ausstattung des Bandes zeugt von gutem Geschmack, und die zahlreichen hübschen Karikaturen unter den 186 Illustrationen beweisen, daß den wackern Schweizern auch die köstliche Gabe des Humors nicht fehlt.

Briefe eines Zurückgekehrten

3

Die waldreichen Mittelgebirge Neuenglands und des nördlichen Newyork haben vor den deutschen die tiefe Einsamkeit, die mannigfaltigere Zusammensetzung des Waldes und Buschwerks und den Reichtum an stillen, klaren, waldumrandeten Seen voraus, mit denen die Seen des Schwarzwalds und der Vogesen und des Böhmerwalds nicht zu vergleichen sind. Der Harz und der Thüringerwald haben keine Seen, in ihren Wäldern herrschen die Fichte und die Tanne über weite Strecken hin unbedingt, und ihre Ruhe unterbricht sogar im Winter die Schar der Gäste, die selbst nur zu oft die Einsamkeit aufstören, die sie suchen. Es ist aber dennoch ein ganz andrer Genuß, den Harz zu durchwandern, als in den Urwäldern der Adirondacks zu streifen. Wir sind nun einmal Kulturmenschen, ob wir in Europa oder in Amerika wohnen, und die Würze unsers Naturgenusses ist eben die Kultur, die die Landschaft eines alten geschichtlichen Gebiets wie mit einem feinen Duft durchdringt, den man nicht immer genau bestimmen kann, dessen Fehlen aber bald ein Gefühl der Entbehrung erweckt. Der geschichtliche Hauch, der durch alle unsre Lande weht und in jedem Dorfe und um jedes alte Gemäuer webt, macht uns alle zu Aristokraten. Er erinnert uns daran, wie alt wir als Volk auf diesem Boden sind, dessen Mitbesitzer wir uns nennen können, wie unsre Väter dessen Miterwerber waren. Es quillt ein warmes Gefühl der Beheimatung daraus hervor. Vielleicht hat der Fremdgewordne, wenn er in den Bann dieser Erinnerungen zurückkehrt, eine feinere Unterscheidung dafür. Jedenfalls sind die geschichtlichen Stätten aus der Zeit der sächsischen Kaiser die leuchtendsten Erinnerungen meiner Harzwanderung.

Was an der Harzlandschaft Natur ist, das ist ja echt deutsch, weil eben ein gut Stück deutsche Kulturarbeit darin steckt. Nicht der Wald an sich, sondern der schön gepflegte Wald, den nicht einmal der uralte Bergbau des Oberharzes in so häßlicher, rein zerstörender Weise gelichtet hat, wie bei uns drüben der unersättliche wälderfressende Holzhandel, ist der Schmuck des Harzes.

Digitized by Google

Wo die mit saftigem Grase bewachsenen Lichtungen an den Bächen hin in diesen dunkeln Harzwald hineinziehen, entstehn überall die schönsten Gegensätze der Lage und der Farbe. Die Bevölkerung des innern Harzes ist arm, aber ihre Dörfer sind reinlich und gut gehalten. Und unter den größern Orten des Harzrandes giebt es manche, so freundliche altertümliche Städtchen, wie Wernigerode mit seinem ragenden Schloß, und so modern blühende, wie Harzburg, die Stadt der Gasthäuser und Pensionen. Alle diese Randstädte haben irgend ein eigentümliches Verhältnis zu der Natur: einst suchten sie in ihr Schutz, heute begünstigt dasselbe Verhältnis ihre Entwicklung zu vielbesuchten Sommerfrischen. Die wilden Felsenmeere von Schierke, die Granitblöcke des Brockens, die wundervoll leuchtenden Moospolster auf den Felsen der braunen murmelnden Waldbäche, das Brockengespenst: das sind ja Dinge der Natur; aber es sind wilde Gewächse im Garten der Kulturlandschaft, die bei der lichtenden Arbeit stehn geblieben sind. Sie hauchen einen kräftigen Duft hinein. Man sollte sie nicht ausgehn lassen, es ist für manche von ihnen ohnehin Gefahr, daß sie ganz verdrängt werden und das Schicksal teilen des Bären und Luchses, deren alte Knochen man mit Staunen aus Höhlen herträgt, oder der Eibe, deren dunkelbraun gewordne Stämme in der Tiefe der Moore ruhn.

Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß nicht ganz so ausgestorben die Geschlechter der Menschen sind, die einst hier ruhmvoll walteten. Die Leiber der alten Welfenherzöge und Sachsenkaiser modern in den Grüften von Braunschweig, Magdeburg, Quedlinburg, aber es ist sicher, daß mancher Teil ihres Blutes in der Kette der Generationen bis in das Geschlecht der Jetztlebenden herabgelangt ist. Ich habe nicht die geringste Neigung, darüber genealogische Studien anzustellen, die ich unter den überflüssigen zu den unnützesten rechne. Ich sehe mich vielmehr unter den Menschen um, die hier wandeln und handeln, und da finde ich Thatkraft und Zähigkeit, die aus Zügen sprechen, die vielfach den Zügen jener Alten, Großen gleichen. Besonders Otto der Große, der auch nach seiner äußern Erscheinung am besten gekannte unter den sächsischen Kaisern, hat so manchen lebendigen Vertreter unter den Förstern oder den Husarenmajoren, aber auch unter den Holzfällern von heute. Wohl ist halbslawisches Blut auch in die Harzlande gedrungen und hat breite ausdruckslose Gesichter mit demütigen Mienen erzeugt, die übrigens von alters her unter kriegsgefangnen Sklaven erblich sein konnten. Aber ich glaube gerade auf diesem Boden nicht an Ammons Lehre von dem notwendigen Aussterben der herrschenden Klasse und ihrem Ersatz durch aufsteigende niedere Schichten von niedrigerer Beanlagung. Mehr noch im westlichen Niedersachsen, besonders in Westfalen, als hier sehe ich ein Volk von Herrschergestalten, das selbst in den Industriegebieten nicht entartet ist. Ammons Lehre ist in Baden entstanden, wo seit mehr als zweitausend Jahren Kelten und Römer mit Germanen gemischt sind. Vielleicht hat auch die in demselben bevorzugten Winkel Deutsch-

lands heimische Bildungs- und Parteiprotzerei dieses anthropologisch-politische Gewächs begünstigt.

Die Verteilung der Brennpunkte der deutschen Geschichte hat über so viele Landschaften ein Dämmerlicht großer Erinnerungen ausgegossen, daß man sagen kann: der deutsche Boden ist von einem Ende bis zum andern geschichtlich durchgearbeitet. Der Unterschied von den geschichtlichen Landschaften Westeuropas liegt hauptsächlich in dem raschen Wechsel der Schauplätze und dem Mangel eines alten Macht- und Kulturmittelpunkts: keine große Kulturquelle, aber viele kleinen, die in ihrer Art doch wieder groß sind. Manche der bedeutendsten Erinnerungen liegen auch so weit zurück, daß sie jahrhundertelang fast vergessen waren. So die der sächsischen Kaiser in den Landen um den Harz von der Unstrut bis zur Oder.

Versetzen wir uns einmal an die mittlere Unstrut. Da schaut Memleben, die alte sächsische Kaiserpfalz, mit satt rötlichbraunen Farben an Häusern und Dächern und an dem ernsten massigen Quadratturm seiner Kirche aus dem Grün der Obstgärten und über die begrasten Ufer der Unstrut her, die hart an dem Gartenrande des dorfartigen Fleckens hinmurmelt. Von oben blickt ein auch noch jetzt dichtbewaldeter rundlicher Bergrücken herein. Ein Unstrutkahn „vor Anker" zeigt, daß Memleben noch nicht ganz verkehrslos ist. Von der Pfalz stehn noch ein paar Pfeilerreste, und von dem Kloster, das hart daneben lag, ein Stück Gewölbe. Nur die Pietät wird bei diesen Resten verweilen. Der alte Ort hat im übrigen nichts Historisches an sich. Die einfache Landkirche mit ihrem festen Turm ist aber wenigstens nicht kleinlich wie so viele. Und wenn am „Ablaßtag," am ersten Sonntag Trinitatis, Memleben seine Kirchweih feiert, da tanzen die jungen Leute unter der Linde und den Kastanienbäumen, daß man den Kirchhof, einen schönen Garten um die Kirche, ganz vergißt und nur der Lebenden gedenkt.

Vom ostwärts gewandten Söller des Klostergartens übersieht man die Schlangenwindungen der Unstrut, hat unmittelbar vor sich den auch heute nur einen starken Büchsenschuß vom Bau entfernten Wald der Finne, einen hochstämmigen dichten Laubwald, der auch im Osten den Horizont abschließt, und im Norden einen niedrigen, geradlinig abschneidenden Zug, der oben mit Nadelholz bewaldet, unten in stärkerm Maße als die Finne in Acker und Wiesen verwandelt ist. Von der Pfalz aus muß man den Wendelstein mit seinen in mächtigen Mauern erhaltnen Befestigungen vor sich gehabt haben. Das alles zusammen war eine Kulturoase und ist heute eine historische Landschaft. Der Name Großes Rieth, den die ganz ebnen Unstrutniederungen zwischen Artern und Memleben führen — Memleben liegt gerade auf dem erhöhten Rande dieser Niederung, an den sich die Unstrut hindrängt —, scheint darauf zu deuten, daß hier eine weite sumpfige Ebne zur Austrocknung und zur Wiesenwirtschaft einlud; hier war also die Arbeit des Eindringens in den Wald

zu ersparen. Kreuzt man die Unstrut auf der aus der Pfalz herausführenden Heubrücke, so geht man auf einem breiten Damm am linken Ufer des Flusses bis zum Fuße des Gipsfelsens, auf dem Wendelstein in imposanten Trümmern liegt. Dieser Damm schützt den östlichen, Memlebner Teil des Rieths vor Überschwemmung und bot zugleich die notwendige Verbindung mit der Burg auf dem Wendelstein, die wir uns als die militärische Ergänzung der Kaiserpfalz denken müssen.

Wie einsam es trotzdem in den vom Verkehr entlegnen, als Sackgasse im Wendenland endigenden Thal gewesen sein muß, zeigt die Thatsache, daß Memleben immer Dorf blieb, und wenn es auch Residenz war, immer nur Bauern außerhalb der Pfalz beherbergt hat. Auch als der Verkehr wuchs, gingen seine großen Linien in diesem Gebiete nicht im Unstrutthal, sondern Erfurt und Nordhausen bezeichnen die Hauptwege. Was war es im damals noch menschenarmen Deutschland, das einen welterfahrnen Herrscher wie Kaiser Otto den Ersten in diese Waldeinsamkeit zog? Er, der in Rom residieren konnte, zog ein kleines Jagdschlößchen in einem der waldreichsten Gebiete Deutschlands vor. Er war also kein Städtemensch, sondern es lebten etwas von der altgermanischen Naturliebe und ein Wunsch zu der Selbständigkeit in ihm, deren Nahrung die Einsamkeit ist. Noch heute ist die Lage von Memleben friedsam umhegt und umwallt; friedlich sind auch die rundlichen, langgezognen Umrisse seiner Berge. Wenn der Kaiser an einem Frühlingsabend des Jahres 973 — von dem wir zufällig wissen, daß er hier weilte — nach Westen schaute und die walddunkeln Berge, die heute die Hohe Schreck heißen, purpurn durchleuchtet und den Unstrutspiegel in Gold verwandelt sah, mochte er sich selbst auch wohlig eingehegt fühlen. Da trat wohl ein Rudel Hirsche, an der Spitze ein Sechzehnender, aus dem Walde gegenüber der Pfalz und äste das junge Grün des noch schmalen Wiesensaums. Und aus dem Forste hörte man Laute, die heute verstummt sind, Stimmen des Bären, des Luchses oder des Wisent.

Kaiser Ottos Leiche wurde nach Magdeburg gebracht, wo sie im Dome ruht. Aus der Waldeinsamkeit in die Stadt an der großen Heerstraße, vom Ufer des kleinen Zuflusses an den mächtigen Strom! Damals war Magdeburg eine junge Stadt, von der vielleicht nichts als das hohe Schiff des Doms mit seinem massigen romanischen Turm über die Mauern hervorragte. Aber sie war einer der geschichtlichen Mittelpunkte, zeitweilig der Ausstrahlungspunkt weltgeschichtlicher Wirkungen. Heute denken viele, die den Namen des altberühmten Magdeburg nennen hören, nur an Zucker, Maschinen und Elbschiffahrt. Magdeburg gilt nicht für eine Stadt vom geschichtlichen Range Kölns oder Lübecks. Und doch steht seine geschichtliche Bedeutung nicht bloß in den Urkunden, sondern spricht sich in seiner ganzen Erscheinung aus. Viele fahren an Magdeburg vorbei, als ob es ein Häusermeer gleich allen andern wäre. Aber die paar Jahrhunderte, um die die niedersächsischen Städte früher als

Digitized by Google

die ostelbischen von den großen geschichtlichen Bewegungen Süd- und Westeuropas ergriffen worden sind, haben auch hier ihre Spuren gelassen. Von dem Hauch geschichtlicher Größe um den Dom zu Magdeburg oder das altehrwürdige Kaiser Otto-Denkmal auf dem Magdeburger Altmarkt haben Leipzig. Dresden und Berlin nichts. Nur an der baltischen Küste ist dieser Abstand nicht so deutlich, weil von Lübeck bis Marienburg die Triebkraft kolonialer Entwicklung in dem einzigen dreizehnten Jahrhundert unglaublich viel nachgeholt hat. Magdeburg ist reich an Türmen. Der Dom ragt schon mit seinem Schiffe so mächtig hervor, wie nur ein Bau aus einer Zeit, die ihr Größtes einzig in den Kirchenbau legte. Außerdem ist sein Turmpaar eine bedeutende Erscheinung. Viel altertümlicher sind die cylindrisch spitzdachigen Türme der Marienkirche mit dem echt niedersächsisch-romanischen giebelartig hohen, einfachen und doch nicht unzierlichen Mittelbau. Wenig hat die alte Stadt aus den spätern Jahrhunderten aufzuweisen, aber die Mauern der alten Citadelle, die das rechte Elbufer überhöhen, erzählen von der hohen Stellung Magdeburgs als Festung in der preußischen Zeit. Endlich der rege Schiffsverkehr auf dem Strom und an den Länden, die langen Linien der Lagerhäuser zeigen uns die Bedeutung Magdeburgs als Hauptstadt des Verkehrs auf der mittlern Elbe. Wenn man, aus diesem Treiben hinaufschauend, hinter den Bäumen des Domplatzes das massige hohe Turmpaar des Doms mit seinen zackigen Kanten auftauchen sieht, so nahe dem Strome, wie der Dom von Köln dem Rheine oder der Frankfurter Dom dem Main, vermischt sich die Erinnerung an die große Vergangenheit Magdeburgs mit den Eindrücken des pulsierenden Lebens. Der Strom verbindet Altes und Neues. Diese Lage des Doms deutet den engen Zusammenhang einstiger und jetziger Blüte mit dem Strome an. Man könnte das sich weiter oben anreihende, übrigens mit Magdeburg eng zusammenhängende Buckau mit seinen Fabriken und staubigen Ladeplätzen als eine vierte Art von historischer Landschaft, als die industrielle neben den Elbuferlandschaften der alten Stadt, der Citadelle und der Dampfschiffländen bezeichnen.

Magdeburgs Straßen durchflutet ein bewegtes Geschäftstreiben; aber der Eindruck der Stadt wird nicht in dem Maße davon beherrscht wie der Leipzigs oder Halles. Er behält mehr Altes, Edles. Aus der modernisierten, lebhaften Regierungsstraße, die aus alter Zeit wesentlich nur die Enge bewahrt hat, tritt man in den Kreuzgang des Klosters zu Unsrer lieben Frau, eines der zierlichen, bei aller Strenge phantasiereichen Werke des romanischen Stils. Heute umgiebt er einen grünen Rasen mit blühendem Gebüsch. Eschen, Birken und Weiden schauen in die kleinen säulengeteilten Rundbogenfenster. Es ist eine wohlthuende Stätte des Friedens. Wie sie reinigend auf uns wirkt, bezeugt sie die tiefe Berechtigung dieser Werke der Weltflucht, die so lange bleiben wird, als sich menschliche Herzen vom öden Alltagstreiben abwenden. Ich muß in diesen Hallen an Memlebens Kaiserpfalz und stillen Klostergarten denken.

Digitized by Google

Wenn man über die preußische Grenze aus Sachsen oder Anhalt kommt, empfängt man überall und immer den Eindruck eines stark in die Peripherie hinauswirkenden Staats, der kein toter Begriff, sondern ein höchst lebendiges Wesen ist. Nicht die Soldaten, die auf dem Domplatz Stechschritt üben, auch nicht die zahlreichen Ruhmestafeln an der Nordwand des Doms, worauf die Namen der Gefallnen der Feldzüge seit 1813 in langen Reihen verzeichnet sind, nicht einmal die preußisch-anspruchsvollen Posaunenengel, die am Gouvernementsgebäude den schwarzen Adler halten, wozu sie ein Duett blasen, das nicht sehr bescheiden zu sein scheint, erinnerte mich in Magdeburg daran, sondern der ganze Gang der offiziellen Maschine. Bestimmt wenn auch kurz, stramm wenn auch barsch, ordentlich wenn auch nüchtern: es thut nicht unbedingt wohl, aber es erzwingt Achtung. Ich rechne zu den Spuren der preußischen Regierungskunst auch eine so eigentümliche Erscheinung wie das von Schinkel entworfne Gesellschaftshaus auf dem Hügel zwischen Magdeburg und Buckau, wo einst Kloster Bergen stand und sich jetzt die schönen Anlagen des Friedrich-Wilhelmparks zur Elbe hinabziehn. Es ist doch entschieden preußische Kunst in diesem nüchternen, aber korrekten und sogar steif-edeln Aufbau griechischer Säulen. Selbst die Vergnügungen der Bürger, Bürgerinnen und künftigen Bürger von Magdeburg sollen unter veredelnden, vom Staate weise und großmütig verordneten Einflüssen von statten gehn. Das Gebäude mag etwas biedermeierisch aussehn, es ist ein schönes Denkmal und ersetzt reichlich die Königs- und Feldherrndenkmäler, die merkwürdigerweise in dieser kriegerischen Stadt vor kurzem noch gänzlich fehlten. Welche Erleichterung!

Landschaftlich wird die Elbe unterhalb Dresdens und zur Not noch Meißens noch weniger gewürdigt als nach ihrem geschichtlichen Wert. Man thut sie als die gelbe Elbe, als die trübe Elbe ab. Ich möchte wohl, wenn es möglich wäre, die Statistik der Rheinreisenden mit der Statistik der Elbreisenden vergleichen. Es würde sich ein Unterschied herausstellen, der ganz außer Verhältnis steht zu dem ästhetischen Vorzug der flachrückigen Rheinberge vor den ebnen Auen des Elblaufs unterhalb der meißnischen Berge. Die Bevorzugung der Rheinlandschaft hat viele guten Gründe, ist aber weit übertrieben. Ich rechne besonders die schönen Parklandschaften der Elbauen im Anhaltischen, wo die schönsten Eichen-, Ulmen- und Schwarzpappelgruppen auf den grünen Uferwiesen stehn, zum landschaftlich Anziehendsten Mitteldeutschlands. An Türmen, Schlössern und alten ummauerten Städtchen ist gewiß der Rhein reicher. Aber ich möchte wenigstens an einen alten Turm an der anhaltischen Elbe erinnern, der ein historisches Denkmal ersten Ranges ist. Ich meine den Zollturm von Roßlau. Man kann diesen klotzigen alten Elbzollturm, den jetzt ein lieblicher Wirtsgarten umgiebt, nicht ansehn, ohne der Zeiten zu gedenken, wo hier eine wahre und wirkliche Zollgrenze die Elbe durchschnitt. Insofern ist das eine bedeutsame Stelle. Als diese Linie nach vielen Mühen vom Zollverein durchrissen wurde, gewann Deutschland seinen Elbstrom ganz

Digitized by Google

und ungetrennt zurück und damit eins der wichtigsten Organe seines innern Verkehrs. Die Blüte Hamburgs und Magdeburgs, der festere wirtschaftliche Anschluß Sachsens an Norddeutschland waren die nächste Folge davon. Der Kampf um den Elbzoll war auch ein Kampf für deutsche Einheit.

Die Kunstblüte aus der Zeit der Größe der sächsischen Kaiser hat sich weiter im Westen entfaltet. Der Elbstrom war damals noch zu sehr Grenzstrom zwischen Deutschen und Slawen, Magdeburg nicht Mittelpunkt der Beherrschung, sondern Ausgangspunkt der Eroberung, Mission und Kolonisation und zur Not ein fester Platz zur Deckung. Nach dem Harz zu, dessen Erzreichtum eben damals neu erkannt wurde, und nach den nordwestdeutschen Verkehrsgebieten zu liegen die Kleinodien der niedersächsischen Bau- und Bildnerkunst aus den ersten Jahrhunderten unsers Jahrtausends. Während Deutschland sonst in wenigen Gebieten eine durch Jahrhunderte hindurch ununterbrochne Entwicklung aufweist, sehen wir hier an die romanische Kunst der Kaiserzeit sich die jüngere Kunst der Blütezeit des Bürgertums anreihen, an die Paläste die Rats- und Bürgerhäuser. Daher der Reichtum an Denkmälern, die sich auf sechs Jahrhunderte verteilen. Gleich die alte Kaiserstadt Goslar ist so reich an Baudenkmälern und Denkmälern alter Sitte und Lebensanschauung, besonders auch in den prächtigen Hausinschriften, wie wenig andre niederdeutsche Städte. Einige von seinen Fachwerkbauten gehören zu den besten ihrer Art. Seinem Marktbrunnen hat keine Stadt von dieser Größe etwas an die Seite zu stellen. Und dazu kommt nun das Kaiserhaus, dieser große romanische Profanbau, dessen Lage über der Stadt mit dem Blick in den Harz man der Beachtung jener kurzsichtigen Leute empfehlen darf, die den Sinn für das landschaftlich Schöne oder Große zu einer Entdeckung des letzten Jahrhunderts stempeln wollen. Goslar hat es mehr als andre Städte dieses Gebiets verstanden, sich originelle Mauertürme, hübsche Stücke der Stadtmauer, die sie einst verband, dazu mächtige Thortürme zu erhalten. Man hat die alten Reste den neuen Bedürfnissen liebevoll angepaßt, was freilich leichter war in der verhältnismäßigen Ruhe, in die die alte Kaiser- und Bergwerksstadt seit lange zurückgesunken ist. Die Abtragung des Doms in den zwanziger Jahren unsers Jahrhunderts war ein starkes Stück selbstgerechter Biedermeierei, bei dem man es glücklicherweise gelassen hat, nachdem die eingeschlummerte Pietät für die Werke der Väter einmal wachgerüttelt war. Ich muß leider bekennen, daß mich die einst bewunderten Fresken aus der deutschen Geschichte im wiederhergestellten Kaiserhaus als eine nicht geringere, wenn auch besser gemeinte Geschmacklosigkeit angemutet haben. Was haben moderne Bilder, die immer zum Teil Tendenzbilder sein werden, an den alten Mauern zu thun, die an sich schon beredt genug sind?

Quedlinburg ist eine echt deutsche behagliche Stadt, die, man muß das gleich hinzusetzen, nie von einem großen Brande heimgesucht worden ist. Jetzt

Digitized by Google

eben fängt sie an, stärker über ihre Mauern hinauszuquellen, und da wird denn auch die Erneuerung im Innern stärkere Schritte machen. Es sind aber noch ganze Straßen in ihrer alten Enge und mit ihren Fachwerkgiebelhäusern erhalten. Die Häuser sind einfach gehalten, zu den stolzesten gehört noch das Geburtshaus Klopstocks mit seinem auf zwei Säulen ruhenden Erker. Aber sie sehen sauber und behaglich aus. Das Fachwerk giebt jedem Hause etwas Lebhaftes und Schmuckes und einen Halt. Es ist die einfachste und natürlichste Art von Verzierung. Der Schloßplatz und seine Linden, unter deren Dach schon der Knabe Klopstock gespielt hat, und mehr noch der engere Hof zwischen Dom und Schloß sind stimmungsvolle Räume, altstädtisch klein, aber behaglich. Diese Städte haben ja alle nicht den Raum für große Plätze. Wie wohlthuend sind die Formen des Doms, die zierlichen Gesimse, Bogenreihen, die Friese voll Ungeheuern und die formenreichen Kapitäle der rundbogigen Fenster! Aber wie schade, daß der Platz, der den einzigen ganz freien Blick über Stadt und Harz bietet, nach der Stadt hin mit Gärten besetzt und durch Gitter abgesperrt ist. Eine Vordrängung des Privatbesitzes, die nicht geduldet werden sollte. Quedlinburg ist eine berühmte Gartenstadt geworden, aber seine Anlagen sind noch mäßig. Es wäre aller Grund, mehr darauf zu verwenden, ehe die schönsten Plätze in Ackerfelder umgewandelt werden. Der Besitz eines schönen waldartigen Parks in der Nähe der Stadt kann den Wunsch nicht entkräften, die erhöhten Punkte um die Stadt, die die schönsten Blicke auf diese und den Harz bieten, zum Teil als Aussichtspunkte festzuhalten. Es ist zuzugeben, daß viele deutschen Städte hinreichend für grüne Erholungsplätze in unmittelbarer Nähe gesorgt haben. Ja, es gehört das Heranreichen des Waldes an die Städte zu dem Charakteristischsten in der Physiognomie des heutigen Deutschlands. Aber man hat in solchen rasch gewachsenen Städten wie Magdeburg oder Leipzig nicht hinreichend dem Erholungsbedürfnis der rasch zunehmenden Bevölkerung in der Nähe und auf allen Seiten Rechnung getragen. Immerhin sind auch in dieser Beziehung die deutschen Städte den amerikanischen und englischen weit voraus.

Halberstadt mit seinen malerischen Türmen liegt noch ganz in der Ebne, um so weiter ist die merkwürdig zusammengedrängte Gruppe der schlanken Turmpaare des Doms und der Liebfrauenkirche sichtbar. Da Halberstadts treffliche Lage und reiche Umgebung es auch in unsrer Zeit wieder zu einem blühenden Mittelpunkt erhoben haben, hat sich um den Kern schöner Fachwerkhäuser und um das malerische Rathaus eine moderne Stadt gebildet, deren Kern bezeichnenderweise der ziemlich weit abliegende Bahnhof ist. Das Umwälzende des Eisenbahnbaus hat mir in viel drastischerer Weise das nahe Sangerhausen gezeigt, wo der Bahnhof gerade neben den alten Friedhof gelegt worden ist, durch den nun die neue Bahnhofstraße erhöht mitten hindurchführt. Der Friedhof ist verlassen, er wird sich allmählich in eine öffentliche

Digitized by Google

Anlage verwandeln. Man sieht, wie das Antlitz der Stadt umgewandt worden ist. Man betritt sie jetzt von hinten. Daher der merkwürdige Gegensatz der hohen Neubauten am Bahnhof zu den kleinen Häuschen dahinter. Erst nach diesen folgt der Markt, der alle Anzeichen des Mittelpunktes einer kleinen Stadt trägt.

Hildesheim wird das niederdeutsche Nürnberg genannt. Ich finde diese Bezeichnung ganz ungeeignet. Hildesheim ist geschichtlich älter und hat zwei große Blütezeiten gehabt. Schon für den einfach Durchwandernden ist die Zahl hervorragender bürgerlicher Häuser in Hildesheim viel größer als in Nürnberg. Kein Dürer und kein Vischer haben hier gewirkt, aber die Hildesheimer Kunstblüte ragt in dem kirchlichen Werke viel weiter zurück, und die Blüte der Profanarchitektur in der Renaissance ist viel reicher, bunter; ich möchte sagen, und das Bild liegt in der Stadt des tausendjährigen Rosenstocks nicht weit, diese Rose hat viel mehr Blätter. Es ist gerade das Merkwürdige bei Hildesheim, daß die Kunstübung so um sich griff, daß im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert kein Haus gebaut oder renoviert wurde, dem nicht künstlerischer Schmuck zugefügt wurde. Das ist eins von den diesseits der Alpen seltnen Beispiele, wo die Baukunst und Bildhauerei als Kunst kein Luxus, sondern etwas Selbstverständliches geworden war. Nur darin erinnert Hildesheim an Nürnberg. Wenn man sieht, wie sich die Kunst dann auch in der Gegenwart wieder aufgerungen hat, und wie weit das neue, nach dem Bahnhof zu gewachsene Hildesheim von der Banalität der modernen Städte entfernt ist, dann erscheint uns das vom alten Bischof Bernward und seinen Gefährten eingesenkte Samenkorn als ein unvergängliches. Die Kunst ist einmal an diesem Orte groß gewesen, sie ist es wieder geworden und wird nie ganz verdorren. Und so ist Hildesheim für die Kunst geheiligt. Wenn ich zu bestimmen hätte, empfinge Hildesheim seinen aus dem jungen Schoß des absterbenden verjüngten tausendjährigen Rosenstock zum Siegel und zum Zeichen seiner tausendjährigen Kunstblüte.

Als Deutschamerikaner fühlte ich auf diesen Stätten den ganzen Segen einer alten ruhmreichen Geschichte. Um diesen Segen muß jeder unbornierte Transatlantiker die Alte Welt beneiden. Und gerade um diese Geschichte kraftvoller Herrscher, die im einzelnen tüchtig zu verwalten und des Ganzen zugleich in großem Sinne zu walten gewußt haben, müßte er eigentlich Deutschland besonders beneiden. Als Zurückgekehrter muß ich aber auch den Vergleich ziehen zwischen dem wenigen, was der Deutsche aus dieser großen alten Geschichte macht, und dem vielen, was der Amerikaner aus seinem bißchen Geschichte zu machen weiß. Ich habe gebildete Mitbesucher der Harzstädte kläglich unwissend gefunden. Ich werde darüber keine pädagogische Abhandlung zum besten geben, sondern nur meine Meinung aussprechen, daß die Schule zuviel von Themistokles und Cäsar, zu wenig von Heinrich dem Ersten und Otto dem Großen sagt, und

daß der Kaiser vollauf Recht hatte, als er gerade an den Betrieb des Geschichtsunterrichts an deutschen Schulen die bessernde Hand legen wollte. Der Deutsche, der die Geschichte seines Volks vernachlässigt, kommt mir wie ein Mann vor, der statt des edeln alten Weins, den er im Keller hat, Krätzer trinkt.

Wir haben zum Schluß Wolfenbüttel besucht, die Stadt Lessings. Wie klein ist hier das achtzehnte Jahrhundert in seinen Denkmälern. In Wolfenbüttel ist wohl die alte Bibliothek Lessings erneuert, und auch sonst sind manche Häuser neu errichtet oder aufgesetzt worden. Aber es ist doch im ganzen immer nur ein kleiner, enger, holpriger Eindruck, den das Städtchen macht. Gemütlich, aber beschränkt. Das kleine Haus gegenüber der Bibliothek, wo Lessing gewohnt hat, paßt in diese alte Stadt hinein. Es besteht nur aus Erdgeschoß, aber seine Zimmer sind geräumig, und ihre zopfige Ausschmückung ist nicht ungefällig. Und auf Lessings Tisch hat wohl dasselbe Grün hereingeleuchtet, das heute diese Oase in der Wüste des Schloßplatzes so freundlich macht. Das erleichtert uns. Aber immerhin erhält man von der isolierten Höhe, auf der ein Geistesheld steht, so recht einen Begriff, wenn man die Spurlosigkeit des Wirkens eines Lessing in Wolfenbüttel bemerkt. Außerhalb der Bibliothek keine Spur von ihm. Ich denke an die Eichen, die das Gestrüpp eines Auenwaldes niederdeutschen Flachlandes in stillem Stolz übertürmen, und unwillkürlich wächst Lessings Denkmal von Rietschels Meisterhand in den Braunschweigischen Anlagen, eines der schönsten Dichterdenkmäler der Welt, in meiner Erinnerung angesichts Wolfenbüttels empor.

Man hat uns als Ort beschaulicher Ruhe zum Rasten von eindrucksreichen Ausflügen die anhaltische Sommerresidenz Ballenstedt empfohlen. Ballenstedt ist aber vom Bahnhof her eine der häßlichsten, kleinlichsten Städte, die man sich vorstellen kann, und entwickelt sich erst auf der entgegengesetzten Seite nach Westen zu einer reizenden Residenzstadt mit Hoflieferanten, Pianofortelager, Hofbuchhandlung, Wiener Café. Die einen Kilometer lange Allee zum Schloßgarten giebt dem Ganzen sogar eine gewisse Größe. Und wenn man oben angekommen ist, steht man einem Riesenbau gegenüber, der den einfachen Namen trägt Großer Gasthof. Vor ihm spielt an den Abenden eine gar nicht üble Musik, aber die haute volée von Ballenstedt hält es nicht für guten Ton, zuzuhören. Einige Gymnasiasten und Dienstmädchen sind die einzigen, die der ganz guten Musik ihr Ohr leihen. Herren, die die Distinktion darin suchen, daß sie ein Glas in die Augenhöhle klemmen und nach dem Parfüm ihrer Frau riechen, zum Hof gehörig oder pensionierte Generale, gehn laut sprechend auf und ab, verhandeln aber beim Schall der Musik keine harz-anhaltischen Staatsangelegenheiten, sondern den Erwerb eines nahen Grundstücks durch einen Gärtner.

Der beste Teil einer solchen Residenz ist immer der Schloßgarten. Deutschland weiß gar nicht, welchen Segen es in seinen vielen Hunderten von Schloß-

Digitized by Google

gärten hat. Auch viele Gärten kleinerer Besitzer, Grafen und Freiherren, sind dem Publikum geöffnet und sind sehenswert. Erst dieser Tage habe ich die Stolbergischen Schloßgärten in Roßla und Wernigerode bewundert. Warum ist ein solcher Schloßgarten so ganz anders geartet als ein städtischer Park, das Erzeugnis der Millionenstiftung in einer amerikanischen Großstadt? Ich trete in den durchaus nicht anspruchsvollen Schloßgarten von Ballenstedt, und das erste, was ich sehe, ist eine prächtige Blutbuche, höchst geschmackvoll in grünes Laubwerk hineinkomponiert, und daneben auf dem Grasplatz eine gerade ihre veilchenblauen Blütentrauben entfaltende Paulownia, um deren Fuß sich ein Epheugebüsch in höchst seltsamer Weise ausbreitet. Ich sehe hier auch uralte Stechpalmen, eine süddeutsche Bekanntschaft. Worin liegt denn der Unterschied? Hier steht vor dem Schloß ein einfacher Granitobelisk im Blumenrondell, den der Herzog der letzten Herzogin von Anhalt-Bernburg, Friederike von Holstein-Glücksburg, gesetzt hat. Warum ist er soviel würdiger, ansprechender als alle die mühseligen Siegesdenkmäler, die ich die letzten Tage gesehen habe? Weil es der Gedanke eines einzigen Mannes von Geschmack ist, der hier Ausdruck gesucht hat. Und so ist es mit den Gärten. Das Auge eines Herrn, der nicht bloß sorgsam ist, sondern Geschmack hat, ruht auf diesen Bäumen. Ihm sollen sie gefallen, daneben ist ihre Betrachtung auch dem Publikum erlaubt, das aber ganz zufrieden ist, wenn es nichts dazu zu sagen hat. Nur ein geschichtlicher Zufall, wie er im Aufgeben eines breiten Festungswalles liegt, der Höhen und Tiefen zu Parkanlagen darbietet, hat städtische Gartenanlagen von originaler Schönheit ins Leben gerufen; oder aber die Nachahmung der Werke der Fürsten, wie in München. Die öffentlichen Gärten unsrer amerikanischen Großstädte haben alle etwas Kaltes, und außerdem gehören sie zu den bestmelkenden Kühen im Stalle unsrer munizipalen Politiker. Auch das giebt dem Freistaatenmann zu denken.

Geheimmittel

Eine Plauderei von Hermann Schelenz

Listig spielte im Paradiese die Schlange das Geheimnisvolle, womit der Baum des Erkenntnisses umwoben war, zuerst Frau Eva gegenüber aus; und zuerst fiel die Menschenmutter, dann ihr folgsamer Mann dem unseligen Drang zum Opfer, dem Geheimnis nachzuspüren. Unwiderstehlich reizte das Geheimnis den Jüngling, den schützenden Schleier vor dem Bilde von Sais zu lüften; das

Digitized by Google

Geheimnis des Weltmeers verlockte Kolumbus, sein Leben und das seiner Gefährten aufs Spiel zu setzen, und mit unheimlicher Gewalt zieht der geheimnisvolle dunkle Erdteil fort und fort den Menschen in seine gefährlichen Gebiete.

Von alters her ist der in den dunkeln Tiefen der Seele ruhende Drang nach dem Geheimnisvollen bekannt, und von alters her hat man diesen Trieb, im Guten wie im Bösen, ausgenutzt. Ihm entspringen der noch jetzt die üppigsten Blüten treibende Wunderglaube, der Mystizismus und der Okkultismus in seinen verschiedensten Gestalten; auf ihm baut sich das Adepten- und Rosenkreuzertum auf; das Geheimnis ist das Bindemittel, das die Freimaurerei zusammenhält; Geheimwissenschaft hieß der Köder, den der bekannte Sänger der Jobsiade, Kortüm, den Schalk im Nacken, an der Wende des vorigen Jahrhunderts seinen Zeitgenossen vorhielt, um sie durch eine zu gründende goldmachende Gesellschaft auf den Leim zu locken.

Auf dieselben Instinkte pochten und spekulierten die Magier des Altertums, das lichtscheue Ärzteproletariat des klassischen Roms, noch mehr aber die vor keiner Unthat zurückschreckenden Helferinnen in den Nöten des Lebens, die durch Horaz unsterblich gemachte

Canidia, die Natternbrut im Haargeflecht
Und rauhumlockten Angesichts,
Canidia, die grause, die mit gelbem Zahn
An unbeschnittnem Daumen nagt.

Selbst im Zeitalter der Aufklärung zwangen Abenteurer wie die Grafen St. Germain und Cagliostro die Elite ihrer Zeitgenossen in ihren Bann. Und obgleich die moderne Zeit in der wissenschaftlichen Deutung der wunderbaren Irrwege des menschlichen Geistes bedeutsame Schritte gethan hat, obgleich sie das Wesen des Hypnotismus, die unheimliche Macht der Suggestion systematisiert und rubriziert hat, obgleich es andrerseits der nüchternen Beobachtung gelungen ist, den Spiritismus als Unsinn, als Betrug zu entlarven, dem selbst geistige Größen wie Zöllner und Crookes zum Opfer fallen konnten, und an dem Männer wie du Prel mit Zähigkeit festhalten, trotzdem oder gerade deshalb werden tagtäglich Geister zitiert, die in harmlosem Spuk mit Guitarren bombardieren oder nichtige Nachrichten aus dem Schattenreich übermitteln; und trotz der Aufklärungen, durch die sich in medizinischer Hinsicht Männer wie Bock, Niemeyer und zahlreiche Vereine und Behörden verdient gemacht haben, finden kluge Frauen, mit Wasser und Lehm kurierende Geistliche, Schäfer und andre Kurpfuscher ungeheuern Zulauf, nicht nur aus den Reihen der misera plebs, sondern auch aus den Kreisen der geld- und geistgesegneten obern Zehntausend. Es ist unzweifelhaft die Aufgabe eines treusorgenden Staats, solchen Erscheinungen sein Augenmerk zuzuwenden und darauf zu sinnen, daß unter ihnen die salus publica nicht Schaden leide. In Bezug

Digitized by Google

auf die Geheimmittel hat er nach zwei Richtungen hin seine Thätigkeit zu entfalten. Gegen die erste Pflicht, das höchste Gut, Leben und Gesundheit seiner Angehörigen zu schützen, tritt die andre, den Säckel des Bürgers vor Ausbeutung zu bewahren, in den Hintergrund, und mit Recht hört er in erster Reihe die beratende Stimme der Ärzte. Daß die Geheimmittel thatsächlich Leben und Gesundheit der Bevölkerung ungebührlich geschädigt haben, ist meines Wissens nirgends bewiesen und zu beweisen auch nicht versucht worden — vielleicht weil man selbst fürchtet, den Beweis der Unfehlbarkeit der gesetzlich approbierten Arzneien anzutreten. Dafür daß die Geheimmittel, deren Kriterien man noch nicht einmal juristisch unanfechtbar in Worte zu kleiden vermocht hat, die Kasse der gläubigen Kranken wirklich ausraubten, ist man den Beweis auch noch schuldig geblieben.

Aber man bekämpfte sie. Man zog ihnen den Schleier vom Gesicht, verlangte Beigabe des Rezepts und Nennung des Preises — und vergaß, daß jede Arznei aus der offiziellen lateinischen Küche, ganz abgesehen von den unentwirrbaren ärztlichen Hieroglyphen, dem Laien ein „Geheimmittel" ist, dessen Preis mit dem kaufmännisch ermittelten Inhalt etwa in demselben Verhältnis steht, wie das von einem ärztlichen Koryphäen verlangte Honorar zu dem ebenso ermittelten Wert der nötigen Aufwendungen. Man übersah ebenso ganz und gar, daß die Verordnung auch ganz unschuldige Mittel traf und gelegentlich mit dem Patentgesetz kollidierte, das unter anderm zuließ, daß man für das bekannte Fiebermittel Antipyrin, von dem augenblicklich ein Kilo 15 Mark kostet, bis vor wenig Monaten, solange es durch Patent geschützt war, 105 Mark zahlte. Man richtet die ganze Strenge des Gesetzes gegen die Ankündigung von Geheimmitteln, die das Kainszeichen verdienen sollen, wenn sie als Mittel gegen verschiedne Krankheiten gepriesen werden — und vergißt, daß die Wässer der fiskalischen Heilquellen, deren Preise dem des „Quell"-wassers keinesfalls gleichen, sondern alle Merkmale angefeindeter Monopolwirtschaft an sich tragen, daß diese Wässer gegen eine Legion von Krankheiten helfen sollen, und zwar, offenbar auf Grund eines in ihnen wohnenden geheimnisvollen Fluidums, viel besser als die auf Grund genauster Analysen dargestellten Nachahmungen.

Entsprechen die erzielten Erfolge den gesetzlichen Maßnahmen? Je mehr der Strom eingeengt wird, desto mehr sucht er sich der unbequemen Fesseln zu entledigen. Wie die verbotne Frucht am besten mundet, so sucht das Volk um so mehr nach Befriedigung seiner berechtigten Wünsche, und es findet sie nicht mehr in den offiziellen Apotheken, deren Leiter als halbe Beamte eine Gewähr für das Medikament bieten, sondern in allen möglichen lichtscheuen Spelunken. Seit Urzeiten gab es Geheimmittel! Die erste Ärztin, die treusorgende Gattin und Mutter, hielt die lindernde Salbe, das heilende Kraut geheim; der Priesterarzt, den eifriges Studium zur Kenntnis einer wohlthätigen Arznei geführt hatte,

Digitized by Google

deren Kraft durch den persönlichen Einfluß des Arztes noch erhöht wurde, gab seine Wissenschaft nicht ohne weiteres preis, sondern er beutete sie zur eignen Ehre, zu dem Vorteil seines Klosters oder zu seinem eignen aus. Ganz ebenso gestaltete sich der Mensch den Zufall, der ihn zur Kenntnis verborgner Heilkräfte führte. Er beobachtete den Reiher, der mit Hilfe seines langen Schnabels seinem Genossen die Wohlthat eines Eingusses zu teil werden ließ, und erfand und nutzte das Instrument als Geldquelle aus, das man jetzt im Salon nicht nennen darf, und das, vielbesungen und umstritten, unter der Herrschaft des Sonnenkönigs auf dem Toilettetisch keiner Dame fehlen durfte. Er beobachtete, daß eine Schwalbe die kranken Augen einer andern mit dem Saft des Schöllkrauts netzte, und machte sich die Entdeckung zu nutze. Patroklus stillte das aus der Wunde des Eurypylos rinnende Blut mit einer nur ihm bekannten Wurzel; Augenärzte des klassischen Roms vertrieben ihre geheimgehaltnen Augensalben; der landgräfliche Leibarzt Dr. Magenbuch empfahl sein Pestantidot, aber er selbst erlag trotz dessen Gebrauch diesem Würgengel der Menschheit 1545 im Lager Karls V. bei Eichstädt. Der sogenannte Schwefelbalsam erfreute sich schon im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts eines unerhörten Ansehens; die Jesuiten nahmen keinen Anstand, das noch mit dem Schleier des Geheimnisses umgebne Fiebermittel der Neuen Welt, die wohlthätige Chinarinde, das Polvo de los Jesuitos, materiell auszunutzen; die Benediktiner, die Hauptförderer der Medizin, die schon auf dem Monte Cassino im Jahre 1022 eine Apotheke errichteten, setzten und setzen die Heilkraft vieler nur ihnen bekannten Kräuter zum Besten ihres Klosters in klingendes Gold um; das Hallische Waisenhaus deckte eine Menge seiner für Wohlthaten gemachten Ausgaben durch den Verkauf von Arzneimitteln; die warmen Quellen von Wiesbaden und Baden-Baden, in denen schon die Offiziere Cäsars Heilung suchten und zum Zeitvertreib Par et impar spielten, und von Wildbad, dessen Heilkraft badende Eber verrieten, wurden ungezählten Tausenden zur Quelle des Wohlstands; Liebig, den die Vorsehung auf das Studium des Fleischsafts führte, stand nicht an, seine Erfindung auszubeuten; Professor Knorr, Professor Mehring scheuen sich durchaus nicht, den goldnen Lohn einzuheimsen, den die Industrie ihnen für ihre Entdeckungen auszahlt.

Ist diese wirtschaftliche Ausnutzung des Wissens, das der nächste Augenblick schon wertlos machen kann, ungesetzlich, unmoralisch? Auf andern Gebieten hat niemand etwas dagegen einzuwenden. Verdient das geheimgehaltne Arzneimittel die Verfolgung? Auch im Reiche Äskulaps und Hygieas herrscht die Mode. Was heute vergöttert wird, wird morgen achtlos in die Ecke geworfen. Das Licht des angestaunten Wundermittels verblaßt vor dem vielleicht ebenso trügerischen Licht der neuen Panacee. Die meisten Geheimmittel, gegen die zu Felde gezogen wird, waren vor Zeiten von den Ärzten verordnet und nehmen in den alten Arzneibüchern eine geachtete Stellung ein. Die Zeit ließ ihren Ruhm verblassen, der von ihm zeugende Foliant wanderte in die Kammer

Digitized by Google

des ländlichen Schäfers, Schmiedes, des Scharfrichters, denen ihr Gewerbe die Beobachtung des Tieres zur Pflicht macht, und die der Landmann auch in eignen Leibesnöten um Rat fragt. Sie studieren und probieren, sie ziehen obsolete Mittel ans Tageslicht, sie machen Schule, oft ohne ihren Willen werden sie berühmt. So erstand das Tollwutmittel, das der große Friedrich, von dem Gedanken beseelt, für das Wohl seines Volks eintreten zu müssen, unter ganz denselben Erwägungen anzukaufen keine Bedenken trug, wie sie jetzt den Staat veranlassen, dafür Sorge zu tragen, daß dem Volke nicht sein Glaube an das Tuberkulin, sein Recht auf die Heilung durch dieses moderne, von seinem Entdecker anfangs ebenfalls geheimnisvoll gehütete Mittel, auf die Wutimpfung, auf Diphtherieheilserum usw. verkümmert werde. „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie!“ Zur Erklärung der Heilkraft der Medikamente reicht sie sicher nicht aus. Medizinische Theoretiker müssen ihr non possumus stammeln, wenn sie die Idiosynkrasie mancher Personen gegen sonst wohlstudierte Arzneimittel erklären sollen, wenn man sie nach dem Grunde der Heilwirkung homöopathischer Nichtse fragt; und trotz der unendlichen Fortschritte auf dem medizinischen Wissensgebiet werden Ärzte und Naturwissenschafter, je tiefer sie in die Geheimnisse der Schöpfung eindringen, vor Gottes unerforschlichen Wundern fort und fort ihr demütiges ignorabimus stammeln müssen.

Der kaltblütig rechnende und messende Rationalist belächelt die Kümmernisse des von Leiden gequälten Menschen. Ihm genügt, daß die Wissenschaft nicht helfen kann. Stark im Geist, hält ihn der Gedanke aufrecht, daß die ausgearbeitete oder fehlerhaft konstruierte Körpermaschine keine Reparatur mehr lohnt, daß sie den Weg des Fleisches gehn, sich in ihre Elemente auflösen muß. Der treusorgende Menschenfreund freut sich, den Schlußakt aufzuhalten, dem schwer Leidenden Hoffnung einzusprechen, ihm, gedenkend der Sirachschen Weisheit, daß Traurigkeit zu nichts nütze ist, Lebensfreude, Mut zu „suggerieren“; und siehe da: der medizinisch unheilbare, aufgegebne Kranke spottet der Wissenschaft. Im Frohgefühl der Hoffnung, die nimmer zu Schanden macht, nehmen die roten Blutkörperchen, medizinisch gesprochen, den Kampf mit den verderblichen Eindringlingen, klassifizierten und noch unbekannten Krankheit erregenden Bazillen auf und treiben sie zu Paaren; „der Kranke nimmt sein Bett und zieht heim,“ wie der von dem Seelen- und Körperarzt Christus geheilte Gichtbrüchige. Sollte es nicht Pflicht sein, dem Kranken das Recht auf Heilung in jeder Art, selbst durch Geheimmittel, wenigstens nicht zu verkümmern?

Wer „pfuscht“ außer den schon genannten Gewerbtreibenden im Gebiete der Heilkunst? Denken wir an die natürliche Entwicklung der Arzneikunst, erinnern wir uns, daß der erste Arzt entschieden eine Ärztin war, die fürsorgliche Gefährtin des Mannes, deren geschickte Hand die im Kampfe für sie davon getragne Wunde mit kühlendem, selbst angefertigtem Balsam verband,

Digitized by Google

oder die Mutter, die ihres Lieblings Krankheit, unterstützt von dem ihr von der Natur mitgegebnen Instinkte, heilte; erinnern wir uns, daß sie später diese Funktionen dem Arzte der Seele, dem Priester, dem ihr auch auf diesem Felde überlegnen Manne übertrug, so kann es uns nicht wunder nehmen, daß sich Frauen und Priester, als sich die verschiednen Stände weiter differenzierten, Eingriffe in die Heilkunst erlaubten und noch erlauben. Ebenso ist es völlig begreiflich, daß bei der Ausübung der Heilkunst durch diese Afterärzte Eigenschaften bei ihnen zu Tage traten, die sie in der frühern Zeit des Vertrauens als Arzt unwürdig machten, und die dazu führten, daß ihnen die ärztliche Thätigkeit entzogen wurde. Wohl sind Namen von Ärztinnen und Priesterärzten überliefert worden, die sich eines gewissen wissenschaftlichen Ansehens erfreuen, es überwiegen aber doch Thatsachen, die bei beiden einen Mißbrauch ihres Amtes zeigen.

Schon vor der meines Wissens ersten Medizinalordnung des Königs Roger von Sizilien, die auch Veranlassung nehmen muß, sich energisch gegen das Pfuschen der Mönche zu wenden, verbietet Papst Innocenz auf dem Konzil in Clermont im Jahre 1130, später in Reims, den Geistlichen die Ausübung der Arzneikunst; mittelalterliche Verordnungen sprechen sich den Frauen gegenüber ähnlich aus, und in einer „curieusen Hausapotheke“ (Frankfurt, 1700) findet sich ein Spruch, der mit kleinen Änderungen aus dem Regimen Salertinanum aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts übernommen ist:

Fingunt se medicos omnes — Idiotes, Sacerdos
Judaeus, Monachus, Histrio, Rasor, Anus,
Miles, Mercator, Cerdo, Nutrix, Orator.

Auch die jüngste Zeit bietet Belege für die geschilderten Zustände. In Salzburg haben die weltlichen Behörden den barmherzigen Schwestern das Anfertigen von Arzneimitteln verboten; vor wenig Monaten noch rief ein päpstliches Dekret den Geistlichen die oben erwähnten Verbote ins Gedächtnis; und das im Jahre 1869 von Rom aus wiederholt erlassene Dekret, das den Ärzten den Doktortitel versagt, wenn sie sich nicht eidlich verpflichten, den Kranken binnen drei Tagen zum Beichten zu veranlassen, zeugt eindringlich von dem Wert, den die Kirche auf eine innige Verquickung mit der Medizin legt. Es dürfte auch noch in aller Gedächtnis sein, daß eine hohe Dame durch die Tagesblätter um ein paar in der Neujahrsnacht geschossene Krähen bat, die zu einem Epilepsiemittel verwandt werden sollten; und allgemeine physiologische oder psychologische Erwägungen machen es erklärlich und entschuldbar, daß die schwache, einer Menge eingebildeter Krankheiten unterworfne Frauenwelt ein eingehenderes Interesse für die Heilkunde hat als der vom Kampf mit dem Dasein unendlich mehr in Anspruch genommne Mann.

Die Zeiten ändern sich, mit ihnen die Menschen, die sich in Bezug auf

Digitized by Google

ihre Schwächen und Leidenschaften allerdings auf kleine Modeänderungen beschränken, mit denen sich der Staat, so gut er kann, abfindet. Mit dem Kleidermodeteufel band er vor Zeiten an — er läßt ihn jetzt ruhig gewähren. Den Spielteufel schlug er nicht mit Beelzebub, aber er schickte — wie der Arzt die schwarzen Pocken mit den harmlosen Kuhpocken bekämpft — die staatlich konzessionierte Lotterie in den Streit, mit gutem Erfolg auch für die Staatskasse. Dem Glücksspiel um die Gesundheit kam er durch die Freigebung der Medizin entgegen, aber dem Drange, sich für sein eignes Geld irgend einen Wundertrank zu kaufen, legte Deutschland Fesseln auf, obgleich deutsche Behörden vor Zeiten Präzedenzfälle geschaffen haben, die keineswegs Schaden im Gefolge hatten, und obgleich die Nachbarstaaten mit ihren freisinnigen Anschauungen entschieden gute Erfahrungen verzeichnen konnten. Der oben genannte Schmalkalder Schwefelbalsam erfreute sich höchster Protektion. Kaiser Matthias und Ferdinand III. gaben ihm einen Freibrief. Die Thüringer „Olitäten" hatten ebenso wie die Tropfen der schlesischen Laboranten ihre verbrieften Privilegien; die Haller Arzneimittel erfreuten sich desselben Freibriefs zu Gunsten der Frankischen Anstalten und der Mission. Dr. Kiesow erhielt eine kaiserliche Erlaubnis, seine Augsburger Lebensessenz zu verkaufen, und so ließen sich eine Unmenge Beispiele vorführen. Das Volk hatte seinen Willen, der Erfinder des Mittels hatte Gelegenheit, seine Mühen in Geld umzusetzen, und der Staat ging auch nicht leer aus. Die moderne Zeit zeigt, daß auch andre Kreise an den Geheimmitteln interessiert sind. Die Engländer Morison und Holoway, die bekannten Fabrikanten der nach ihnen benannten Pillen — ich möchte einschalten, daß sich die Mehrzahl der Geheimmittel mit den Leiden des tyrannischen Magens beschäftigt —, sollen im Jahre gegen 20000 Pfund Sterling für Annoncen ausgegeben haben. Wahrscheinlich nicht weniger strich der Staat vorweg für sich ein. England macht nämlich (wie Frankreich) den Geheimmittelhandel von einer vorhergehenden Prüfung abhängig, für die man für das betreffende Mittel an den Staat eine Steuer entrichten muß.*) Er schützt durch diese Maßnahme den Bürger vor Schaden am Leibe und am Geldbeutel. Trotzdem bringt Galenus seinen Jüngern gelegentlich soviel Segen, daß die beiden eben genannten bei ihrem Tode, trotz vieler vorhergegangnen Stiftungen, den Armen Londons noch je fünf Millionen Pfund Sterling vermachen konnten.

---

*) In England betrug die Steuer für Patentmedizinen

im Jahre	1860	43692	Pfund Sterling	im Jahre	1890	217264	Pfund Sterling
„ „	1870	72353	„ „	„ „	1895	234881	„ „
„ „	1880	135366	„ „	„ „	1899	266404	„ „

Stünde in Deutschland der Konsum von Spezialitäten und Geheimmitteln im Verhältnis zur Einwohnerzahl und richtete man dieselbe Steuer durchschnittlich von zwei Pfennigen ein, so würde die Steuerbehörde eine Einnahme von rund 5640000 Mark im Jahre haben.

Digitized by Google

Gewiß bauen der Geheimniskrämer und der Geheimmittelfabrikant häufig genug auf Sebastian Brants Weisheit, daß die Welt betrogen werden will. Steht ihr aber der Staat im Kampfe gegen die Kurpfuscherei bei, so wird der Geheimnisteufel zahm, und erst dann wird man seinen Spenden zugestehn können, daß sie ebenso wenig Betrug sind wie das harmlose Nichts, das zu verordnen sich selbst der zünftige Äskulapjünger gelegentlich gezwungen sieht, ut aliquid fiat, damit der arzneigläubige Kranke beruhigt werde und gesunde.

Ein Tag bei Tolstoj

Eine Erinnerung

Es war kurz nach dem Schluß des medizinischen Kongresses in Moskau. Mit rauschenden, großartigen Festen waren die arbeitsreichen und für die Wissenschaft wichtigen Tage beendigt, und nach allen Himmelsrichtungen stoben die mehr oder weniger berühmten Teilnehmer auseinander. Mit vier Männern hatte ich besondre Freundschaft geschlossen. Der eine reiste nach Finnland, der zweite über den Kaukasus, der dritte hinter Konstantinopel. Der vierte aber forderte mich auf, mit ihm den Grafen Tolstoj aufzusuchen, mit dem gemeinsam er einen Freund betrauerte, über den er dem Grafen manches mitzuteilen hatte. Ich gestehe, daß ich dieser Aufforderung nicht ungern nachkam, und wir traten die Reise nach Jasnaja Polania an.

Dieser Ort liegt im Gouvernement Tula, zwei Werst südlich von Moskau und ist nicht weit von der großen Eisenbahnlinie entfernt, die die einstige Zarenstadt mit Sebastopol verbindet. Der Schnellzug braucht fünf Stunden, um die Strecke von Moskau bis Tula zurückzulegen. Die Landschaft ist weniger einförmig als in den südlichen Gegenden; die ungeheuern Getreidefelder wechseln wiederholt angenehm mit schönen Wäldern oder bläulichen sich am Horizont abhebenden Hügeln.

In unserm Wagen mischte sich noch ein russischer Arzt in die Unterhaltung, der noch ganz von den französisch-russischen Verbrüderungsfesten in Petersburg begeistert war.

Sie finden unzweifelhaft, daß Rußland ein sehr barbarisches Land ist?

Diese von ihm gestellte Frage habe ich mindestens ein dutzendmal in Rußland gehört. Es scheint, als wenn die dortigen Bewohner einigermaßen besorgt um den Eindruck wären, den ihr Land auf die verhältnismäßig wenigen dort reisenden Leute macht.

Wir konnten nicht umhin, uns etwas über die fast unglaublich strenge Art lustig zu machen, mit der die hohe russische Polizeiverwaltung jeden Fremden bewacht und beobachtet. So schlimm sind wir in Deutschland denn doch nicht daran, fügte ich hinzu.

Digitized by Google

Der Arzt schüttelte bekümmert das Haupt und plauderte dann rührend vertrauensvoll: Die Herren können sich trotzdem kaum vorstellen, wie bei uns die Polizei selbst die für nötig befundne Begeisterung der Menge regelt und die erlaubten Rufe dem treuen Volke vorschreibt. So hat sie erst neulich in Petersburg dem Volke den Ruf: „Es lebe Frankreich" direkt empfohlen und eingepaukt, während die Republik Frankreich beileibe nicht erwähnt werden durfte. Es ist auch genau danach gehandelt und gerufen worden. Allerdings hat sich das Volk den Genuß eines bis dahin streng verpönten Tonstücks erlauben können. Ich meine die schneidige Marseillaise. Du lieber Gott! Noch nicht lange ists her, daß dem Sänger dieses Liedes eine Luftveränderung in Sibirien sicher gewesen wäre. Und heute! Gott segne das heilige Rußland.

Tula ist eine durch ihre Waffenfabrikation bekannte Industriestadt. Wir hatten einige Mühe, durch die engen, schauderhaft gepflasterten und nur von einstöckigen Häusern eingeschlossenen Straßen zu kommen. Und dabei wohnen über hunderttausend Einwohner in Tula, denen nicht weniger als vierzig Kirchen und zwei Kathedralen zur Verfügung stehn.

Das Hotel jedoch, in dem wir einkehrten, konnte selbst weitgehenden Ansprüchen genügen, obgleich ich die Besitzerin niemals ohne die Cigarette im Munde sah. Die treffliche Dame versagte sich den Genuß des Rauchens auch nicht, während sie uns notdürftige Auskunft darüber gab, wie man am bequemsten nach Jasnaja gelangte. Qualmend sagte sie: Entweder benutzt man die Eisenbahn bis Kozlouska, um von dort aus noch eine kleine Stunde über Land zu gehn, oder man nimmt einen Wagen, der in zwei Stunden direkt hinfährt.

Wir beschlossen das letzte zu thun und fuhren am andern Morgen los. Gleich hinter Tula waren wir in einer förmlichen Wüste. Nichts ringsum als öde Steppen, soweit das Auge schweifte. Selten unterbrach eine Herde Kühe oder Pferde das einförmige — ich möchte fast sagen schwermütige — Bild. Endlich kamen wir durch ein Wäldchen, worin einige Bauernhütten, elende mit Stroh schlecht gedeckte Behausungen, standen. Kurz darauf sahen wir eine mit hohem Schornstein versehene Eisenhütte. Eine Schar sehr dürftig aussehender und wenig Vertrauen erweckender Arbeiter in roten Blusen verließ bei unserm Herannahen sofort die Arbeit, stellte sich am Wege auf und stierte uns mit blöder Neugier nach.

Die Straße ist nahezu verkehrslos. Nur selten begegneten wir einem mit Wassermelonen beladnen Bauernwägelchen oder einer der bekannten russischen Bettlergestalten, denen die Haare bis auf die Schulter herabwallen, Beine und Füße schlechterdings in Lumpen gehüllt sind, und die von Stadt zu Stadt irren, um sich dann und wann auf den Kirchplätzen der Städte in größerer Anzahl zu versammeln. Doch kaum war die Gestalt des bedauernswerten Menschen verschwunden, so umfing wieder trübes Schweigen die Landschaft, nur unterbrochen durch den gleichmäßigen Glockenklang unsers Gefährts.

Schnell eilte es über die schwarze Erde dahin. Dicht am Rande eines Gehölzes, das uns bis dahin durch eine Vertiefung des Geländes verborgen war, erhob sich plötzlich eine kleine Häusergruppe vor uns, gewissermaßen eine kleine Oase in der Wüste. Bald hatte unser Wagen den Waldessaum erreicht und fuhr zwischen zwei Steinreihen dahin, die ein Zeichen waren, daß wir uns einem kultivierten Privatbesitz näherten. Die Landschaft wechselte plötzlich,

Digitized by Google

und mit einemmal waren wir im herrlichsten Grün am Ufer eines von Weiden und uralten Eichen eingeschlossenen Waldsees. Der Kutscher hielt vor einem altertümlichen Landhaus. Wir waren bei Tolstoj.

Ein Diener meldete unsre Ankunft dem Hausherrn. In frühern Jahren war die Sache umständlicher, wenn sich dieser im Felde mit Pflügen oder ähnlichen körperlichen Arbeiten beschäftigte; aber jetzt hat er sie auf ärztlichen Wunsch unterlassen müssen.

Er kam sogleich aus seinem Arbeitszimmer und streckte uns beide Hände zu herzlichem Empfang entgegen. Seine Kleidung war einfach. Er trug eine lange grauleinene Bluse, die um die Hüften durch einen schwarzledernen Gurt zusammengehalten wurde. Tolstoj ist in seiner Erscheinung der ausgesprochne Typus eines Russen. Sein charakteristisches, von einem weißen Bart eingerahmtes Gesicht wird durch blaue frische Augen belebt, die von buschigen Brauen überschattet sind. Seine große breite Stirn zeigt den Denker. Er ist keineswegs groß, hält sich aber sehr aufrecht. Die Haare sind kaum ergraut, und trotz seiner neunundsechzig Jahre macht er in seiner straffen Haltung und seinem lebhaften Wesen einen fast jugendlichen Eindruck.

Er führte uns auf eine mit herrlichen Schlingpflanzen geschmückte Galerie, die zugleich als Gartenhaus und Eßzimmer diente. Der Samowar dampfte auf dem Tische, der Graf hatte Platz genommen und bat uns, uns selbst zu bedienen.

Jetzt trat die Gemahlin Tolstojs mit ihrer ältesten Tochter ins Zimmer, die von unsrer Anwesenheit keine Ahnung hatten, aber die Bekanntschaft war bald gemacht. Die Russen haben ein ausgesprochnes Talent für Gastfreundschaft. Man fühlt sich sofort heimisch. Die in Deutschland üblichen Komplimente und Phrasen sind dort gänzlich ausgeschlossen, und wir waren sehr bald in einer zwanglosen gemütlichen Unterhaltung.

Die Familie Tolstoj führt in Jasnaja das friedlichste, gesündeste Leben. Fern von dem lauten Treiben der Städte vereinigt tüchtige Arbeit Eltern und Kinder. Jeder thut sein bestes zur Erreichung des gemeinsamen Ziels, möglichst viel Gutes zu thun. Die Gräfin Tolstoj ist eine hochgebildete Dame, die mit großer Energie und rastlosem Eifer das materielle Wohl der Familie überwacht. Damit verbindet sie den vollsten Takt und die ganze Intelligenz, die die Originalität ihres Gatten erfordert. Seine Töchter, namentlich die älteste, zollen den Arbeiten des Vaters die größte, ehrlichste Bewunderung. Mens sana in corpore sano ist die Devise seiner täglichen Beschäftigung. Der Graf steht sehr früh auf und benutzt die Morgenstunden zu schriftstellerischen Arbeiten; dann unternimmt er seine regelmäßige Wanderung nach einem kleinen Flüßchen jenseits des Gehölzes. Hier hat er sich eine Badeanstalt errichtet und widmet sich mit großem Eifer der Schwimmkunst.

Um zwei Uhr rief uns die Mittagsglocke wieder auf die Galerie. Tolstoj ist streng bis zum Stoizismus, jedoch seinen Tischgenossen gegenüber von größter Duldsamkeit. Er selbst ist überzeugter Vegetarianer, zwingt jedoch selbst seine Angehörigen keineswegs, sich der Fleischnahrung zu enthalten. Während er mit seiner ältesten Tochter, seiner treusten Schülerin, den Hunger mit Champignons stillte, delektierten wir andern uns an einer vortrefflichen Gans.

Sämtliche Zimmer zeugten von großer Einfachheit und peinlichster Ordnung. Besonders interessierte mich das Arbeitszimmer des Dichters, ein kleiner,

Digitized by Google

schmuckloser Raum mit weißen Kalkwänden. An der einen Wand lehnte ein großes, stattlich gefülltes Bücherregal, während von einer andern zwei Fenster eine schöne Aussicht auf das frische Grün des Parks boten. Der Arbeitstisch des Dichters war mit Manuskripten bedeckt. Tolstoj war mit einem großen vielbändigen neuen Werk beschäftigt. Auf einem Seitentisch fand ich ein Kartenspiel. Tolstoj spielt öfters Patience, „um seinen Geist auszuruhen," wie er sagt. Es herrscht absolute Ruhe in dieser „Dichterwerkstatt," in der die meisten Werke des Bewohners geschaffen worden sind. Allerdings berührte mich manches seltsam. An der einen Wand schien die ganze Garderobe Tolstojs zu hängen, unter der eine stattliche Anzahl derber Stiefel Platz fand. Ein großer Korb mit Früchten ist bei dem Vegetarianer immer vorhanden.

Ich hätte gern noch in dem interessanten Raum geweilt, aber Tolstoj, der in seiner Bescheidenheit nicht ahnt, daß mancher gern das Arbeitszimmer eines namhaften Schriftstellers und trefflichen Menschen sieht, beeilte sich, uns die andern Räume seines Landhauses zu zeigen. Wir traten in das Nebenzimmer, wo die älteste Tochter des Dichters damit beschäftigt war, seine Briefe zu kopieren und zu registrieren. Der sich daranschließende Salon ist ein großer, heller Raum, dessen Wände ebenfalls nur einfach getüncht sind; als einziger Schmuck dient ein altes, vom Zahn der Zeit arg mitgenommnes Ölbild, das einen Ahnen des Dichters vorstellt. Auch die Möbel sind von der größten Einfachheit. Weder Teppiche noch Portieren schmücken den Raum. Der einzige Luxus besteht in zwei sehr schönen Flügeln. Tolstoj liebt die Musik leidenschaftlich. Er widmet ihr viel Zeit, vernachlässigt jedoch darum keineswegs die körperlichen Übungen. So spielt er im Sommer regelmäßig einige Stunden Tennis. Er findet dabei in seinen Kindern geschickte und behende Partner, die ihm aber keineswegs „über" sind. Ich habe dem Dichter bei diesem — mir ehrlich gestanden, nicht übermäßig sympathischen — Spiel zugesehen und mich überzeugt, daß der fast Siebzigjährige noch eine Gewandtheit und Unermüdlichkeit an den Tag legte, die bei einem großen Teil unsrer Jugend selten ist. Er spielte an diesem Nachmittage zwei Stunden fast ununterbrochen, während die Partner mehrfach wechselten. Tolstoj glaubt nicht, daß das landläufige Turnen an den verschiednen Geräten übermäßig gesund sei. Er schwärmt mehr für die gewöhnlichen nötigen Handarbeiten, nicht etwa für solche, die zur Herstellung bestimmter Gegenstände nötig sind, sondern für alle die Arbeiten, die wir für gewöhnlich unsern Dienstboten überlassen, wie Holzhauen, Feld- und Gartenarbeiten usw. Selten darf ihm der Diener eine körperliche Beschäftigung oder Anstrengung abnehmen. Ich selbst erfuhr dies. Als sich der Himmel plötzlich zu verfinstern begann, und schwere Regentropfen herniederfielen, wurde das Spiel eingestellt. Und da rollte der Graf selbst das Netz zusammen, zog die Pfähle aus und brachte eins nach dem andern an seinen Platz; langsam und geduldig, obwohl dem Barhäuptigen der Regen nur so herunterlief.

Ein Mann trat damals aus dem Gebüsch hervor und näherte sich thränenden Auges dem Grafen. Es war ein in Not geratner Bauer, der eine ihm günstig scheinende Zeit abgewartet hatte. Seine Hütte war tags zuvor von den Flammen vollständig verzehrt worden, und er erbat die Hilfe des Grafen, der sie ihm auch zusagte. Tolstoj ist im besten Sinne des Worts ein Vater nicht nur der Bauern des Dorfes Jasnaja Polania, sondern auch aller Bedürftigen im weitesten Umkreis.

Digitized by Google

Es ist eine alte Geschichte, daß man noch kein Urteil über einen Menschen hat, wenn man nur einen Tag als Gast unter seinem Dache geweilt hat. So war es mit uns, denn am andern Morgen früh mußten wir die Rückreise antreten. Immerhin darf man auch in einem solchen Fall den gewonnenen Eindruck für maßgebend halten, wenn der Wirt sich so gänzlich und ungekünstelt giebt, wie Tolstoj. Und — das gebe ich aus ehrlichster Überzeugung zu — ich habe mich von der Ernsthaftigkeit, Aufrichtigkeit und Herzensgüte des russischen Dichters im Verlaufe dieser kurzen Zeit mehrfach überzeugen können.

Dabei bin ich keineswegs ein eingefleischter Tolstojschwärmer. Fast schüchtern erkläre ich, daß ich seine berühmte „Kreutzersonate" für gräßlich albern halte. Aber ein Mann der That, ein Märtyrer für seine Ideen ist er. Er sieht sich allein und vereinsamt mitten im großen Rußland. Er wird vielfach gemieden, als hätte auch er mit der Pest zu thun gehabt. Selbst solche Nachbarn, die seine guten Seiten schätzen, wagen ihn nicht zu besuchen, aus Furcht, sich zu kompromittieren. Man ist soweit gegangen, einen Gouverneur von Tula, einen ausgezeichneten Menschen, mit dem sich Tolstoj befreundet hatte, aus demselben Grunde bald zu versetzen. Seine Korrespondenz wird sorgsam von der Polizei durchschnüffelt. Ist seine Frau auf Reisen, so interessiert sich die Spürnase der Polizei lebhaft für deren Briefe an den Gatten. Noch kurz vor meinem Besuch waren kleine, gänzlich harmlose, zur Unterhaltung und Belehrung des Volkes von ihm geschriebne Erzählungen von der Zensur verboten worden.

Tolstoj erträgt diese Verfolgungen mit der Geduld eines Denkers und Philosophen, dessen Geistesgröße über solche Kleinigkeiten erhaben ist. Und nichts kann ihn irre machen in seiner großen warmen Menschenliebe, die — das soll nicht verkannt werden — der Grundton seiner Lehren und Dichtungen ist.

Thüringer Märchen

Von J. H. Löffler

3. Der alte Habersang hat nie gelogen

An einer sanften Berglehne hatte der Wald einer Flurzunge ausweichen müssen. Aber zu beiden Seiten des da heraufsteigenden Flurteils hatte sich der Wald noch behauptet, sodaß sich das Ackervieh an den Rändern der Zunge beim Umwenden dann und wann ein Maul voll grünen Baumlaubes herablangte. Drunten im Grunde lag das Dorf. Und droben am Waldsaum stand ein altes kleines Haus; das nahm sich aus, als hätte es Wache zu halten an der Flurzunge und die Frucht gegen das Wild zu schützen. Aber das that das Haus nicht; es kümmerte sich weder um Hirsch noch Hase. Und das war den Tieren gar wohl bekannt, sodaß sie nah an dem Hause vorbeispazierten, als wohne ihresgleichen darin. In einer Art war

Digitized by Google

das ja auch so. Der Hausbesitzer war zwar kein Dachs oder Bär, aber doch ein Waldgenosse; denn er brachte die meiste Zeit seines Lebens im Walde zu. Er war Holzmacher und Köhler. Das waren auch schon sein Vater, Groß-, Ur- und Ururgroßvater gewesen. Der jetzige Hausbesitzer war jedoch der letzte seines Stammes; denn er hatte nur eine Tochter und eine Enkelin. Und mit denen ist es so gegangen im Leben, daß das Haus zuletzt leer stand. Aber mehr kann vor der Hand davon nicht gesagt werden, sonst wird aus der Geschichte nichts.

Wenn des Köhlers Frau ihm Essen in den Wald trug und ihm nicht weit von dem Meiler den Tisch deckte, das heißt das Tischtuch aufs Gras breitete und darauf anrichtete, daß es dampfte: da schmunzelte der Alte und hängte sein Tabakspfeifchen am dürren Zinken eines Baumstamms auf und legte sich neben das Gedeck, stützte sich auf den linken Ellenbogen und fing so gemütlich mit der Rechten an zu löffeln, daß sich seine Frau, die auf der andern Seite des Tisches lag und ihm zusah, so sehr freute wie damals, als ihr Enkelchen zum erstenmal den Löffel allein führte. Wenn der Köhler die Nacht bei seinem Meiler bleiben mußte, ging sein Weib oft erst nach Haus, wenn es zu dämmern begann. Bis zum Abschied suchte sie dann überall im Wald umher Kräuter — Heilkräuter für arme Kranke. Die Wissenschaft darum hatte sie von ihrer Mutter geerbt. Das meiste aber von ihrer Kräuterkenntnis erfuhr sie auf eine ganz merkwürdige Art.

Einmal auf dem Heimweg in der Dämmerung ging durch den Wald ihr zur Seite ein Mann in großem Mantel, mit einem breiten Gürtel um die Lenden und einem breitkrempigen Hut auf dem langhaarigen Kopf und mit einem Bart, der beinahe bis zum Gürtel reichte. Sie hatte gar nicht gemerkt, wie sie zu dieser Begleitung gekommen war, und als sie auf einmal angeredet wurde, wäre sie beinahe vor Schreck in die Erde gesunken. Aber der Mann redete ihr mit so gütigen Worten zu, daß sie sich bald ein Herz faßte und fragte: Wo wollt ihr denn hin? Darauf erwiderte der Fremde: Es kann dir nichts nützen, das zu wissen. Und wenn ich dir einen Rat geben soll, so frage mich nicht danach, wer ich bin, wo ich herkomme oder hingehe. Und wenn du mir folgst, so soll es nicht dein Schaden sein, denn ich kann mehr als Broteſſen. Darauf hat der Mann dem Köhlerweib von den Krankheiten der Menschen und von heilkräftigen Pflanzen, was hierfür und dafür gut, und wie dieser Thee oder jene Salbe zu bereiten sei, kurz so mancherlei Gutes mitgeteilt, daß das Weib auf dem kurzen Gang durch den Wald mehr gelernt hat, als mancher Student heute noch in einem Vierteljahr auf der Hochschule lernt. Freilich wars nur ein kurzer Gang; denn am Waldsaume, nicht weit vom Köhlerhaus, sagte der Mann: Auf Wiedersehen! Dann verschwand er im Walde.

Es traf auch ein, das Wiedersehen, nicht nur ein- oder zweimal, sondern öfter. Und wenn einmal die Köhlerfrau um Hilfe angerufen wurde wegen einer Krankheit, von der sie noch zu wenig wußte, und wenn sie sich dabei nicht zu helfen wußte, da fragte sie bei der nächsten Begegnung den fremden Mann darüber, und der wußte immer guten Rat. So kam es, daß die Köhlerfrau mit ihrer Wissenschaft nach Jahr und Tag gar sehr begehrt war. Und das war gut. Eines Tags brachten sie ihren armen Mann tot aus dem Walde getragen. Beim Holzfällen war er von einer stürzenden Buche erschlagen worden. Nun war sie eine arme Witwe und war mit ihrer Enkelin allein, weil ihr Tochtermann — ein Maurer — mit seinem Weibe in die Stadt gezogen war. Er hatte nicht mehr die Wege aus dem Köhlerhaus in die Stadt, wohin er auf die Arbeit ging, und nach Feierabend wieder zurück, machen mögen; und seine Frau, die

Digitized by Google

Köhlertochter, hatte auch gedacht, das Häschen würde sie lecken, wenn sie eine Stadtfrau wäre. Aber ihr Kind, das sechsjährige Käthchen, hatte nicht von den Großeltern lassen können, und auch diese nicht vom Käthchen. Und so war nun die Großmutter mit der Enkelin im Waldhaus übrig geblieben in rechter Einsamkeit. Sie trauerten gar sehr mit einander um den verunglückten Großvater, und es dauerte lange, ehe sich die beiden ein wenig an das Wittum gewöhnten.

Da war es nun freilich gut, daß der Heilruf der Köhlerwitwe immer größer wurde. Wenn sie auch sagte: Es kostet nichts! die Leute wußten aber, daß sies brauchte, und trugen der Doktorin Geld und Lebensmittel zu für ihre Hilfe, daß sie ihren kleinen Haushalt damit recht gut bestreiten und sich sogar den Ziegenstall ausbessern und ihre alte Ruhebank ein wenig aufpolstern lassen konnte.

Nun trug sichs zu, daß in der Stadt, wo der Maurer wohnte, eine ansteckende Krankheit ausbrach, und seine Frau auch daran glauben mußte und begraben wurde. Und die Großmutter und das Käthchen gingen auch mit zu Grabe. So war wieder großes Herzeleid über die beiden gekommen. Da war es nun, als würde die Liebe zwischen ihnen immer stärker, so stark, daß jedes von ihnen im Morgen- und Abendgebet ganz heimlich für des andern Gesundheit und langes Leben Gott besonders anrief. Der Maurer in der Stadt aber, Käthchens Vater, dachte nach dem Tode seiner Frau nicht mehr ans Beten. Er wurde leichtsinnig, geriet in unsaubre Gesellschaft und sah die Arbeit als eine Last an. Solchen Leuten schmeckt auch eine einfache Kost nicht mehr, und sie verfallen auf den Branntwein und allerlei Sondergelüste. So ging es auch dem Maurer. Er paktierte mit etlichen Wilddieben und kaufte sich eine Jagdflinte. Nun geriet er in ein gar unordentliches, wildes und gottloses Leben.

Einmal im Frühjahr — die Lerchen auf dem Felde und die Drosseln im nahen Walde sangen schon gar eifrig und fröhlich — sagte die Großmutter: Käthchen, ich spürs; ich werde krank. Und man weiß nicht, wie lange es dauert; du mußt das Melken lernen. Das Käthchen war damals erst neun Jahre alt; aber es lernte das Melken. Die Ziegen ließen es sich von dem Käthchen so gern gefallen wie von der Großmutter; es war ja der Liebling. Niemand konnte zärtlicher mit den Ziegenkindern umgehn als das Käthchen. Nach etlichen Tagen lag die Großmutter fest auf dem Lager. Das war nun eine schwere Aufgabe für das Käthchen, den Haushalt zu führen. Aber so jung und klein die Wirtschafterin war, so groß dünkte sie sich in ihrer Arbeit. Es wäre eine Lust gewesen, ihr zuzusehen. Aber es war ja niemand da, der ihr hätte zusehen können. Die Sorge um die kranke Großmutter konnte das junge Herzchen nicht überwältigen; denn je größer die Sorge wurde, desto größer wurde daneben die Wirtschaftsfreudigkeit und Gewissenhaftigkeit. Einmal gegen Abend wollte das Käthchen die Stube für die Großmutter hübsch warm machen, fand aber kein kleines Holz zum Anschüren. Da trat es an das Bett zur Großmutter und sagte: Du mußt ein bischen allein bleiben, liebe Großmutter. Ich will mir im Walde Reisig zusammenlesen zum Anschüren. Behüt dich Gott! Und wie ein Rehlein lief das Käthchen davon und in den Wald hinein. Es dauerte gar nicht lange, so trat sie wieder aus dem Walde heraus mit einer Tracht Anschürreisig. Da war es ihr, als ginge jemand hinter ihr drein, und als sie sich umsah, merkte sie, daß ihr eine Hirschkuh nachlief. Dem Käthchen paßte das nicht recht. Sie wußte selbst nicht, warum? bückte sich und hob einen Stein auf, nach der Hirschkuh zu werfen und sie in den Wald zurückzujagen, wohin sie doch eigentlich gehöre. Aber da stand, wie aus der Erde hervorgezaubert, der Mann mit dem großen Mantel, Gürtel, breiten Hut und

Digitized by Google

langen Bart und hob den Finger in die Höhe, sodaß dem Käthchen der Arm, *mit* dem sie zum Werfen schon ausgeholt hatte, herabsank, und der Stein zu Boden fiel. Käthchen! rief der Mann, wehre dem guten Tiere nicht! Es will deiner kranken Großmutter helfen. In verwichner Nacht hat ein Luchs dieser Hirschkuh das Kalb gefressen. Und nun will sie ihre Milch deiner Großmutter bringen. Du kannst ja das Melken; nimm das Tier mit nach Hause und melke es und gieb die euterwarme Hirschmilch deiner Großmutter zu trinken. Und thu das, so oft die Hirschkuh kommt, und grüß deine Großmutter von dem Manne mit dem langen Bart. So wird sie bald wieder gesund werden. Da war der Mann wieder weg. Fröhlich lief nun Käthe dem Hause zu, schneller, als es sich für sie mit der Reisigtracht schickte. Die Freude darüber, daß ihre Großmutter bald wieder gesund werden sollte, hatte ihr die Kraft verdoppelt. Als sie daheim die Reisigtracht abgeworfen hatte, stand die Hirschkuh neben ihr. Schnell holte sie den Stallschemel und den Milchkübel und machte sich ans Melken, und die Hirschkuh hielt still wie die älteste Ziege der Großmutter und bog sich auch noch etwas nieder, daß es der kleinen Melkerin nicht zu sauer werden sollte. Als nun das Melkgeschäft beendigt war, trottete die Hirschkuh wieder dem Walde zu, und Käthchen reichte der Großmutter die Hirschmilch und erzählte ihr alles und grüßte sie von dem Manne mit dem langen Bart. Da war es wahrhaftig, als würde es der Großmutter schon besser. Und sie freute sich und faltete die Hände und blickte gen Himmel. Die kleine Wirtschafterin machte nun Feuer an in dem großen Kachelofen, daß es bald schön warm in dem Stübchen wurde, und dann melkte sie auch die Ziegen. In dieser Nacht konnte das Käthchen so bald nicht einschlafen, obgleich sie sehr müde war. Bald mußte sie an die Hirschkuh denken, bald an den fremden Mann, bald an die Genesung der Großmutter, bald an den lieben Gott. Und so ging es in dem kleinen Wesen immer im Kreis herum, bis ihm endlich der Sandmann beistand mit seinem wohlthätigen Zauber.

Am folgenden Morgen, als Käthchen ausgeschlafen hatte und an das Fenster ging, um zu sehen, ob heute die Sonne scheinen oder ob es regnen werde, fiel ihr Blick auf die Hirschkuh, die schon draußen stand und gemolken sein wollte. Und Käthchen eilte, der Großmutter den warmen Heiltrank zu besorgen. So hatte ihr Tagewerk in Freude begonnen. Abends, als die Sonne untergegangen war, stellte sich das treue Tier wieder ein. Und so ging es am nächsten Tage wieder — und am dritten Tage? — da kam früh auch wieder die Hirschkuh und ließ sich geduldig melken, und abends wieder. Käthchen hatte sich dem guten Tiere erkenntlich und dankbar erweisen wollen und hatte ihm nach dem Melken jedesmal von dem Ziegenhafer ein wenig gegeben. Als sie nun am dritten Tage abends mit dem Hafer im Schürzchen kam, und das Tier noch da stand und darauf wartete, kam ihr Vater hinter dem Ziegenstall hervor mit seiner Flinte und legte schon an zum Schießen auf die Hirschkuh. Seit einiger Zeit war es ihm nämlich so gegangen, daß er öfter recht Hunger hatte leiden müssen. Nun ist es möglich, daß er sich heute herangedrückt hatte, um aus dem Hause seiner Schwiegermutter etwas davon zu bringen, oder daß er gedachte, die Hirschkuh wegzuputzen. Denn er hatte davon gehört. Als er das Gewehr anschlug auf das Tier, flog mit einem Schrei sein Kind hin und schlug mit seinem Fäustchen an die Flinte, daß sie auf die Seite fuhr und der Schuß an dem Tiere vorbeiging. In großen Sätzen eilte es dem bergenden Walde zu, und Käthchen, das vor Schrecken zitterte, setzte sich auf die Thürschwelle und weinte bitterlich. Der Esel aber, der falsche Jäger, stand da mit seiner Flinte und wußte sich vor Wut nicht zu helfen. Am liebsten hätte

Digitized by Google

er sein braves Kind geprügelt, wenn ihm dessen Tapferkeit nicht doch ein wenig Schrecken eingejagt gehabt hätte. So waren Vater und Kind vor einander erschrocken, jener im Bösen, dieses im Guten. Sehr schlimm ist es, wenn das in der Welt vorkommt.

Als sich Käthchen vom Schrecken ein wenig erholt hatte, erzählte es seinem Vater die Hirschkuhgeschichte, was es für ein gutes, treues Tier sei, und wie es mit der Großmutter von der Hirschmilch alle Tage besser werde. Da schob sich der Wilderer ab, nicht etwa in Scham, sondern mit einem bösen Vorsatz. Halt, dachte er, wenn das so steht, so kommt die Hirschkuh morgen abend wieder. Ich werde mich im alten Steinbruch, an dem sie vorbeikommen wird, auf die Lauer stellen. Das giebt einen guten Bissen zum Einsalzen. Die Alte hat nun so viel warme Hirschmilch getrunken, daß sie davon schon gesund werden kann. So ging er nun dahin in seiner Gottvergessenheit und Bosheit.

Am andern Abend — die Sonne schickte sich eben an zum Untergehn, und die Vögel sangen so schön, als wollten sie allen Sündern das Herz warm singen —, da schlich sich der böse Jäger, der es auf die gute Hirschkuh abgesehen hatte, in den alten Steinbruch auf die Lauer. Dann war die Sonne hinabgesunken, und aus dem Walde heraus trat schon die Dunkelheit und begann über der Flur hin einen feinen Schleier zu weben. Es kam wirklich die Hirschkuh harmlos und schußgerecht am Steinbruch vorüber. Wie der Blitz war die Flinte am Backen des Wilderers. Und wie der Blitz ward sie ihm aus der Hand gerissen und in die Luft geschleudert, und der Wilderer hörte nicht, daß sie wieder zu Boden gefallen wäre. Es war ihm auch beinahe Hören und Sehen vergangen. Vor ihm stand der Mann im weiten Mantel, mit dem breiten Gürtel, dem breitkrempigen Hut und dem langen Barte und hob den Finger auf. Unglückseliger! Du bist gewarnt von deinem eignen Kinde und unterfängst dich doch in deiner Verstocktheit, mein heiliges Tier zu morden! Fünf Jahre lang von diesem Augenblick ab sollst du zur Strafe als ein Hirsch im Walde dem Geschoß des Jägers ausgesetzt sein. Und nur, wenn nach Ablauf der fünf Jahre dich die Kugel eines Jägers ins linke Gehör trifft, wirst du wieder in einen Menschen verwandelt werden. Sollte dieser gute Schuß aber *vor* Ablauf der fünf Jahre erfolgen, so wirst du nur für den Rest der fünf Jahre verwandelt sein, und dann beginnen fünf neue Hirschjahre unter derselben Bedingung. Nach diesen Worten berührte der langbärtige Mann die Stirn des Frevlers mit dem Schlafapfel eines Rosenzweigs und verschwand. Der Berührte fiel zu Boden und versank in einen Schlaf. Als der Zauberschlaf zu Ende war, stand ein schmucker Hirsch auf und trottete in den Wald hinein.

Die fünf Jahre waren beinahe um; nur anderthalbe Stunden fehlten noch daran. Da kam der alte Förster Habersang den Fußweg am Waldsaum der Flurzunge herauf und schnurstracks auf das Haus der Köhlerwitwe zu. Die war vor fünf Jahren von der Hirschmilch rasch genesen, und es hatte ihr seitdem keine Ader wieder weh gethan. Und das Käthchen war nun vierzehn Jahre alt und ein scharmantes Mädchen geworden. Holla! rief der alte Habersang vor dem Fenster des Köhlerhauses, daß die Alte sofort das Fenster aufriß und die Hände zusammenschlug und rief: Ei dertausend! Der Herr Förster! Ist doch niemand krank im Haus? Da lachte der Förster und sagte: Diesmal nicht, liebe Frau. Ich muß einen Hirsch schießen. Unser Fürst bekommt Besuch, und da solls bei der Tafel auch Hirschhornsalat geben. Der wird aus dem neuaufgesetzten Geweih, das jetzt noch weich ist, gemacht. Das Hirschschießen paßt mir zu dieser Jahreszeit freilich gar nicht. Aber wenn ein so hoher Herr auch den tollsten Einfall hat, es hilft

Digitized by Google

nichts: unsereiner muß gehorchen. Da in dem Walde steht ein Kapitalhirsch; ich will mich jetzt auf den Anstand begeben, und da behaltet Ihr mir Euer Käthchen hübsch im Haus, daß sie mir den Kram nicht verdirbt! Behüt Euch Gott! Die Alte nickte freundlich, und der Förster schritt gemessen dem Walde zu. Als eine halbe Stunde darauf ein Schuß im Walde fiel, sagte die Großmutter zum Käthchen: Das wird wohl des Kapitalhirschen Letztes gewesen sein. Es wird sich gleich herausstellen, ob sie Recht hatte.

Der Kapitalhirsch war allerdings dem Förster Habersang angelaufen und der Kopf von ihm so aufs Korn genommen, daß die Kugel ins linke Gehör fuhr. Da war aber der Kugel die Macht genommen, und sie fiel aus dem Ohr heraus zu Boden. Der Hirsch aber war auf der Stelle liegen geblieben. Nun lud der Förster erst sein Gewehr, dann zog er den Genickfänger, um den Hirsch zu gnickfängen, d. h. abzustechen. Als er hinzutrat, lag anstatt des Hirsches ein Mann da; der erhob sich eben und rieb sich die Augen und gähnte, als sei er eben aus einem fünfjährigen Schlafe erwacht. Allehagel, was ist das für ein Benehmen von einem Hirsch! rief der alte Habersang. Von einem Hirsch, dem meine Kugel ins linke Gehör geschlagen sein muß? Solche Faxen muß ich mir als alter Jäger verbitten! Und dabei schüttelte er den Kerl an der Schulter. Davon wurde dieser nun richtig munter und sprach: Ach, Herr Habersang, Ihr habt mich erlöst von einer bösen Verwünschung. Ach, und mir ists so schlecht im Magen, wenn ich nur einen Schnaps hätte! Da schlug der Förster die Hände zusammen und rief: Plagt Ihn denn der Teufel? Ist Er denn nicht des seligen Köhlers Eidam, des Käthchens Vater — der ehemalige Maurer in der Stadt — der vermaledeite Wilderer und Erzhalunke? He?

Ja, der bin ich, sagte der Mann traurig, und es stand ihm der kalte Schweiß auf der Stirn. Aber wenn meine Verwandlung geraten ist, so will ich ein andrer Mensch werden.

Geraten ist? brummte der Förster. Er mußte es aber dem Manne ansehen, daß es ihm wirklich recht schlecht im Magen war, und sprach: Komm Er her und setz Er sich da auf den Baumstock und sag Er mir einmal, was das zu bedeuten und was es damit für eine Bewandtnis hat: „Verwandlung geraten ist," wie Er eben sagte.

Als sich der Mann gesetzt hatte, brachte der Förster ein Stück Brot aus seiner Jagdtasche und ein Glas und reichte ihm beides mit den Worten: Da, nimm Er ein Schlückchen Rotwein und eß Er einen Bissen Brot dazu, daß es Ihm besser wird! Nachdem das der Wilderer gethan hatte, fragte der Förster: Nun, wie verhält sichs mit der Verwandlung?

Der Verwandelte erzählte nun dem Förster seine Verwünschungsgeschichte haarklein, und seine letzten Worte waren: Ach, Herr Förster! Wenn die fünf Jahre nur ordentlich abgelaufen sind! Wenn nur der glückliche Schuß nicht zu früh gekommen ist, daß ich nicht wieder ein Hirsch werden muß! Denn ein Hirsch hats nicht gut. Wenn im Winter andre Leute am warmen Ofen sitzen mit ihrer Familie und sich gütlich thun an warmer Milch und Brot, da muß ein Hirsch frieren und Hunger leiden, daß ihm die Därme schnappen. Ach, Herr Förster, ich bin recht unglücklich!

Dem alten Habersang ging doch die Geschichte sehr nahe. Wenn er auch oft recht barsch und bärbeißig austhat den Leuten gegenüber, so war er doch ein grundguter Mann. Er reichte dem Unglücklichen, was er noch in seiner Jagdtasche zur Stärkung fand, und dann tröstete er ihn und versprach ihm, wenn die Verwandlung „perfekt" sei, wolle er ihm Arbeit in seinem Forst zuweisen und

Digitized by Google

schon für ihn sorgen. Apropos! setzte er hinzu, wenn seine Verwandlung doppelt ist, nicht bloß aus einem Hirsch in einen Menschen, sondern auch aus einem Erzhalunken in einen braven Menschen. Und damit basta!

Der Vollmond war aufgegangen und lachte die beiden Männer an als ein alter Schelm, gerade als hätte er sagen wollen: Schmiedet nur Pläne! Wir kennen das besser!

Noch nicht lange hatte der Förster Basta! gesagt; da stand der traurige Mann auf, gähnte, als würde er recht schläfrig, lief schwankend etwa hundert Schritte dahin und stürzte dann zusammen. Der alte Habersang schüttelte wie in Gedanken versunken den Kopf, ungefähr, als wollte er gründlich über etwas nachdenken. Dann stand er auf, um nach dem Manne zu sehen. Aber schon auf halbem Wege stand er still: wo der Mann gelegen hatte, stand der „Kapitalhirsch“ auf und lief davon. Die anderthalb Stunden der zu frühen Verwandlung waren schnell vergangen.

Der Herr Förster machte sich kopfschüttelnd auf den Heimweg und brummte: Mögen sie nun sehen, wo sie Hirschhornsalat herkriegen!

Danach waren wieder fünf Jahre vergangen, und der alte Habersang wurde in den Ruhestand versetzt, und sein Sohn wurde sein Amtsnachfolger und zog ins Forsthaus ein und pflegte da auch seines Vaters. Die wohlbetagte Mutter hatte das Zeitliche gesegnet. Eines schönen Abends saß der alte Habersang mit dem jungen Förster, seinem Sohne, auf der grünen Lehnbank vor dem Forsthause, und sie bliesen aus ihren langen Tabakpfeisen blaue Wölkchen in die Luft und sahen ihnen nach, wie sie zerrannen im Aufsteigen, und dachten dabei an das Leben des Menschen, wie das auch zerrinne, als ob jedes Jahr ein blaues Wölkchen aus der Tabakpfeife wäre. Auf einmal blies der Alte eine mächtige Wolke in die Luft und sagte: Junge, schaff eine Frau ins Haus! Die Dienstboten werden mir zu fahrig und unnütz. Da wurde der Sohn ein wenig rot über dem Hemdkragen und blies eine noch größere Wolke in den Abend hinein; aber er sagte nichts.

Das Käthchen im Köhlerhaus war unterdessen zu einer schönen, züchtigen Jungfrau herangewachsen. Und eines Tags führte sie der junge Förster in schmucker Amtstracht, den Degen an der Seite, goldne Tressen am großen grünen Hut, in die Kirche und ließ sich mit ihr trauen. Darüber hatte der alte Habersang eine so große Freude, daß er auf der Hochzeit einen Reihen mit dem Käthchen tanzte und dabei Vivat! rief.

Die Großmutter wurde vom Käthchen mit ins Forsthaus genommen samt ihren Ziegen. So war es gekommen, daß das alte Köhlerhaus verlassen stand. Aber der junge Habersang nannte es seine Waldwinne und kehrte zum Frühstücken oder der Erinnerung wegen oft da ein und hat es gut im Stand erhalten bis auf den heutigen Tag.

So oft der pensionierte Förster in kleiner, auserlesener Gesellschaft sein Abenteuer mit dem „Kapitalhirsch“ zum besten gab und dabei den Unglauben in den Gesichtern in der Runde sah, fügte er immer sehr ernsthaft hinzu: Der alte Habersang hat nie gelogen!

Digitized by Google

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Arbeitermangel in der Landwirtschaft. Die Erntearbeiten dieses Jahres haben fast überall in Deutschland unter dem Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitskräften schwer zu leiden gehabt und vielfach einen Notstand im schlimmsten Sinne des Worts gezeigt. Wenn auch anzunehmen ist, daß der besonders hohe Grad der Kalamität in einer übertriebnen und deshalb vorübergehenden Steigerung der industriellen Produktion seinen Grund hat, so giebt er doch Veranlassung, das schon seit Jahren gestellte Verlangen, die Erhaltung einer ausreichenden Arbeiterbevölkerung auf dem Lande zum Gegenstande kräftiger Staatsfürsorge mit großen Mitteln zu machen, gerade jetzt auf das bringlichste zu wiederholen. Die Frage ist in den Grenzboten oft genug in diesem Sinne besprochen worden. Es kann darauf im allgemeinen verwiesen werden, aber bei der sich namentlich in Preußen neuerdings aufdrängenden Notwendigkeit, den in der Landwirtschaft vorhandnen wirklichen Notständen schnell und nachdrücklich zu Leibe zu gehn und so den übertriebnen Forderungen der Agrardemagogie wirksam einen Damm zu ziehn, erscheint es angebracht, mit einigen Worten auf die Sache zurückzukommen.

Im 20. Heft der Grenzboten (Jahrgang 1899) ist auf Grund der Berufszählung vom 14. Juni 1895 eine Übersicht über den Stand und die Verteilung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte im Deutschen Reiche und über die seit 1882 eingetretnen Veränderungen gegeben worden. Es hat sich dabei gezeigt, daß zwar die Zählung im ganzen genommen keine bedenkliche Verringerung der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte erwiesen hat, daß aber ihre Verteilung in hohem Grade ungleichmäßig und unzweckmäßig war, daß es hier eine landwirtschaftliche Entvölkerung, dort eine landwirtschaftliche Übervölkerung gab. Es ist sehr zu bedauern, daß trotz der Wichtigkeit der Sache der Bundesrat die mit so ungeheuern Kosten durchgeführte Berufszählung vom Juni 1895 zur genauern Erforschung der Arbeiterverhältnisse, soweit eine Zählung dazu verhelfen konnte, nicht ausgenutzt hat. Nicht einmal der Umfang der sogenannten Sachsengängerei und der Verwendung ausländischer Arbeiter in der deutschen Landwirtschaft ist nachgewiesen worden, was doch nahe genug lag, ohne bedeutende Mehrarbeit geschehen konnte und für die im Dezember 1895 vorgenommne Volkszählung eine überaus wertvolle Unterlage zu weitern Feststellungen gegeben hätte.

Wenn man jetzt, wie verlautet, daran geht, Vorbereitungen zu treffen, um bei der im Dezember 1900 vorzunehmenden Volkszählung der landwirtschaftlichen Wanderarbeit und überhaupt den Arbeiterwanderungen mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, so wird hoffentlich den Regierungen die Unterlassungssünde von 1895 gehörig aufs Gewissen schlagen, denn bei einer einzigen Volkszählung im Winter, wo die Sachsengänger zu Hause auf der Bärenhaut liegen und die ausländischen Arbeiter meist zurückgewandert sind, kann nicht viel herauskommen. Aber überhaupt ist, wie schon wiederholt hervorgehoben worden ist, mit solchen großen allgemeinen Zählungen für unsre Frage wenig gedient. Um den Thatbestand des Arbeitermangels, seine Ursachen und die durchaus nicht schablonenhaft überall anzuwendenden Mittel dagegen zu erkennen, müssen Spezialerhebung und Enqueten im Anschluß an die Zählungsergebnisse der Statistik vorgenommen werden. Dazu aber ist die Statistik in Preußen ganz ungenügend organisiert, d. h. viel zu sehr zen-

Digitized by Google

tralisiert. Solange man sich in Preußen nicht entschließt, für die einzelnen Regierungsbezirke — die Provinzen sind schon zu groß und meist auch viel zu verschiedenartig zusammengesetzt — statistische Stellen zu schaffen, die in unmittelbarer Fühlung mit den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen arbeiten können, wird die Statistik den Lokalbehörden zwar sehr viel unnötige Schererei machen, die Zentralbehörden aber gerade in so wichtigen Fragen, wie die hier erörterte, ungenügend orientieren. Der neue Minister des Innern in Preußen findet in der Organisation der amtlichen Statistik eine sehr dringende und lohnende Aufgabe vor, und an Beispielen, was gemacht werden muß und gemacht werden kann, fehlt es ihm gewiß nicht, wenn er sich die Leistungen kleinerer Staaten ansieht. Vorläufig wird er aber wohl andern Beispielen folgend auch in dieser Beziehung einfach fortwursteln lassen.

Diese Bemerkungen sind nicht so beiläufig, wie sie scheinen können. Es fehlt der Regierung in Preußen gerade für die große Aufgabe des Kampfes gegen die Entvölkerung des platten Landes und gegen den landwirtschaftlichen Arbeitermangel an Organen, die in der Lage sind, die örtlichen Verhältnisse unmittelbar zu beobachten und zu verstehn, dabei aber auch durch eine besondre statistisch-volkswirtschaftliche Schulung und Stellung gegen die Übermacht der örtlichen Einflüsse und Vorurteile gewappnet sind. Tüchtige statistische Generalstäbler bei den Bezirksregierungen im dauernden Zusammenhange mit der statistischen Zentrale als dem großen Generalstab würden die Wirkung der einseitigen Interessenvertretung in unsrer sogenannten Selbstverwaltung auf dem Lande wett zu machen wesentlich beitragen können.

Die staatlichen Maßnahmen gegen die Landflucht sind nun einmal die größte, schwierigste aber auch die dringendste soziale Reform, vor der wir stehn. Alles, was sonst heute in sozialer Beziehung zu reformieren ist, tritt weit dahinter zurück und hängt in seinem Enderfolg zum guten Teil von der Sozialreform in der Landwirtschaft ab. Müssen wir in Handel und Gewerbe größere Ruhe und Mäßigung im Fortschritt empfehlen, in der Landwirtschaft können wir nur zu schneller, energischer Aktion drängen. Aber freilich jede Aktion, die nicht als wirkliche Sozialreform geplant und durchgeführt wird, muß das Übel größer statt kleiner machen. Wer die Landflucht bekämpfen will, indem er nicht die Hebung und Sicherung der Lage der ländlichen Arbeiterschaft zum Ziel nimmt, sondern einseitig im Dienst des wirtschaftlichen Klasseninteresses der Grundbesitzer billige und willige Arbeitskräfte an die Scholle zu „fesseln" bezweckt, der paßt zu dieser Sozialreform wie der Bock zum Gärtner. Wie es mit der sozialen Gesinnung in der Selbstverwaltung auf dem Lande im preußischen Osten steht, darüber haben wir auf Grund eigner Wahrnehmungen, die wir in unsrer ostelbischen Heimat unter Bekannten, Freunden, Verwandten und auch amtlich zu machen reichlich Gelegenheit und immer das regste Interesse gehabt haben, in den Grenzboten unsre Überzeugung oft recht deutlich ausgesprochen, zuletzt bei der Besprechung der Landtagsverhandlungen über die Anträge Gamp und Szmula vom 10. und 11. Februar dieses Jahres (Heft 9). Wer von dem ostelbischen Junkertum, wie es jetzt unter den Einflüssen der Agrardemagogie im Bunde der Landwirte und der aristokratischen Fronde gegen den „neuen" Kurs in so ausgesprochnem Selbstbewußtsein das Haupt erhoben hat, die gutwillige, rechte Durchführung der Sozialreform, um die es sich hier handelt, erwartet, der kennt entweder die Sache nicht, die durchgeführt werden muß, oder die Menschen nicht, die sie durchführen sollen. Wenn in den Städten, in Handel und Gewerbe die Staatsgewalt bei den sozialen Reformen der Anwalt der Arbeiter

Digitized by Google

sein mußte gegen die Unternehmer, so muß sie das hundertmal mehr bei der Sozialreform auf dem Lande sein. Die preußische Regierung steht jetzt am Scheidewege: entweder bleibt sie wie bisher der Anwalt der ostelbischen Großlandwirte und Großbauern gegen die „Leute," dann bereite sie der Slawisierung des Landes beizeiten und systematisch die Wege — oder sie will das Land deutsch erhalten, dann übernehme sie entschlossen und vor allem ehrlich die Vertretung der Leute gegen die Herren. Vielleicht wird sie heute für die Reformen, die nötig sind, den Boden noch günstiger finden als in den nächsten Jahren. Die Leutenot brennt jetzt den Beherrschern der ländlichen Selbstverwaltung auf die Nägel und macht sie geneigt zu Konzessionen, aber vor allem: schon beginnt wieder die Hausse in den Bodenpreisen, schon fangen die etwas bessern Körnerpreise an, die reinliche Geldwirtschaft im Arbeitsverhältnis wieder begehrenswert zu machen und die Rückkehr zu patriarchalischen Beziehungen zu erschweren. Wenn es nicht bald gelingt, die Vollmachten zu einer durchgreifenden innern Kolonisation für den Staat gesetzlich zu erlangen, so werden die heute nach Staatshilfe gegen die Landflucht schreienden Besitzer erst recht nicht für die Hergabe des nun einmal ganz unerläßlichen sehr reichlichen Areals zur Ansiedlung einer deutschen, dinglich wie persönlich völlig freien Kleinbauernschaft und Landarbeiterschaft zu haben sein. Die Lage der deutschen Arbeiter im Osten kann nur erträglich gemacht werden, wenn ihnen die Aussicht eröffnet wird, bei Fleiß und ordentlicher Wirtschaft mit der Zeit zu einem eignen Landbesitz zu gelangen, der jede thatsächliche Hörigkeit zu einem Herrengut aufhebt und sie zur selbständigen Teilnahme am Gemeindeleben und an der Gemeindeverwaltung befähigt. Es ist eine lächerliche Farce, heutzutage deutsche Familien vom Vater auf den Sohn an unveräußerliche, unteilbare und nicht zu vergrößernde Zwergwirtschaften, von denen sie nicht leben können, fesseln zu wollen, außerhalb jedes Gemeindeverbands und sie für immer anzuweisen auf die Fronarbeit bei der „gnädigen Herrschaft." Dazu müßte in Ostelbien ein ganz andrer Geist wehn als der unsoziale, illiberale und dabei durch und durch manchesterliche Geist des preußischen Junkertums von 1900. Nur die innere Kolonisation im größten Stil mit Aufwendung von Hunderten von Millionen aus Staatsmitteln kann die Sozialreform auf dem Lande zum erwünschten Ziele führen und das Land im Osten dem Deutschtum erhalten.

Die liberale Stein-Hardenbergische Reformarbeit ist da wieder aufzunehmen, wo sie zu Gunsten des Großgrundbesitzes seiner Zeit unterbrochen wurde, aber nicht zu ersetzen durch Miquel-Möserische vielleicht patriotisch empfundne, aber doch ganz unmögliche und unzeitgemäß reaktionäre Phantasien. Wir sind die letzten, die die Großbauern- und Rittergüter im Osten missen möchten, selbst die wirklichen Latifundien, soweit sie zur Zeit vorhanden und fideikommissarisch gebunden sind, soll man im wesentlichen unangetastet lassen. Aber im Durchschnitt sind die Ritter- und Bauerngüter bei uns viel zu groß. Es ist ihnen gegen die eigentliche Tendenz der Stein-Hardenbergischen Reform viel zu viel vom Gesamtareal überlassen worden. Für die Entwicklung einer kräftigen Kleinbauernschaft und eine mit ihr zusammenfließende grundbesitzende Landarbeiterschaft ist kein Platz geblieben; die Allmenden, Wald und Weide sind den Rittergütern und Großbauern zugefallen, wenn nicht rechtlich, so doch thatsächlich. Jetzt werden die Folgen der Unterlassungssünden fühlbar. Möge man den preußischen Gaul nicht von Herrn von Miquel beim Schwanz aufzäumen lassen, sondern im Sinne der großen Reformatoren vor neunzig Jahren, wie es die Natur will, vorn. Für eine Million selbständiger deutscher Landwirte ist auch bei ausgiebigster Schonung der Latifundien, Ritter-

Digitized by Google

und Großbauerngüter im Osten noch Platz. Aber der Boden muß von Staats wegen zur Besiedlung frei und bereit und mobil gemacht werden.

Nur kurz möchten wir noch hinweisen auf die Ungeheuerlichkeit, heute im Wege der sogenannten „Repression“ den ostelbischen landwirtschaftlichen Unternehmern die Arbeiter an den „Dienst“ — von einer Scholle ist ja eigentlich nicht zu reden — „fesseln“ zu wollen. Wagt man es in dieser Weise, eine Klassen- und Interessenpolitik der Staatsgewalt zuzumuten, und ist diese schwach genug, demgegenüber ihrer Pflicht der Arbeiteranwaltschaft nicht ganz energisch zu genügen, nun dann würden selbst wir uns bekehren müssen zur Koalitionsdoktrin nach Bebel-Brentano-Berlepschischem Rezepte. Dann wäre diese immer noch das kleinere Übel, die weniger ausgesprochne Unvernunft. β

Philosophische Schriften. Das wissenschaftlich wertvollste unter den Erzeugnissen der „Denkerei,“ die uns heute vorliegen, dürfte das Buch von Wilhelm Bender sein: Mythologie und Metaphysik. Die Entstehung der Weltanschauungen im griechischen Altertum. (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff], 1899.) Der Verfasser zeigt, wie im mythischen Stadium des Denkens das praktische Interesse allein herrscht, in Indien dieses praktische Interesse auch noch in der spekulativen Periode vorwaltet, sodaß die indische Metaphysik zur Erlösungslehre wird, bei den Griechen zuerst und allein das theoretische Interesse, die Welt zu erkennen, wie sie ist, durchbricht, bis Plato und seine Jünger den Glauben ans Jenseits lehren und damit eine neue Mythologie schaffen. Plato enthält, wie Bender überzeugend nachweist, schon so ziemlich die ganze mittelalterliche Theologie. In einem sehr wesentlichen Punkte stimmen wir vollständig mit dem Verfasser überein. Das Interesse an der Bildung uralter Weltanschauung, schreibt er Seite 12, „verbindet sich mit dem Interesse an den Weltanschauungen, die heute unter uns um die Palme streiten und die gebildete Gesellschaft der Gegenwart in verschiedne Lager teilen. Hier ist in der That nichts alt, was nicht auch neu wäre. Die Gedanken, welche sich die Menschen über die letzten Fragen gemacht haben, zeigen eine überraschende Verwandtschaft und Ähnlichkeit. Dieselben Motive müssen am Ende unter gleichen Bedingungen zu denselben Ergebnissen führen. Das, was sich ändert, was fortschreitet, ist die Erforschung und die Erkenntnis des Einzelnen in der Welt. Und insofern die Fortschritte der Einzelwissenschaften bei der Begründung und Formung der Weltanschauungen in Betracht kommen, werden auch sie in den Strom der Entwicklung hineingezogen. Dank der historischen Forschung haben wir heute einen tiefern Einblick in die Entstehung der supernaturalistischen Weltanschauung als ihr Begründer Platon; und zur Begründung einer natürlichen Welterklärung verfügen wir, dank der modernen Chemie und Physik, über andre Mittel als welche einem Demokrit oder Epikur zur Verfügung standen. Aber die Frage nach Ursprung, Gesetz und Zweck der ganzen Welt, welche das Leben der Menschen umschließt, ist in allen Jahrhunderten in im wesentlichen gleichen Formen gestellt und beantwortet worden.“ Auch wir sind der Überzeugung, daß, wie die Logik, so auch die Metaphysik seit den Tagen ihrer Entstehung keinen Schritt vorwärts gethan hat und ihrer Natur nach nicht fortschreiten kann. Trotz dieser Übereinstimmung in vielem einzelnen gehören wir einem andern Lager an als der Verfasser, der sich für die strenge Diesseitigkeitsansicht entschieden hat. Die Darstellung ist schön und anziehend, und an den bekannten Mythen und philosophischen Systemen der Alten werden höchst interessante neue oder bisher unbeachtete Seiten aufgedeckt. — Eine ganz andre Seite als Bender hebt Otto Flügel am Platonismus hervor

Digitized by Google

in seiner Studie: **Idealismus und Materialismus** der Geschichte (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Philosophie und Pädagogik. Langensalza, Hermann Beyer und Söhne, 1898). Der Platonismus sei dadurch verhängnisvoll geworden, daß Aristoteles den platonischen Ideen eine Bedeutung beigelegt habe, die sie ursprünglich nicht hatten, nämlich die von Möglichkeiten, die die Kraft hätten, ihren Inhalt hervorzubringen. Die letzten Konsequenzen aus dieser Idee der Idee habe Hegel gezogen, der den Begriff zur Ursache des Seins mache, und indem dieser Idealismus längst wissenschaftlich überwunden sei, vorzugsweise durch den Realismus Herbarts, so sei damit auch der auf Hegel fußende Marxismus abgethan. Die Verkehrtheiten der Hegelschen Metaphysik und der materialistischen Geschichtskonstruktion, mit der sich Marx und Engels als neue Kopernikusse gebärdet haben, werden mit wissenschaftlicher Gründlichkeit aufgedeckt und überzeugend nachgewiesen. Weniger geübte Leser wird es einigermaßen verwirren, daß der Verfasser den metaphysischen Idealismus bekämpft und den praktischen verteidigt, ohne an den doppelten Sinn des Wortes ausdrücklich zu erinnern, und daß der Unterschied zwischen Materialismus und Realismus nicht gehörig hervorgehoben wird. Der Inhalt der Schrift ist sehr reichhaltig; unter der Überschrift: Die philosophischen Grundlagen des Idealismus und des Materialismus in der Geschichte, wird unter anderm die Auffassung Rankes kritisiert und die Lamprechts*) dargelegt, der Darwinismus in der Ethik, der angebliche Fortschritt der Sittlichkeit durch Anpassung behandelt und der Versuch sowohl der aristokratisch wie der demokratisch gestimmten Seelen, ihre Auffassung der Ethik aus Darwin zu beweisen. Flügel widerlegt den Sozialismus um so gründlicher, je objektiver er ihn behandelt, und je gewissenhafter er ihm gerecht wird. — Als den Vater der kirchlichen Theologie erkennt auch L. **Reinhardt**, V. D. M. Plato an (in dem Buche: **Die einheitliche Lebensauffassung** als Grundlage für die soziale Neugeburt. Straßburg, bei Ludolf Beust, und Basel, bei C. F. Lendorff, ohne Jahreszahl), und gleich Flügel lehnt er den platonischen Idealismus ab. Er kann aber trotz all seinem philosophischen Wissen nicht ernst genommen und muß unter die Schwärmer gerechnet werden. Der Mann ist zu bedauern, denn er hat eine Fülle von gutem, ehrlichem Willen, Gelehrsamkeit und Fleiß auf das aussichtslose Unternehmen verschwendet, die Welt für ein Christentum ohne Jenseitsglauben zu gewinnen. Er sagt im Vorwort: „An die Stelle der dualistischen, innerlich unwahren, antik-heidnischen und mittelalterlich orthodoxen Weltanschauung muß die biblisch-christliche und modern-wissenschaftliche, einheitliche Lebensauffassung gesetzt werden, welche von dem heidnischen Götterhimmel und dem kirchlich überlieferten Jenseits nichts weiß, sondern auf Erden (in der wirklichen Welt) das Reich Gottes oder die Herrschaft der göttlichen Natur- und Geistesgesetze zu verwirklichen sucht.“ Wenn es kein Jenseits giebt, dann giebt es auch keinen Gott und kein Reich Gottes, und wenn unsre irdische Welt die einzige wirkliche Welt ist, dann ist auch Gott ein Phantasiegebilde. Die Verheißungen des Neuen Testaments bezieht Reinhardt mit den Chiliasten auf eine leibliche Wiederkunft Christi und ein auf Erden unter irdischen Menschen zu errichtendes Reich Gottes. — „Die Ansicht, daß diese physische Welt des Windes und des Wassers, wo die Sonne auf- und der Mond untergeht, unbedingt und ein für allemal das von der Gottheit Bezweckte und Geschaffne darstellt [darstelle!],

*) Diesen Begründer einer neuen Geschichtsauffassung verfolgt hier ein wunderbar hartnäckiger Druckfehlerteufel; der Name ist wohl fünfzigmal Lambrecht und, wenn wir recht gezählt haben, nur zweimal richtig gedruckt.

Digitized by Google

ist eine Ansicht, die wir nur in sehr primitiven Religionen finden, wie in jener der ältesten Juden.“ So sagt William James, Professor der Universität Harvard, in einem der Vorträge, die Dr. Th. Lorenz übersetzt und unter dem Titel: Der Wille zum Glauben und andre popularphilosophische Essays, mit einem Geleitwort von Professor Dr. Fr. Paulsen (bei E. Hauff in Stuttgart, 1899) herausgegeben hat. Wer nur die erste Abhandlung liest, wird die Übersetzung für überflüssig halten, weil das alles von deutschen Denkern schon weit besser gesagt worden ist, aber die andern vier enthalten viel Originelles und Beachtenswertes. Der Grundgedanke, um den sich die Betrachtungen von James bewegen, ist der, daß alle Theorien, auch die streng wissenschaftlichen, unsicher sind, daß ihre Annahme oder Ablehnung vom Willen, von der Gemütsrichtung eines jeden abhängt, also ein Glaubensakt ist, daß sich nur geistige Nullen einem solchen Glaubensakt entziehen können, daß es vernünftig ist, sich für einen Glauben zu entscheiden, der das Leben fördert und den Menschen beglückt, und daß der christliche Glaube ein solcher ist. Wir sollen daher den Mut zum Glauben haben, wie einer, der sich in den Bergen verstiegen hat, den Mut zu einem gefährlichen Sprunge haben soll, wenn ihn nur ein solcher retten kann; der Mut giebt die Kraft zum Sprunge. Wie man den Mut zum Glauben haben soll, so soll man auch den zum Leben haben. Dem Abergläubischen benehme gerade die Gewissensangst oft den Lebensmut und treibe ihn zum Selbstmord. Die Emanzipation durch Freigeisterei sei also bis zu einem gewissen Grade nützlich, d. h. bis sie nicht in den Aberglauben an eine unerbittliche und unabänderliche, gegen alles gleichgiltige und alles zermalmende Naturordnung umschlägt. Man solle weder aus Gott noch aus der Natur einen furchtbaren Götzen machen. Wer ganz kaltblütig überlege, daß es ihm frei stehe, in jedem Augenblick, wo es ihm beliebt, aus dem Leben zu scheiden, wen nicht die Angst vor dem vermeintlich Ungeheuerlichen der That um die Fassung bringe, der werde wahrscheinlich am Leben bleiben. Er werde sich vielleicht sagen: Willst doch vorher sehen, was die nächste Zeitung bringt! und so werde ihn die bloße Neugier, die Erwartung des Kommenden, die That von einem Tag auf den andern zu verschieben veranlassen. Dann möge jeder, der sich über unerträgliche Leiden beschwert, bedenken, wie unanständig es wäre, in einer Welt, wo es so viel Leiden giebt, allein ohne alles Leiden durchschlüpfen zu wollen. Wer aber zu den Mutigen gehöre, der denke schon gar nicht an Selbstmord; ihm bereite es gerade Genuß, die Widerstände kämpfend zu überwinden. Von den Waldensern, die zu Tausenden hingeschlachtet worden seien, und zwar zum Teil nach unerhörten Martern, habe kein einziger weder an Selbstmord noch an Nachgiebigkeit gedacht. Dazu bemerken wir, daß gerade ein Blick auf die heroischen Zeitalter die Zunahme der Selbstmorde in heutiger Zeit erklärt. Wirklicher Kampf weckt den Mut und die Kampfslust. Wer Wunden empfängt mit der Aussicht, dem Gegner wieder Wunden schlagen zu können, der denkt natürlich nicht an Selbstmord. Was in unsrer durchaus unheroischen Zeit zum Selbstmord treibt, das ist die Unmöglichkeit eines wirklichen Kampfes, die Zumutung, Tag für Tag denselben Druck unleidlicher Verhältnisse aushalten zu sollen ohne Abwechslung, ohne den Versuch eines offnen Widerstands und ohne Aussicht auf Besserung. Die unleidlichen Verhältnisse brauchen nicht gerade in Hunger und Prügeln zu bestehn. Eine vornehme Dame soll sich entleibt haben, weil ihr der Zwang, täglich viermal Toilette — und sonst nichts — machen zu müssen, unerträglich war. Aber darin hat James gegen die Pessimisten recht, daß eine Welt ohne Übel, die zugleich eine Welt ohne Mut, Energie und Kampf, eine Welt ohne Charaktere wäre, schlechter sein würde als unsre Welt voll

Digitized by Google

Leiden und Schlechtigkeit und voll tapfern Widerstands gegen beides. Freilich können wir uns eben deswegen — das ist der schwächste Punkt in dem gegen den Atheismus zu verteidigenden theistischen Bollwerk — keine Vorstellung vom Himmel machen. Der Himmel unsrer Sonntagsschulen, schreibt James Seite 146, „mit seinen weißen Gewändern und seinen Harfenklängen steht in dieser Hinsicht in einer Reihe mit dem frauenhaften Theetischelysium, welches Spencer in seinem Data of Ethics als das Endziel der fortschreitenden Entwicklung hinstellt. Taedium vitae ist das einzige Gefühl, das solche Schlaraffenländer in unsrer Brust erwecken.“ — Dem tapfern Christen lassen wir den leidenschaftlichen Feind des Christentums, Nietzsche, folgen. Mit ihm haben wir uns voriges Jahr ausführlich auseinandergesetzt. Das kleine Buch: Die Philosophie Friedrich Nietzsches von Henri Lichtenberger, Professor an der Universität Nancy, eingeleitet und übersetzt von Elisabeth Förster-Nietzsche (Dresden und Leipzig, Karl Reißner, 1899) hat unser Urteil in keinem Punkte geändert. Es zeigt sich in dieser kurzen Zusammenfassung der Nietzschischen Spekulationen und Phantasien nur um so deutlicher, worin die Krankheit Nietzsches besteht: an der Ich-Sucht ist er zu Grunde gegangen. Nicht am Egoismus im gewöhnlichen Sinne des Wortes; sinnliche Genüsse z. B. hat er niemals gesucht. Aber er sah und suchte in allem und in allen, z. B. in Schopenhauer und in Wagner, nur sich selbst; sich selbst erkennen und vollenden war sein Lebensziel. Höchst sokratisch, höchst christlich! Obwohl er ein Todfeind des Sokrates und des Christentums war. Vielleicht ist er das gerade dadurch geworden, daß er fühlte, wie ihn dieses gefährliche Element des Sokratismus und des Christentums ins Verderben zog. Die Wahrheit und nichts als die Wahrheit, auch wenn sie den Tod brächte, wollte er anfangs: d. h. er wollte in die Sonne schauen, anstatt die von der Sonne beleuchteten Gegenstände zu beschauen, sich selber wollte er schauen, während der Mensch sich stets unsichtbar bleibt und gleich dem Auge nur darauf eingerichtet ist, die Dinge außer ihm zu schauen. Dann, als er merkte, daß es nicht ginge, wollte er nicht mehr die Wahrheit, sondern das Leben um jeden Preis, auch um den, statt der Wahrheit nur Illusionen zu finden. Da aber der Mensch nun einmal nicht absolut, sondern nur ein bedingtes Wesen, nicht Gott, sondern Gottes Geschöpf ist, so erwies sich auch das Unternehmen, den eignen Willen zu verwirklichen, als eitel, und nun wollte er über sich selbst und die Natur hinaus, wollte den Übermenschen verwirklichen oder wenigstens vorbereiten. Der Übermensch aber, wenn man nicht einen ganz gewöhnlichen Unmenschen darunter versteht, ist ein undefinierbares Unding. Die Welt so erkennen wollen, wie sie ihr Schöpfer erkennt, und wenn man sieht, daß das nicht geht, aus der nun einmal gesetzten Weltordnung hinauswollen, ist ein wahnsinniges Unternehmen, das, wenn der Grübler nicht durch wohlthätigen äußern Zwang abgelenkt wird, unvermeidlich zum Wahnsinn führt. Das vierte Evangelium liebt den Ausdruck: die Wahrheit thun. Das bedeutet ohne Zweifel: durch Thun die echte Menschennatur, die göttliche Idee vom Menschen verwirklichen. Die Menschennatur besteht eben darin, daß der Mensch durch Wirken für andre, wobei er nicht an sich selbst, sondern in Liebe an diese andern denkt, sich selbst und Gott findet. Und bei solcher Selbstverwirklichung findet ein jeder auch so viel theoretische Wahrheit, als er braucht und fassen kann. Was Nietzsche mit der Herausgabe seiner Schriften für andre gethan hat, ist von höchst zweifelhaftem Wert, eine Art Pandoragabe. Wer in seinem theistischen Glauben feststeht und es zu einem festen Charakter gebracht hat, der liest Nietzsche mit Nutzen, denn es giebt wenig alte Wahrheiten, über die der geistreiche Mann nicht neues Licht verbreitet hätte. Für den Jüngling von un-

Digitized by Google

gefestigtem Charakter aber, dessen Ansichten über Gott und Welt noch schwanken, ist Nietzsche Gift. Dem Verfasser des Buches muß übrigens nachgerühmt werden, daß er nicht ein fanatischer, sondern ein besonnener Verehrer Nietzsches und ein objektiver Berichterstatter ist, und der Frau Elisabeth Förster-Nietzsche begegnet man immer gern. Sie ist eine wirklich bedeutende Frau, die mit männlichem Wissen und männlicher Energie die edelste weibliche Tugend: aufopfernde, hingebende Liebe, im höchsten Grade verbindet. — Nietzsches „Philosophie" kann man weder verstehn noch leben; die von Heinrich Lüdemann (Die Vorherrschaft des Geistes, religionsphilosophische und erkenntnistheoretische Aperçus. Berlin, Hermann Eichblatt, 1899) kann man sowohl verstehn als auch leben, wenn man sie annimmt. Ohne Einschränkung nehmen wir sie nicht an; so geben wir z. B. nicht zu, daß „die Willensäußerungen des natürlichen Menschen" unser „satanisches Subjekt" seien. Aber in vielem stimmen wir ihm bei, z. B. wenn er Seite 50 schreibt: „Will man wissen, ob jemand ein Egoist sei, so hat man nicht zu erforschen, ob er in seinen Handlungen Selbstbefriedigung suche, sondern man muß fragen, welcher Art das Ziel sei, an dem er seine Lust und Genugthuung finde." Der Verfasser fängt ganz abstrakt an und wird dann immer konkreter, veranschaulicht z. B. sehr hübsch die Seelenverfassung eines antiken Staatsbürgers an der eines niedersächsischen Bauern. — Zum Schluß teilen wir mit, daß Eduard von Hartmann soeben bei Hermann Haacke in Leipzig den ersten Teil einer Geschichte der Metaphysik herausgegeben hat. Die ausführliche Besprechung verschieben wir, bis der zweite, mit Kant beginnende Teil heraus sein wird.

Litteratur

Geschichte des Kolosseums. Von Heinrich Babucke. Königsberg i. Pr., W. Koch, 1899

Es ist merkwürdig, daß bisher noch niemand unternommen hat, die Geschichte des großartigsten und wunderreichsten Denkmals, das uns die antik-römische Welt hinterlassen hat, im Zusammenhange zu schildern; das Kolosseum lehrt uns nach einem Worte Paul Heyses, wie kein andres Bauwerk, die Kunst des Erinnerns. Wenn sich jetzt der Direktor des Altstädtischen Gymnasiums in Königsberg, Dr. Babucke, dieser Aufgabe unterzogen hat, so thut er es in einer Weise, die ihm den Dank jedes Gebildeten sichert. Sein Büchlein bietet weit mehr, als der Titel ahnen läßt, indem es uns einen merkwürdigen Einblick in die sittlichen Anschauungen und Wandlungen einer großstädtischen Bevölkerung während des Verlaufs zweier Jahrtausende gewährt. Auf Grund langjähriger gewissenhafter Forschungen weiß der Verfasser uns klar und übersichtlich die einstige Anordnung und Zweckbestimmung der einzelnen Teile des Gebäudes vorzuführen, in lebensvoller, farbenreicher Sprache von den blutigen Kämpfen, von der Entfaltung reichster üppigster Pracht und von dem wahnwitzigen Treiben der Imperatoren zu erzählen und sodann die Schicksale des Kolosseums in christlicher Zeit zu schildern, seine Zerstörung durch Erdbeben und menschliche Thorheit, seine Verwendung als Festung, Steinbruch und Kalkgrube, seine Einrichtung für religiöse Andachten aller Art, und endlich seine Wieder-

Digitized by Google

herstellung und wissenschaftliche Erforschung in neuster Zeit. Ich würde dem Verfasser für seine mühevolle Arbeit keinen schönern Lohn wünschen können, als daß jemand im Anschluß an die von ihm gegebnen Grundlagen einmal unternehmen möchte, den tiefgreifenden Einfluß zu schildern, den das Kolosseum auf die künstlerische Phantasie der Renaissancezeit und auf ihre kunsttheoretischen Anschauungen ausgeübt und der sich frühzeitig auch schon bei deutschen Künstlern geltend gemacht hat, wie z. B. bei Hermann Vischer, dem begabten Sohne des Nürnberger Erzgießers Peter Vischer, der, wie uns seine in Paris erhaltnen Zeichnungen lehren, auf seiner Romfahrt im Jahre 1515 von der Schönheit des Baus mächtig ergriffen wurde.

Die Denkmalpflege in Frankreich. Von Paul Clemen. Berlin, W. Ernst und Sohn

Les longs souvenirs font les grands peuples! Dieses Wort Montalemberts sollte endlich in Deutschland mehr beherzigt werden. Die deutschen Regierungen und Volksstämme sollten sich endlich in vollem Maße bewußt werden, daß die Kunstdenkmäler vergangner Zeiten kein totes Kapital, sondern eine lebendig fortwirkende Kraft und ein unerschöpflicher Jungbrunnen nationaler Stärke, Gesittung und Wohlfahrt sind; sie sollten sorglicher darauf bedacht sein, sie zu erhalten und zu schonen, statt sie fortgesetzt leichtfertig von Habgier und Unverstand verwüsten zu lassen. Kein besserer Mahnruf hierfür konnte erscheinen, als das oben bezeichnete treffliche Buch Clemens, der uns in einem Spiegelbilde die ausgezeichneten Maßregeln, die in Frankreich zum Schutze der Denkmäler bestehn, und die dort im guten wie im bösen gemachten wertvollen Erfahrungen vorführt. Wir können unsers Raumes wegen Clemens Auseinandersetzungen nicht im einzelnen wiedergeben; aber wir dürfen mit gutem Gewissen die Überzeugung hier aussprechen, daß jeder, der sich mit dem Buche beschäftigt, von ihm gefesselt werden und tiefgehende Anregungen empfangen wird. Es strotzt gleichsam von Gelehrsamkeit und liest sich dennoch leicht und fließend, wie ein Roman; auch hier wieder erweist sich Clemen, der seit kurzem die Professur für Kunst- und Litteraturgeschichte an der Düsseldorfer Kunstakademie hat, als ein Mann von feiner und vielseitiger Bildung, von ungewöhnlicher Sachkenntnis und von einer erstaunlichen Beherrschung der Fachlitteratur. Möchten doch seine Worte nicht ungehört verhallen, sondern uns endlich den ersehnten wirksamern Schutz der heimischen Kunstschätze durch die öffentlichen Gewalten bescheren und damit das von Persius und andern mit unendlichen Mühen in das Leben gerufne Werk der Denkmalpflege zum äußern Abschluß bringen!

Zur Beachtung

Mit dem nächsten Hefte beginnt diese Zeitschrift das 4. Vierteljahr ihres 58. Jahrganges. Sie ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes zu beziehen. Preis für das Vierteljahr 9 Mark. Wir bitten, die Bestellung schleunig zu erneuern. Unsre Freunde und Leser bitten wir, sich die Verbreitung der Grenzboten angelegen sein zu lassen.

Leipzig, im September 1899

Die Verlagshandlung

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 064095431

Digitized by Google

A. M. ENGEL
HOFBUCHBINDER
PAPIERHANDLUNG
KIEL

Digitized by Google

Digitized by Google